V 172 + 189

" 252

BuA 271 f. VII. ~~[illegible]~~

165 72 (gesl.)

250 583 über [illegible]

(Vaubage-Kreis)

[illegible] Kreise ?

Leopold von Ranke's

Sämmtliche Werke.

Dreiundfünfzigster und vierundfünfzigster Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1890.

Ohne die am Anfange dieses Bandes befindliche Anzeige, Ranke's Weltgeschichte betr., sammt Bestellzettel, wird kein Exemplar des 53./54. Bandes von der Verlagshandlung zurückgenommen.

Leopold von Ranke's

Sämmtliche Werke.

Dreiundfünfzigster und vierundfünfzigster Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1890.

Zur eigenen Lebensgeschichte.

Von

Leopold von Ranke.

Herausgegeben

von

Alfred Dove.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1890.

Vorrede.

Mit dem vorliegenden Doppelbande findet die Ausgabe der sämmtlichen Werke Leopold v. Ranke's ihren Abschluß. Seine Weltgeschichte dieser Sammlung einzuverleiben, lag nicht in der Absicht des Verewigten. Statt dessen hat sich der Herr Verleger entschlossen, dieselbe in ihrer gegenwärtigen, glänzenderen Ausstattung den Besitzern der Werke zu einem wesentlich ermäßigten Preise anzubieten, worüber die diesem Bande vorgedruckte Geschäftsanzeige nähere Auskunft ertheilt. —

Gerade das weitführende Unternehmen der Weltgeschichte war es, was Ranke daran verhindert hat, der Summe seiner darstellenden Arbeiten Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens hinzuzufügen, in denen sich zugleich der allgemeine Gang der Begebenheiten des 19. Jahrhunderts als ein mitempfundenes Stück der universalhistorischen Bewegung wiederspiegeln sollte. Dem fühlbaren Mangel, soweit es angeht, abzuhelfen, ist der Zweck des vorliegenden Bandes.

Er beginnt mit dem, was an autobiographischen Aufzeichnungen wirklich zustande gekommen ist. Die beiden Dictate von 1863 und 1869, von denen das erste bereits dem Publicum mitgetheilt worden[1]), gewähren einen ziemlich vollständigen Ueberblick über die jugendliche Entwicklung bis zu dem Punkte, wo die eigene historische Thätigkeit des Autors anhebt. Die Aufsätze von 1875 und 1885 wurden je vorm achtzigsten und neunzigsten Geburtstage dictirt, weshalb der letzte vielfach an die früher[2]) veröffentlichte

1) Deutsche Rundschau, Jahrgang 1887, Heft 7.

2) S. W. LI/LII 592 ff.

Festrede anklingt, die er jedoch an Fülle und Bestimmtheit des Inhalts weit übertrifft. Beide setzen die Erzählung der persönlichen Lebensbegegnisse nur dürftig fort, während sie die Beziehungen der Studien und literarischen Productionen des Verfassers zu den Erscheinungen der Zeitgeschichte wenigstens im Grundriß darlegen. Sie erregen das Verlangen nach einer authentischen Ergänzung, welche durch die zweite Abtheilung unseres Bandes, über dreihundert ausgewählter Briefe aus den Jahren 1819—1886, in reichem Maße dargeboten wird.

Auch eine derartige Publication hat Ranke noch selber ins Auge gefaßt[1]); seine Anweisung, nur solche Briefe dazu auszusuchen, die des Aufbewahrens werth seien, diente bei der Composition der gegenwärtigen Sammlung zur Richtschnur. Was sich etwa doch von an sich geringhaltigeren Stücken darin findet, möge man mit der Absicht entschuldigen, die in den wichtigeren Schreiben berührten Verhältnisse, persönlicher oder sachlicher Natur, in einer gewissen Abrundung vorzuführen; statt lästiger Anmerkungen schien es gerathen, die Texte selbst einander gegenseitig erläutern zu lassen. Über den bedeutenden Eindruck des Ganzen kann kein Streit obwalten. Was Ranke von Johannes Müller sagt[2]), er habe durch seine Briefe am Ende mehr gewirkt, als durch alle seine Werke, wird sich freilich auf ihn selber glücklicherweise niemals übertragen lassen. Aber auch hier rauscht — um sein schönes Wort zu wiederholen — der ursprüngliche Quell des Geistes uns näher und vernehmlicher; auch in den Briefen Ranke's ist das individuelle Leben leichter zu fassen, um so mehr, als er in seiner Geschichtschreibung das eigene Selbst der gegenständlichen Wahrheit zuliebe geflissentlich zurückgedrängt hat.

Bekannt waren von den 329 hier versammelten Briefen bis jetzt nur die 31 an Carl Geibel gerichteten — eine Auslese aus dessen 1886 als Handschrift gedruckter Publication: aus den Briefen Leopold v. Ranke's an seinen Verleger —; sowie die 3 von Alfred v. Reumont empfangenen, die derselbe seinem Nekrolog auf Ranke[3]) in zerpflücktem Zustande eingeflochten. Alle übrigen waren bisher

1) S. unten S. 474.

2) Unten S. 272.

3) Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft, VII 608 ff. 1886.

ungedruckt und sind — mit verschwindenden Ausnahmen — durch die Bemühung der Hinterbliebenen zusammengebracht worden; wie denn die Briefe an Familienmitglieder, an Zahl 175, mehr als die Hälfte sämmtlicher Stücke ausmachen. Obenan stehen darunter: 73 an den Bruder Heinrich, überaus interessant für die Erkenntniß der inneren Entwicklung des Historikers, zumal des jungen; 65 an die Gemahlin, durch lebendige Schilderung äußerer Begegnisse ausgezeichnet; 25 an den Bruder Ernst, merkwürdig besonders in Bezug auf die höchsten Jahre. Gleich allen diesen wurden den Originalen entnommen: die 35 an den Freund Heinrich Ritter adressirten Schreiben, die Hauptquelle für die Geschichte der großen Studienreise; endlich jene an die drei vornehmsten Schüler — meine Gloire als Lehrer, wie Ranke selber sagt[1]): 22 an Waitz, 14 an Giesebrecht, 6 an Heinrich v. Sybel. Den Spendern der einen wie der anderen sei auch an dieser Stelle der erkenntlichste Dank dargebracht! Von den übrigen 43 Nummern entstammen die meisten, wie z. B. die anziehenden 12 an König Max, den Concepten oder zurückbehaltenen Abschriften.

Die sechs Abschnitte, in welche die vorliegende Briefsammlung chronologisch zerlegt ist, sind durch äußere Momente von einander geschieden: Berufung an die Universität, Aufbruch gen Süden, Rückkehr, Vermählung, Eintritt in den Wittwerstand; doch entspricht ihnen zugleich eine innere Gliederung, die für den Leser der Werke von Bedeutung ist. In der Frankfurter Periode sehen wir aus dem Hintergrunde philosophischer Ideen und klassischer Studien den Autor der romanisch-germanischen Geschichten hervortreten; die erste Berliner Zeit vergegenwärtigt neben dem Anfänger auf dem Katheder den Verfasser von Fürsten und Völkern; in Wien und Italien legt der Schilderer der serbischen Revolution den Grund zu künftigen Meisterwerken; zwischen Heimkehr und Hochzeit fällt außer der historisch-politischen Zeitschrift und den schulstiftenden historischen Uebungen die Schöpfung der Päpste und der Reformationsgeschichte; der Ehemann ist zugleich der Urheber der preußischen, französischen, englischen Geschichte und des Wallenstein, wie der Begründer der historischen Commission; den Wittwer-

1) Unten S. 532.

tagen sind die letzten Hauptschriften, vom Ursprung des sieben-jährigen Krieges bis zur Weltgeschichte, entsprungen.

Eben für diese spätesten Jahre, wo neben leidenschaftlich erhöhter Arbeitsamkeit der Fluß der brieflichen Kundgebung, wenn nicht spärlicher, doch einförmiger rinnt, thut sich willkommen noch eine andere Quelle der Mittheilung auf. Der vereinsamte Greis[1]) ergab sich dem Selbstgespräch des Tagebuchs. Auch aus den früheren Perioden fand sich im Nachlasse Ranke's eine Anzahl Hefte vor, die jedoch meist mit wissenschaftlichen Notizen angefüllt sind. Das Wenige, was darin der biographischen Theilnahme entgegenkommt, ist auf den ersten Seiten der dritten Abtheilung unseres Bandes zusammengestellt. Eine verhältnißmäßig reiche Ernte von Tagebuchblättern ließ sich dagegen für die Zeit von 1870—1885 gewinnen. Steht dabei die politische Reflexion im Vordergrunde, so wird man nur desto angenehmer überrascht; denn was an Äußerungen über die großen Vorgänge des 19. Jahrhunderts in anderen Bänden der Werke enthalten ist, reichte doch nirgend bis zu dieser Epoche.

Den Schluß des Bandes bildet eine kleine Nachlese verschiedenen Inhalts, die sich selber rechtfertigen mag. Die Erwiderung auf Leo's Angriff und der Entwurf zur Geschichte der Wissenschaften sind vorlängst gedruckt und wurden bei der Composition des vorigen Doppelbandes, in den sie hineingehört hätten, übersehen[2]). Die übrigen Nummern wurden erst neuerdings dem handschriftlichen Nachlaß enthoben. Ihre Zahl hätte sich wohl aus den Archiven oder den Registraturen der Behörden um einige weitere Gutachten und Denkschriften vermehren lassen; allein der Herausgeber blieb dem Grundsatze treu, nur solche Stücke in die Werke Ranke's aufzunehmen, welche der Meister selbst durch Aufbewahrung im Entwurf oder in Abschrift einigermaßen entschieden dazu bestimmt hatte.

Und so mag denn dieser, der persönlichen Erscheinung des

1) Vgl. unten S. 604.

2) Nicht — wie ein Recensent geglaubt hat — übersehen ist dagegen die Erinnerung an den General Clausewitz in der historisch-politischen Zeitschrift I 213 ff. Mehr oder weniger direct von dessen Wittwe verfaßt, zeigt sie weder innerlich noch äußerlich eine Spur von Rankischer Arbeit.

Verewigten geweihte Band der langen Reihe seiner Werke nachfolgen, wie der dankbare Hervorruf des Dichters die Kette der Scenen einer dramatischen Schaustellung schließt. Ranke selbst berichtet in den Briefen an seine Gemahlin mit unschuldigem Vergnügen als eine artige Schmeichelei die Worte seines Freundes Thiers: que je suis le plus grand historien de l'Allemagne et peutêtre de l'Europe, que je vois les choses présentes en historien[1]). Aber ernstlicher erfreut sein Herz jener andere Ausruf des Vicemasters vom Trinity College beim Festmahl in Cambridge: we admired him before, but now we see, that he is a good fellow![2]) Den ersten Spruch dürfte man seinen sämmtlichen Werken überhaupt, den zweiten diesem Schlußbande zur Aufschrift setzen.

Bonn, im November 1890.

Alfred Dove.

1) Unten S. 376.
2) Unten S. 391.

Inhalt.

I.

Aufsätze zur eigenen Lebensbeschreibung.

1. Dictat vom October 1863.

Vorwort.

Hier in Venedig werde ich ganz besonders an die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens erinnert. Wie viele Freunde und Gönner, die mir bei meinem ersten und zweiten Aufenthalt freundschaftliche Dienste erwiesen, konnte ich jetzt nur an ihren Gräbern besuchen; andere, die mir nahe standen, sehe ich in eisgrauer Gebrechlichkeit wieder, kaum zu erkennen gegen damals. Wie oft hat uns in den letzten Jahren zu Haus die Nachricht von dem Abscheiden bald des einen, bald des anderen Freundes erschreckt, auf dessen längeres Leben wir mit Sicherheit rechneten. Dann aber ist auch das meiste von dem verschwunden, was das Gedächtniß eines Jeden über ihn selber aufbewahrt; wie wir soeben bei Jacob Grimm erlebten, von dessen Beziehungen und Motiven ich gleich nach seinem Tode die wichtigsten Momente nicht in Erfahrung bringen konnte, die er selber ohne langes Besinnen mit aller Bestimmtheit mitgetheilt hätte. Entschuldigung genug, wenn ich ein paar freie Stunden dazu anwende, um einen Abriß meines Lebenslaufes, wobei mir mein Sohn Otto die Feder leiht, zu Papier zu bringen.

Jahre der Kindheit.

Schubert hat in seinem Leben den Eindruck geschildert, den ihm der Anblick der Gegend Thüringens, in der ich geboren wurde, bei dem Besuch meines väterlichen Hauses gemacht hat. Es ist ein Thal, das sich der güldenen Aue anschließt und häufig zu ihr gerechnet wird,

zwischen dem Kyffhäuser und dem Orlas, auf den beiden längeren Seiten von waldbedeckten Anhöhen umgeben, von der Unstrut durchströmt, die sich — denn einst war wohl alles mit Wasser bedeckt — am Fuße des Orlas einen Ausgang gebrochen hat. Seit langen Jahrhunderten aber ist es mit menschlichen Ansiedelungen bedeckt. Die historische Erinnerung reicht — denn das alte thüringische Königreich ist so gut wie vergessen — in die glänzendsten Zeiten der deutschen Geschichte unter dem sächsischen Hause zurück. Einige populäre Erinnerungen, die sich an die Ortsnamen knüpfen, halten Heinrich I. im Gedächtniß. Da ist vor allem das Kloster Memleben, Schöpfung und Sterbestätte der Kaiser, an jenem Durchbruch der Unstrut; die alte Burg Wendelstein, Kloster Roßleben, Kloster Donndorf und die kleine Stadt Wiehe, welche in der Urkunde des 11. Jahrhunderts als eine kaiserliche Veste bezeichnet wird. Hier in Wiehe, in einem von den Vorfahren ererbten Hause, wurde ich am 21. December 1795 geboren. Der Vater gehörte einer Familie an, die wir doch nur bis in die Hälfte des 17. Jahrhunderts genau verfolgen können. Die Vorfahren, die uns bekannt sind, waren alle Geistliche, meist in der Grafschaft Mansfeld.

Unser Stammvater war Israel Ranke, Pfarrer in Bornstedt, einem ansehnlichen Dorf unfern Eisleben, das von Bauern und Bergleuten bewohnt wird, nahe den Ruinen einer Burg der alten Grafen von Mansfeld, von der ein stattlicher Thurm erhalten ist. Israel Ranke hatte einen Bruder mit Namen Andreas[1]), welcher Pfarrer im Städtchen Hettstedt war, wo man in der Kirche ein Bild von ihm gefunden hat. Andreas war ein Gelehrter, der auf der Universität Leipzig einige Dissertationen verfaßt hat, die etwas Scholastisches in sich tragen, aber in die Fragen jener Zeit eingreifen. Eine Reliquie von ihm ist eine sehr ausgearbeitete Predigt, gehalten nach einem Brandunglück, von dem die kleine Stadt heimgesucht worden war. Sie ist mit einigen historischen Erläuterungen versehen, die ihr in den Augen der Einwohner noch immer einen gewissen Werth geben; sie hat einige Züge, die von Geist zeugen. Auch von Israel sind einige schriftliche Denkmale übrig, die aber nicht gedruckt worden sind. Er lebte ganz seiner Pfarre, welche er von 1671—1694 verwaltete. Das Kirchenbuch zeigt seine Züge in einer festen Handschrift. In seine

1) Ranke hat in sein Notizbuch noch die Thatsache eingetragen, daß sowohl Israel wie Andreas R. in Biering's Clerus Mansfeldicus (von 1742), der Hauptquelle für die obigen Angaben, als aus Wettin gebürtig bezeichnet werden.

Zeit fiel eine pestartige Krankheit, so daß er in die Lage kam, eine große Menge Todesfälle in dem Buche aufzuzeichnen; doch wurde das Pfarrhaus davon wie gar nicht berührt. Er hatte eine zahlreiche Familie, wie denn ein Denkmal in der Kirche einem seiner Kinder gewidmet ist, welches ihm starb. Den Stamm setzte sein Sohn Israel Ranke fort, der in dem benachbarten Wolferode das Pfarramt bekleidet hat. Von ihm ist ein Gebet übrig, worin er Gott um Segen für sein Wirken auch in den freien Künsten bittet, damit er den Menschen könne Nutzen schaffen; Worte von Einfachheit und Tiefe, wie sie nicht besser gedacht werden können.

Dessen Sohn war ein Johann Heinrich Israel Ranke, geboren 1719. Er war erst 6 Jahr alt, als sein Vater starb, der kaum so viel hinterließ, daß seine Wittwe leben konnte. Der Knabe wuchs in dem Hause des benachbarten Geistlichen, Decan in Dederstedt, auf, bis er in die Jahre kam, wo ein Lebensberuf ergriffen werden mußte. Da es an allem Vermögen fehlte, so gerieth man auf den Gedanken, den anschlägigen Knaben ein Handwerk lernen zu lassen. Es giebt dort in der Gegend manche Handwerker, welche sich bis nahe zur Kunst erheben; auch damals mag es solche gegeben haben. Der junge Ranke aber wollte nichts davon hören; er wollte werden, was sein Vater und sein Großvater gewesen waren, nämlich Geistlicher. Er entschloß sich kurz und gut, nach Halle zu wandern, um dort Aufnahme in die lateinische Schule des Waisenhauses nachzusuchen. Wir finden seinen Namen in dem Register der Schule 1733. Er wußte es zu erreichen, daß er in Halle und Leipzig studieren konnte, und gelangte zuletzt in die Pfarre des kleinen Dorfes Ritteburg, wo die Unstrut unmittelbar an dem Garten vorüberfließt. Dort hat er mehr als ein Menschenalter gepredigt. Er verheirathete sich mit einem Fräulein Eberhardi in Heckendorf, von welcher das kleine Besitzthum der Familie an uns übergegangen ist. Auch er selbst wußte sehr gut Haus zu halten und hatte einige Capitalien erübrigt. Vielen Kummer machte es ihm, daß er seine Pfarre als Emeritus verlassen mußte. Er that das nur, indem er sein Studierzimmer als sein Eigenthum reservirte. Er ist 1799 in Wiehe gestorben, wohin er sich, den Achtzigen nahe, zu seinem Sohne begeben hatte. Er war ein gelehrter Mann und hatte eine Menge Bücher hinterlassen, fast ausschließlich theologischen Inhalts, die mehr noch der ersten als der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehörten. Sie lagen auf unserem Boden zusammengehäuft; Classiker fanden sich beinahe keine darunter. Er scheint der orthodoxen Schule von Halle angehört zu haben. Der merkwürdigste Ueberrest

von ihm war eine hebräische Bibel und ein Exemplar der Septuaginta mit dem neuen Testament; sie waren mit einer lateinischen Interlinearversion versehen, die der Großvater mit kleiner, aber sehr leserlicher und sauberer Handschrift zwischen die Zeilen geschrieben hatte.

Mein Vater, Gottlob Israel Ranke, war, nicht ganz zur Zufriedenheit des Großvaters, auf der Universität Leipzig von der theologischen zur juridischen Facultät übergegangen, hatte in einigen kleinen Stellen am Harz gestanden und sich dann als praktischer Jurist in Wiehe niedergelassen, wo ihm von seiner frühverstorbenen Mutter ein Haus und ein kleines Landgut zufiel. Seine Thätigkeit war zwischen Bewirthschaftung dieses Besitzes und juristischen Geschäften getheilt. Er machte keinen Anspruch auf Gelehrsamkeit, war schlicht und einfach in seinen Sitten, von unerschütterlicher gläubiger Religiosität, wie er es denn zuweilen bereute, nicht auch Pfarrer geworden zu sein; dabei jedoch ein Mann, der in seiner Bildung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehörte, der Aufklärung nicht abhold. Auch uns wies er gern über die Schranken der Schule hinaus auf das Leben an; er forderte uns auf, fremde Sprachen zu lernen, auch die neueren, von denen jedoch ihm selbst keine Kunde beiwohnte. Er ließ die alten Stämme in dem Berge, der unser bestes Erbtheil war, ausroden und nutzbare Obstbäume an ihre Stelle setzen. Den Garten, den er erwarb, der aber mehr aus ein paar Teichen bestand, ließ er wirklich zu einem Garten umschaffen, die Untiefen verschütten und Bäume pflanzen, die er dann mit eigener Hand pfropfte. Seine vornehmste, unermüdliche Sorgfalt aber war der Familie gewidmet, die ihm allmählich aus einer gesegneten Ehe erwuchs.

Seine Frau, meine Mutter, Tochter des Rittergutsbesitzers Lehmike in Weidenthal bei Querfurt, war ihm in erster voller Jugendblüthe zugeführt worden. Sie bildeten ein unschuldiges, in allen körperlichen und geistigen Beziehungen gesundes Menschenpaar. Die Mutter war sinnvoll, geistig angeregt, nicht ohne einen gewissen poetischen Anflug, der dem Vater fremd war, jedoch minder glaubensfest als dieser, sehr gutherzig und überaus fleißig, unermüdlich thätig für die wachsende Familie. Die Besorgung der Küche, die Beköstigung der Tagelöhner, namentlich im Sommer, lag ihr ob. Später ging sie wenig aus. In ihren früheren Jahren hat sie wohl selbst ihren kleinen Erstgeborenen getragen, wenn sie mit dem Vater oder einer Freundin nach dem Berge spazieren ging; so im Frühjahr 1796, das, wie sie erzählte, besonders schön war. Noch lebte der Großvater im Haus, dessen letzte Jahre sie durch Fürsorge und jugendlich schöne Erscheinung erheiterte. Er

war der Meinung, daß Gott sie eigentlich für ihn ausgesucht und ihm zugeschickt habe, mehr noch als für den Sohn. Er war mein Taufpathe; und es ist fast meine erste dunkle Erinnerung, wie er einst, aus seinem Bette aufstehend, mir an dem nahen Tisch ein kleines Geschenk reichte. Er hat mir seinen Segen gegeben.

Von eigenthümlicher Merkwürdigkeit war der Zustand der kleinen kursächsischen Stadt, der wir angehörten. Sie war der Accise wegen vollkommen mit drei Thoren geschlossen, sehr klein, auch auf eine kleine Flur beschränkt. Bei weitem der größte Theil der Flur gehörte den beiden Rittergütern Ober- und Unterhaus an, welche die Freiherren v. Werthern besaßen, eine in diesen Gegenden seit dem 15. Jahrhundert angesessene alte Familie, die damals einige gelehrte Mitglieder zählte. Der Oberhofrichter Friedemann v. Werthern besaß eine große Bibliothek und ist zuweilen von den Professoren von Jena besucht worden. Er hat bei seinem Tode einige gute Stiftungen gemacht. Ich besinne mich noch auf das Geläute der Glocken bei seinem Tode und den Einzug seines Nachfolgers, des Domherrn v. Werthern, der ebenfalls als ein ausgezeichneter Mann betrachtet wurde und als sächsischer Minister in Dresden gestorben ist. Seine Mutter, seine Schwester und sein jüngerer Bruder, der aber nichts als ein bloßer Landjunker wurde, lebten im Schloß. Wir hatten wenig Verbindung mit ihnen, ausgenommen, daß die jungen Damen bisweilen die Mutter besuchten. Doch sind wir wohl auch zuweilen die alte Wendeltreppe hinaufgestiegen, um die verwittwete gnädige Frau — denn das war ihr Titel — zu begrüßen. Sie genoß die allgemeine Verehrung und machte den Eindruck einer würdigen und vornehmen, dabei jedoch anspruchslosen Persönlichkeit. Das Schloß hatte seine besondere Jurisdiction, deren Verwaltung ein Amtsschösser führte, welcher jedoch ein geschulter Jurist sein mußte.

Die Stadt bildete, hiervon abgesondert, ihr eigenes Gemeinwesen. Den Kern derselben bildeten einige alte Familien, die von den Rathmannen, welche aus früheren Zeiten erwähnt werden, stammen mochten. Damals trieben sie hauptsächlich Ackerbau, den sie mit kleinem bürgerlichen Gewerbe verbanden. Sie hießen Bremer, Köhler u. s. w. und schieden sich nach der Lage ihrer Häuser; so gab es „Köhler hinter dem Rathhause“, „Köhler in der Straße“, diese uns gegenüber. Sie hatten beide kleine Kramläden; der erste besuchte die Leipziger Messe, natürlich zu Fuß, und holte seinen Bedarf von daher. Besonders machten mir die ältesten Mitglieder dieser Familie vielen Eindruck; namentlich war da der alte Vater „Bremer an der Kirche“, welcher den Ruf

hatte, in sonst unheilbaren Krankheiten helfen zu können. Mir hat man versichert, daß er mich selber durch eine Art Besprechung einst vom Tode gerettet habe. Die Frau Köhler, von der ich häufig ein Loth Kaffee herüberholte, soll eine besondere Zuneigung zu mir gehabt haben. Einst fand man mich in ihren Armen beinahe erdrückt und riß das schreiende Kind mit Mühe von ihr los. Sie war bereits halb wahnsinnig und hat sich die Nacht darauf die Kehle abgeschnitten. Manches Dunkle und Geheimnißvolle hatten überhaupt diese alten Familien; in ihnen lebte neben jenen Erinnerungen an das sächsische Kaiserhaus auch das Andenken der Grafen von Rabenswald, einer Burg, von der sich mitten im Holz auf dem Berge noch Ruinen finden. Da sollte die alte Gräfin umgehen, den Kopf unter dem Arme, einen Schlüsselbund an der Seite; denn sie sei sehr haushälterisch gewesen. Auf diesem dunklen Hintergrund erhob sich jedoch ein sehr heiteres Leben und Treiben in der kleinen Stadt. Ein eigenthümliches Gepräge giebt ihr ein munterer Bach, der mitten hindurchläuft, dann, aus dem Schloßteich verstärkt, Mühlen treibt und durch das Rieth nach der Unstrut rinnt. Um den Bach bei seinen Uebergängen sammelten sich an Sommermonaten die Menschen; das Vieh, das eine jede Haushaltung hielt, wurde hereingetrieben, die Pferde, die vom Acker kamen, in die Schwemme am Teich geritten. Es gab vier Jahrmärkte — denn das Städtchen bildete zugleich einen Mittelpunkt für die umliegende Landschaft — wo sich fremde Handelsleute und zugleich die Bauern von den Dörfern her einfanden, die Familien aus der Nachbarschaft ihren Besuch machten, um die nöthigen Bedürfnisse für die nächste Zeit einzukaufen. Dem Vater waren sie wegen der Ausgaben, die sie veranlaßten, nicht sehr angenehm; desto mehr den Kindern, die etwas Neues sahen und einen Festtag hatten.

Zu der Bürgerschaft gehörten der Oberpfarrer, der Diaconus, der Rector der Schule, der Cantor. Es waren die drei ersten nicht ganz unbedeutende Männer. Der Oberpfarrer Schneider war der Vater des namhaften Philologen Carl Ernst Christoph Schneider, welcher, damals ein junger Mann, sich auf den Schulen hervorthat und, etwa zwölf Jahr älter als ich, mir zum Muster vorgestellt wurde. Von den jüngeren Söhnen desselben, die jedoch nicht so solid waren, hat einer, Wilhelm Schneider, ein Mensch von großem angeborenen Talent, später viel mit mir verkehrt. Es war viel Leben in dem Haus, mehr noch als bei uns. Der Vater Schneider war ein aufgeklärter Prediger jener Zeit, ohne jedoch im mindesten vom Dogma abzuweichen. Großen Einfluß aber auf die Gemeinde oder ihre einzelnen Mitglieder hatte

er nicht. Als Diaconus hatten wir lange Zeit den jungen Rosenmüller aus einer bekannten Gelehrtenfamilie aus Leipzig, der auch selbst literarische Velleitäten hegte, die er aber nicht zur Ausführung brachte. Er hielt die Beziehungen zu Leipzig aufrecht, die überhaupt die vornehmsten aus der Ferne waren; ein Mann von einer gewissen Feinheit im Umgang, den wir viel sahen. Eine andere Classe bildeten die Juristen, alles herangezogene Fremde. Sie verwalteten die Patrimonialgerichte in der Nachbarschaft — wie mein Vater Gehofen und Nausitz, später Schönewerda verwaltete — oder widmeten sich auch der Advocatur. Der Advocat schlechthin so genannt hieß Ockart, wahrscheinlich der beste Kopf in der Stadt, ich will nicht sagen, ob in der Theorie, aber in der Praxis; streng und abstoßend, den Kindern flößte er eher eine gewisse Furcht ein, und wacker durch und durch. Das Gericht in der Stadt wurde von dem Stadtschreiber, einem kleinen verwachsenen Mann, der überdies immer an der Brust litt, verwaltet. Er war der allgemeine Hausfreund, ein guter Rathgeber, gewiegter Jurist. Noch mehrere Andere kamen hinzu, die dann mit dem Amtsschösser einen kleinen Kreis von Gelehrten bildeten; sie hatten alle studiert und erzählten gern von ihren Erlebnissen auf den Universitäten. Nicht immer zwischen den Männern, aber zwischen den Frauen war ein vertrauliches Verhältniß, das sich dann weiter auf die Häuser der Aerzte erstreckte, von denen einer ein Eingeborener war und zugleich die Apotheke des Ortes besaß. Er hatte sein Doctordiplom in voller Pracht unter dem kleinen Spiegel der Wohnstube aufgehängt; es war von der Universität Erfurt. Für einen besonderen Arzt galt er nicht. Man hat mir erzählt, daß er mir in einer meiner Krankheiten — denn ich war schwächlich von Natur — eine Arzenei gegeben hat, die immer schlechter wirkte, bis endlich der Vater in der Meinung, ich müsse ja doch sterben, mir die Qual ersparte, sie mir einzugeben. Hierauf sei ich besser geworden; der gute Mann aber habe bei seinem nächsten Besuche den Schrank vertraulich geöffnet und wahrgenommen, daß seine Medicin unberührt geblieben sei; er habe sich hierauf in heftiger Entrüstung entfernt. Es gab auch noch einen zweiten Arzt im Orte, der höher geschätzt wurde und in seine Stelle eintrat. So hatten wir denn in dem kleinen Städtchen die drei Facultäten mehr oder minder gut vertreten; immer ein Gewinn für die Einwohner, die sonst ganz in ihrem Ackerbau aufgegangen wären und auf diese Weise mit den allgemeinen Ideen und Interessen in Verbindung gehalten wurden.

Was nun aber das meiste Leben in den Ort brachte, das war

das Militär. Es waren ein paar Schwadronen Husaren in Wiehe eingelagert unter einem Oberstlieutenant, vor dessen Thüren oben am Bach, nicht weit von der Oberpfarre, drei Trompeter alle Abend bliesen. Mehrere Officiere, von denen einer eben in unserem Hause Wohnung nahm, Wachtmeister und Corporale waren uns allen namentlich bekannt. Die Husaren sahen wir mit Vergnügen durch die Straßen sprengen; ihre Uebungen, die Pferde, die sie ritten, ihre Anstelligkeit und Vorzüge bildeten den Gegenstand des Tagesgesprächs. Die Officiere hielten sich am meisten zum Schloß, doch lebten sie auch viel mit den Honoratioren der Stadt, die denn eine Classe für sich bildeten, zusammen. Ihre Verdienste oder auch der Mangel derselben, ihre Unregelmäßigkeiten, wie wenn sie Abends in bürgerlicher Kleidung ohne Urlaub wegritten, um etwa einem Ball in der Nachbarschaft beizuwohnen, die Vermuthungen über ihre Tapferkeit oder Feigheit, zu denen sie Anlaß gaben, der größere oder geringere Aufwand, den sie machten, die Aufschneidereien der jüngeren in den Gesellschaften, ihre Streitigkeiten unter einander: alles das gab Leben und beschäftigte die Menschen. Eigentlich nahe kam uns jedoch in unserer Familie keiner, einen ausgenommen, und das war ein Bürgerlicher: mit dem machte der Vater Freundschaft. Vor den übrigen zog er den Hut tief, tief ab; sonst vermied er ihren Umgang. Die vornehmste Figur unter allen war Thielmann, der später so namhaft geworden ist; damals das Ideal eines militärischen Mannes, von Energie und Willenskraft; er machte sich gewaltig geltend. Später hat in unserem Hause der ältere Sohn Schiller's gewohnt; doch war es lange, nachdem ich es verlassen hatte. Aus der früheren Zeit erinnere ich mich nur, daß einer der Officiere — ich denke, es war ein Planitz — mir das Bild Schiller's, das er unter seinem Spiegel hatte, zeigte, mit der Bemerkung, daß dieser treffliche Mann vor kurzem gestorben sei; es muß im Jahre 1805 gewesen sein. Die Gedichte Schiller's aber kannten wir nicht etwa, sie sind erst durch den Sohn importirt worden.

Ueberhaupt beschränkten sich die literarischen Beschäftigungen für die Aelteren auf einige juridische Handbücher, zuweilen auch ein geographisches, wie mir denn Engelhardt's sächsische Geographie als ein neues Buch erinnerlich ist, für die Jüngeren auf Bibel, Gesangbuch und einige Schulbücher, z. B. Gedike's Lateinisches Lesebuch. Denn bei dem Rector lernten wir Lateinisch, wenn wir wollten. Der Mann hieß Seyffert. Ich werde ihn nie vergessen. Er hatte eine volle Classe von wilden Buben zu regieren, was denn nicht gut ohne den Stock abging. Doch hielt er sie so in Zucht, daß ich ihn noch in

späten Jahren von denen, welche er damals hart behandelte, höchlichst habe rühmen hören. Wir saßen auf dem Chor der Kirche nach den Classen auf den beiden Seiten langhin vor ihm; er hatte seinen Sitz vor dem Chor, wo er uns alle übersah. Er sah es gerne, wenn man etwas nicht verstand und ihn dann noch während des Gesanges danach fragte; wie ich ihn denn einmal wegen des Wortes Polizei, das in irgend einem Liede vorkommt und mir ganz neu war, behelligt habe. Dann erschien er Montag Morgens in der Classe; seine reinen, glänzend gewichsten Stiefel machten unter der schmutzigen Brut einen gewissen Eindruck, sie gehörten dazu. Mit großer Inbrunst erhob er seine Stimme zum Gebet. Er war durch und durch gläubig; zuweilen ließ er sogar hindurchblicken, daß er mit einer oder der anderen Auffassung des Herrn Oberpfarrers nicht übereinstimmte, und tadelte mich, daß ich bei dem Examen den Einwendungen, die er gegen mein Aufsagen vorbrachte, zu geschwind nachgegeben hätte. Die Kinder der Honoratioren nahm er an seinen Tisch in der Schule, was nicht immer von Vortheil war, denn er schonte sie nicht im mindesten. Die Uebrigen nannte er „Du", die hübscheren Kinder hatten den Vorzug, von ihm mit „Er" angeredet zu werden; allein das hinderte nicht, auch denen bei Gelegenheit einen tüchtigen Stoß zu geben, wenngleich er sie mit Schlägen verschonte. Er besuchte uns Abends häufig und versäumte nicht, wenn er Etwas, was ihm mißfiel, bemerkt hatte, was im Hause durchging, uns dies nachträglich vorzuhalten. Ich bin viel mit ihm spazieren gegangen. An den abschüssigen Stellen warnte er mich wohl, obgleich zu spät, mit strengem „Er!". Man konnte ihn nicht eigentlich lieben, man hatte mehr Furcht vor ihm; aber diese war mit Ehrfurcht gemischt, und wenn er auch bisweilen das Ehrgefühl verletzte, so versöhnte er doch wieder, und man blieb ihm anhänglich. Was er etwa versäumte, das holte des Abends der Vater nach, der einst bei dem seinen die Elemente des Lateins auf das gründlichste gelernt hatte, so daß er sie noch vollkommen besaß. Namentlich im Winter gab er uns am Abend einigen Unterricht, und wir mußten ihm unsere Bücher vorweisen. Bei mir war nicht viel Zwang nöthig. Ich that eher zu viel, als zu wenig. Ich zog mich nicht von den Spielen zurück, war gern in Garten und Feld, erkletterte so gut wie ein anderer die Bäume, um Kirschen und Pflaumen zu pflücken, war aber doch gern allein. In der Gasse neben dem Haus lagen Bauhölzer; auf denen bin ich oft stundenlang auf- und abgegangen. Alles das, was ich gelesen hatte, arbeitete dann in meinem

Gehirn. Ich brütete über Gott und Welt. Geschrieben wurde nichts, kein Mensch fragte mich, was ich dachte; ich selbst vergaß es wieder.

So war die erste Epoche meines Lebens vor Ausbruch des Krieges von 1806. Die Officiere, die wir beherbergt, die stracken Husaren, deren Reiten wir sonst bewundert, sammelten sich zu ihren Standarten und Fahnen. Ein preußisches Regiment zu Pferd zog vor der Stadt vorüber; Alles strömte hinaus, um es zu sehen. Bald darauf aber hörten wir den Donner der Kanonen von der Auerstädter Schlacht. Wir Knaben liefen auf den Berg und machten Gruben in den Boden, um desto besser zu hören. Gleich darauf berührte der Rückzug auch unser Städtchen. Ich sehe sie noch vor mir, die lange Reihe von Wagen, die zum Hofe gehören mochten, wie sie in unserer Straße hielten. Einige Truppen folgten; der Vater, der bei der Einquartierungsliste übergangen war, holte selbst eine Anzahl Gemeiner heran, die sich um den runden Tisch der Stube setzten, wo ihnen die Mutter ein Abendessen bereiten ließ. Kaum waren sie weg, so erschienen französische Chasseurs, Versprengte, welche Brandschatzung forderten. Der einzige Mann im Ort, welcher ein wenig Französisch wußte, der Schwiegersohn des Oberpfarrers, der eine Leihbibliothek eingerichtet hatte, begab sich zu ihnen hinaus. Man beschwerte sich hernach, daß er sich zu mehr verstanden habe, als nöthig gewesen wäre. Dann erschienen die stattlichen Männer in fremdartiger Tracht, die der Jugend gewaltig imponirten. Der gute Rector mußte anfangen, aus seinem Dolmetscher Französisch zu lehren, das er selbst nicht verstand.

Aufenthalt auf zwei Klosterschulen.

Bei der Reformation der Kirche im 16. Jahrhundert ist ein großer Theil der in dem Thal befindlichen Klostergüter in Privatbesitz übergegangen, andere sind zur Errichtung und Erhaltung von Erziehungsinstituten verwendet worden. Viele Grundstücke, auch die vornehmsten von denen, die wir selbst besaßen, zinsten nach Pforte, wohin freilich ein weiter Weg über den Orlas hinüber führte, und von dem wir bloß durch Hörensagen wußten. Alle Tage dagegen sahen wir Roßleben jenseit des Riethes über der Unstrut vor uns liegen. Es war vor kurzem vollkommen umgebaut worden und nahm sich aus, wie ein schönes Schloß. Da hat uns zuweilen der Weg nach Querfurt vorbeigeführt, wenn wir das großelterliche Gut besuchten. Jenseits dem Holz waren wir dann immer ausgestiegen, um den Weg zu Fuß zu machen; der Vater liebte, das Thal auch von dieser Seite zu be-

trachten. Bekanntschaft hatten wir in Roßleben nicht; der Vater schien es nicht zu lieben. Sein Augenmerk war für seine Kinder nach Pforte gerichtet, weil er in seiner Jugend mit manchem Zögling dieses Klosters Bekanntschaft gemacht hatte, der in den alten Sprachen eine vollkommene Festigkeit besaß. Diesen größeren Klosterschulen zur Seite gab es aber noch eine dritte in unmittelbarster Nähe, eine Stunde Weges von Wiehe, die für jüngere Knaben zur Vorbereitung für die beiden anderen bestimmt war: Kloster Donndorf, unmittelbar am Gehölze auf einer Höhe, welche das ganze Thal überschaut. Dahin gingen zunächst unsere Wünsche. Doch hatte es bei den nicht immer ganz guten Beziehungen zwischen den Honoratioren der Stadt und dem Schloß, von welchem die Besetzung der Freistellen abhing, einige Schwierigkeit, eine solche zu erlangen, wie doch der Vater wünschte. Ich erfuhr zufällig selbst dort am Bach von einer durch den Abgang eines Bürgersohnes entstandenen Vacanz, und dem Vater gelang es, indem er die Gelegenheit unmittelbar ergriff, die Stelle für mich zu erhalten. Kurz darauf — es war im Frühjahr 1807 — wanderten wir denn, Vater und Sohn, während die kleinen Habseligkeiten des Knaben auf einem anderen Wege herbeigeführt wurden, über das grünende Feld dem Kloster zu. Wir traten ein durch die alte kleine Pforte, durch die einst die Nonnen — denn es war ein Frauenkloster gewesen — nach dem Brunnen tief unten im Thale geschritten waren, und fanden daselbst freundliche Aufnahme. Der Rector prüfte mich ein wenig; ich war sehr empört, als er mir bei der Gelegenheit einiges Zuckerwerk präsentirte; wohl nur nach alter Sitte, denn sonst war das seine Art gar nicht. Nach bestandenem Examen lief ich unter die Schüler, die auf dem Schulplatz Ball schlugen. Hier verließ mich der Vater nach ein paar Stunden Aufenthalt. Ich bin dann nie wieder außer den Ferienzeiten in das väterliche Haus zurückgekommen, das ich jedoch dort mit scharfen, jungen Augen von einem Schulfenster unterscheiden konnte.

Wir waren etwa unser dreißig Schüler von 11—14 Jahren, in zwei Classen vertheilt, von denen der Rector die obere, der Collaborator die andere unterrichtete. Wir wohnten in größeren oder kleineren, immer geräumigen Zellen; ich bekam meinen Platz in der größten und entferntesten von allen, unmittelbar am Schulgarten. Wie hörten sich die Gewitter droben so prächtig an; nie war ich noch so aufmerksam darauf gewesen; wir zählten die Secunden zwischen Blitz und Donner. Die Schule hatte ihren Reiz darin, daß sie zugleich Landaufenthalt war. Der Rector, des Namens Krafft, mochte vierundvierzig Jahre

zählen. Uns erschien er schon sehr alt und zwar um so mehr, da er mit der Hand zitterte, wenn er ein Buch oder Papier darin hielt. Er gehörte der rationalistischen, jedoch praktisch-gläubigen Richtung in der Kirche an; denn er war Theolog, war aber ganz geeignet für seinen Platz: wohlwollend, aber doch noch mehr streng, keineswegs sehr eingenommen für die jungen Edelleute, welche man ihm schickte; er wies sie immer sehr ernst in ihre Schranken; überhaupt war er für persönliche Gunst unzugänglich. Aber sein Ernst erlaubte ihm doch, uns zuweilen in schönen Tagen in seiner Gartenlaube die lateinischen Exercitien zu corrigiren. Da in dem Kloster nur alle vierzehn Tage gepredigt wurde, so hielt er einen Sonntag um den andern die Gottesverehrung selbst. Im Sommer versammelte er uns unter ein paar großen Nußbäumen im Garten; ich denke, es waren Salzmann'sche Predigten, die er dann vorlas. Sie machten auf uns einen viel tieferen Eindruck, als wenn dann am anderen Sonntag der Pfarrer aus Dorf Donndorf heraufkam und seine Predigt mit donnernder Stimme abhielt. Wir saßen dann hinter der Kanzel, die Emporkirche erzitterte unaufhörlich. Ein noch eindringenderes Gepräge aber trugen die abendlichen Gebete, welche der Rector an den Sommerabenden, wenn wir vom Spaziergang nach Haus kamen, im Holz auf einem dazu eingerichteten Platz oder auch einem anderen, der sich gerade darbot, mit uns hielt. Wir stellten uns dann um ihn her; er sprach ein Abendlied versweise und intonirte den Gesang desselben, dem wir dann mit hellen Stimmen folgten. In dem Waldesdunkel unter den glänzenden Sternen, nach ihnen emporschauend, werden wir gehört worden sein, oder wenn nicht, so gingen wir doch mit erhobenem Gefühl von dannen.

Der Collaborator war noch ein junger Mann, der sich zu seinem theologischen Examen präparirte und zu diesem Zwecke zuweilen auch mit einigen Schülern die Evangelien in der Ursprache las; denn hier hatten wir Griechisch angefangen. Er führte uns weite, weite Spaziergänge. Wir besuchten einmal die Sachsenburg an der Unstrut, wo wir dann die Nacht bei einem unserer Verwandten in Gorsleben zubrachten, die ganze Jugend auf der Streu. Den anderen Morgen wurden die Berge erstiegen und die Ueberreste der Burg gründlich besichtigt. Ein andermal besuchten wir im Dickicht des Waldes die freilich nur unbedeutenden Reste von Rabenswald, oder einen und den anderen Schwedenhügel. Noch habe ich das Gefühl von den sonnigen zugleich und schattigen Sommertagen, bei den Teichen von Kleinrode, wohin unsere Spaziergänge meistentheils führten, von alle dem

Leben in Luft und Wasser, das sich da regte. Wir genossen die Natur, aber wir studierten sie nicht. Der Rector besaß einige Kunde, war aber nicht mittheilsam; der Collaborator war ein Candidat, der davon wenig wußte. Dagegen war ihm eine schöne Gabe der Erzählung eigen; er hatte historischen Sinn und es war ein Fest für uns, wenn nach den schwereren Lehrstunden an den beiden großen Tafeln die Bänke auseinandergerückt wurden und der junge Lehrer zu erzählen oder auch vorzulesen anfing, was in alten Zeiten geschehen war. Besonders war es sächsische und thüringische Geschichte, die dann durch die nahen historischen Plätze einen besonderen Reiz für die Jugend bekam.

Das Alterthum wurde uns nur etwa durch Becker's Erzählungen aus der alten Welt bekannt. Da bekamen wir zuerst einen Vorgeschmack der Homerischen Gedichte. Wir scharten uns dann sehr bald in Trojaner und Griechen und theilten die Rollen der Helden unter uns aus. Unser Achill war der Sohn des Rectors von Roßleben, Wilhelm, der etwas älter als die meisten anderen war, derselbe, der sich später durch geographische Studien über das alte Germanien, namentlich auch über unsere Gegenden, einen Namen gemacht hat; leider ist er sehr früh gestorben. Nicht wenig Eindruck machten auf uns die Rittergeschichten, die wir zu lesen bekamen, namentlich wenn sie in die thüringische Geschichte einschlugen, so daß sie die Burgen, die wir besuchten, und die umliegenden Gegenden belebten. Zum erstenmal bekamen wir auch ein Schiller'sches Werk zu hören, und zwar das Lager. Die Exemplare waren bei der Beschränktheit der Mittel nicht eben häufig; unser Wilhelm hatte aus Roßleben eins mitgebracht und las einmal daraus vor. Ich selbst konnte es nicht in die Hände bekommen, doch blieb mir der Eindruck der Darstellung des unmittelbaren Lebens in der Poesie immer gegenwärtig. Dazwischen lasen auch wir die Napoleonischen Bulletins in der Leipziger Zeitung, welche gehalten wurde. Sie erfüllten zugleich die Phantasie und führten in die Tagesgeschichte, welche nie großartiger war, uns aber in unserem sächsischen Kloster doch nur eben als Weltbegebenheit berührte. Aus den verschiedensten Zeiten drangen so lebendige Momente in das junge Gemüth, das Vornehmste blieben aber immer die Erinnerungen aus der alten Welt. Zuweilen besuchte mich mein einige Jahre jüngerer Bruder Heinrich, einer der lieblichsten Knaben, welche man sehen konnte, schön und verschämt. Wir gingen dann wohl mit einander nach Wiehe, und auf den Stegen durch das Korn schreitend, dessen Aehren uns Beide überragten, erzählte ich ihm

von den Heroen der Vorzeit; er lauschte mir mit größtem Interesse und Vergnügen. Die eigentlichen Studien hielten sich innerhalb der Elemente des Wissens, doch fingen sie schon an, einiges Vergnügen zu gewähren, namentlich poetische Stellen, die dann und wann einmal vorkamen. Doch erschien Theologie noch immer als die größte aller Wissenschaften, wie denn bei unseren Lehrern der Oberhofprediger Reinhard in Dresden als der größte Mann in der gelehrten Welt und als ein höchst nachahmenswerthes Muster glücklichen Emporstrebens betrachtet wurde.

Mein Aufenthalt auf der Schule war durch mannigfaltige Krankheiten, namentlich ein lang anhaltendes kaltes Fieber, welches in der Gegend und in der Schule grassirte, ungedeihlich geworden; ich sah erbärmlich aus. Oft hat mein Vater, wenn ich ihm davon sprach, daß ich bald nach Pforte zu kommen gedenke, gemeint, er werde mich wohl dahinaus bringen, aber auf den Gottesacker, der am Wege lag, nicht weiter. — Gott fügte es aber anders; ich genas, und im Mai 1809, nachdem sich auch in Pforte unerwartet eine Stelle gefunden hatte, machten wir uns in der That dahin auf. Jetzt wurde der Orlas, der bisher den Gesichtskreis beschränkt hatte, wirklich überschritten, die tiefe Thalschlucht von Bibra hinunter zurückgelegt und die andere Höhe von uns zu Fuß neben dem Wagen erstiegen. Nach ein paar Stunden erreichten wir die Höhen über Kösen, nicht auf der Landstraße, sondern zur Linken derselben. Da that sich nun das Thal von Naumburg auf, dessen Dom wir noch eine Stunde weit hinter der Schule erblickten. Der Vater blieb bei dem Anblick stehen, um ihn zu genießen; ich ging voller Erwartungen der nächsten Zukunft hinter dem Wagen her, die Höhen abwärts voran.

Schulpforte ist die namhafteste von allen den Schulen, die in alten Klöstern errichtet worden sind. Es ist rings vollkommen von einer hohen Mauer umschlossen, abgesondert von allen anderen Ortschaften, eine kleine Welt, und zwar eine Schulwelt für sich. Wir hatten einen Freund an dem ersten Geistlichen John, der früher Diaconus in Wiehe gewesen und durch die Empfehlung Thielmann's befördert worden war. Ein kleiner, wohlhäbiger Mann, der ebenfalls der rationalistischen Richtung der Zeiten, in denen sie mit dem positiven Glauben noch nicht gebrochen hatte, angehörte; voll unendlichen Wohlwollens, nicht ohne Wissen, obwohl ohne eigentliche Wissenschaft. Er nahm uns auf das freundlichste auf. Den anderen Tag bestand ich das Receptionsexamen. Nach demselben bei Tisch bemerkte John als etwas Auffallendes, daß der kleine Bürgerliche den Vorzug vor einem

großen Edelmannssohn davongetragen, der zugleich mitgeprüft worden war, aber sich sehr unwissend gezeigt hatte. Mir war es auffallend, daß man das bemerken konnte; denn es war ja nach meinen Begriffen von Donndorf her ganz in der Ordnung. Was sollte der Standesunterschied bei einer Prüfung?

Die ersten Zeiten in Pforte waren angenehm in Bezug auf die Knaben von gleichem Alter, die mir nahe standen und unter denen ich bald Freunde fand; sehr unangenehm in Bezug auf die älteren, welche einen Vorrang besaßen und sogar kleine Dienste forderten, die an den alten Pennalismus erinnerten. Erträglich wurde es bloß dadurch, daß ein Jeder nach einiger Zeit selbst in die mittleren und höheren Classen zu kommen hoffte. Es waren mehr als anderthalb Hundert junge Leute zusammen, ohne allen weiteren Unterschied, als den der Jahre und der Classen. Eine Anzahl gab es, welche bei den Lehrern als Kostgänger lebten; sie wurden aber schon als Fremdlinge betrachtet. Der Charakter eines Portensers bestand darin, Alumnus zu sein. Das Eigenthümliche war, daß dieser Cötus der Alumnen sich als eine Genossenschaft, als die eigentliche Corporation der Schule betrachtete, über welche die Lehrer die Aufsicht führten, ohne daß man gerade zu unbedingtem Gehorsam gegen sie verpflichtet sei. Die Lehrer bestanden aus zwei Classen, den ordentlichen, welche den Titel „Professoren" vor kurzem erhalten hatten, aber noch immer die alten Schultitel führten: Inspector, Conrector, Cantor u. s. w., und den Collaboratoren, welche auch noch nicht lange Zeit in Wirksamkeit waren und die unmittelbare Aufsicht führten. Sie wohnten je einer zwischen zwei Stuben, in denen man arbeitete, um dies um so besser ausführen zu können. Natürlich waren sie verhaßt; man sah ihnen alle ihre kleinen Lächerlichkeiten ab; selbst eigentliche Achtung genossen sie nicht, wenn sie sich nicht ganz besonders gelehrt erwiesen. Die Schule war fortwährend im Zustand geheimer Rebellion gegen diese jungen Zuchtmeister, denn Anfänger waren sie alle. Die ordentlichen Lehrer standen einen Schritt entfernter. Sie waren Männer in Jahren, von ausgeprägter Individualität, in guten Umständen, mit Familie. Ihnen zu gehorchen war man nicht sehr geneigt, doch geschah es.

Als die Gelehrtesten galten der Rector und der Mathematicus Schmidt; der Letztere, ein Mann von kleinster Statur, der älteste von allen, durch eifrige Religiosität in dem alten Sinne etwa meines Großvaters, mannigfaltige Kenntnisse, auch der Natur, und eine gewisse Gabe der Poesie ausgezeichnet. Er hatte vor dem dreißigsten Jahre keine Stelle annehmen wollen, weil unser Herr und Heiland

auch erst im dreißigsten Jahre zu lehren angefangen. Er fühlte einen frommen Abscheu gegen alle Einmischung heidnischen Wesens in die allgemeinen Anschauungen; er erklärte Jupiter für einen weiland König von Kreta. Man sagte ihm nach, er habe sich aus seinem Exemplar von Schiller's Gedichten den Bogen, auf welchem ‚Die Götter Griechenlands‘ stehen, herausbinden lassen. Sein Dichter war Klopstock, dessen versteckte Heterodoxien er entweder nicht bemerkte, oder sich gefallen ließ. Er hatte von der Messiade ein kostbares Exemplar mit Kupferstichen, die er zuweilen, etwa nach Tisch, wenn man das Glück hatte, von ihm eingeladen zu werden, vorzeigte. Sein Hauswesen war auf das beste, sauberste, anständigste eingerichtet. Die Frau und die bereits ältere Tochter theilten seine Gesinnungen. Ein Sohn hatte schon die Stufe der Collaboratur überstanden und ein besseres Schulamt anderswo erhalten. Er zeigte sich, wenn er erschien, als das Abbild seines Vaters; es ist jener Schmidt, der viel über Missionen geschrieben hat, doch fehlte ihm der Genius des Alten. Von dem Mathematicus stammte das Berglied, das alle Jahr an dem Bergtage gesungen wurde, an welchem die Schüler in einer Art von Procession die waldumkleidete Anhöhe, an deren Fuße Pforte liegt, erstiegen. Es ist ganz eigens zu diesem Zweck angethan, voll von Würde und jugendlicher Freudigkeit. In früheren Jahren hatte er gar manche andere kleinere Gedichte, voll Geist und Anmuth, jedoch nur für die Alumnen und die Schule verfaßt. Denn in der Schule gingen alle seine Gedanken auf, so wie eigentlich auch die der übrigen Lehrer. Der Mathematicus war voll von heiligem Eifer gegen jede Uebertretung; er sagte wohl, wer sich einer solchen schuldig mache, stehe schon mit einem Fuß in der Hölle. Seine mathematischen Lehrstunden waren gründlich, ohne doch eigentlich recht anzuregen. Er gab zur Ergänzung auch noch Privatstunde, etwa für fünf Schüler, die sich dann um seinen runden, aus zwei Hälften zusammengesetzten Tisch versammelten, von dem er zu erzählen liebte, wer alles schon von namhaften Menschen daran gesessen habe. Es war ein enges Stübchen, ringsum mit Büchern bis hoch hinauf besetzt, die er dann, wenn von einem oder dem anderen die Rede war, die Leiter ersteigend herunterholte. Den Titel las er dann vom ersten Wort bis zum Verleger herunter wörtlich ab. Außer dieser hatte er sich noch eine freiwillige Lehrstunde, die er die moralische nannte, vorbehalten, mit der er die Woche zu eröffnen pflegte. Er kam in einer frischen Perücke, sein Bibelbuch vor sich hertragend, feierlichen Angesichts in das nahe Auditorium. Die Stunde war durch historische Beispiele, die er einflocht,

der Jugend interessant. Das Eigenthümlichste mochte sein, daß er an den Feldzügen Napoleon's den größten Antheil nahm und ihn als einen Helden der Menschheit verehrte. Man sagte, er erwarte von ihm die Zurückführung der Israeliten in das gelobte Land. Bis zum Brand von Moskau war er immer sehr wohl unterrichtet, dann nicht mehr. Er hat später, als er in den Ruhestand trat, seine Wohnung über dem Kreuzgange verlassen und eine andere, noch engere bezogen. Aber er war sehr zufrieden damit, denn in der neuen könne er doch die Sonne aufgehen sehen; ein Anblick, dessen er bisher entbehrt habe, und den ihm Gott aus besonderer Gnade in seinem Alter alle Tage gewähre.

Der Rector der Schule, Carl David Ilgen, eine lange Gestalt von tiefem Ernst, genoß den Ruf tiefer Gelehrsamkeit in den alten Sprachen, namentlich in der hebräischen. Er war der Sohn eines thüringischen Landschulmeisters, der damals noch bei ihm wohnte, und hatte dann als Professor in Jena sich einen gewissen Namen in der Literatur über das Alte Testament gemacht. In der Schule gereichte es ihm zur Vermehrung seines Ansehens, daß er der Lehrer Gottfried Hermann's gewesen war, des Philologen, der hier als der vornehmste aller Gelehrten betrachtet wurde. Ilgen interpretirte den Horatius, ohne gerade sehr viel auf den Dichter selbst einzugehen. Er beschäftigte sich meistens mit den Alterthümern, die er ausführlich erläuterte, und brachte dann Emendationen an, die uns freilich nicht immer recht munden wollten: einmal brachte er usquequaque in eine Ode; aber er wußte immer die Aufmerksamkeit zu erhalten. Er führte alle Schwierigkeiten der Interpretation ausführlich auf und wußte sie dann so zu lösen, daß wir uns alle befriedigt fühlten. Wir müssen ihm noch alle danken, daß er uns mit Exercitien nicht viel plagte; aber er corrigirte sie gründlich und zeigte bei jedem Wort, daß er ein Kenner war. Seine vornehmste Action für die Schulübungen bestand in einem Dictat, das er bei dem Examen, welches zweimal des Jahres eine ganze Woche mit Arbeiten erfüllte, niederschreiben ließ, um es dann in lateinischen Versen zu bearbeiten. Dies war die Hauptaufgabe, die sich wohl noch an die Melanchthonischen Zeiten anschloß. So seltsam diese Art von Uebungen aussieht, ich möchte sie nicht verurtheilen. Der jugendliche Geist brauchte sich nicht zu quälen, um eigene Gedanken, die doch noch unreif sein mußten, in eine andere Form zu kleiden. Man hatte einen gegebenen Stoff, an welchem man nur eben seine Bekanntschaft mit der alten Sprache übte, und zwar in einer freieren Bewegung und mit kleinen Erhebungen über den Boden

des Gegebenen, die der Bildungsstufe entsprachen. Das Metrum erschien als eine andere Art von Grammatik; man mußte sie beide beherrschen. Der Rector wußte Stoffe zu wählen, welche das Interesse fesselten, meistens aus der sächsisch-thüringischen Geschichte, wo wir denn lernten, daß das nahe Zscheiplitz von supplicium herkäme und seinen Ursprung an Ludwig den Springer anknüpfte. Wir erschraken einmal, als er unter der lautlosen Stille, mit welcher die Bezeichnung des Themas erwartet wurde, mit seiner donnerähnlichen Stimme aussprach: De lexicographis. Aber es war ihm vortrefflich gelungen; er flößte für die saure und schwere Arbeit der Lexikographen und ihre berühmten Namen lebhaftes Interesse ein. Alles geschah mit gebieterischer Würde. Ilgen war der König oder vielmehr — denn er bezog sich gern auf die Befehle seiner hohen Oberen, die er jedoch meist selbst hervorrief — der absolute Statthalter in diesem kleinen Reich. An Schwächen fehlte es weder bei ihm selbst, noch in seinem Hauswesen; das verschwand aber alles vor der unbedingten Autorität, die er genoß. Er erschien wie das objective Gesetz, seine Wissenschaft als die objective, zu lernende Wissenschaft. Er zog die jungen Leute nicht an sich heran; er fuhr auf und war schrecklich in seinem Ingrimm. Wenn ein Vergehen einer großen Anzahl vorgekommen war, rief er den Cötus zusammen, um seine Entrüstung kundzugeben. Dann brach sein Unwille los, man sah ihn schäumen vor Zorn; ohne Wirkung war das jedoch nicht trotz seiner Uebertreibungen, obwohl es nicht ganz die hatte, welche er erwartete.

Eine ganz andere Natur war der Tertius Lange, der später Ilgen's Nachfolger geworden ist. Dieser beschäftigte sich mit den Einzelnen; er sammelte sie in kleinen Kreisen um sich, ließ sie arbeiten und suchte einen Jeden seiner Natur gemäß zu fördern. Seine gewöhnlichen Lehrstunden waren weder sehr anziehend, noch sehr unterrichtend. Er lehrte Homerische Grammatik durch Tabellen. Sein lateinischer Ausdruck erschien dem Ilgen'schen nicht ebenbürtig. Aber er hatte eine Specialität, durch welche er die Aufmerksamkeit im höchsten Grade fesselte, das war die Archäologie; mit den Ueberresten der alten Kunst, den Ausgrabungen und den Sammlungen der Antiken war er gut bekannt. Er schilderte die alten Tempel, die Säulenordnungen und die plastischen Kunstwerke eingehend und anschaulich. Man hat ihm später diese Lection als über die Schule hinausgehend gestrichen; sie war aber das Beste, was er seiner Individualität nach geben konnte und gab. Er hatte Sinn für das Schöne, wie in der Kunst so auch im Leben, und besaß eine sehr ausgebreitete Kenntniß der Literatur.

Seine Vorträge über die alte Literatur waren ebenfalls für das Bedürfniß der Schule zu ausführlich, aber um so belehrender, je mehr er in die einzelnen Schriften einging. Seine Erklärung dieser oder jener Schrift Cicero's ließ uns kalt; seine literarischen Erörterungen über den Redner und dessen Werke gewannen unsere lebhafte Theilnahme.

In dem Laufe der fünf Jahre, die ich auf der Schule zubrachte, waren meine Studien vornehmlich auf die Lectüre der classischen Autoren gerichtet, namentlich der Dichter. Von Ovid, der fast zu viel Modernes hat, um den jugendlichen Geist zu fesseln, gingen wir über zu Virgil, den wir nicht allein lasen, sondern auswendig lernten. Es gab Einen und den Anderen unter uns, welche die Aeneide von Anfang bis zu Ende hätten hersagen können, wenigstens rühmten sie sich dessen, und wo man sie fragte, konnten sie fortfahren. Indessen war Homer endlich im Griechischen angefangen worden. Ich glaube, ich habe beide Gedichte, Iliade und Odyssee, dreimal durchgelesen; was während des Aufenthalts in Donndorf doch immer mit einer etwas fremden Färbung gefaßt worden war, ging nun in seiner uralten eigensten Gestalt und Farbe an dem Auge vorüber. Sehr wahr, daß dabei nicht alles auf das genaueste erforscht wurde. Aber der Gesichtskreis der ältesten Welt umfing uns; mit unserer ganzen Seele lebten wir darin. Die Zeit des Abendgottesdienstes, wo ich, wie ich bekennen muß, den kalten und matten Vorträgen wenig folgte, verwandte ich vielmehr dazu, die Bibel so viel als möglich ganz durchzulesen. Es waren die Evangelien bei weitem mehr als die Episteln, die Psalmen mehr als die prophetischen Bücher, hauptsächlich aber waren es die historischen Bücher des Alten Testamentes, die ich immer von neuem las. Es war ein vollkommen abweichender, aber doch naheliegender Horizont, wie der der Homerischen Gedichte. Es ist der Hintergrund oder vielmehr die Grundlage aller Bildung, aller Anschauungen der späteren Welt. Die junge Seele gleitet leicht über das Anstößige und Unverständliche weg; aber sie wird von dem Geheimnißvollen, was etwas ganz Anderes und wenigstens die Ahnung des Verständnisses in sich schließt, dem Großartigen und der Macht der Erscheinung, dem starken, unmittelbaren Ausdruck derselben, in ihrer Tiefe ergriffen: sie athmet die Luft des Unvergänglichen ein. Die archaistische Farbe der Luther'schen Uebersetzung erhebt noch besonders über das Gespräch des Tages und die Schriften gewöhnlicher Art in eine andere Sphäre.

Auf dieser Stufe der Bildung mußte dann Klopstock unter den

Modernen, die wir erreichen konnten, unser vornehmster Poet werden. Er war in derselben Schule erzogen; einen nahen Brunnen am Steig, der durch den Wald führte, nannte man mit seinem Namen. Die Versuche, das classische Metrum in der deutschen Nation einheimisch zu machen, wie auch wir das wohl versuchten, brachten ihn uns besonders nahe. An den langen Reden seiner Engel und Satane und der ersten Menschen konnten wir freilich immer keinen besonderen Antheil nehmen; sie waren dem Classischen gegenüber bei weitem nicht prägnant genug. Was ihm persönlich ist in seinen Empfindungen, ist überhaupt das Schwächste; aber im Ganzen liegt die große christliche Dichtung, an der so viele Jahrhunderte mitgearbeitet haben, zunächst in der protestantischen Auffassung, wie sie bei Milton erscheint, zu Grunde, fast mehr, als Klopstock selbst sich dessen bewußt sein mochte. In dieser Dichtung liegt eine unendliche Macht, die ihr gleichsam eingeboren ist; sie ist eine Fortbildung des poetischen Elementes, das über den Apokryphen und zum Theil dem Neuen Testamente schwebt; sie wird nie ihre Wirkung verfehlen. Klopstock hat sich noch eines anderen Stoffes, der ersten Anfänge der deutschen Geschichte, zu bemächtigen gewußt oder doch gesucht; für sich selbst, d. h. in der Form mit noch geringerem Succeß, als in der Messiade. Dennoch welch ein Fortschritt gegen die Rittergeschichten, mit denen wir uns früher beschäftigten! Es ist ein Gefühl von Größe und Nationalität und wilder Natur darin, welchem Wahrheit zukommt. Die Oden, denselben Geist athmend, noch kunstvoller und in dem kleinen Stoff energischer, eröffnen zugleich den Blick in das Privatleben eines guten und braven Mannes aus alter Zeit. Klopstock's Fanny und Cidly, seine zurückgewiesenen oder auch erwiderten zärtlichen Neigungen, sein Aufenthalt in der Schweiz und später in Eutin, die kleinen Abwandelungen seiner Lebensschicksale, sein Schlittschuhlaufen und seine Freundschaften bildeten den Gegenstand unserer Interessen und unserer Gespräche. Unter den jungen Leuten, wie sie beisammen waren, selbst bildeten sich Anziehungen, Abstoßungen, Schließen und Unterbrechen von Freundschaften, wofür man sich gewisse Maximen bildete, an denen festgehalten wurde. Ein eifriger Klopstockianer war mein Freund Haun, später Director in Mühlhausen, der in dem letzten Verhältniß von einem seiner Schüler als vir sanctissimus bezeichnet ward und schon in diesem Alter Ernst, Wohlwollen und Würde besaß. Er versuchte sich selbst in der Klopstock'schen Art und Weise, was ihm denn die Ehre verschaffte, einmal am Charfreitag ein langes Gedicht öffentlich vorzutragen. Aehnlichen Sinnes war ein anderer, früh verstorbener

Freund, des Namens Harzmann. Die Billigung der beiden ernsten und braven Freunde gab mir in allem, was ich that und trieb, größere Zuversicht.

Von allen persönlichen Begegnungen aber bei weitem die wertheste und nützlichste war die Freundschaft, welche mir einer der Collaboratoren, Wiek, später Director in Merseburg, damals bewies. Ein Mann von Tiefe der Anschauung, etwas dunkel in seinem Ausdruck, namentlich wenn das Feuer des Gesprächs ihn ergriff; aber zugleich den Einwirkungen des Zeitgeistes sehr offen, für das Neue empfänglich und immer bemüht, das eine mit dem anderen zu combiniren. Von den dortigen Menschen war er der Einzige, der einen Begriff von Goethe hatte; er hat mir zuerst von Faust gesprochen. Lange liebte Schiller; er gab uns zuweilen einige seiner glücklich ausgesprochenen Sentenzen, an denen er Gefallen fand, selbst zu Uebersetzungsversuchen. Wir lasen die Schiller'schen Stücke und meinten, indem wir sie bewunderten, sie doch auch beurtheilen zu können. Sie sind dem Standpunkt der Jugend durchaus gemäß; denn sie bringen große objective Gestalten, die man vor sich sieht, vor die Augen; Farbe und Ton der Sprache prägen sich dem Gedächtniß ein. Das ist alles bei Goethe nicht der Fall, dem vielmehr die Welt gleichsam ein persönliches Ereigniß geworden ist, das er auf originelle Weise zusammenfaßt und wiedergiebt. Da ist alles mehr subjectiv; ein gereifteres Alter gehört dazu, um daran Wohlgefallen zu finden. So recht eigentlich konnte auch ich mich in Goethe nicht finden. Auch war das alles nur vorübergehend; das ernstliche Studium gehörte ausschließend der alten Welt an. Und da kann ich es nun Wiek nicht genug danken, daß er mich in die Lyriker und besonders die Tragiker des griechischen Alterthums einführte. Ich sehe noch die Erfurter Ausgabe der Sophokleischen Stücke vor mir, die er besaß und die er vor sich hatte, wenn wir sie miteinander lasen. Wir gingen zu Aeschylus fort, der mir freilich noch fremd blieb. Aber schon genug, wenn man außer dem, was man in der Hauptsache zu fassen meint, noch etwas wahrnimmt, was jenseits steht und für die Zukunft übrig bleibt. Wiek hatte einen vollkommenen Begriff von dem Unterschiede der drei Tragiker. Ich fand an Euripides Gefallen, namentlich den Phönissen, doch geschah es wohl durch Wiek, daß ich mich von Anfang an mehr mit Sophokles beschäftigte. Es versteht sich, daß ich ihn durchlas. Allein für mich, ohne Theilnahme des Freundes, machte ich auch einen Versuch, das eine oder das andere Stück zu übersetzen; Elektra übersetzte ich ganz und machte mit der Reinschrift dem Vater zu seinem

Geburtstag ein Geschenk. Die Uebersetzung ist freilich in fünffüßigen Jamben, sie scheint mir aber in der freien Bewegung, die dieses Metrum gestattet, nicht mißrathen zu sein. Ich übersetzte dann Philoktet in sechsfüßigen Jamben, hatte aber den sonderbaren Einfall, die Chöre freier und nach dem Vorbild von Schiller's Braut von Messina sogar in Reimen zu übersetzen. Auch einiger und zwar nicht der beste Einfluß von Goethe läßt sich an der zweiten Arbeit bemerken; die erste ist unschuldiger, anspruchsloser und vielleicht besser. Die Hauptsache aber ist die gründliche und durchgreifende Beschäftigung mit dem wundervollen und unerreichbaren Werk des alten Dichters. An die Uebersetzungen schien sich wohl zu Zeiten Nachahmung knüpfen zu können; ich selbst bildete mir das in diesen frühen Jahren dann und wann wohl ein. Aber dazu war doch kein angeborenes Talent in mir; ich habe nicht einmal den Versuch dazu gemacht. Alles blieb Studium, hauptsächlich doch philologisches. Die Prosaiker wurden wenig getrieben, am wenigsten die Historiker, wohl aber Plato in seinen populären Dialogen. Doch genug davon. Ich will nur noch bemerken, daß die Literatur der Commentare zu den lateinischen und besonders den griechischen Schriftstellern, namentlich die holländische, die in der Schulbibliothek einigermaßen vertreten war, Ruhnkenius, Valkenarius, die Gronovius und Graevius uns nicht unbekannt blieben. Sie eröffneten einen Blick in die weitschichtige Gelehrsamkeit der späteren Latinität und Gräcität. Es war eine Welt von Citaten aus unbekannt gebliebenen Autoren, die denn doch für die Zukunft die Aufmerksamkeit erregten.

Unter diesen Studien, Ferienreisen nach Hause, manchen angenehmen, anderen unliebsamen Begegnungen und Ereignissen verflossen fünf Jahre in den stillen Mauern von Pforte. Die Clausur war nicht so streng, daß wir nicht vielfach Ausflüge, entweder kleinere in ganzer Menge oder auch größere, jeder allein mit ein paar vertrauten Freunden, unternommen hätten. Da wurden die Wälder und Felder durchstreift, ohne daß wir uns mit Naturstudien im mindesten beschäftigt hätten, die nahen Höhen erstiegen, die uns schon wie Berge vorkamen, benachbarte Burgruinen besucht, unter anderen die Rudelsburg, eine der besterhaltenen, die man findet; wir schrieben unsere latinisirten Namen, Caesarius, Palmitius, so hoch wir konnten, in dem alten ritterlichen Gemäuer an. Die Saale erschien als ein großer Strom, Naumburg als eine große Stadt; für mich war es die größte, die ich noch gesehen. Der Dom mit seinen Thürmen und seinem Platz, und wieder das lebhafte Getreibe der Messe machte auf uns

vielen Eindruck. Wie angedeutet: das Besondere war die Einheit der Beziehungen, die sich an die Schule knüpfen, welche uns als die vornehmste von allen geschildert wurde und die mit ihrer Geschichte und manchen berühmten Namen aus dem Kreise der scholastischen Beschäftigungen, die man jedoch bald zu überholen gedachte, die Gemüther fesselte.

Während wir aber in diesen Studien der alten Welt lebten und webten, bewegte sich die Gegenwart in den großartigsten Kämpfen, die jemals vorgekommen waren, welche die Welt erschütterten und wiederherstellten. Wir sahen französische Regimenter auf dem Feldzuge nach Rußland die große Landstraße, welche die Mauern berührt, hinziehen. Im Frühjahr 1813 bei dem ersten Vorrücken der Verbündeten erschienen auch bereits Kosaken mit ihren Fähnlein tragenden Lanzen vor unseren Blicken. Dann bedeckten sich die nahen Höhen bei Kösen mit französischen, von der anderen Seite kommenden neuen Régimentern. Mit vieler Zufriedenheit nahm sie der alte Mathematicus wahr, der sie mit seinem Tubus, seinem kostbarsten Eigenthum, aus dem Fenster betrachtete. Bald erfüllten Bataillone von Infanterie, deren Jugend uns auffiel, den Schulhof. Gleich darauf erfolgte die Schlacht von Lützen, unfern von uns, so daß wir den Wechsel der Erwartungen und Erfolge gleichsam mit erlebten. Früher hatten uns wohl die französischen Marschälle interessirt, und wir hatten uns beim Kegelspiel ihre Namen gegeben. Allmählich hörten die Sympathien auf, man begrüßte die Manifeste der Verbündeten mit freudiger Einstimmung. Ich las gerade Tacitus, die Annalen und besonders Agricola; der Gegensatz zwischen Briten und Römern schien sich mir zu erneuern. Wiek bestärkte mich in der Bemerkung dieser Identität; man sieht: so recht unmittelbar lebten wir doch nicht in der Zeit. Endlich erfolgte die Leipziger Schlacht. Das Thielmann'sche Corps streifte bereits länger in unserer Nähe herum; vor dem Thore der Schule hat der Führer den ersten Bericht von der Schlacht denen, die hinausgeströmt waren, vorgelesen. Wir wunderten uns nur, daß die Höhen von Kösen, die uns unüberwindlich schienen, von den Verbündeten nicht besser besetzt worden waren, um den Rückzug des Feindes zu hindern. Von dem Kriegseifer, der die preußische Jugend in dieser Epoche ergriffen hatte, war jedoch bei uns wenig zu spüren. Nur Einzelne wurden davon berührt und verließen die Schule; ich war viel zu schwach, um daran denken zu können. Der besondere Impuls, den das Gefühl eines gefallenen großen Staates, der mit aller Macht wieder aufzurichten ist, einflößt, hatte keine Stätte in unseren Mauern. Wir ließen

die große Weltbegebenheit, unter deren Vollziehung die Erde erzitterte, sich vollenden, ohne daran Theil zu nehmen. Ich war mit den Arbeiten beschäftigt, welche bei dem Abgang von der Schule erforderlich waren, die ich dann Ostern 1814 verließ. Der Vater, der mich dahin geführt hatte, erschien, um mich wieder abzuholen. Als ich in dem gewohnten Geleit an der Schulpforte anlangte und das Hoch empfing, das man den Abgehenden brachte, traten ihm die Thränen in die Augen. Ich fand dabei nichts Besonderes, denn es war das Herkömmliche. Meine Gedanken waren auf fernere Studien und die Zukunft gerichtet.

Universitätsjahre.

Noch war der Kreis der Heimath eigentlich nicht überschritten worden; als die nächst zu erreichende größere Metropole des Handels und der Studien war auch in diesem immer Leipzig betrachtet worden. Es war ein Ereigniß, als nun nach einigen Wochen häuslicher Ruhe der Weg dahin eingeschlagen wurde. Auch dahin wollte der Vater mich führen. Auf dem Wege nach Querfurt durch das wenig wegsame Holz brach uns der Wagen; eine Vorbedeutung hat das aber nicht gehabt, als etwa die, daß meine Verbindung mit der alten Heimath immer weiter unterbrochen werden sollte. Die Mutter war noch rüstig genug, obwohl noch einmal guter Hoffnung, um den weiten Weg nach Querfurt, das sie als ihre Vaterstadt betrachtete, zu Fuß zu machen. Da lebte ihre Schwester mit einem Kaufmann verheirathet, mit einer wenig zahlreichen, in guten Umständen befindlichen Familie; das Haus wurde seitdem eine Reisestation zwischen Leipzig und Wiehe. Auch ein älterer Halbbruder der Mutter lebte daselbst, in einem altfränkisch wohlgeordneten, kleinbürgerlichen, aber sicheren Hauswesen. An den Hof schloß sich ein Garten mit schönen Blumen; man ging dann weiter nach dem sogenannten Graben, der mit Obstbäumen erfüllt war. Die bejahrte Hausfrau setzte wohl einen Korb mit Aepfeln in den Laden, von dem sich die Vorübergehenden etwas kauften. Es war ein Haus, in dem nie eine Veränderung vorkam. Eine alte hölzerne, von Bänken umgebene Tafel, die ich von frühester Kindheit an kannte, habe ich noch lange Jahre darauf so stehen sehen; eine Wanduhr in ihrem hölzernen Gehäuse fügte ihr Tiktak Jahr aus Jahr ein zu dem gleichförmigen Leben. Der Onkel trug Jahrzehnte hindurch immer denselben Rock, ausgenommen des Sonntags, wo auch er seine Besuche machte; denn er war ein guter Landwirth und gab den Besitzern des

indeß verkauften großväterlichen Rittergutes den besten Rath zur Bewirthschaftung. Die Hausfrau verwaltete still, altväterisch, fleißig, einfach ihr Hauswesen. Eine ältere Tochter schloß sich dem allen an; eine jüngere, die eben aufblühte, führte mich in den Gärten umher. Alles zusammen bildete eine ganz einzige Erscheinung in dieser Epoche der Welt. Der jüngere Bruder der Mutter, der das Gut geerbt, aber nach der Theilung des Vermögens unter den Anforderungen der Kriegsjahre nicht hatte behaupten können, war in die Stadt gezogen, wo er eine Zeitlang sehr glänzend lebte. Er galt als der Baron Lehmike. Seine Familie — denn er war mit der Tochter eines anderen angesehenen Landwirthes verheirathet — machte einen gewissen Anspruch, gegen den wir anderen zurücktraten. Genug: stille befestigte Häuslichkeit, Glanz und Lärmen, kaufmännische Thätigkeit waren da in der Familie vereinigt. Von Literatur und Studien war keine Rede, sondern nur von Gelderwerben, Geldhaben, Landwirthschaft und dem Saus und Braus des Lebens, soweit es in einer kleinen Stadt möglich ist. Auf dem Postwagen, der noch mit Kisten und Kästen bis hoch oben angefüllt war, so daß sich kaum ein paar Sitze für die Passagiere fanden oder vielmehr erst eingerichtet wurden, begaben sich nun Vater und Sohn nach Leipzig, wo uns ein alter Bekannter empfing, der Stadtwachtmeister, der ein kleines hübsches Haus an dem Graben, bei den neuen Anlagen, bewohnte. Unfern davon, in der Ritterstraße, nahm ich Wohnung, die erste Stube, die für mich besonders bestimmt war. Der Vater, über den eine Erinnerung seiner eigenen Studienjahre gekommen war — wie denn von den Professoren, die er selbst gehört hatte, Einer noch am Leben war, der Philosoph Platner, den er mit mir aufsuchte — schied ungern von mir; er wäre lieber noch eine Weile geblieben. Ich fand einige Freunde aus Pforte und richtete mich ein.

Als ich mich bei dem Rector inscribiren ließ und in die Thüre eintrat, war er eben beschäftigt, sich ein frisches Oberhemd überzuwerfen. Der Bediente, der die Thür geöffnet, wurde, wie billig, ausgescholten. Ich trat zurück, fand aber dann, als ich mein prächtiges Testimonium aus Pforte auf einem großen pergamentähnlichen Bogen mit den besten Censuren vorwies, sehr gnädige Aufnahme. Der Rector war der Theolog Dittmann, der wohl in seinem Collegium über praktische Theologie, bei welchem sich nur die älteren, etwas bemoosten Häupter einfanden, von dem oder jenem sich eine Prise Tabak ausbat und dann mit munterer Bonhommie fortfuhr. Eine der ersten Vorlesungen, die ich mit meinen Pförtner Freunden besuchte, war die historische

des Professor Wieland; vielleicht weniger aus Eifer für diese Wissenschaft, von der ich noch keinen Begriff hatte, als weil wir durch gedruckte Anmahnung, die uns bei der Inscription eingehändigt worden, dazu aufgefordert wurden. Die Einleitung des Professors, die von der genetischen Behandlung der Historie eine Idee mittheilte, war anregend genug; in der weltgeschichtlichen Entwickelung indeß verlor man gar bald den Faden. Was mich von den historischen Büchern bisher abschreckte, war die Menge unverarbeiteter Notizen, überhaupt unverstandener Thatsachen, die sie mittheilten. Unser Professor hatte viel Feuer, allein weit förderte er uns auch nicht in dem Verständniß der Dinge. Sein Auditorium und seine Art war sehr wunderlich. Jenes stieß unmittelbar an seine Studierstube; an der Thüre derselben war sein Katheder. Er ließ uns in der Regel lange warten, ehe er aus der Thür hervorbrach und plötzlich auf dem Katheder erschien. Wehe denen, die unmittelbar vor ihm saßen: er sprudelte, indem er sprach, so lebhaft, daß er das Papier, auf dem man nachschreiben wollte, feucht machte. Es kam wohl vor, daß die Betroffenen einen rothen Regenschirm auffspannten, um unter dessen Schutz ruhig schreiben zu können; er ließ sich das gern gefallen. Er gehörte der Schule des 18. Jahrhunderts an. Von dem Alterthum hatte er doch nur einen sehr ungefähren Begriff, wie er denn alle Titel modernisirte, die Legaten des römischen Heeres ohne weiteres Generallieutenant titulirte u. s. w. Genug, diese Vorträge gingen ohne alle Wirkung an mir vorüber, und man war froh, aus diesen Räumen wieder zu entkommen; denn Frau Hofräthin Wieland liebte die Katzen, welche, wenn keine Vorlesungen gehalten wurden, in den Räumen herrschten und sie mit einem Geruch anfüllten, der um so unerträglicher hervordrang, je länger man dablieb. Wieland soll einzelne junge Leute, die sich ihm und seiner Frau näherten, gefördert haben, denn die mannigfaltigsten Kenntnisse wohnten ihm bei; ich war jedoch nie versucht, mich ihm zu nähern.

Von bei weitem mehr genugthuendem Inhalt waren die kirchengeschichtlichen Vorträge Tzschirner's. Ueberhaupt ist Kirchengeschichte compendiarisch und in bändereichen Büchern besser bearbeitet in Deutschland als die allgemeine. Der Gegenstand hat beschränktere Grenzen, ein entschieden dogmatisches Lehrinteresse, einen präcisen, durch große Ereignisse markirten Gang; der Zusammenhang mit der Literatur macht das Ganze faßbarer für den Geist. Tzschirner, welcher die Kirchengeschichte von Schröckh vollendet hat, diesem aber bei weitem nicht beikommt, war zu wortreich; aber er hatte ein Gefühl von seinem Gegen-

stande, und wir zürnten ihm wohl, wenn er, von dem Gegensatz der griechischen und lateinischen Kirche sprechend, wobei er viel Gutes und Einleuchtendes sagte, von seiner Absicht darüber zu schreiben erzählte, die er doch nie ausgeführt habe. Wenn ich dann nach Hause ging, fühlte ich wohl die Anregung, den großen Erscheinungen, den mächtigen Führern der Literatur in den mittleren und neueren Jahrhunderten nachzuforschen. Man ahnte, welches große Feld der Erkenntniß sich da eröffnet.

Meine Studien waren in den ersten Jahren der Theologie gewidmet; doch waren es mehr die Außenwerke, in denen ich mich bewegte und die mich anzogen: die literarische Einleitung in die Bücher des Alten und Neuen Testamentes, die Erklärung einiger neutestamentlichen Bücher. Tiefer in das Innere, bis zur Dogmatik selbst, bin ich nicht aufgestiegen. Mich schreckten die ungeheuren Hefte meiner Commilitonen, zwei dicke Bände, die sie nachgeschrieben hatten. Aber überhaupt fand ich mich mit dem Geiste der dortigen Theologie in offenem Widerspruch. Ueberall herrschte ein gemäßigter Rationalismus, mit dem man sich vertragen konnte, wenn er praktisch auftrat, nicht aber, wenn es auf theoretische Ueberzeugung ankam. Es ist das vornehmste Mißverständniß in der Welt, entgegengesetzte Principien vereinen zu wollen: das unbedingt Gültige, das sich als Gotteswort ankündigt und anerkannt worden ist, und das momentane Raisonnement. Durch alle meine Gefühle war ich dem ersten zugewandt; ich weiß selbst nicht, wie es gekommen ist; denn um mich her hatte von jeher alles zum Rationalismus geneigt; aber mir erschien er unbefriedigend, seicht und schal. Ich glaubte unbedingt. Doch wäre es mir schwer gewesen, zu sagen, wie weit das eigentlich reiche; denn das Supranaturalistische, wie man es bezeichnet, ist doch auch nur eine Richtung des Geistes, die von allem System frei und dennoch ihrer Sache sicher sein kann. Ich beschäftigte mich viel mit den Paulinischen Briefen und schrieb wohl selbst einiges nieder, um mir z. B. den Zusammenhang des Briefes an die Galater klar zu machen. Großes Vergnügen machte mir ein Versuch, die Psalmen aus dem Hebräischen zu übersetzen, rhythmisch, aber so eng an den Text anschließend wie möglich. Ich bemühte mich, den Gedankengang aufzufassen, den eigensten Gehalt jedes dieser merkwürdigen Ueberreste eines hohen Alterthums zu ergreifen. Das eine oder das andere meinte ich auf einzelne Momente der Geschichte der Könige beziehen zu können. Erst wenn ich mich selbst versucht hatte mit einigen älteren Hülfsmitteln, las ich De Wette. Ich habe mich seitdem immer mit dem Gedanken getragen,

in den Psalmen nicht allein religiöse Gefühle persönlicher Art, noch auch objective Religion überhaupt zu sehen. Als Gesänge Davids hatte man schon aufgehört sie zu betrachten, und so weit reichte meine Orthodoxie nicht, daß ich auf die alte, durch einleuchtende Gründe widerlegte Ansicht zurückgekommen wäre; aber in der That: meistentheils ist es doch ein König, welcher redet; man sieht ihn kämpfen mit widerstrebenden Elementen; er fühlt sich fast dem Verderben nahe; ihn rettet nur, daß er sein Auge auf den ewigen Polarstern gerichtet hat, der ihm seinen Weg zeigt. Um es voraus zu sagen: als ich später Friedrich Wilhelm IV näher kennen lernte, ist mir die verwandte Stimmung, die er in einzelnen hervorgestoßenen Worten kundgab, aufgefallen, wie weit er auch sonst von der Haltung jener Heroen des Glaubens und des Thuns noch entfernt blieb. Aber indem der König redet in seiner eigenen Person, seiner besonderen Lage, die sich durchfühlt, wenn man aufmerksam ist, spricht er sich doch zugleich aus wie ein gewöhnlicher Mann; er ist faßlich und ergreifbar für alle; er repräsentirt den Menschen, wie er auch in untergeordneten Stellungen ist. Mich zog nun die Beschäftigung mit diesen herrlichen Denkmalen des grauen, gottinnigen und gottgläubigen Alterthums von den theologischen Fragen, die das Katheder beschäftigten, ab, ohne daß ich diese jedoch etwa verachtet hätte; ich fühlte mich nur von ihrer gäng und geben dreisten Lösung unbefriedigt. Unter den Predigern, unter denen es einige Männer von geübter Kanzelberedsamkeit gab, machte mir doch nur Einer Eindruck, der die Regeln wenig befolgte, des Namens Finke, welcher in der reformirten Kirche auf eine nicht so solenne Art, wie sie sonst in Leipzig üblich war, den Gottesdienst hielt. — . . . . . .

Unter den Professoren die wirksamsten die Philologen: Christian Daniel Beck, von ausgebreitetster Wissenschaft, namentlich in Historie und Literatur; Gottfried Hermann, der erste Grammatiker, Metriker und grammatische Kritiker seiner Zeit. Er hielt eine vortreffliche Vorlesung über griechische Grammatik. Vornehmlich lehrte er mich Pindar verstehen, den er vortrefflich interpretirte. In seiner Vorlesung über die Theogonie erschien er als großer Etymolog. Ich versuchte mich hauptsächlich an Theokrit, den ich nur zur Hälfte als echt wollte gelten lassen; diese mir einleuchtenden Stücke übersetzte ich dann. Unter den Prosaikern wandte ich mich nun zu Thucydides, den ich mit aller Gründlichkeit durchlas; ich excerpirte seine politischen Lehren: ein mächtiger, großer Geist, vor dem ich mich beugte, ohne ihm mit Uebersetzungsversuchen nahe zu kommen, so wenig wie Pindar; der Eindruck

des Originals, das möglichste Verständniß desselben war alles, was ich beabsichtigte. Die Studien des Alterthums bekamen in mir gewaltige Anregung durch Niebuhr's Römische Geschichte, das erste deutsche historische Buch, welches Eindruck auf mich hervorbrachte; wie vieles kommt darin vor, wovon mir noch keine Ahnung aufgestiegen war! Ich hatte oft im Sinn, auch noch Institutionen bei Haubold zu hören.

Allein diese Studien waren doch entfernt, mich völlig zu beschäftigen; auch philosophische hatten mich inzwischen angezogen, vor allen Fichte. Die Eindrücke der Zeit bewirkten eine Annäherung an die großen Hervorbringungen des Mittelalters. Richtung auf die bildende Kunst, gefördert durch einen Freund, Anton Richter. Fußreise an den Rhein in diesem Sinn im Herbst 1817: tiefer Eindruck der Boisserée'schen Gemälde in Heidelberg. Interesse an der deutschen Sprache durch das Studium der Schriften Luthers, dessen Gedächtniß im Jahre 1817 allgemein erneuert wurde. Die schwachen populären Darstellungen, die zum Vorschein kamen, veranlaßten mich, indem ich die echten Documente studierte, zum Versuch einer Lebensbeschreibung. Ich hatte nur zuviel angefangen, zuviel unternommen; die Mittel fingen an mir auszugehen. Ein Glück, daß mir eine gute, ehrenvolle Stelle in Frankfurt an der Oder angeboten wurde.

Frühzeitiges Schulamt.

Eigentlich eine Fortsetzung der Studentenjahre, nur mit der Pflicht, zu lehren. Ganz vortreffliche Freunde: Stange, geborener Naturforscher; Heydler, Archäolog, philosophirend; Poppo, guter Gräcist, imponirend durch Gelehrsamkeit und frühe Reife. Ein neuer großer Moment: Eintritt in den preußischen Staat, dem meine Heimath indessen zugeschlagen worden war. Mittagsessen mit jungen Staatsbeamten, geistig regsame Bureaukratie. Turner, Erscheinung von Jahn. Innigste Freundschaft und doch Gegensatz mit dem leichter erregbaren Bruder Heinrich. Wir waren uns, als er in Halle studierte, wenn wir einander besuchten, in den Studien allgemeiner Art nahe gekommen. In der Religion war ich damals noch positiver, als er. Nun aber erst begannen die allgemeinen historischen Studien; sie knüpften zunächst an die philologischen an. Die alten Historiker wurden methodisch durchgelesen. Ich glaubte auch Xenophon zu fassen. Ganz neu waren mir die griechischen Historiker über die römische Geschichte. An der Hand der lateinischen ging ich dann auf das Mittelalter über. Alle Compendien wurden verschmäht. Die Ausgabe der lateinischen

Historiker des Mittelalters von Hugo Grotius gab den ersten Begriff von Gothen und Langobarden. Die Bibliothek besaß eine Anzahl der Scriptores rerum Germanicarum; da lernte ich das deutsche Kaiserthum kennen. Für das spätere Mittelalter fand ich altfranzösische Quellen. Meine ganze Theilnahme erweckten die Zeiten des 15. und angehenden 16. Jahrhunderts: hier nahm ich meinen Standpunkt, um mein erstes Buch zu verfassen. Ich war bereits sechsundzwanzig Jahre geworden. — . . . .

2. Dictat vom Mai 1869.

Aufenthalt in Frankfurt a. O.

(Herbst 1818 bis Frühjahr 1825.)

Ich war noch ziemlich jung und sah noch jugendlicher aus, als ich die Stelle eines Oberlehrers an dem Gymnasium in Frankfurt a. O. antrat. Ich langte gegen Ende der Sommerferien an und hatte noch Zeit, die Umgegend zu durchstreifen und mehr mit den Bäumen und Höhen als mit den Menschen Bekanntschaft zu machen. Die Lage des Ortes befriedigte mich vollkommen. Ein großer Strom, eine waldbewachsene Hügelkette, welche die Region, in der die Stadt erbaut ist, an dessen linker Seite umgiebt, kleine Thaleinschnitte, von Bächen durchflossen oder zwischen denselben; in einer der Vorstädte ein langer Lindengang mit weitem Platze daran. Ferner einige Denkmale in einem verlassenen Kirchhof, die an alte Zeiten gemahnten, z. B. die des Herzogs Leopold von Braunschweig, der hier einen durch ein prächtiges Stück Poesie gefeierten Tod in den Wellen fand; ein Marktplatz, der die Tage der Hanse, mit welcher Frankfurt in einer entfernten Verbindung stand, vergegenwärtigte; eine prächtige Pfarrkirche, die ebenfalls an die Zeiten städtischer Macht erinnerte; endlich auch eine kleinere, Unterkirche genannt, zu der die Schule gehörte: hier war es, wo ich die erste Bekanntschaft mit einigen meiner künftigen Collegen machte. Das allerangenehmste jedoch, was ich vorfand, war für mich die Westermannsche Bibliothek. Sie war in den Räumen des alten Universitätsgebäudes aufgestellt; sonst war dies freilich, obwohl es noch mit den Abzeichen seiner religiösen Stiftung prangte,

damals in einem sehr verwilderten Zustand; es diente wirthschaftlichen Zwecken. Zwischen Haufen von Stroh und Reliquien von allerlei sonstigen Gewächsen, auf einem durch aufgelegte Bretter ergänzten Gange, gelangte man in einen großen Saal, der, mit Büchern angefüllt, einen um so besseren Eindruck machte. Ein ehemaliger Professor der Universität hatte die Sammlung zu seinem eigenen Gebrauch gemacht und sie dem Gymnasium durch Testament hinterlassen. Da ich, obwohl aus einer gelehrten Stadt kommend, doch niemals freien Zutritt zu einer größeren Bibliothek gehabt hatte, so sah ich mit um so größerem Vergnügen diese, die ganz eigens, wie man mir sagte, den Lehrern der Anstalt gewidmet war. Wieviel Bücher, von denen ich bisher bloß gehört hatte, bekam ich da in die Hände! Unter anderen machte mir ein wohlerhaltenes Exemplar des Dio Cassius von Reimarus viel Eindruck. Aber auch aus allen anderen Zweigen historischer, philologischer und allgemeiner Wissenschaft fand ich die trefflichsten Werke vor, die mir die Aussicht auf künftige Studien gaben, wie ich sie zu machen wünschte. Denn darauf war meine Seele hauptsächlich gerichtet, obwohl ich mein Amt, zu dem ich in Leipzig in dem philologisch-pädagogischen Seminar schon einigermaßen vorbereitet worden, zugleich wirklich als meinen vornehmsten Beruf ansah.

Die Ferien gingen zu Ende. Der Director traf ein. Es war mein alter Bekannter aus diesem Seminar, Ernst Poppo; damals schon ein namhafter Mann durch seine Thucydideischen Studien, eben erst 24 Jahre alt und bereits an die Spitze dieser Schule berufen, aus der er nun etwas Rechtes in seinem Sinne zu machen gedachte. Er war nicht so ausschließend Philolog, wie man ihm wohl nachsagte. Er verstand, was damals nicht gewöhnlich war, Englisch und las es gern. In seiner Jugend hatte er in einem Lesekreis, an dem sich sein Vater, Archidiaconus in Guben, betheiligte, Bekanntschaft mit der laufenden politischen und allgemeinen Literatur gemacht und seine Richtung, welche im allgemeinen eine liberale war, genommen. Dann an der Universität Leipzig studierend, hatte er sich mit großer Entschiedenheit den philologischen Bestrebungen der Hermannschen Schule hingegeben, weniger jedoch der Beschäftigung mit den Poeten, welche die anderen alle vollkommen einnahm, als mit den Prosaikern, die er zu emendiren suchte. Ich besinne mich noch, wie er damals als junger Magister auf dem Katheder stand, streitfertig und jedem Gegner gewachsen: eine lange hagere Gestalt, den Ehrendegen etwas linkisch an der Seite. Er war ein besserer Grieche, als wir anderen alle; er sprach sogar griechisch. Daß er das auch in der Schule einzuführen

suchte, hat ihm an seinem pädagogischen Rufe geschadet; doch war er keineswegs so pedantisch, wie man gesagt hat. Er besaß entschieden Gabe für den Unterricht in dessen essentiellen Zweigen und genoß eine große Autorität in jeder Beziehung. Uebrigens ein trefflicher Mann, ohne Falsch; kein fremdartiges Bestreben kam in seine Seele; die Schule emporzubringen, war seine einzige Idee. Daß er mich für geeignet hielt, ihn dabei zu unterstützen, gereichte mir zu großer Genugthuung, und ich war entschlossen, mein Bestes dafür zu thun.

Dem Director zunächst stand ebenfalls ein ehrenwerther Mann als Prorector, der Mathematiker Schmeißer. Er hatte Verdienste um die Methode, und ich besinne mich, daß der Mathematiker Jacobi mir ihn später als einen Mann genannt hat, der eine neue Bahn des Unterrichts eingeschlagen habe. Mein nächster College war Oberlehrer Stange, nicht viel älter als Poppo, der schon länger als Alumnatsinspector — denn mit der Schule war ein kleines Alumnat verbunden — fungirt hatte, Sohn eines Professors in Halle, ein Mann von ruhiger Außenseite, etwas verlegen und wenig versprechend, der aber die ausgebreitetsten Kenntnisse besaß und besonders nach der Seite hin, die uns anderen immer ein fremdes Land geblieben war, den Naturwissenschaften. Er liebte und pflegte Blumen und pachtete wohl ein kleines Ackerstück um die halbe Stadt, wie man die nächsten Anhöhen nannte, um mit einem Freunde in Gemeinschaft diesen seinen Hang zu befriedigen. Er war eine tiefe, von Ehrgeiz freie, mittheilsame, grundehrliche Natur und keineswegs ohne inneren Schwung. Wie oft sind wir etwa nach einem heiteren Gelag unter jenen Linden der Vorstadt in der Nacht spazieren gegangen und haben uns nicht allein, wie ein Alter sagt, dieses leuchtenden Dunkels erfreut, sondern zugleich die mannigfaltigsten, von verschiedenen Seiten kommenden Ansichten ausgetauscht und die Welt nach unseren Begriffen vor uns entstehen lassen! Bald überließ er mir einen Theil seiner Wohnung, in die ich neben ihm einzog. Wir vier waren die oberen Lehrer, alle unverheirathet, was denn ein noch ziemlich an das Studentenleben erinnerndes Verhältniß veranlaßte. Eigentlich muß ich sagen, daß ich dort in Frankfurt mehr davon genoß, als in Leipzig; mit einem, wenn auch nicht großen, Gehalt versehen, konnte man sich etwas mehr regen, als dort. Den Einwohnern fiel es auf, wenn wir lebhaft und in vieler Eintracht, unaufhörlich sprechend und disputirend, unsere Spaziergänge machten.

Um von den geselligen Verhältnissen auch einmal zu reden, so war es ein großes Ereigniß, nicht allein für mich, sondern besonders

auch für Stange, daß mein Bruder Heinrich, ehe ich, wie man sagt, dort noch warm geworden war, bei uns eintraf und bei mir wohnte. Er war erst in seinem zwanzigsten Jahr; man wollte kaum glauben, daß er seine Studien bereits absolvirt hatte. Er war, man möchte sagen, vollkommen schön und gewann alle Herzen durch Liebenswürdigkeit und jugendliche Anmuth. Er theilte im allgemeinen meine Studien, doch war er mehr geborener Pädagog als ich; wie er denn auch nach kurzer Zeit zum Unterricht herangezogen wurde; er nahm dann selbständig an einer pädagogischen Anstalt in der Stadt Antheil. Der Bewegung, die damals in den Gemüthern der Jugend obwaltete, stand er einen Schritt näher als ich; er gesellte sich den Turnern mit Entschiedenheit bei und brachte mich erst dadurch in eine gewisse Verbindung mit dem Thun und Treiben derselben. Wir sahen Jahn in dem goldenen Löwen, einem Gasthof zu Frankfurt, als er von einer Turnerfahrt aus Schlesien zurückkam, mit ansehnlicher Begleitung junger Leute. Auch auf mich machte er durch seine mannhaft zuversichtliche Erscheinung einen gewissen Eindruck; mein jüngerer Bruder schloß sich ihm mit unbedingter Hingebung an. Ebenso war er von den kirchlichen Strömungen lebendiger berührt, als ich; doch neigte er sich ursprünglich, wenn ich dies verrathen darf, mehr den vom Positiven abweichenden Gesinnungen zu. Er war von der Friesschen Philosophie mehr berührt worden, als ich; ich war, wenn ich mich nicht irre, gläubiger, als er. Allein gar bald kämpfte sich in ihm die ihm eingepflanzte religiöse Gesinnung unter den gewaltigsten inneren Seelenbewegungen durch; er wurde sogar krank darüber. Nach einiger Zeit sah man ihn fleißig, sein Gesangbuch unter dem Arme, nach der Kirche gehen, obwohl er da nicht viel Nahrung für seine Sinnesweise fand. Ich dagegen war niemals, was man sagte, kirchlich gesinnt, obgleich niemand die Bibel und selbst das Neue Testament höher schätzen und tiefer verehren konnte, als ich.

Ich muß nun wohl auch von meiner Theilnahme an dem Unterrichte, was doch die Hauptsache war, ein Wort sagen. Ich unterrichtete, wie ich denn auch zu etwas anderem nicht fähig gewesen wäre, in den drei höchsten Klassen, namentlich in der dritten. Ich kann nicht beschreiben, wieviel Vergnügen mir die Empfänglichkeit gerade dieses Alters für die Erzählungen weltgeschichtlichen Inhalts, die ich vortrug, gemacht hat. Eine bloß jugendlich-kindliche Theilnahme, die sich aber dann in schriftlichen Reproductionen des Gehörten als fruchtbar erwies. An und für sich gereichte mir die Durcharbeitung des universalhistorischen Stoffes, die dazu nothwendig war, zum größten

Nutzen und Vergnügen. Dann wurde in den höheren Klassen Homer und Horaz traktirt; die Freude der Jugend an den homerischen Darstellungen, sowie nur die ersten Schwierigkeiten überwunden sind, ist unbeschreiblich. Wir lasen einiges sehr genau, anderes rasch und vielleicht flüchtig, was uns jedoch den großen Inhalt um so näher brachte. Die grammatische Erklärung wurde keineswegs versäumt; die Grammatik von Thiersch, die damals erschien, wurde fleißig studiert, da sie sich gerade auf Homer bezieht; übrigens aber hielten wir doch noch mehr und zwar nicht allein in der Formenlehre, sondern auch in der Syntax an Buttmann fest, einem grammatischen Autor von wahrhaftem Talent, der die ältere Berliner Schule philologischer Studien in sich repräsentirt. Er führt zu Bemerkungen, die über das, was er sagt, noch hinausgehen; man tritt dem grammatisch bildenden Genius der alten Hellenen noch näher, als es durch die bloßen Regeln geschehen könnte. Sprache und Gedanken bilden sich an dem Studium der horazischen Oden; da ist jedes Wort an seiner Stelle, jedes Gedicht ein kleines abgeschlossenes Ganze. Es mag sein: viel Nachahmung — aber selbst durch diese anregend, indem sie in weitere Fernen leitet; und zugleich doch tief von dem Hauch des römischen Wesens durchweht. Nichts entzückte uns mehr, als die ersten Oden des dritten Buches, welche über die römische Geschichte große Aussicht gewähren und das Kaiserthum in seiner Identität mit dem römischen Namen und in seiner Nothwendigkeit darstellen. Dafür, d. h. für den Ursprung aus dem Griechischen und die Darstellung des Römischen, war uns nun auch Virgil von der größten Bedeutung. Man hatte damals aufgehört, diesen Dichter zu schätzen, ausgenommen in dem landwirthschaftlichen Werk. Es fiel unter den Freunden auf, daß ich auch an der Aeneide Geschmack fand und sie in der Schule ganz durchlesen ließ. Mein Exemplar ist noch am Rande mit mannigfaltigen, guten und schlechten, Anmerkungen angefüllt. Ich schrieb dem Gedicht universalhistorische Bedeutung zu.

Hier aber kann ich nicht weiter gehen, ohne noch eines Freundes zu gedenken, der sich uns ein paar Jahr später zugesellte; er heißt Ferdinand Heydler. Schon bei meinem Aufenthalt in Pforte war er mir bekannt geworden, und das innigste Verständniß hatte mit mancherlei Streit gewechselt, wobei ich mich von Fehlern keineswegs freisprechen will. Aber ich liebte ihn tief und innig. Er war aus der Nähe von Dresden gebürtig, Sohn eines Pfarrers und nach dessen frühem Tode in ein öffentliches Institut in Dresden aufgenommen. Er hatte da, wie er mir immer sagte, zu viel Romane gelesen; dann aber war er,

weil man aus ihm, da er Talent hatte, etwas machen wollte, nach Pforte gebracht worden. Seine Begabung und seine zwanglos einnehmende Natur machte ihn dort populär. Wir vereinigten uns bald zu gemeinschaftlicher Lektüre; er imponirte mir immer durch den Geist des Verständnisses, den er für alles Fremde zeigte. Gegen mich verhielt er sich, wie angedeutet, freundschaftlich ergeben, aber doch nicht in allem einverstanden. In Leipzig stand ich ihm weniger nahe; doch entfremdeten wir uns niemals von einander. Bei jener studentischen Wanderung, die ich im Jahre 1817 nach dem Rheine unternahm, fand ich ihn in Würzburg, wo er bereits eine Stelle angenommen hatte, die er aber, da das Institut, dem er angehörte, sich nicht behaupten konnte, wieder verlassen mußte. Wir sahen damals zusammen den Katholicismus in vollem Ansehen, wir stiegen mit einander die Stufen des Käppele an den Stationen hinauf. Er begleitete mich dann einen großen Strich jener Wanderung hindurch. Seitdem hatte er eine provisorische Stellung in Halle gefunden, von wo er, nicht ohne mein Zuthun, bei der ersten eintretenden Vacanz nach Frankfurt berufen wurde. Eine ganz herrliche und in ihrer Art unvergleichliche Natur, voll von Adel der Gesinnung, freigebig selbst über das ihm gesteckte Maß hinaus — und immer in Geldbedürfniß —, den höchsten Ideen und Anliegen der Menschheit durch und durch zugewandt; in den Studien fest begründet, ein sehr guter Lateiner; er machte treffliche Verse in Pfortischer Art und Weise; einige schöne lateinische Oden sind ihm gelungen, auch in deutschen versuchte er sich mit Glück. Man kann denken, wie uns die Ereignisse der Zeit, das erste Wiederaufflammen des revolutionären Geistes in Spanien und Neapel in Bewegung setzten. Er wohnte, nachdem mich Stange verlassen hatte, in einem Hause mit mir, er unten, ich oben. Zuweilen wurden die neuesten Nachrichten aus dem Fenster von unten nach oben mitgetheilt. Er widmete sich der Schule doch noch mit größerem Eifer, als ich; wenigstens kostete es ihm, da er mehr Schülerarbeiten corrigiren mußte, mehr Zeit, als mir. Er konnte nicht viel ausarbeiten, denn er arbeitete langsam. Er bewegte sich auf den Grenzgebieten der Philosophie und der Theologie. Später wurde er strenggläubig, damals war er das noch nicht. Die Freundschaft, die er mir erwies, die Nachsicht, die er mit meinen Fehlern hatte, macht mir ihn unvergeßlich; noch mehr jedoch der Kern seines Wesens, der mit allem Großen und Guten, was die Geschichte zeigt, verwandt war und anfangs mit idealem Schwung, später mit Unterordnung unter die Heilslehre der Kirche danach strebte. Unter anderen Differenzen, die zwischen unseren Urtheilen bestanden, betraf

eine den Werth Virgils. Er wollte meine welthistorische Combination, die Orient und Occident, Rom und Carthago und ein unermeßliches Weltgeschick poetisch ergriffen sah, doch nicht recht begründet finden; dagegen stimmte er mir ganz bei, wenn ich die homerischen Epen in ihre Theile zerlegte und, ohne dem Ursprunge aus mannigfaltigen Gesängen entgegenzutreten, doch auch die Einheit, die Ueberarbeitung und Composition nachzuweisen versuchte, wie denn eine Idee davon auch bei der ursprünglichen Hervorbringung einzelner Gesänge obgewaltet haben müßte. Ich machte den Entwurf davon, den Heydler acceptirte. Seine schriftstellerische Thätigkeit ist nicht über ein paar Programme hinausgegangen, doch habe ich Anfänge einer philosophischen Grammatik bei ihm gesehen, die mir bedeutend schien. An jenen nächtlichen Spaziergängen mit Stange nahm er seiner Zeit immer Antheil. Ich hatte zuweilen Ursache, auf ihre größere Intimität eifersüchtig zu sein; sie haben dann nach meinem Abgang an der Schule zusammengearbeitet und sie zu immer größerer Blüthe bringen helfen unter dem wackeren Director, der für den Einfluß Heydler's zugänglich war. Nach einigen Jahren hatten sich Poppo, Schmeißer und Stange verheirathet; Heydler verlobte sich erst, als ich abging. Die Zeiten eines nur den Wissenschaften und Ideen gewidmeten Zusammenwirkens wären damit vorüber gewesen, wenn ich auch nicht abgegangen wäre. Mich aber riefen nun meine Studien nothwendig an eine andere Stelle.

Ein unendlich leichter Uebergang führt von den philologischen und allgemein-wissenschaftlichen Studien, welche die historischen schon in sich begreifen, zu den eigentlich historischen. Mir wurde derselbe noch besonders dadurch vermittelt, daß ich die Aufgabe bekam, den Primanern Geschichte der alten Literatur vorzutragen. Dies aus den gewöhnlichen Handbüchern zu thun, widerstrebte aber meinem Sinn und Wesen. Ich glaubte zu bemerken, daß die Verfasser derselben nicht einmal die Vorreden der Autoren genau gelesen, geschweige denn die Werke selbst. Ich konnte diesem Mangel nicht so rasch, als ich gewünscht hätte, abhelfen. Welch eine Aussicht aber eröffnete sich von dieser Stelle auf die Historie und Literatur im allgemeinen! Dann aber folgten Studien der alten Historiker; gleichfalls in Beziehung zu den mir aufgetragenen Lehrstunden, aber doch in diesen engen Rahmen nicht zu fassen. Die alten Historiker wurden nun systematisch durchgelesen; denn nur im Thucydides war ich einigermaßen bewandert, Herodot las ich nun erst vollständig durch. Die Verbindung des Sagenhaften und Historischen übte ihre volle Wirkung auf mich aus; so die Anmuth der Sprache, die Durchsichtigkeit der Darstellung, aber

hauptsächlich die unendliche Weltumfassung, die sich in diesem Grundbuch des historischen Wissens ausgeprägt hat. Die Bibliothek bot die Erläuterungen von Larcher, die der Uebersetzung ins Französische beigefügt sind, dar; aber wieviel ließen diese zum wirklichen Verständniß noch übrig! Die Erläuterungen Creuzer's über das ägyptische Alterthum führten um vieles tiefer ein; aber zu rechter Einsicht gelangte man doch nicht. Creuzer's übrige Arbeiten, namentlich über Symbolik und Mythologie, eröffnen einen Kreis des Wissens, der mir neu war; doch konnte ich auf diesem Wege nicht folgen, da sie mich zu sehr in Combinationen zu verwickeln drohten, in denen ich den Boden unter den Füßen zu verlieren fürchtete. Das war selbst der Fall mit Otfried Müller's hellenischen Stämmen und Städten. Unser Director war principiell dagegen; er zog die einschlagenden Abschnitte von Manso oder Göttling bei weitem vor. Für mich war zu viel Mythologie darin; aber die Verbindung derselben mit den Denkmalen aus alter Zeit, die Idee von gesonderten Stammeseigenthümlichkeiten, die in allen Vorstellungen über Gott und Welt mitspielen, und die Gelehrsamkeit an und für sich, welche aus den abgelegensten Regionen Erläuterungen herbeischaffte, erweckten meine Bewunderung, nicht jedoch Nacheiferung. Denn mein Sinn war von Natur mehr auf das eigentlich Historische, mehr auf das Verständniß der großen Begebenheiten selbst gerichtet, als daß ich mythologischen und municipalen oder localen Forschungen, selbst in dem Glanze, in dem sie bei Müller erschienen, volle Aufmerksamkeit hätte widmen mögen. Ich vermißte selbst bei Müller eine nähere Erörterung derselben, und blieb den mehr auf das Faktische bezüglichen Forschungen getreu. Der alte Meursius mit seinen Sammlungen wurde fleißig durchstudiert, obwohl es mir doch nicht gelingen wollte, aus den beigebrachten Notizen eine genügende Einsicht, z. B. in die attischen Zustände zu gewinnen. Und viel zu sehr war ich bereits von Thucydides und seinen weit über das Besondere hinausreichenden, große Ansichten eröffnenden Darstellungen selbst des höchst Speciellen erfüllt, als daß ich ihn nicht wie mit seinem Vorgänger, so mit seinem Nachfolger zu verbinden getrachtet hätte. Für die theosophischen Momente der griechischen Geschichte Xenophons, die doch an homerische und herodoteische Weltauffassung anknüpfen, war ich ganz besonders zugänglich. Neben alle dem Heidenthum webte doch gleichsam etwas, was der alttestamentlichen Auffassung historischer Zustände entspricht. Ich fühlte mich dadurch in einer positiv-religiösen Anschauungsweise bestärkt. Wer das so nach einander studiert, empfindet den ungeheuren Abstand der späteren Historiographie, die gleichsam aus

der Mitte weicht, welche alles erläutert und verständlich macht. Xenophon ist seinen Vorgängern bei weitem nicht gleich, doch erhebt er sich unendlich weit über die späteren. Ich konnte nicht begreifen, warum Niebuhr ihm so abhold war.

Erst unter den Römern erscheinen wieder ebenbürtige Genien. Ich brauche kaum zu sagen, wie sehr die ersten Bücher von Livius mich hinrissen. Die Vorrede wurde auch in der Schule mit Bewunderung, man möchte fast sagen Andacht gelesen. Die Mischung von Sage und Geschichte im ersten Buche hat, Herodot ausgenommen, ihres gleichen nicht und selbst mit Herodot verglichen den größeren historischen Inhalt voraus, der die Grundlage eines Lebens enthält, welches die Welt übermeistert hat. Der erste Blick lehrte, daß Dionysius von Halicarnaß hierin nicht zu vergleichen ist. Er hatte das Mitgefühl mit dem werdenden Rom nur, insoweit es einem Griechen möglich. Jedoch ich komme auf dieses Verhältniß besser später einmal zurück, wenn ich die Jahre erreiche, in denen ich tiefer eingehende Studien machen konnte. An den damaligen nahm auch mein Bruder Heinrich Antheil. Er hatte gegen Niebuhr noch mehr einzuwenden, als ich. Ich selbst folgte diesem möglichst und war nicht allein von der Tiefe und Vielseitigkeit der Forschung, die doch immer die Hauptsache im Auge behält, sondern auch von der Größe der Darstellung, wo eine solche versucht wird, imponirt. In die Untersuchungen über die streitigen Momente der Verfassung konnte ich ihm indeß nur wenig mehr folgen, als Otfried Müller in Beziehung auf die griechischen. Noch weniger Boeckh über den Staatshaushalt von Athen. Daß diese Männer lebten und ihre große eigenthümliche Begabung zur Erforschung der realen Zustände des Alterthums verwandten, war eine Erscheinung, die jene Jahre hindurch die mitstrebenden Jüngeren beherrschte und ihnen zugleich Respekt und Muth einflößte. Von Niebuhr wurde nun die Fortsetzung der Römischen Geschichte, die ihn bis in die Bürgerkriege geführt haben würde, aufs schmerzlichste vermißt; nicht allein weil sich sein System da erst erproben mußte, sondern weil er da erst einen seinem großen Talente entsprechenden Gegenstand gefunden hätte. Hierfür lag auch kein classisches Muster von weiterer Umfassung vor. Ich muß gestehen, daß mir die Abschnitte der allgemeinen Geschichte Johannes Müller's, welche diese Zeiten berühren, großen Eindruck machten; doch sind sie viel zu fragmentarisch und epigrammatisch, um zu einer genügenden Ansicht zu führen. Die classischen Autoren, die wir studierten, führen in jedem Momente weiter; ich beschäftigte mich viel und eingehend damit. Die Studien wendeten sich

nun auch auf Appian und Dio Cassius, die nichts Hinreißendes haben, aber die merkwürdigsten und bedeutendsten Notizen darbieten.

Bei weitem mehr beschäftigten wir uns mit Sallust und Cäsar. Die Catilinarische Verschwörung wird durch Auffassung und Darstellung eines zusammenhängenden Ganzen immer als ein Meisterstück betrachtet werden müssen; für den Charakter der römischen Historiographie ist das Werk in zwiefacher Hinsicht entscheidend. Es ist das erste Produkt der moralischen Geschichtschreibung, die hernach vorgewaltet hat. Es trägt eine Moralität vor sich her, von der es sehr möglich ist, daß der Autor in seinem Leben sie nicht darstellte; aber sie drückt den Genius Roms, wie er sich in diesen Conflicten der mächtigen Oberhäupter untereinander unter Einwirkung des Staates bildete, vollständig aus. Eine Idee, welche in der römischen Gesammtheit wirkte, ohne das Eigenthum jedes Einzelnen zu sein. Denn in allen literarischen Produktionen erscheint zugleich die Gemeinschaft des geistigen und moralischen Wesens. Wer wollte darauf schwören, daß Catilina grade so gewesen sei, wie er hier geschildert wird? Aber er erscheint, in seiner Abweichung von dem, was Sitte, Herkommen, Verfassung und selbst die Idee gebot, als ein repräsentativer Mensch. Er hätte, wenn er Meister geworden wäre, das römische Wesen von Grund aus zerstört. In Cicero erscheint die Conservation dieser Ideen und Sitten würdig und geschickt. Mag auch Cicero noch andere Eigenschaften gehabt haben, dies waren die vornehmsten. Er wird dadurch unsterblich, inwiefern ein nothwendiger Grundzug des allgemeinen Lebens in seiner Person erscheint. Mir lag nahe, mich auch um den Stil des großen Redners zu bekümmern. Ich fand in der Configuration der Sätze, ihrer inneren Struktur etwas, was ich sonst weder bei Lateinern noch Griechen anzutreffen gemeint hatte. Es ist die Verflechtung des Nebensächlichen in den Hauptsatz. Denn was man auch sagen mag, so kann sich Widerspruch erheben, oder wenigstens Zweifel an der Vollgültigkeit des Vorgetragenen. Bei Cicero findet sich nun, daß er die möglichen Einwürfe im voraus kurz und bündig beseitigt, was denn seinem Stil eine ungewohnte Fülle und etwas Mustergültiges für alle Zeit verleiht. Der gesunde Menschenverstand kommt in ihm auf eine glänzende, majestätische Weise zu Worte. Die Briefe sind dann für die Zeitgeschichte unentbehrlich; für die Geschichte einiger Jahre sind wir am meisten auf sie angewiesen. Sie dienen zur Ergänzung der Sallustischen Erzählungen nach allen Seiten hin.

Nun aber erhebt sich die Gestalt, vor welcher alles dieses republikanische Wesen erblich und zusammensank. Weniger jedoch waren

es die Werke Cäsars über die inneren Zustände und den bürgerlichen Krieg, was wir studierten; denn die Kriegshandlungen, welche sie auch da hauptsächlich schildern, sind es doch nicht, worin das Innere des Staatslebens sich entwickelt. Diese sind nur da an ihrer Stelle und verdienen nur da vollkommene Aufmerksamkeit, wo sie zu einem großen Resultat führen. Welches aber könnte größer und welthistorischer sein, als die Eroberung Galliens durch Cäsar, der damit eigentlich das weströmische Reich gegründet hat, und sein Zusammentreffen mit anderen Volkselementen, die er nicht überwand? Die Schilderungen des keltischen Staatswesens in dem Inneren von Gallien und des benachbarten germanischen gehören zu den bedeutendsten Dokumenten aller Zeiten; denn Cäsar schilderte nur, was er sah und erlebte. Diese scharfe Beschränkung auf das genau Bekannte in präciser lichtvoller Sprache giebt seinem Werke seinen eigenthümlichen Charakter und seinen Werth. Die gallischen Kriege Cäsars sind der Grundtext der späteren Geschichte von Europa. Die Jugend kann nun wohl nicht an jedem, was er schildert, theilnehmen; selbst ein gereiftes Alter kann das nicht, es gehört dazu eine mehr kriegsmännische Befähigung; aber mit dem größten Interesse vermag doch ein jeder den allgemeinen Gang der Unternehmungen, die Erfolge der verschiedenen Feldzüge, die Siege, das Aufwogen des altkeltischen Volksgeistes dagegen und dessen Ueberwältigung zu verfolgen. Das Buch ist symbolisch für die Welteroberung und die Gründung des Kaiserthums überhaupt.

Als nun aber das Kaiserthum gegründet war, was wurde daraus? Tacitus stellt es dar, und zwar nicht als ein Lobredner des Siegers durch und durch, sondern zugleich als ein Gegner desselben im Innern und nach Außen. Was sich bei Cäsar nur als ethnographische Notiz über die Germanen findet, wird bei Tacitus eine mit Bewunderung durchdrungene Schilderung ihrer Sitte. Der moralische Ton der alten Historiographie, wie ihn Sallust angeschlagen, erscheint bei Tacitus in höherer Potenz. Wofür sich in Rom kein Platz mehr fand, das moralische Ideal, erschien in den barbarischen Völkern germanischen Ursprungs in vollem Dasein. Cultur und Moral trennen sich gleichsam; jene macht mit der Verderbtheit, diese mit uranfänglichen Zuständen, die man als roh bezeichnen kann, gemeinschaftliche Sache: in diesem Gegensatz, der die folgenden Jahrhunderte beherrscht hat, erscheint Tacitus fast als Prophet und zwar als ein vorwärts gewandter. Ganz in diesem Gefühl ist der Agricola geschrieben, es ist der Gegensatz des ungebrochenen altrepublikanischen Geistes, inwiefern er damals noch existirte; und hätte er nicht existirt, wie hätte Tacitus schreiben können

gegen den Despotismus der Julier? So sind aber auch Annalen und Historien geschrieben; grade in diesen Gegensätzen liegt ihr Leben. Die Cultur mit Verderbtheit, mit Despotismus im Bunde führt zu den tragischen Ereignissen, in deren Schilderungen Tacitus unübertrefflich ist. Keine Zeit hat etwas hervorgebracht, was dem gleich wäre, was Tacitus über den Tod der Agrippina geschrieben hat. Er ist zugleich höchst gegenständlich, von allen Historikern, die jemals gelebt, der am meisten malerische; auch keine spätere Zeit wird etwas dem Gleiches hervorbringen. Die Dinge begegnen in der Welt nur einmal in voller Prägnanz ihres Daseins; so mögen sie denn auch, wenn das Glück der Zeiten es will, nur einmal dargestellt werden.

Ich war mitten in diesen Studien begriffen, als mein Bruder Ferdinand, der damals in Halle studierte, mich besuchte; ein jugendlich emporkommender, prächtiger, liebenswürdiger junger Mann, der in seinen philologischen Studien lebte und webte und sich mir mit vollem Herzen anschloß. Wie oft haben wir bei einer Tasse Kaffee schwierige Stellen des Tacitus einander zu erklären versucht; wie oft im Grase liegend einen alten oder neuen Classiker gelesen und uns seiner erfreut! Tacitus wurde durch und durch excerpirt.

3. Dictat vom December 1875.

Ich bin nun nahe daran, mein achtzigstes Jahr zu vollenden. Welch eine Periode von großen Wechselfällen, entscheidenden Ereignissen, die zwischen 1795 und 1875! So unbedeutend das einzelne Leben auch ist, so erfährt es doch in jedem Augenblick die Rückwirkung der allgemeinen Angelegenheiten. Was sonst eine Anmaßung wäre, die großen Begebenheiten mit seinem Leben in Verbindung zu bringen, ist doch andrerseits wieder unerläßlich und gleichsam eine Pflicht der Reminiscenz.

Meine Geburt fiel noch in das Jahr 1795, in welchem sich die allgemeinen und deutschen Angelegenheiten insofern fester gestalteten, als die Idee, die Revolution zu überwältigen, aufgegeben wurde und das System der preußischen Neutralität sich bildete. Unter diesen Eindrücken wuchs ich auf, da auch das Kurfürstenthum Sachsen, dem ich angehörte, die preußische Politik vollkommen theilte. Auch in das Städtchen, das wir bewohnten, und das, wie oben berührt, viel inneres Leben hatte, drangen die Beziehungen der öffentlichen Angelegenheiten ein: der Name Napoleon blieb uns nicht unbekannt. Die Kinder empfingen den Eindruck einer außerhalb unserer Beziehungen emporgekommenen ungeheuren Gewalt, die jedoch nicht als feindselig betrachtet wurde, sondern nur durch ihre Großartigkeit imponirte. Ich erinnere mich der Mittagstafel auf dem großväterlichen Gute bei Querfurt, wo ein gelehrter Candidat es versuchte, den Namen zu erklären. In unmittelbarster Nähe berührten uns die Ereignisse von 1806. Zum erstenmal erschienen die preußischen Regimenter vor dem Ort; unsere

Husaren brachen auf, um ihnen zur Seite den Kampf gegen Napoleon zu bestehen. Am 14. Oktober waren wir in größter Aufregung, die älteren Knaben, denen ich mich zugesellte, glaubten Kanonendonner zu hören, wenn sie Löcher in die Erde gruben; ich vernahm nichts davon. Aber baldigst erschienen Wagenreihen, die den Rückzug ankündigten. Nach einigen Tagen erschienen die französischen Chasseurs; sie wurden als fremde Soldaten, die sich aber hervorgethan hatten, aufgenommen, mit Furcht, aber ohne Haß. Für uns hatte es nun die größte Bedeutung, daß zwischen Sachsen und Frankreich Friede geschlossen wurde; dem Kurfürstenthum gesellten sich die thüringischen Fürstenthümer bei. Ich besinne mich wohl auf den gothaischen Offizier, ich denke einen Seebach, der uns auf dem Marktplatz in Wiehe, noch zu Pferd, dies Ereigniß erzählte. Eine Anzahl übelwollender Flugschriften und Gedichte gegen den König von Preußen trugen dazu bei, die Population Preußen zu entfremden. Ich erinnere mich, daß ich doch vielen Ärger darüber empfand. Die Erhebung des Kurfürstenthums zum Königreich machte dagegen doch einen guten Eindruck. Das Einverständniß mit Frankreich erhielt die Schulen, die ich zu besuchen anfing, in der Ruhe, die für die Studien nothwendig war, in lebendiger, aber doch sehr unparteiischer Theilnahme. Auf mich machte fast mehr der Ton der Bulletins, als ihr Inhalt, Eindruck. Mit der Bewegung des Kampfes aber stieg auch die allgemeine Theilnahme für oder wider; wobei denn mehr von den französischen Marschällen und ihrem Kaiser, als von den Schicksalen von Europa die Rede war. Aber in kurzem vernahmen wir auch andere Stimmen; ich las gerade den Agricola des Tacitus und war sehr in meiner Seele bewegt, als ich die Gedanken einer britischen Königin in den Proklamationen der Alliirten wiederfand. Mein besonderer Patron, der Mathematicus Schmidt, war sehr französisch gesinnt; denn er schrieb Napoleon eine universalhistorische Mission zu; aber in der Jugend regte sich doch das lebendigste Mitgefühl für die deutsche Sache. Mein Freund und Gönner, der Collaborator Wiek, billigte sehr meine Vergleichung des Widerstandes der Briten gegen die Römer und der Alliirten gegen die Franzosen. Dort an der großen Landstraße stießen dann die großen Gegensätze sehr nahe auf einander. Wir sahen Napoleon auf seinem Marsch nach Lützen, hörten aber nach einigen Monaten den Bericht mit an, welchen General Thielmann, der mit den Sachsen zu den Verbündeten übergegangen, über die Erfolge der Schlacht von Leipzig vor der Pforte laut verlas.

Meine ersten Universitätsjahre wurden dann von lebendigster

Theilnahme an dem Fortgang dieser Begebenheiten und ihrer Entscheidung bei Belle-Alliance erfüllt, die dann jedem Einzelnen mehr galten, als seine persönlichen Erlebnisse. Man begreift nun wohl, daß bei allem Fleiß, bei aller Hingebung an die Studien des Alterthums, doch auch die großen Ereignisse, die sich vollzogen, den Geist ergriffen und dazu beitrugen, ich will nicht gerade sagen, ihn durchzubilden, noch weniger zu retardiren, aber ihm eine Richtung auf das öffentliche Leben zu geben. Von besonderer Bedeutung war es nun für uns, daß die thüringisch-sächsischen Lande durch den Frieden an Preußen fielen. Wenn man an der Universität Leipzig das auf das bitterste empfand, so war mein Vater doch dafür. Er hatte alle die Unannehmlichkeiten, die mit der sächsischen Justizverwaltung, der er angehörte, verknüpft waren, persönlich empfunden und zog das Landrecht den sächsischen Gesetzen, die preußische Prozeßordnung, in die er sich nur mit Mühe fand, der sächsischen Justizverfassung vor. Es war ihm sehr erwünscht, daß ich meine erste frühe Anstellung in Preußen fand; für mich selbst hörte jede weitere Rücksicht auf abweichende Verhältnisse auf. Die Erzählungen, die ich von denen, die an den Feldzügen Theil genommen, also aus erster Quelle vernahm, waren sehr geeignet, meine junge Seele mit deutsch-patriotischem Eifer zu erfüllen. Eine Gefahr trat hiebei ein, von dem excentrischen Eifer, den diese Gefühle hervorbrachten, fortgerissen zu werden. Vater Jahn erschien auch in Frankfurt; mein jüngerer Bruder wurde von den Ideen, die sich in ihm verkörperten, unwiderstehlich fortgerissen und folgte ihm auf eine kurze Zeit nach Berlin. Ich war empfänglich dafür, aber doch nicht in so hohem Grade; doch war auch dafür gesorgt, daß ich nicht etwa der entgegengesetzten Partei beifiel. Durch die gewaltsamen Repressionen, von denen ein Theil meiner Freunde betroffen wurde, wurde ich nothwendig abgestoßen.

Von dem größten Einfluß war es aber auf Gesinnung, Leben und selbst die Studien, daß die Restauration eine Reihe von Jahren die Oberhand behielt. Die historischen Studien haben sich eigentlich in dem Widerspruch gegen die Alleinherrschaft der napoleonischen Ideen entwickelt. Auf diesem Grunde beruhte die große Wirkung, welche Niebuhr's römische Geschichte innerhalb und außerhalb der gelehrten Kreise hervorbrachte. Das besondere Leben im Gegensatz gegen eine allgemeine Herrschaft und die inneren Bedingungen einer großartigen Staatsentwicklung riefen einen allgemeinen Wetteifer selbst in der gelehrten Literatur hervor. Otfried Müllers Arbeiten sind aus demselben Grunde hervorgegangen; die Vorlesungen, welche Steffens in

Breslau hielt, sind auf Müller nicht ohne Einfluß geblieben. Die abstruse Gelehrsamkeit verband sich mehr oder minder mit einem politischen Zuge. Der Gegensatz wurde durch Philosophie und Theologie nicht etwa geschlichtet, sondern tiefer angeregt. Man befand sich in der Mitte lebendiger Bewegung nach allen Seiten hin. Als junger Professor in Berlin lebte ich in der Mitte derselben, ich ergriff die Studien der neueren Geschichte mit wissenschaftlichen Tendenzen, die ich in denselben noch vermißte, Studien, die mich nach Wien und dann nach Italien führten.

In Wien war die literarische Bewegung bei weitem gebundener, als in Berlin; das legitimistische System beherrschte die Geister oder suchte sie zu beherrschen. Ich hatte das Glück, mit Friedrich Gentz in eine ziemlich nahe Beziehung zu kommen; er galt als eines der Oberhäupter der sogenannten Ultras und hielt an den antirevolutionären Doktrinen eifrig fest; aber er war ein Mann von Geist, der ganz in seiner Weltstellung lebte und sie jeden Augenblick überschaute. Ich besuchte ihn alle Woche einmal, in einer Abendstunde. Politische Unterhaltung war ihm eine Art von Bedürfniß, und, wie man weiß, er sprach sehr gut. Die allgemeine Situation war keineswegs mehr so beschaffen, wie sie in Folge des sogenannten heiligen Bundes in Aussicht genommen war; die Erhebung der Griechen unter der Unterstützung von England hatte alle Gemüther in neue Richtungen getrieben. Mit den Griechen und ihren Protectoren kam ich nicht in Verbindung; wohl aber mit den Serben, die demselben System, aber auf eine andere Weise angehörten. Es war mir ebenso anziehend, wie belehrend, den Ursprung der serbischen Bewegung aus unmittelbarer Mittheilung kennen zu lernen, unbekümmert, was man in Wien darüber dachte. Meine italienischen Studien, die ich in Berlin begonnen, setzte ich mit immer wachsendem Eifer fort; denn noch war das venetianische Archiv großentheils in Wien: es bot mir die nächste Ausbeute. Aber zugleich vertiefte ich mich in das Element der slavischen Bewegung in der Türkei; ich fing an Serbisch zu lernen, wiewohl nicht mit großem Succeß, da die Information, die ich bekam, in deutscher Sprache gewährt wurde. Aus dem Gespräche von Gentz nahm ich ab, daß das Verhältniß der großen Mächte keineswegs ein sehr einmüthiges war. Die Notizen, welche einige Jahre später das Portefolio publicirte, und die dann das allgemeine Erstaunen hervorriefen, waren mir bereits damals durch Gentz nicht vorenthalten worden. Er sprach oft unter dem Eindruck der letzten Depeschen aus St. Petersburg, deren Inhalt und Ton er gleichmäßig perhorrescirte.

In diesem Zustande der großen Angelegenheiten, der mir wenigstens nicht fremd war, reiste ich nach Italien.

Die Zustände in Venedig repräsentirten noch ganz das alte System; meine Wirthin hatte noch den letzten Dogen gesehen. Die Erinnerungen an San-Marco waren noch nicht verloschen, und ich lebte und webte, wie sich denken läßt, in dem Mitgefühl mit der alten Republik. In diesen Directionen war es keine Störung, daß der Kronprinz von Preußen eintraf, mit jugendlicher Lebendigkeit für Alterthum und Kunst eingenommen und die Hoffnung, daß er das Alte aufrecht erhalten und neu beleben werde, nährend. Man konnte an den Idealen der Restaurationsepoche festhalten, der es gelungen war, über die griechischen Zerwürfnisse hinwegzukommen. Mir wurden die Griechen erst in Venedig lebendig, bei denen es nicht geringen Eindruck machte, daß Professor Reisig, der eben angekommen war, leider um daselbst zu sterben, das Altgriechische so gut sprach oder noch besser, als sie selber. Ich werde mir die Mühe nehmen müssen, diesen Aufenthalt einmal ausführlicher zu schildern. Hier will ich nur den politischen Horizont bezeichnen, unter dem ich dann nach Florenz und Rom ging. Wir waren im Jahr 1829, und alles war mit den großen Gegensätzen der Restauration und der Revolution beschäftigt, die damals Frankreich agitirten und durch die französischen Zeitungen aller Welt mitgetheilt wurden. In der Gesellschaft, die ich zu Rom sah, regte sich die Meinung, daß es mit der älteren Linie der Bourbonen doch nicht gehe und daß sich unter der Hand die Herrschaft der Orleans in Frankreich vorbereite, von denen man annahm, daß sie etwa die Politik Wilhelms III. in England einschlagen würden. Einen positiven Anhalt hatte das nicht, und das System der Restauration erschien in aller Welt zu gut befestigt, als daß man einen baldigen Umsturz hätte erwarten können. Aber er vollzog sich in dem folgenden Jahre, plötzlich, gewaltsam, durchgreifend. Karl X. mußte die Flucht ergreifen; Louis Philipp von Orleans trat wirklich an seine Stelle. Es lag nun nicht so sehr an der inneren Schwäche der Restaurationsideen, als an dem veränderten Zustand von Europa überhaupt, den Mißverständnissen, die zwischen Oesterreich, Rußland und England eingetreten waren, daß man wohl einen Augenblick daran denken konnte, einen conservativen Kreuzzug gegen die neue französische Regierung zu unternehmen, ihn in der That aber nimmermehr auszuführen im Stande gewesen wäre. Bei meinem zweiten Aufenthalt in Venedig im Jahr 1830 waren die Beamten des dortigen Archives und viele andere in der Stadt der Meinung, daß dies dennoch geschehen müsse, weil nur so die Conti-

nuation des Alten und Neuen aufrecht erhalten werden könne. Aber ganz anders war der Lauf der Dinge: die revolutionären Sympathien breiteten sich jeden Augenblick weiter aus und behaupteten sich auch außerhalb der französischen Grenzen in Belgien; ihre Analogien triumphirten in England, sie bedrohten die deutschen Fürstenthümer und Regierungen. Anders war es nicht, als daß der Gegensatz der beiden Systeme, welche die Welt umfaßten, nochmals durchgekämpft werden mußte; nicht jedoch in der früheren Weise, durch einen weltumfassenden Krieg aller Mächte, sondern durch innere Bewegung.

Dies war die Signatur der Periode, die mit dem Jahre 1830 eintrat. Kein lebender Mensch konnte sich diesem großen Streite entziehen; auf eine oder die andre Weise mußte ein jeder Partei nehmen. Bei meiner Rückkehr nach Berlin, im Frühjahr 1831, wo ich nun wieder das Katheder bestieg, wurde ich mitten in diesen Streit gezogen und hielt mich sogar für verpflichtet, durch eine historisch-politische Zeitschrift an demselben Theil zu nehmen. Die Richtung, die ich einschlug, war nun aber weder Revolution noch Reaction. Ich hatte das kühne Unterfangen, zwischen den beiden einander in jeder öffentlichen oder privaten Aeußerung widerstrebenden Tendenzen eine dritte zu Worte bringen zu wollen, welche an das Bestehende anknüpfte, das, auf dem Vorangegangenen beruhend, eine Zukunft eröffnete, in der man auch den neuen Ideen, insofern sie Wahrheit enthielten, gerecht werden konnte. Das Unternehmen ging eigentlich über meine Kräfte; wie sehr sah ich mich getäuscht, wenn ich gemeint hatte, eigentlich müsse mir jedermann beistimmen! Ganz das Gegentheil geschah: meine früheren Freunde, wie Varnhagen und Alexander von Humboldt, die das Heil der Welt in dem Fortschritt der Revolution sahen, bezeigten mir Ungunst und Entfremdung. Meine damaligen Freunde, Radowitz und Gerlach, die sich soeben ein Organ in dem politischen Wochenblatte erschaffen hatten, duldeten mich nur eben, weil ich der Revolution nicht ganz beifiel. Einen Trost und eine Stütze fand ich in dem Beifall von Männern wie Eichhorn[1]), Savigny, Schleiermacher, die mich möglichst unterstützten. Die beiden ersten bildeten meine tägliche Gesellschaft. Fast noch eine größere Rolle aber spielte die Bekanntschaft mit Ancillon, den ich in Venedig kennen gelernt hatte, und um den sich dann wieder eine conservative Gesell-

1) d. h. Joh. Albr. Eichhorn, der spätere Minister, nicht der Rechtshistoriker Karl Friedr. E., wie S. W. XLIX/L Vorrede S. X Anm. 1 irrig angenommen worden.

schaft gruppirte. In Ancillon repräsentirte sich noch einmal Sinn und Art der französischen Kolonie in Berlin: in allgemeiner Bildung, einer immer gegenwärtigen Kunde der Ereignisse der Geschichte, sowie der Dogmengeschichte der Philosophie suchte er seinesgleichen. In seinen Gesprächen war er bei weitem conservativer, als in seinen Schriften, doch hielt er auch an denen fest. Nicht selten sah er den König, beinahe täglich seinen Zögling, den Kronprinzen, der dann fortfuhr, an allen Produktionen der Literatur und Kunst unter Ancillons Mitwirkung, der alle Abende vorlas, den lebendigsten Antheil zu nehmen.

Mir konnte nun nicht entgehen, daß eine vorzugsweise politische Schriftstellerei meinen Beruf doch nicht erfülle. Das Beste, was in der Zeitschrift vorkam, war doch eigentlich historisch. Meine ganze Seele trieb mich, die historischen Arbeiten, zu denen ich das reichste Material mit nach Hause gebracht hatte, nun auch an den Tag zu fördern. Ich schrieb die Geschichte der Päpste, noch unter dem Eindruck meines Aufenthaltes in Italien, namentlich in Rom. Auffallend war es mir, daß Bunsen, der sonst meine Stellung theilte und auch meine politischen Arbeiten billigte, mit dem ersten Band der Papstgeschichte nicht zufrieden war. Er meinte, nicht der romanischen, sondern der germanischen historischen Entwickelung müsse sich die Arbeit des Historikers widmen. In dem zweiten Theil der Päpste war ich genöthigt, nur zu viel auch von der deutschen Geschichte zu sprechen. Die Arbeit hatte das Gute, daß sie mich in voller Anschauung der allgemeinen Verhältnisse erhielt. Der Beifall, den sie im allgemeinen fand, und selbst die Widerrede, die sie hervorrief, waren für mich dadurch bedeutend, daß sie auch mir eine Stellung in den allgemeinen Bestrebungen und Streitigkeiten der Welt verschafften. Ich hatte mich der äußersten Unparteilichkeit beflissen, ohne doch das Positive aufzugeben; ein Sinn, in welchem ich nun auch meine Vorlesungen hielt, die jetzt mehr Anklang fanden, als früher. Die Zustände von Berlin in den letzten Jahren Friedrich Wilhelms III. beruhten darauf, daß die revolutionären Tendenzen literarisch einwirkten, aber auch literarisch bekämpft wurden. Doch ging die Bedeutung der Männer, die an der Universität zusammenwirkten, nicht ohne stetes Widerstreben gegen einander, weit über diesen Gegensatz hinaus. Es waren Männer vom ersten Rang, die Universität stand in ihrer vollsten Blüthe; denn die Wissenschaft wird von den Gegensätzen der Politik zwar berührt, aber geht nicht in derselben auf. Das eigene Leben der historischen Wissen-

schaft war ich bemüht durch die historischen Uebungen zu fördern, die dann den glücklichsten Erfolg hatten.

Als der dritte Band der Päpste erschienen war, ging ich einst mit Savigny in seinem Garten auf und ab, und er fragte mich, was ich nun zuerst unternehmen wollte. Mein Entschluß war bereits gefaßt. Ich hatte das innere Bedürfniß, der Geschichte des Katholicismus die der Ursprünge des Protestantismus zur Seite zu setzen, und wie denn nach meiner Sinnesweise die gründlichsten Studien allem anderen vorangehen mußten, so hatte ich bereits Materialien gefunden, welche zu einer neuen Arbeit eine sichere, weitreichende Grundlage bilden konnten. Es waren die Reichstagsakten der Stadt Frankfurt a. M.; denn nur aus der Coincidenz der religiösen und politischen Bestrebungen ließ sich das große Ereigniß der Reformation der Kirche einigermaßen begreifen. Andere Informationen lieferten die Archive von Berlin, Weimar, Dresden, wozu dann die voluminösen theologischen Werke hinzukamen. Ich fühlte mich oft nicht ganz behaglich in der Composition von Reichstagsakten und Theologumenen; auf der anderen Seite war wieder mein ganzes Interesse dabei. Doch ich halte inne. Ich will nur noch mit einem Worte berühren, daß, während ich arbeitete, in Berlin der Horizont sich dadurch vollkommen veränderte, daß Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg. Er war ganz der Mann der Zeit, d. h. er lebte und athmete in den großen Gegensätzen; aber er hatte zugleich Partei genommen für das Positive und das Historische. Er meinte seinem Staat und der protestantischen Kirche eine Stellung auf immer sichern zu können, indem er doch den Formen, welche die Epoche forderte, näher trat. Allein nicht die Formen allein begehrte die revolutionäre Tendenz, sondern zugleich das Wesen. Eine neue Epoche trat durch die Revolution von 1848 ein: die Impulse, die sich im Jahre 1830 erhoben hatten, bekamen jetzt die Oberhand; und nicht auf immer konnte der ausgebrochene Kampf durch friedliche Mittel geführt werden. Wer hätte daran nicht in seiner ganzen Seele Theil nehmen sollen? Jeder Anmuthung, das Wort noch einmal zu ergreifen, wich ich beharrlich aus. Es lag mir mehr daran, die großen historischen Erscheinungen, die auf denselben Gegensätzen beruhen, zur Anschauung zu bringen: die Entwickelung des preußischen Staates, die Bildung der französischen Macht, endlich die Geschichte des 17. Jahrhunderts in England.

Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. trat der Gegensatz der constitutionellen und ständischen Tendenzen in Evidenz.

Auf den Geist der Zeit aber hatte der Unterschied, den der König mit Recht machte, doch keine eigentliche Rückwirkung; vielmehr wurden die Zeitgenossen von einem neuen großen Gedanken erfüllt, der an die frühere Epoche anknüpfte und dessen Realisation man vom König erwartete: dem Gedanken der deutschen Einheit. Der König lebte und webte in demselben; aber bei jedem Schritt wurde er durch Rücksicht auf Oesterreich verhindert vorzuschreiten, was denn die Agitation nothwendig vermehrte. Meinerseits war auch ich von diesem Gedanken nicht unberührt geblieben; ich glaubte vielmehr in der Geschichte der Reformation den Akt des deutschen Geistes zum Bewußtsein gebracht zu haben, durch welchen die Nation ihre innere Einheit am meisten documentirt hatte; denn der Protestantismus galt eine ganze Periode hindurch als die deutsche Religion. Aber die deutsche Idee war in den folgenden Zeiten durch die großartigsten Anstrengungen von der anderen Seite her zurückgedrängt, selbst in sich gebrochen worden, so daß sich die historische Aufmerksamkeit, selbst ohne persönliche Beziehung, dem Staate zuwandte, in welchem der protestantische Gedanke die größte politische Energie entwickelt hatte. Ich hatte Freunde, welche in der preußischen Geschichte gleichsam den zweiten Theil der Reformationsgeschichte erblickten. Indem ich mich diesem Stoff zuwandte, mußte ich jedoch inne werden, daß er auch noch ganz andere Lebenskräfte in sich trug, die ihn wieder beschränkten. Ich mußte vor allem das partikularistische Leben des preußischen Staates zu begreifen und darzustellen suchen, wodurch denn die Persönlichkeit des großen Königs, in der es sich in der Welt geltend machte, in den Vordergrund trat. König Friedrich Wilhelm IV. war, so viel ich bemerkte, wenn ich ihn dann und wann einmal sah, was doch nur selten geschah, mit diesem Vorhaben nicht ganz einverstanden. Seinen Beifall gab er mir erst zu erkennen, als ich in dem dritten Bande die deutschen Fragen näher berührte: er meinte, das Buch werde nun eben ganz deutsch. Er faßte die Deutschheit jedoch anders, als die Zeitgenossen, lediglich von conservativer Seite: Aufrechterhaltung des Bundes, Erneuerung der ständischen Rechte, die zwar die Bureaukratie, aber nicht die Monarchie beschränken sollten, eine Ordnung der Dinge, welche schlechterdings nicht französisch sein sollte — darin sah er die Deutschheit. Durch die Revolution von 1848 wurde er aber inne, daß die entgegengesetzten Elemente stärker waren, als er gedacht hatte; er hatte die Welt seinen Ideen zu unterwerfen gemeint, sah sich aber bald in die Vertheidigung zurückgeworfen.

Dann aber gewannen die allgemeinen Ereignisse noch eine andere Direction. Aus der Julimonarchie entstand die Republik, aus der Republik ging die Autorität des dritten Napoleon hervor; und nochmals schien dann ein Kampf mit Frankreich bevorzustehen. Ich hatte diese Idee dem König schon im Mai 1848 angedeutet; daß sie sich im December realisirte, erwarb mir seine Gunst. Erst seitdem habe ich ihn öfter gesehen. Ich hatte indessen, nicht so sehr von den Ereignissen angeregt, als in Folge der Gesammtheit meiner historischen Studien, die französische Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts zu schreiben unternommen. Ich hatte sie dem König Friedrich Wilhelm IV. in den Abendstunden größtentheils vorgelesen; ich fand in ihm den aufmerksamsten und einsichtsvollsten Zuhörer. Seine Bemerkungen machten mich zuweilen bedauern, daß das Buch schon gedruckt war; ich hätte sie sonst hie und da verwerthen können. Er war vollkommen einverstanden damit, als ich ihm endlich anvertraute, daß ich nunmehr an die englische Geschichte zu gehen gedächte. Er sprach die Hoffnung aus, daß ich damit vielleicht durchdringen könne, und gab mir, als ich im Jahre 1857 nach England reiste, einen Empfehlungsbrief an Prinz Albert, der mir dann meinen Weg einigermaßen erleichtert hat.

Schon aber waren seine Tage gezählt. Seine letzten Lebensjahre waren durch die Verwickelungen des Krimkrieges getrübt, die er nur immer aus dem Gesichtspunkt des allgemeinen Kampfes gegen die Revolution und das neue Napoleonische Reich betrachtete. Aber alle diese Fragen, die deutsche und die allgemeine sowie die constitutionelle, ließ er seinem Nachfolger zurück, der dann, auf dem einmal gelegten Grunde fortbauend, doch eine mehr, wenn wir so sagen dürfen, nach der Linken hingewandte Richtung nahm, d. h. der öffentlichen Meinung einen größeren Einfluß gestattete. Auf dieser leichten Wendung, die zugleich eine Abweichung in der religiösen Ansicht, eben auch nur eine Modification, zur Grundlage hatte, beruht dann die weitere Entwickelung der Welt. Wir sind zur Entscheidung in den beiden Hauptfragen gelangt, der deutschen und der europäischen. Noch einmal ist es zum Kampf zwischen Oesterreich und Preußen gekommen: die Schlacht von Sadowa hat zwischen ihnen entschieden und dann zugleich Zustände herbeigeführt, in denen es möglich wurde, den von Frankreich angebotenen Kampf aufzunehmen und auf das glücklichste auszuführen. Was Friedrich Wilhelm II. im Jahre 1792 unternommen, wovon er aber im Jahre 1795 abstand, das wurde im Jahre 1870 von seinem Enkel ausgeführt. Zwischen diesen Mo-

menten hat sich mein Leben bewegt. So großartig sie sind, so denke ich doch, daß es von denselben nicht beherrscht worden ist; es hat auch seine eigene innere, von allen äußeren Ereignissen unabhängige Bewegung gehabt und sein eigenes Ziel verfolgt. Der allgemeinen Strömung, welche gegen die nächste Vergangenheit wieder ungerecht wurde, setzte ich den Briefwechsel des Königs Friedrich Wilhelm IV. mit Bunsen entgegen.

4. Dictat vom November 1885.

Ich bin in dem Jahre geboren, in welchem der Friede von Basel geschlossen worden ist, der erste Versuch einer Abkunft zwischen dem durch die Revolution umgestalteten Frankreich und dem preußischen Staate, der die conservativen Principien der europäischen Welt in sich trug; mehr ein Versuch der Verständigung, als ein Friede, bei dem die beiden entgegengesetzten Elemente ein Jahrzehnt einander gegenüber bestanden. Man verzeihe mir, wenn ich meine geringfügige Existenz mit den großen Angelegenheiten der Welt in Verbindung bringe; aber anders ist es einmal nicht: jedermann lebt unter dem Einfluß der Gestirne, welche die Welt beherrschen. Das erste Jahrzehnt meines Lebens brachte ich in dem Frieden zu, den das Kurfürstenthum Sachsen, welchem der Ort meiner Geburt angehörte, damals nach innen und außen genoß; es war mit Preußen in engen Bund getreten. Es war ein Stillleben einziger Art, in welches jedoch die Beziehungen zu der literarischen Bewegung jener für Deutschland classischen Epoche zuweilen hereinspielten. Ich besinne mich, daß eines Tages ein Hausgenosse, den ich gern besuchte, mich vor ein Bild, das unter dem Spiegel hing, führte, um mir zu sagen, der Mann, den es darstellte — es war Schiller —, sei eben gestorben. Er bezeichnete ihn als den größten Mann in Deutschland. Das Jahr 1806 erlebte ich in voller Besinnung des Geistes. Ich erinnere mich sehr wohl, wie zuerst ein preußisches Reiterregiment vor dem Städtchen vorüberzog, denn der eigentliche Durchzug wurde vermieden. Auch die Husaren, die am Orte lagen, rüsteten sich, ins Feld zu rücken; alles erwartete eine allgemeine Entscheidung. Am 14. October hatte man eine Ahnung von

der Schlacht von Auerstädt. Wir Knaben liefen auf das Hohenroth, eine benachbarte Anhöhe; einige von uns gruben sich in die Erde und meinten da wirklich Kanonendonner zu vernehmen. Ich bekenne: ich habe nichts gehört. Aber nur zu bald bekamen wir die Entscheidung zu erfahren. Das erste Zeichen davon gab eine lange Reihe von Wagen, besonders mit Damen besetzt, die den Rückzug angetreten hatten; dann trafen Flüchtlinge ein, die mein Vater in das Wohnhaus aufnahm und an unserer runden Tafel bewirthete. Gleich darauf aber erschienen die ersten Franzosen. Wie man an den preußischen Reitern die Todtenköpfe bewundert hatte, so erregten nun die französischen Chasseurs die Aufmerksamkeit der Jugend. Man fing an, Preußen und Sachsen zu unterscheiden und die Niederlage als eine eigentlich preußische anzusehen. Wovon man keine Ahnung haben konnte, das war nun doch geschehen: die Entscheidung zwischen den beiden großen Elementen der Welt war erfolgt. Sachsen wurde im ersten Augenblick doch nur mäßig davon betroffen.

Für mich waren die Jahre gekommen, in denen ich meine Studien über den Horizont des Rectors und Kantors von Wiehe erhob. Ich besuchte nacheinander die beiden Klosterschulen Donndorf und Pforte, die noch ganz den alten Stil des Unterrichts an sich trugen, aber mir eine neue Welt öffneten, in der ich athmete und lebte. Die Weltereignisse fanden auch hier einen gewissen Widerhall. Während wir uns in Donndorf mit den Sagen der homerischen Welt beschäftigten, machten doch auch die Napoleonischen Proclamationen, die wir zu lesen bekamen und die wir zuweilen auf den Schiefertafeln nachkritzelten oder nachahmten, den größten Eindruck. Was dann dort begonnen war, setzte sich in Pforte in höherem Tone fort. Ich kann nicht beschreiben, wie viel ich der Schulpforte zu danken habe; nicht gerade dem Unterrichte selbst, aber dem Geiste, der über der Anstalt schwebte und in die Tiefe der classischen Studien versetzte. Ich habe da den größten Theil der Dichter des Alterthums in beiden Sprachen durchgelesen, unter der Führung eines jungen Lehrers auch die Tragiker; selbst Pindar habe ich berührt. Virgil wußten mehrere von uns in ganzen Büchern herzusagen. Unter den Historikern war der vornehmste von allen auch der erste, mit dem wir Bekanntschaft machen konnten. Darauf folgte dann der große Umschlag des Napoleonischen Gestirns im Jahre 1812. Ich studierte eben den Agricola des Tacitus, als die populären Bewegungen, welche die Niederlage der Franzosen herbeirief, bekannt wurden. Ich wurde frappirt von der Identität der Gesichtspunkte, welche Tacitus der Königin Boadicea zuschreibt. Der

innere Bezug des Entferntesten zu dem Nächsten und die Gleichförmigkeit zwischen der Ausübung der Gewalt und der Empörung dagegen traten mir vor die Augen. Der erwähnte Freund und Lehrer stimmte mir mit der Bemerkung zu: so ist es auch. Wir erhoben uns zu allgemein historischen Anschauungen, jenseits der Motive, die den Tag bisher beherrschten. Vor unseren Augen, in unserer Nähe sollte nun der große Kampf ausgefochten werden, der über die Welt entschieden hat. Wir sahen Napoleon in der Mitte seiner Generale und Marschälle vor dem Klosterthore vorüberziehen. Bald darauf wurde die Schlacht von Lützen geschlagen; noch einmal triumphirte das revolutionäre und imperialistische Princip. Aber mit welchem Eifer wurden zugleich die Nachrichten von den Rüstungen der Verbündeten bewillkommt! Wir begrüßten die ersten Kosaken, die sich auf der Straße blicken ließen, als Verkündiger einer nahenden Erlösung von dem Drucke, den jetzt alle empfanden. Nur zu lange zögerte auch uns die Entscheidung, bis dann die Schlacht von Leipzig erfolgte, von der wir die erste Kunde aus dem Munde des Generals Thielmann vernahmen, der dort vor den jungen Leuten, die sich am Thore versammelten, den unvergleichlichen Sieg mit den Ziffern der Verluste von Todten und Gefangenen verkündigte, die uns in Staunen versetzten und die Sympathien um so mehr erweckten, da ja Thielmann selbst zu den Verbündeten übergetreten war. Nach einigen Tagen sahen wir nun auch das französische Heer, das bisher immer nach dem Osten vorgerückt war, jetzt nach Westen zurückfliehen. Es bedeckte die Höhen wieder, wie zuvor. Bei dem Paß von Kösen kam es zu einem Zusammentreffen beiderseitiger Geschütze. Mit welchem Staunen sah der Mathematicus der Schule, der liebenswürdige alte Professor Schmidt, der in Napoleon den Mann einer göttlichen Mission erblickte, die rückgängige Bewegung des Heeres, wiewohl er ihn darum nicht aufgab! Dadurch war nun das Weltgeschick entschieden. Die Macht der alten Zustände, wie sie durch die Jahrhunderte hervorgebracht worden, kam wieder zu Tage und jedermann empfand, daß die Zukunft der Welt darauf beruhte, wie weit die Reaction vordringen, wo sie ihre Grenze finden würde. Bei der Abkunft von Paris kam es zu Tage, daß die revolutionäre Invasion abgewendet sei, aber die constitutionelle Reform, die doch auch revolutionäre Elemente in sich trug, bestehen würde.

In dieser Zeit bezog ich die Universität Leipzig. Es machte mir doch Eindruck, wissenschaftliche Vorträge im Zusammenhang zu vernehmen; philosophische und hierauf historische Studien kamen erst jetzt an die Reihe. Es ist wahr, was man öfter gesagt hat, daß ich die

Universität früher als gewöhnlich bezog, um mehr Zeit und Raum für meine eigenthümlichen Studien zu finden. Selbst die Vorlesungen Gottfried Hermann's konnten mich doch nicht vollkommen befriedigen, da er auf die Metrik einen Werth legte, den ich niemals recht begriffen habe. Unvergeßlich aber sind mir seine Vorlesungen über Pindar, den ich nun erst verstehen lernte, über Hesiod und die griechische Mythologie und beinahe am meisten die Vorlesung über die griechische Grammatik, welche ein volles Verständniß der Gesammtheit der Sprache athmete, eine logische Begründung der grammatischen Regeln enthielt, die den Geist befriedigt. Die Vorlesungen Krug's waren mir durch dialectische Bestimmtheit nützlich, aber mich dürstete, von dem Kantianer zu Kant selbst und dessen berühmteren Nachfolgern überzugehen; ich schaffte mir Kant's Kritik der reinen Vernunft an und studierte viel bei meiner Lampe. Den größten Eindruck machte mir Fichte, freilich am meisten dessen populäre Schriften, die mit Religion und Politik in Verbindung stehen. Den Reden an die deutsche Nation widmete ich eine unbegrenzte Bewunderung. Noch immer aber stand ich der Historie ziemlich fremd gegenüber. In den Handbüchern sah ich nur eine Unzahl von Notizen, deren Unverständlichkeit und Dürre mich abschreckte. Den größten Einfluß auf meine historischen Studien hatte dann Niebuhr's römische Geschichte. Die Nachahmungen und Wiederholungen aus Livius und Dionysius und die Darstellungen Niebuhr's selbst, die an manchen Stellen einen echt classischen Geist athmen, flößten mir die Ueberzeugung ein, daß es auch in neuerer Zeit Historiker geben könne. Ueber allem schwebte in jener Epoche der Name Goethe, der auch selbst eine moderne Classicität in das Leben und die Studien eingeführt und zur Bildung des nationalen Sinnes in dieser Beziehung unendlich viel beigetragen hat; er stand damals im Zenith seines Ruhmes. Ich war unter meinen Commilitonen sein größter Bewunderer, aber ihn nachzuahmen hätte ich schon damals nicht den Muth, noch auch den rechten Impuls gehabt: er war mir wirklich zu modern. Schon damals suchte ich nach älterer, noch mehr in der Tiefe der Nation liegender sprachlicher Form. Ich ergriff Luther, zuerst nur, um von ihm Deutsch zu lernen und das Fundament der neudeutschen Schriftsprache mir zu eigen zu machen; aber zugleich wurde ich dann doch von dem großen Stoff und seiner historischen Erscheinung selbst ergriffen. Im Jahre 1817 habe ich wirklich den Versuch gemacht, Luther's Geschichte in seiner Sprache zusammenfassend darzustellen. Man begreift, daß mich da auch die theologischen Fragen in tiefer Seele beschäftigten. Die theologischen Studien hatte ich nie aufge=

geben. Die kirchenhistorischen Vorlesungen von Tzschirner gehörten zu denen, denen ich das meiste verdankte. Und wenn ich fortfuhr, griechische Autoren zu übersetzen, so fügte ich dem auch Verdeutschungen des hebräischen Textes hinzu.

Aus diesen incohärenten, aber in jedem Fache eifrigen Studien riß mich dann eine Berufung an das Gymnasium von Frankfurt a. O., die ich einem trefflichen Philologen, der mit mir im philologischen Seminare unter Christian Daniel Beck gearbeitet hatte und sehr früh zum Director des Frankfurter Gymnasiums erkoren worden war, verdankte. In dieser Hinsicht war zwischen Preußen und Sachsen kein Unterschied; aber in jeder anderen Beziehung ist es doch die größte Veränderung, die ich überhaupt erlebt habe, daß ich aus dem gesellschaftlichen Leben in Leipzig in eine ansehnliche preußische Stadt überging; wie denn auch Thüringen und meine Vaterstadt mit Preußen vereinigt worden waren. Das öffentliche Leben war ein durchaus verschiedenartiges. In Frankfurt herrschten noch die Erinnerungen an die letzten Kriege vor, welche selbst die Tischgespräche beherrschten. Eine andere geistige Atmosphäre, die nicht verfehlen konnte, mich anzuziehen und zu fesseln. Ich komme hier auf meine Unterscheidung der verschiedenen Richtungen des europäischen Geistes zurück. Preußen gehörte der monarchischen und conservativen Richtung an, die aber durch die großartigen Neuerungen, welche die Siege vorbereitet hatten, doch wieder gemäßigt und in sich selbst mit heterogenen Elementen erfüllt war. Jedermann weiß, wie lebendig die Wogen der Gegensätze in den Jahren 1819, 1820, 1821 aufeinanderstießen. Mein jüngerer Bruder, der mir bald nach Frankfurt folgte, schloß sich an Jahn und die Gesinnungen an, welche mit dem Turnwesen vereinigt waren. Auch ich kam ihnen sehr nahe, bin aber ihnen nie beigetreten. Meine Studien hatten indessen eine positive Richtung genommen; ich war nun ganz Historiker geworden, wozu mein Amt mir den nächsten Anlaß gab. Aber vom ersten Augenblick an verband ich die historischen Studien mit eigenthümlicher Forschung und Aneignung. Ich habe damals zuerst die griechischen und lateinischen Historiker durchgelesen, und zwar im größten Umfang, und fügte sie nun in meine Erzählungen ein, was diesen denn eine ungewohnte Farbe gab und mir einen gewissen Beifall erwarb.

Aber bei dem Alterthum konnte ich nicht stehen bleiben. Die öffentlichen Zustände selbst veranlaßten mich, in die neuere Zeit fortzuschreiten. Niemand könnte sich einen Begriff davon machen, wie sehr mich eben die Zeiten des Uebergangs aus dem römischen Weltalter

in das germanische ergriffen und festhielten. Mit einer Art von Entzücken las ich die von Hugo Grotius zusammengestellten Berichte über die Zeit, die man die der Völkerwanderung genannt hat, und die folgende. Ich hatte das Glück, eine große Bibliothek benutzen zu dürfen, die von einem Bibliothekar der Frankfurter Universität zusammengebracht war und damals nicht mehr benutzt wurde. Ich konnte in ihr die authentischen Denkmäler aller Jahrhunderte nach und nach benutzen, so daß ich von den Streitigkeiten des Momentes unabhängiger wurde, als andere. Und noch ein anderes Moment kann ich nicht versäumen zu erwähnen. In den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts machte sich die Ueberzeugung Bahn, daß nur ein tieferes Eingehen in die Grundlagen der Staaten und Reiche der Zukunft genügen könne. Die romantisch-historischen Arbeiten Walter Scott's, die in alle Nationen und Sprachen Eingang fanden, trugen hauptsächlich dazu bei, die Theilnahme an dem Thun und Lassen der vergangenen Zeiten zu erwecken. Auch für mich hatten sie Anziehendes genug und ich las mehr als eins dieser Werke mit lebendiger Theilnahme; aber ich nahm auch Anstoß an denselben. Unter anderem verletzte es mich, wie er in Quentin Durward Karl den Kühnen und Ludwig XI. behandelt, ganz im Widerspruch mit der historischen Ueberlieferung, selbst im Einzelnen. Ich studierte Commines und die gleichzeitigen Berichte, die den neuen Ausgaben dieses Autors beigefügt sind, und überzeugte mich, daß ein Karl der Kühne, ein Ludwig XI., wie sie bei Scott geschildert wurden, niemals existirt hatten. Das wußte der würdige und gelehrte Autor wohl auch selbst; aber ich konnte ihm nicht verzeihen, daß er in seine Darstellungen Züge aufgenommen hatte, die vollkommen unhistorisch waren, und sie doch so vortrug, als glaube er daran. Bei der Vergleichung überzeugte ich mich, daß das historisch Ueberlieferte selbst schöner und jedenfalls interessanter sei, als die romantische Fiction. Ich wandte mich hierauf überhaupt von ihr ab und faßte den Gedanken, bei meinen Arbeiten alles Ersonnene und Erdichtete zu vermeiden und mich streng an die Thatsachen zu halten.

War ich nun hierbei auf die gleichzeitigen Autoren und ihre Autorität angewiesen, so zeigte sich auch da eine analoge Schwierigkeit. Zunächst bei einer Vergleichung zwischen den beiden vornehmsten Autoren über die Anfänge der neueren Geschichte, denen ich mich nunmehr zuwandte, Guicciardini und Jovius, fand ich soviel Abweichungen, die sich nicht mehr ausgleichen ließen, daß ich nicht wußte, welchem ich mich am meisten anschließen sollte. Jovius ist bei weitem

gegenständlicher und verräth im Einzelnen mannigfaltige gute Informationen; dagegen ist Guicciardini über die Politik der Zeit bei weitem unterrichteter und unterrichtender. Es war aber ebensowenig möglich, zwischen ihnen zu wählen, als sie zu vereinigen, wenn man auf die Wahrheit selbst Bedacht nehmen wollte. Nun wurden aber noch viele andere Autoren dieser Epoche genannt, bei denen sich eine eigenthümliche Kunde voraussetzen ließ, so daß sie nothwendig herbeigezogen werden mußten, um festen Grund und Boden zu gewinnen. Wenn sich dann herausstellte, daß Guicciardini, bei weitem der talentvollste von allen, doch wieder auch mit denen nicht übereinstimmte, auf der anderen Seite sie geradezu ausgeschrieben hatte, so ergab sich, daß eine Kritik der Geschichtschreiber dieser Epoche unumgänglich nothwendig war. Selbst auf einige deutsche Autoren desselben Zeitraums mußte ein ähnlicher Versuch erstreckt werden; er ergab, daß der berühmte Bericht des Sleidanus über die Kaiserwahl Karls V. doch nur einer einseitigen, großentheils erdichteten Erzählung entnommen war, daß dieser Schriftsteller die echten Urkunden, aus denen sich eine gründliche Kenntniß der Begebenheiten gewinnen läßt, gar nicht einmal gekannt hat. Ich habe hier weder auf Niebuhr, der eigentlich mehr der Tradition einen Sinn verschaffen will, noch vollends auf Gottfried Hermann, der die Autoren im Einzelnen kritisirt, Rücksicht genommen, obwohl ich mir bei großen Männern dieser Art Beifall versprach. Das Verfahren ist auf einem eigenen Wege ohne alle Anmaßung, durch eine Art Nothwendigkeit entstanden; und für die Epoche, die ich zunächst behandelte, genügte es auch ziemlich. Die Briefe Ludwigs XII., die vorlängst bekannt geworden, gaben einen sicheren Faden für die Beurtheilung der wichtigsten politischen Entscheidungen. Eben da aber, wo diese aufhören, mußte auch ich abbrechen.

Ich trat im Jahre 1824 mit meinem ersten Buche, „Geschichten romanischer und germanischer Völker", hervor, die in ihrer eigenartigen Schreibart mancherlei Anstoß erregten; wie ich denn auch bekennen muß, daß die Ausdrucksweise französischer und deutscher Chronisten sich darin wiederfand, während die aus den classischen Studien herübergenommenen schwierigen Constructionen nicht selten die Wortfügung beherrschten. Aber auf der anderen Seite fand doch die Methode der Forschung, der Inhalt der Darstellung soviel Anerkennung, daß ich diesem Buche meine Berufung an die Universität Berlin im Frühjahr 1825 verdanke. Ich spreche hier nicht von meinen ersten Versuchen auf dem Katheder, aus denen man nur zu bald abnahm, daß ich den Boden, auf dem ich mich bewegen sollte, nicht kannte. Doch sind sie

keineswegs unglücklich abgelaufen; ich gewann damit Freunde genug und auch ziemliche Auditorien. Ich bleibe nur bei dem Fortgang der Studien stehen. Da sich mir schon für die Fortsetzung des begonnenen Werkes ergeben hatte, daß ich ohne handschriftliche Quellen nicht weiter vorschreiten könne, so hielt ich es für geboten, eine große Sammlung handschriftlicher Reliquien aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die sich in der Bibliothek von Berlin fanden, zu durchforschen. Eine eigentliche Fortsetzung des begonnenen Buches ließ sich auch damit nicht bewerkstelligen; aber sie eröffneten mir eine neue Welt. Eine so reiche Kunde über die Staaten und Fürsten des 16. Jahrhunderts, als die hier dargebotene, hatte ich niemals erwartet. Ich fand es rathsam, einige Kapitel der Geschichte des 16. Jahrhunderts nach diesen Kundgebungen zu bearbeiten. So erschien im Jahre 1827 das Buch: Fürsten und Völker von Südeuropa. Ich muß bekennen, daß der Umgang mit Männern und, ich darf es nicht verschweigen, auch mit Frauen von universaler Bildung formell großen Einfluß auf mich ausgeübt hat. Die Atmosphäre der Hauptstadt wirkte in dieser Hinsicht noch mehr auf mich, als der Aufenthalt in einer Provinzialstadt. So kam es denn, daß in dem neuen Buche vieles von dem vermieden wurde, was in dem ersten beschwerlich gefallen war. Es fand in den höchsten Kreisen in Deutschland die beste Aufnahme und selbst den Beifall der gelesensten französischen Autoren.

Nun aber konnte ich dabei nicht stehen bleiben; denn leicht ließ sich ermessen, daß jene Berliner Sammlung, so voluminös sie ist, doch gegen den Stoff, welchen italienische Bibliotheken und Archive liefern mußten, nur sehr unbedeutend sein konnte. Ich fand die nothwendige Unterstützung, um mich zur Hebung dieses Schatzes selbst auf den Weg zu machen. Wenn ich mich dabei zunächst nach Wien wandte, so geschah das, weil ein guter Theil des Archives von Venedig in Folge der Occupation dieser Stadt nach Wien übergeführt worden war und sich in dem dortigen Archiv in der That befand. In der heutigen Zeit hat man keine Idee mehr davon, wie schwer es damals war und wurde, Zutritt in die Archive zu finden. Fürst Metternich hat sich ein unsterbliches Verdienst erworben, daß er mir auf den Rath des geistvollen Gentz die Erlaubniß zur Benutzung des Archives gab, die ich dann nicht verfehlte gründlich auszubeuten. Ich fand daselbst einen reichen Schatz venetianischer Relationen und das große Tagebuch des Marino Sanudo im Original. Doch war ich auf das Archiv nicht beschränkt. In der Bibliothek des Hofes fand sich eine ansehnliche Anzahl venetianischer Relationen, bezüglich auf die Türkei und

auf Deutschland. Ich durchsuchte sie mit dem einmal angeregten Fleiße — denn ich stieß von Tag zu Tag auf Neues, Unerwartetes, Belehrendes — auf das emsigste. Zugleich aber war der Aufenthalt in Wien, der sich vom October 1827 bis zum October 1828 erstreckte, in jeder anderen Weise ergiebig. Den schriftlichen Informationen reihten sich mündliche an. An Wuk Stepanowitsch, dem gelehrtesten aller Serben, die damals lebten, fand ich einen Freund, der mir seine Sammlung zu der serbischen Geschichte mittheilte. Sie ergriff mich durch die lebendige Information über ein Ereigniß von allgemeinster historischer und politischer Bedeutung in der Tiefe des Geistes und Herzens. Im Sommer 1828 habe ich daraus die Geschichte der Revolution in Serbien zusammengestellt, bei der mir die Beihilfe unvergeßlich ist, die mir der damalige Mittelsmann deutscher und slavischer Gelehrsamkeit, Kopitar, geleistet hat.

Wie sich versteht, verlor ich dabei meinen Hauptzweck nicht aus den Augen. Im October 1828 reiste ich nach Venedig ab. Mein erster venetianischer Aufenthalt dauerte bis Februar 1829. Ich ging dann nach Florenz. Am 22. März sah ich den ersten grünen Strauch in der römischen Campagna. In Rom blieb ich, nicht jedoch ohne einen Ausflug nach Neapel zu machen, bis zum April 1830. Nochmals führten mich dann meine Studien nach Florenz zurück, wo ich noch die letzten Zeitungen über die Bewegung, die der Julirevolution voranging, zu lesen bekam. Ich ließ mich dadurch in meinem Vorhaben nicht irren, welches gerade jetzt die größte Wichtigkeit bekam; denn erst nach der Hand hatte ich die Erlaubniß erhalten, das venetianische Archiv in Venedig selbst zu benutzen; hier erst bekam ich die ganze Reihe der venetianischen Relationen, die ganz unbemerkt dalagen, zu Gesicht und konnte sie nach Herzenslust benutzen. Niemals habe ich mehr gelernt und gedacht, niemals mehr eingeheimst, als in der zweiten Hälfte des Jahres 1830 und in der ersten des Jahres 1831. Ich will mich jedoch jetzt diesen Erinnerungen nicht hingeben, in der Hoffnung, über meinen italienischen Aufenthalt künftig einen näheren Bericht zu erstatten. Hier will ich nur von meiner Berührung mit dem großen Zwiespalt, der die Welt erfüllte, sprechen.

Ueber meinen Aufenthalt in Frankfurt a. O. brauche ich in dieser Hinsicht nicht ausführlich zu sein. Es waren das die Zeiten, in welchen das Resultat der vorangegangenen Jahrzehnte, der Sieg der Verbündeten und des Princips der Legitimität über die autonomen Gewalten, den größten Widerspruch fand, von dem nun auch ein Gymnasiallehrer nicht unberührt bleiben konnte. Gerade die Körper-

schaft, der ich angehörte, wurde in denselben hineingezogen. Ich war nie Mitglied der Burschenschaft gewesen. Durch meinen Bruder, der in Jena studiert hatte, kamen mir aber doch die Unabhängigkeitsgedanken der Jugend und die germanische Tendenz derselben unendlich nahe. Der Ausbruch revolutionärer Bewegungen, die in Italien und Spanien hervorbrachen, erweckte ein lebhaftes Für und Wider in der damaligen Gesellschaft. Was hätte aber mehr die Geister erfüllen und anregen können, als die Erhebung der Griechen gegen das Joch der Türken? Ich will nicht leugnen, daß die Studien über das osmanische Reich, die dann im ersten Bande der Fürsten und Völker mitgetheilt wurden, auf diesen Anregungen beruhen; hauptsächlich liegen sie in einigen Anmerkungen über das Fortleben der griechischen Welt unter dem türkischen Joche zu Tage. Ebenso ging es mir in Berlin mit der Geschichte der Revolution überhaupt; ich wurde von der Gesellschaft, der ich nahe stand, in der man die communistische Zeitschrift Globe und alle Denkwürdigkeiten, die auf die Revolution Bezug hatten, eifrig studierte, entschieden nach dieser Seite hin gedrängt. Das Ergebniß war, daß ich im Jahre 1827 die vornehmsten echten Denkwürdigkeiten dieser Epoche selbst in die Hand nahm. Aber nicht genug; ich vertiefte mich in den Moniteur, so daß ich mit den Urhebern der revolutionären Bewegung gleichsam persönlich bekannt wurde. Ich lernte nicht allein die Motive, die sie kundgaben, sondern auch die Tendenzen, die ihnen vorschwebten, besser kennen, als wenn ich mich erst an Autoritäten zweiter Hand gewandt hätte. In mir selbst kam ich über das Problem — ob die Revolution ein allgemeines, Geist und Gemüth mit Nothwendigkeit bestimmendes und eine unbedingte Theilnahme erforderndes Interesse in sich habe, oder ob es ein Ereigniß sei, das, wie andere, seine eigenthümlichen Wurzeln in den Thatsachen hatte und aus Verflechtungen hervorging, die auch andere hätten sein können — zur Entscheidung. Ich erkannte die unendliche Bedeutung für die Welt und für jeden Einzelnen, die darin liegt, lebendig an, versöhnte mich aber doch mit den entgegengesetzten Bestrebungen der von der Bewegung nicht ergriffenen europäischen Welt. In meinen Papieren finden sich noch Versuche der Kritik über die wichtigsten biographischen Denkmale der Epoche. Genug, ich gelangte unter den eifrigsten Studien zu einer beide Seiten in sich begreifenden Auffassung, die mir eine gewisse innere Ruhe gab, welche von den Tagesbegebenheiten nicht erschüttert werden konnte.

Ich gehörte nun meiner persönlichen Stellung nach dem System an, welches noch im Besitze der Gewalt war. Aber daß es erschüttert

sei, konnte ich mir nicht verbergen. Bei meinem ersten, leider auch letzten Besuche in Prag hörte ich das Brausen der nationalen Bewegung gegen die Wiener Hofburg; ich hörte sogar die Frage, ob es nicht besser wäre, wenn Böhmen sich an Preußen anschlösse. Das meiste aber erfuhr ich in dieser Hofburg selbst oder wenigstens in ihrer unmittelbaren Nähe. Der Hofrath Gentz leitete noch, wie man damals wohl sagte, vom Klepperstalle aus die Politik von Österreich und von Europa. Gentz hatte die große Güte, mir sein Vertrauen zu schenken. Ich besuchte ihn alle acht Tage einmal. Er war bekanntlich kein Mann, der sich in Dunkel verhüllte: er sprach ohne Zurückhaltung und eben darum gut und überhaupt so, daß er sich selbst genügte. Ich wurde nach und nach einer der bestunterrichteten Männer in Wien, was die Tagesbegebenheiten anlangte; aber noch viel tiefer ging der Eindruck, den mir die Mittheilungen von Gentz machten. Er war nicht allein der heftigste Gegner der englischen und französischen Politik, die für Griechenland Partei nahm; bei Canning's Tod fühlte man sich in Wien wie von einem Alp befreit. Davon aber befürchtete man nicht soviel, wie von dem alle Tage anwachsenden Mißverständniß mit Rußland. Gentz wiederholte mir die Eindrücke, die ihm die englischen, hauptsächlich aber die russischen Depeschen machten. Er hat mir damals geradezu gesagt: von Rußland bekomme man Erlasse, wie sie schlimmer von Napoleon nicht ausgegangen wären. Ich habe davon nichts zu Papier gebracht, obwohl ich es vielleicht hätte thun sollen; aber ich würde damit in meine Studien ein falsches Element gebracht haben. Einmal nur habe ich mich in der Mitte derselben zu einem Aufsatze ermannt, in welchem ich die Unvermeidlichkeit einer neuen Revolution betonte, die auf denselben politischen Verflechtungen fußen müsse, wie die erste, obgleich sie die Tiefe der Impulse von damals nicht wiederholen könnte. Als ich nun nach Italien kam, bemerkte ich wohl selbst in Venedig ähnliche Bewegungen, wie dort in Prag; sie waren jedoch nicht eben stark. Im allgemeinen fühlte man sich wohl unter einer gerechten Regierung. Wie hätten sich auch Manifestationen anderer Art selbst einem Prussiano gegenüber, der aber den Tedeschi sehr nahe stand, kundgeben sollen? Viel ungescheuter äußerte man sich in dem übrigen Italien, namentlich in Rom, wo die heftigste Opposition gegen die damalige Regierung unter Leo XII. und Pius VIII., überhaupt aber gegen das Übergewicht des Klerus und der Kardinäle ausgesprochen wurde. Noch unmittelbarer aber berührte mich die öffentliche Meinung in den Salons. Es war die glänzendste Zeit unseres Bunsen, der, in wichtigen Unterhandlungen mit dem päpst-

lichen Stuhl begriffen, die doch zugleich im Interesse Preußens fußten, Männer der verschiedensten Nationen und Parteien um sich sammelte, so daß ein freier Austausch der Befürchtungen und Hoffnungen zustande kam. Der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit war nun aber die Bewegung in Frankreich, die immer schärfer und drohender wurde. Man hat schon damals die Meinung geäußert, daß es mit den Bourbons in Frankreich ein Ende haben, daß Karl X. nicht vermögen würde sich zu behaupten. War doch Chateaubriand, damals französischer Botschafter in Rom, mit seinem Hofe nicht einverstanden. Aber an eine Modifikation der französischen Regierung, wie er sie beabsichtigte, glaubten die wenigsten. Man zog das Beispiel von England heran. Man glaubte den Sturz Karls X. vorauszusehen, an dessen Stelle der Herzog von Orleans treten werde, wie Wilhelm III. an die Stelle Jakobs II.

Das war mir alles lebendig, als die Revolution in Frankreich wirklich nochmals ausbrach. Ich bekam die Nachricht davon auf der Höhe des Appennin durch ein Zeitungsblatt. Als ich nach Venedig gelangte, war alles vollendet: Karl X. auf der Flucht, der Herzog von Orleans wirklich auf dem Throne.

Auch im Archiv von Venedig, das ich nun besuchte, theilte man den allgemeinen Jubel nicht, mit welchem dieses große Ereigniß aufgenommen wurde. Die Archivare fühlten sich dem Kaiser Franz, der das Archiv — denn unter der Republik gab es kein solches — zuerst vereinigt und in einem stattlichen Neubau hatte aufstellen lassen, zu Dank verpflichtet. Man fürchtete einen allgemeinen Umsturz und auch da ist wohl die Frage erörtert worden, ob die verbündeten Mächte nicht nochmals nach Frankreich ziehen und das bourbonische Regiment wiederherstellen würden. Ich wußte besser, daß ein allgemeiner Umsturz auf der einen Seite nicht zu befürchten, auf der anderen Seite aber auch nicht zu erwarten sei, daß die Mächte zu einer nochmaligen Bekämpfung der Revolution in dieser Gestalt sich vereinigen würden.

König Friedrich Wilhelm III. war der entschiedenste Gegner eines solchen Vorhabens; er wollte das Schicksal der Welt nicht wieder auf der Spitze des Schwertes schwanken sehen: dem Grafen Nostitz, den er damals dem Prinzen Wilhelm zur Seite in die Rheinlande schickte, machte er es zur Pflicht, den Ausbruch eines Krieges zu vermeiden. So stand es nun aber doch, daß die revolutionären Antriebe, welche, keineswegs erstickt, noch immer lebendigen Anklang in den Populationen fanden, durch das französische Ereigniß zum vollkommenen Bewußtsein ihrer Macht gelangten und allenthalben hervorbrachen, während sich

die conservativen Principien schon im Gegensatz stark und gewaltig regten.

Es war in diesem Widerstreit, daß ich am 22. März 1831 nach Berlin zurückkam. Die Geister waren in dem lebendigsten Antagonismus begriffen. Man meinte wohl, ich würde nun nichts zu thun haben, als die Schätze mitzutheilen und zu verwerthen, die ich auf der Reise gesammelt hatte. Auch geschah das sogleich durch die Veröffentlichung einer Abhandlung über die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618, aber freilich an einem einzelnen, beinahe vergessenen Punkte, der sogleich zu bewältigen war. Aber größere Unternehmungen erfordern eine größere Sammlung, die sich namentlich unter den Einflüssen der Berliner Gesellschaft, in die ich nun wieder zurücktrat, nicht erreichen ließ. Die Sympathien mit dem Ereigniß in Frankreich waren so stark und überwältigend, daß ich mich selbst dazu fortreißen ließ, mein Wort hineinzuwerfen.

In Berlin regten sich wie die Sympathien, so auch die Antipathien gegen die Revolution von 1830; aber viele gab es auch, die den äußersten Consequenzen sowohl der revolutionären als auch der antirevolutionären Ideen entgegentraten. Es waren großentheils meine besten Freunde, Männer von intactem Rufe und ungetrübter Intelligenz; an diesen fand ich einen Rückhalt, ohne daß jedoch von einem oder dem anderen ein unmittelbarer Einfluß ausgeübt worden wäre. So wurde ich politischer Schriftsteller, aber auf der Grundlage der Ideen, die sich mir aus Studien der Historie und der Theilnahme am Leben gebildet hatten. Eine Haltung dieser Art konnte aber nicht verstanden werden. Ich hielt mich in einiger Ferne von den Ideen, welche in dem politischen Wochenblatt zu Tage traten und die doch von vielen als rechtgläubig betrachtet wurden. Auf der anderen Seite fühlte man aber auch mehr den Widerstand, den ich der allgemeinen Gültigkeit der revolutionären Idee entgegensetzte. Den ersten galt ich als Ultra, die anderen wollten einen jakobinischen Anflug bei mir bemerken. Mein Sinn war nur, die inmitten der beiden Systeme bereits ausgebildete Haltung des preußischen Staates zu verfechten. Daß ich dem Positiven und Bestehenden mehr zuneigte, als dem wilden Treiben der revolutionären Tendenzen, liegt am Tage, und ich selbst wurde gar bald inne, daß auf diesem Wege doch nichts zur Entscheidung gebracht werden könne, und griff nun wieder zu den Arbeiten, die ich bisher bei Seite gelegt hatte.

Das letzte Jahrzehnt der Regierung Friedrich Wilhelms III. war für die Bewegung der Geister von unendlicher Wichtigkeit. Auf der

Universität Berlin trafen die beiden Tendenzen auf einander, jedoch hätte keine sich eines definitiven Sieges zu erfreuen hoffen dürfen. Mir stiegen nun aus dem Studium der mitgebrachten Papiere Arbeiten hervor, die diesem Geiste entsprachen. Zuerst die Geschichte der Päpste, von der niemand sagen konnte, ob sie mehr für oder gegen das Papstthum geschrieben sei; sie war weder für noch wider gedacht; sie war nur eben das Resultat grundlegender und unparteiischer Studien. So ist sie auch aufgenommen worden. Doch schien es mir selbst, als ob dem protestantischen Element nicht vollkommene Gerechtigkeit darin widerfahren sei. Nach Vollendung des ersten Werkes ging ich einst mit Savigny in seinem Garten spazieren; er fragte mich mit herzlicher Theilnahme, was ich nun demnächst unternehmen würde. Ich sprach ihm von der Aufgabe, die ich mir vorlängst gesetzt hatte und die bei einem Besuch in Frankfurt a. M., bei Ansicht der Reichstagsacten in mir mit doppelter Stärke erwachsen war, der Entwickelung des deutschen Reichs zur Zeit der Entstehung des Protestantismus meine Kräfte zu widmen, was denn seinen vollen Beifall hatte. Denn an und für sich mußte ich den Studien aus italienischen Archiven noch andere in den deutschen hinzufügen, in welchen auch diese Seite lebendiger zur Darstellung kam. So voluminös die Sammlungen der Reichstagsberichte, die sich mir in Frankfurt darboten, auch waren, so betrafen sie doch nur das städtische Interesse, was für mein Vorhaben erst in der zweiten oder dritten Stelle stand; bei weitem wichtiger waren die Nachrichten und Reliquien, die ich an den fürstlichen Höfen gesammelt hatte, namentlich die sächsischen, die für die frühere Zeit in Weimar, für die spätere Zeit in Dresden zu suchen waren. Für mich bot ein Besuch in diesen Städten den doppelten Vortheil dar, zugleich die Vergangenheit studieren und auch der Gegenwart an wichtigen Punkten näher treten zu können. Der Besuch in Weimar führte mich an den großherzoglichen Hof, wo damals eine Frau waltete, die zugleich der europäischen Welt angehörte und in die deutsche auf das engste eingriff. Sympathien für Luther fand ich in Weimar nicht; man gab ihm den Verlust des Kurfürstenthums und die Unterordnung unter die albertinische Linie, die doch die jüngere war, noch immer mit einer gewissen Lebhaftigkeit schuld. Unendlich wichtig aber waren die Sammlungen, unschätzbar für die Reichstage unter Maximilian I. Mit dem Studium der alten Zeit verknüpften sich die Beziehungen der neuesten. Und noch weiter sollte mich die Beschäftigung mit der Reformationsepoche führen. Im Jahre 1839 fand ich, daß mir doch neben den reichsständischen Erläuterungen der damaligen Welt nun auch noch eine

zuverlässige Kunde über den Mittelpunkt von allem, den kaiserlichen Hof, abging. Ich kann das Vergnügen nicht beschreiben, mit welchem ich in Brüssel die wohlgeordneten Bände in die Hand nahm, in denen die Reliquien des Hauses Österreich in den Niederlanden, namentlich Karls V. behandelt waren. Mein Erstaunen aber und zugleich meine Befriedigung stieg noch in höherem Grade, als mir die noch ungeordneten Materialien aus den letzten Zeiten dieses Herrschers, die man noch besaß, zu Gesichte kamen und zugänglich wurden. Das war es eben, was ich zur Vollendung meines Werkes noch bedurfte. Sie sind später als Korrespondenz Karls V. gedruckt, aber erst, nachdem ich sie bereits benutzt hatte. Die Entdeckung des Neuen giebt auch der Bearbeitung einen besonderen Reiz, selbst wenn man sich bescheidet, dabei nicht stehen bleiben zu können. Der Arbeit gab es nun vollauf, zumal da auch die theologischen Streitigkeiten doch immer ein lebendiges Interesse darboten. Man hat später selbst von befreundeter Seite das Werk über die Epoche der Reformation der Geschichte des Papstthums weit nachstehend gefunden. Ich empfand das selbst: es schien mir unmöglich, aus Reichstagsacten und theologischen Ausführungen ein lesbares Buch zusammenzustellen; aber der Stoff brachte die Form mit sich, und der Zweck war ein ganz anderer. Über die grundlegende Begebenheit der neueren Zeit meinte ich ein grundlegendes Werk abfassen zu sollen. Es kam mir nicht auf Leser aus der großen Welt, sondern auf eine Befriedigung der deutschen Gelehrsamkeit und der deutschen religiösen Überzeugung an. Möge das Werk auch fortan die Beachtung finden, deren es gleich damals würdig gehalten wurde!

Indem ich damit beschäftigt war, war nun aber in Preußen, in Deutschland alles dadurch verändert worden, daß Friedrich Wilhelm III. starb. Mit ihm ging der einzige der großen Fürsten zu Grabe, welche noch die Kriege der Restaurationsepoche geführt hatten. Friedrich Wilhelm III. hatte es, wie berührt, hauptsächlich verhindert, daß ein neuer Krieg gegen die Julirevolution unternommen wurde; aber diese hatte auch dadurch festen Boden gewonnen, daß sie einen solchen Gegensatz nicht fand, noch zu fürchten brauchte. Und wie nun das Julikönigthum selbst auf einer Vereinbarung der beiden Principien beruhte, die jedoch nur eben eine persönliche war, so daß zwar eine Quasilegitimität zustande kam, die aber nur auf einer Wiederbelebung der revolutionären Ideen und einem Siege derselben beruhte, so waren diese zu einem unendlichen Übergewicht in Europa gelangt. Durch die Presse hatten sie auch Eingang in Deutschland gefunden. Den Gegenstand der Controverse bildete hauptsächlich die Forderung einer Verfassung, kraft welcher

die fürstliche Allgewalt durch populäre Kammern beschränkt werden sollte. Man begleitete in Berlin diese Bewegung mit der größten Aufmerksamkeit; sie wurde in allen gesellschaftlichen Gesprächen ventilirt, zumal da die Regierung durch eine frühere Ankündigung für verpflichtet erachtet wurde, zu einem ähnlichen Werke zu schreiten. Friedrich Wilhelm III. hatte sich jedoch gescheut, eine so große Veränderung vorzunehmen, und die persönliche Autorität, die er genoß, hatte selbst alle nachhaltigen Demonstrationen in diesem Sinne verhindert. Von dem neuen Fürsten aber erwartete man eine durchgreifende Entscheidung. Friedrich Wilhelm IV., der die Ideen der Restaurationskriege noch immer aufs lebendigste in sich trug, perhorrescirte alles, was an die Revolution anlautete; selbst das Wort Constitution, das damals mit revolutionären Elementen durchdrungen zur Erscheinung kam, war ihm zuwider. Aber ebenso wenig billigte er das Thun und Treiben einer absoluten Bureaukratie. Seine Idee war, eine ständische Verfassung durchzuführen auf den alten Grundlagen der historischen Entwickelung, aber zugleich einheitlich zusammengefaßt unter dem König selbst.

Ich hatte mit Friedrich Wilhelm IV. in Venedig, wenn ich so sagen darf, Bekanntschaft gemacht; zuerst habe ich ihn auf der Markusbibliothek — es war im Jahre 1828 — gesehen, dann mehr als einmal in dem Hotel Danieli. Er empfing mich als seinen alten Bekannten mit dem Ausdruck der Anerkennung, die für mich so schmeichelhaft war, daß ich sie nicht wiederholen mag, in Bezug auf meine Fürsten und Völker. Er ist seitdem mein gnädiger Herr und Gönner geblieben. Schon zur Seite seines Vaters nahm er eine Stellung ein, die seinem Geist entsprach: ich habe ihn damals von Zeit zu Zeit gesehen, ohne jedoch eigentlich zu seiner intimen Bekanntschaft zu gehören, die mir aber durch Radowitz, Voß und Gerlach sehr wohl bekannt war. Der erste war ein Mann von glänzendem Geist und umfassenden Kenntnissen; der zweite ein Sprößling aus einer alten ministeriellen märkischen Familie, doctrinär, der Landesverhältnisse überaus kundig, brav durch und durch, von ständischen Doctrinen seiner ganzen Stellung nach durchdrungen. Dessen Freund war Gerlach; sie waren einander einmal auf der Universität Heidelberg begegnet, von jenen Gesinnungen, die nach der rechten Seite hin gravitirten, damals durchdrungen, orthodox im religiösen und politischen Bekenntniß; Gerlach hatte die Doctrinen Hallers in sich aufgenommen. Damals waren nun Radowitz und Gerlach nicht am Hofe. Für die Regierung pflog Friedrich Wilhelm IV. besonders mit seinem Generaladjutanten Thiele Berathungen. Von Thiele habe ich nun zu meinem Erstaunen die Anfrage erhalten,

ob ich geneigt sei, dem König in seinen ständischen Bestrebungen Rath zu geben und ihm zu dienen. Es gehört wohl zu den wichtigsten Momenten meines Lebens, daß ich darauf mit aller Bescheidenheit doch nur negativ antworten konnte. Denn so genau kannte ich die inneren Zustände der preußischen Provinzen doch nicht, um bei dem Ausbau einer ständischen Verfassung Rath zu geben, der dann auch schwerlich befolgt worden wäre. Ich war noch mit den letzten Theilen der Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation beschäftigt und lebte so vollkommen in dem 16. Jahrhundert, daß ich in die neue Aufgabe mich schwerlich hätte finden können.

Und als ich nun das Werk abgeschlossen hatte, war ich doch wieder in andere Studien gerathen, die mir selbst am nächsten lagen. Einmal fühlte ich selbst den Mangel in meiner allgemeinen historischen Ausbildung, welcher darin lag, daß ich den großen Nationen, die durch Kultur und Macht die größte Rolle auf der Schaubühne der Welt spielten, nicht durch persönlichen Umgang im Kreise derselben näher getreten war. Denn nur so ließ sich der Gedanke einer allgemeinen Umfassung, mit dem ich mich von jeher trug, realisiren. Auf der anderen Seite stand es mir für diese allgemeine Umfassung im Wege, daß ich die Stellung von Preußen selbst nicht gehörig zu würdigen vermochte. Der wichtigste Moment dafür lag darin, daß das doch ziemlich beschränkte Kurfürstenthum Brandenburg zu einer europäischen Macht ersten Ranges geworden sei. Man wußte das wohl im allgemeinen; ich wünschte es mit einer Gründlichkeit und Anschaulichkeit zu entwickeln, wie ich sie überhaupt zu erreichen suchte. Den nächsten Anlaß dazu gab mir aber der erste längere Aufenthalt, den ich im Jahre 1843 in Paris nehmen konnte.

Den Weg dazu hatte mir mein Buch über die Päpste gebahnt, dem ich die Bekanntschaft mit Thiers verdankte; er hatte mir nicht lange vorher die Ehre erwiesen, mir hier in Berlin in der Luisenstraße einen Besuch zu machen, und mir die lebendigste Anerkennung dieser Arbeit ausgesprochen. Ich sah ihn dann in Paris wieder und er trat zu mir in ein freundschaftliches Verhältniß intimster Art, inwiefern ein solches stattfinden konnte zwischen einem Manne, der in den revolutionären Anschauungen erwachsen war und zu ihrer Ausbildung in einer bestimmten Rücksicht das meiste beigetragen hatte, und einem deutschen Gelehrten, der doch mehr der entgegengesetzten Seite angehörte und in dem revolutionären Elemente nur ein Element der Welt erkannte, welches nicht wieder beseitigt werden kann. Thiers war weit entfernt, sich der revolutionären Bewegung hinzugeben; er

hatte sich den communistischen Tendenzen mit der öffentlichen Gewalt, die ihm ein paar Jahre lang zufiel, lebhaft und eifrig widersetzt. Auch mit seinem König freilich, der die demokratischen Bestrebungen verabscheute, war er zerfallen. Er lebte in der Mitte von Zuständen, welche die Begründung einer stabilen Regierung auf einer der Revolution entsprechenden Grundlage herbeizuführen suchten. Aber überdies war er ein Mann von Geist; er hatte Sinn dafür, wenn ich das doch für unmöglich erklärte. Er erwartete alles von der Durchführung einer Constitution; ich sagte ihm wohl, man werde nie einen geborenen Fürsten finden, wie das doch bei den Constitutionen vorausgesetzt wurde, der sich diesen Bedingungen vollkommen unterwerfen würde.

Als ich nun zuerst nach Paris kam, hatte ich anfangs die Absicht, die Geschichte der Revolution selbst, für die ich früher mit vorgearbeitet hatte, zum Gegenstand meines Studiums zu machen. Auch fand ich in dem Nationalarchiv mancherlei vor, was unbekannt war, aber zu einer durchgreifenden Bearbeitung des Gegenstandes reichte es bei weitem nicht hin. Und indem ich davon abstand, bot sich mir eine Relation von größtem Werthe dar, die sich auf Preußen selbst bezog.

Es waren die Briefe des französischen Gesandten bei Friedrich dem Großen, Valori, aus denen mancherlei bekannt geworden war, was aber den Reichthum des Inhalts der Briefe selbst kaum ahnen ließ. Der Vorsteher des Archivs der auswärtigen Angelegenheiten, Mignet, der mir ebenfalls viele Freundschaft widmete, nahm keinen Anstand, mir den unbeschränkten Gebrauch derselben zuzugestehen, und ich habe gar manchen Tag von 10—3 Uhr Auszüge daraus gemacht bis zur Ermüdung meiner Hand; denn einer fremden mich zu bedienen, verhinderte damals die strenge Hausordnung des Archivs. Mit einem Reichthum originaler Mittheilungen über Preußen kehrte ich nach Berlin zurück. Und ich hätte vielleicht gut gethan, sie, wie sie waren, der Welt vorzulegen; aber es würde doch nicht von Grund aus belehrend gewesen sein. Wollte ich etwas leisten, so war es unerläßlich, in den preußischen Archiven selbst Aufklärung und Belehrung zu suchen. Diese, die bisher strenge verschlossen gehalten waren, wurden mir bereitwillig geöffnet; nur war ich auch hier auf meine eigene Hand angewiesen. Man hat keinen Begriff davon, wie viel Zeit ein solches Durchforschen einzelner Papiere in Anspruch nimmt. Allein der Gegenstand war eben der, der hauptsächlich meine Wißbegierde reizte und mir auch sonst sehr nahe lag. Herr von Thiele sagte mir wohl, ich würde nun wohl die Kräfte, deren Ursprung ich im 16. Jahrhundert nachgewiesen, hier ins Gefecht führen. Mich belebte noch ein anderer Gesichtspunkt,

der schon angedeutete, die Erhebung des Kurfürstenthums Brandenburg zu einer europäischen Macht begreifen zu lernen. Dazu aber war erst der Mann zu schildern, der die militärischen Kräfte gesammelt und den Staat geordnet hatte. Ich wandte mich zu dem Studium der Geschichte Friedrich Wilhelms I. Der erste Band meiner Neun Bücher preußischer Geschichte ist diesem administrativen Schöpfer und Ordner des Staates gewidmet. Er war übel berufen in der preußischen Geschichte; es machte großes Aufsehen, daß ich ihn von einer würdigen und bewunderungswerthen Seite zeigte. Hierauf wandte ich mich zu Friedrich II. und, wie sich versteht, zunächst zu seinem Kampfe mit Oesterreich. In seinem eigenen historischen Werke ist dieser doch nicht mit der Evidenz geschildert, die sich aus den Actenstücken ergab. Zu großem Vortheil gereichte mir, daß ich schon vorher den Briefwechsel Valori's studiert und mir angeeignet hatte.

Meine Arbeit fand zwar vielen Beifall bei den einen, aber auch mannigfaltigen Widerspruch bei den anderen. Indem der König sie zu Gesicht bekam, war er selbst von einem Sturme überfallen, von dem niemand eine Ahnung hatte. Die Stürme des Jahres 1848 gingen noch tiefer als die Revolution von 1830; sie waren zugleich socialer Art. Zunächst warfen sie die von der Julimonarchie eingerichtete, aber nicht fest begründete Ordnung der Dinge aus einander. Dadurch aber, daß ganz Europa in ähnlichen Schwankungen begriffen war, wie die Julimonarchie selbst, wurde der Umsturz derselben unheilvoll für alle übrigen. Es trat ein Moment ein, in dem ein allgemeiner Umsturz vor der Thür zu stehen schien. Friedrich Wilhelm IV. hatte soeben sein Verfassungswerk durch die Berufung des vereinigten Landtags zustande gebracht; allein dem allgemeinen Umsturz gegenüber konnte er sich keinen Augenblick behaupten. Er wurde genöthigt, zu einer zweiten Verfassung zu schreiten, welche den revolutionären Elementen einen breiten Spielraum ließ. Zuweilen bin ich in ziemlich verzweifelten Augenblicken indirect zu Rate gezogen worden; der damalige Flügeladjutant, spätere Feldmarschall Edwin v. Manteuffel bot sich zum Vermittler dar. Und wenigstens soviel habe ich vernommen, daß der König auf seinen Vortrag Rücksicht nahm und sich zu einer festen Haltung ermannte. Er faßte Vertrauen zu mir, weil sich eine oder die andere Voraussagung, zu der ich aber nur durch die vorliegenden Momente bestimmt wurde, z. B. über die Präsidentschaft des jungen Napoleon, bewahrheitete. Seitdem habe ich den König öfter gesehen, als früher, um mich an der Genialität seines Wesens und der Tiefe seiner inneren Impulse, dem niemals getrübten Blick, der

sich über die Welt erstreckte, zu erfreuen und zu erbauen. Aber an dem Werke der preußischen Geschichte fortzuarbeiten, wäre mir doch unmöglich gewesen. Die Unruhen, die ich vor mir sah, veranlaßten mich, auf die Studien des Alterthums zurückzugreifen, woraus dann meine Vorlesungen über die Geschichte des Alterthums überhaupt, namentlich von Rom, hervorgegangen sind. Inbezug auf unmittelbare schriftstellerische Thätigkeit konnte ich nun erst auf die Sammlungen zurückgreifen, die ich in Italien gemacht hatte. In dem Conflict der urkundlichen Nachrichten mit den angenommenen Meinungen ist meine Geschichte von Frankreich entstanden, die ich dem König noch vorzulesen in Stand kam; er liebte die Franzosen im allgemeinen und verstand sie auch. Zuweilen habe ich gewünscht, einen oder den anderen Abschnitt ihm noch früher vorgelegt zu haben, so treffend waren seine Bemerkungen. Das muß ich überhaupt sagen: er war ein Mann, von dem man besser wegging, als man gekommen war. Eines Tages trug ich ihm einige Ideen über die englische Geschichte, namentlich die große Katastrophe, die man die Revolution von 1688 nennt, mit einer gewissen Ausführlichkeit vor. Niemals habe ich ihn aufmerksamer gefunden; als ich ihm sagte, diese Begebenheit werde den Gegenstand meines nächsten Werkes ausmachen, rief er mir ein freudig beifälliges Wort zu: „Thun Sie das, vielleicht dringen Sie durch!"

Zwei Jahrzehnte früher hatte ich dem Kronprinzen Maximilian von Bayern, der damals an der Universität Berlin studierte, einige Vorlesungen gehalten, nicht gerade viele, die mir aber seinen Beifall und seine Gunst für das Leben gewannen. Als er in den Verwirrungen der Revolution von 1848, die auch Bayern ergriff, den Thron bestieg und sich einigermaßen befestigt auf demselben fühlte, hatte er die Güte, sich meiner zu erinnern, und bot mir eine sehr ehrenvolle Stellung an. In Genialität des Wesens und Umfang der Vorbildung ließ sich Maximilian II. nicht mit Friedrich Wilhelm IV. vergleichen; aber er war ruhig, still nachdenkend und dann sehr fest. Alle seine Bestrebungen waren auf die Erhebung Bayerns zu einer hohen Kulturstufe gerichtet; er liebte die Wissenschaft an sich und in Beziehung auf sein Land. Ich bin ihm nun Dank schuldig, daß er mich auf seinen Reisen im Gebirg, die er im Herbst von Berchtesgaden aus unternahm, heranzog; er eröffnete mir dabei eine Seite der deutschen Natur und Nation, die ich bisher nicht kannte. Seine Gespräche waren immer auf das Allgemeine gerichtet. Auf den Spaziergängen von Berchtesgaden aus ist dann auch der Entwurf zu der akademischen Gesellschaft entstanden, die als Commission bei der bayrischen Akademie

der Wissenschaften großes literarisch-historisches Verdienst erworben hat. Hätte Maximilian nur länger gelebt! Politisch kam nichts vor, worüber wir nicht lange Gespräche gepflogen hätten. Er war wohlgesinnt durch und durch; kein Falsch war in ihm. Der mächtigste von den Mittelstaaten zwischen Österreich und Preußen war Bayern. Der König war keineswegs mit der Politik der Staatengruppe, die damals eingeschlagen wurde, einverstanden; aber sein unerwarteter Tod war wohl der erste Moment, der dieses System überhaupt vernichtete. Als der Kampf ausbrach, hätte der König von Bayern wohl niemals sich entschlossen, auf die Seite von Österreich zu treten; es geschah in der Verwirrung, die eben zu jener Zeit ausbrach, als er mit Tode abging. Er hatte noch manches im Sinne, was er wohl durchgeführt hätte, wenn er gelebt; namentlich eine Gesammtakademie für Deutschland für Sprache und Schrift. Aber der Krieg, der dann ausbrach, machte der damaligen Lage überhaupt und jedem Entwurf, der sich daran knüpfen konnte, ein Ende.

Es folgten dann die beiden großen Kriege, welche das Geschick der Welt verändert haben, der österreichisch-preußische und der preußisch-französische, deren vornehmstes Resultat darin liegt, daß die politischen Verhältnisse sich auf einem einheitlich ebenen Boden entwickelt haben. Die universale Aussicht für Deutschland und die Welt hat mich dann veranlaßt, meine letzten Kräfte einem Werk über die Weltgeschichte zu widmen, in dem ich noch begriffen bin.

II.

Ausgewählte Briefe.

1. Am Gymnasium zu Frankfurt a. O.

1. An .....? [1])

Frankfurt a. O. am 4. August 1819.

Hochgeborener Herr Präsident!

Weil ich Sie kennen zu lernen das Glück gehabt, hang' ich mit aller Lieb' und Verehrung an Ihnen: in dieser Noth des Vaterlandes, die plötzlich auch Ihr Haupt treffen zu wollen scheint, kann ich mir einige Worte nicht versagen, ob ich vielleicht Ihre Besorgniß ein wenig mindern mag.

Zuerst weiß ich, versichr' ich, möcht' ich beschwören, daß eine Verbindung, wie man sie fabelt, unter Häuptern wie Arndt, Jahn weder bestanden jemals, noch besteht. — Ich kenne die Menschen, die man beschuldigt, ich hab' zum Theil ihr Vertrauen genossen. Ich hab' mit Jahn bis tief in die Nacht zusammen gesessen, geredet. Kein Frommen des Vaterlandes war, das nicht in unser Gespräch fiel, kein Verhältniß, keine Begebenheit des Tages. „Man soll erst die kleinen Verhältnisse ordnen, Schulen soll man bessern, Leibeigene befreien, die Dörfer, die Städteordnung zum Leben gedeihen lassen, u. s. w. Das fürwahr ist die Lehre der Geschichte. Christenthum, Reformation, was je großes begonnen, ist verunglückt durch Blut. Der Strahl des Blutes löscht den Strahl der Sonne aus." Das ist seine Lehre. Sein Herz war bewegt, es hatte sich mir geöffnet: log er da, so hat nie-

1) Nach einer von dem Bruder Ernst Ranke genommenen und aufbewahrten Abschrift; Empfänger unbekannt.

mand je die Wahrheit geredet. Vor keinem Ding hat er die Jugend also gewarnt, als vor geheimer Verbindung. Als zwischen den Jahren 7—13 jedermann Bünde suchte, Gesellungen für sein vaterländisch Gefühl, ist er immer allein gestanden. Die Dolche wirft man ihm vor. Der eine ist ein Küchenmesser, der andere hat ihn 1815 begleitet, da er als Courier nach Paris gesandt ward. Ihn nun hält man für das Haupt geheimer Umtriebe. „Ein gutes Gewissen hilft alles ertragen", schrieb er im vorigen Brief an seine Frau.

Aber sie bestehe, diese Verbindung: so weiß ich zu zweit, daß man Ew. Hochgeboren hier, in Berlin, aller Orten als freigesinnt kennt. Solche Opfer, wessen Blut würden sie verbürgen? Ist doch darüber Eine Stimme im Publikum, haben Sie sich doch nie gescheut, sich auszusprechen, wo es die Gelegenheit gab. Andere fürwahr werden von einigen gefürchtet.

Zu dritt, hat weder Sand, noch Löning, noch je ein Meuchelmörder sich brieflich angekündigt. Wer von etwas redet, thut's selten. Das Wort dünkt dem Schicksal auch eine That, auch eine Gewährung. Wo man Brandbriefe findet, ist Anstecken am entferntesten.

Aber eine andere Partei giebt es: diese, wie es scheint, hat sich verbunden. Man kennt die Ultras in Frankreich, man weiß, was sie in Baden, was sie in Bayern versucht: auch bei uns bestehe ein Bund, sagt man sich, genannt für Wahrheit und Recht. Wo ist die Vehme zu suchen, bei diesen oder bei jenen? Als Patricier und Plebejer stritten, wer hat da gemordet? Wem fiel der Tribun Genucius, wer erschlug die Gracchen, den Livius Drusus, als die wüthend verbundenen Aristokraten? Also in Griechenland; also bei uns. Wer sandte die Meuchelmörder wider Luther aus? Das Dessauer Bündniß der Katholischen ging dem schmalkaldischen voran; die Packischen Händel gingen von den Altgläubigen aus; die Liga hielt aus im dreißigjährigen Kriege.

Was ist doch aus dem Geschrei geworden, das Schmalz veranlaßte, das sie bei der Wartburgfeier erhuben, bei der Sandischen That, das Sturdza begann? Ein Oberforstmeister war's, der vor kurzem einen freien Redner in Baden bedroht. Noch nie hat ein frevler Rauch die Sonne verdunkelt. Nun scheint man das letzte versuchen zu wollen. Einige unvorsichtige Studenten haben thörichte Dinge in ihren Briefen geäußert. Was faßt ein Brief nicht alles? Was sagt ein junges Blut nicht? Wer saugt nun das Gift aus den Briefen? Auch in Freiburg hat man Studenten eingezogen: man hat sie wieder entlassen müssen. Die Zeitungen, so voll anfangs

von Drohungen, fangen an zu schweigen. Fürwahr ein Beweis, daß man nichts findet.

Aber ihre Wuth kennt keine Grenzen; finden sie nichts, so müssen sie etwas erdichten. Wer könnte die Schande messen, wenn doch nicht wahr wäre, was sie verkündet mit wüthendem Eifer? Nicht zum erstenmal sind Briefe ersonnen worden. Um jeden Preis müssen sie hindern, was sie hassen, und wenn sie ganz Theillose kränken sollten, bis zum Tod. Sie ersinnen dies, um jedes freisinnige Gemüth verdächtig zu machen. Von diesen Ultras, die keine Constitution kennen, als den Willen der Polizei, kein Vaterland, als ihr Sopha, keinen Gewinn, als das blanke Geld, kommt dieser Brief. Er soll die Regierungen, den König der Verschwörung vollends gewiß machen. Es giebt keine geheimen Richter, drum eben muß man sie erdichten. Bei liberal gesinnten Männern muß man's: man gewinnt sicherlich alle, die des Vaterlandes Ruhe, friedliches Glück wünschen. Diese Politik ist fein, unerwartet, sie scheint zu treffen. O daß das Vaterland in solche Noth gekommen! nun bedarf's der Männer, nun des starken Gemüths.

Verzeihen Sie, hochgeborener Herr, den Ausbruch eines Gefühls, das ich nicht zurückhalten mag noch kann! Was thät' ich nicht, um Sie ein wenig mit der Jugend zu versöhnen! Um diesen Preis, geschrieben zu haben, wie's mich treibt, hätt' ich selbst Ihren Unwillen ertragen.

Ew. Hochgeboren

gänzlich ergebener

Franz Leopold Ranke.

2. An Heinrich Ranke.

[Berlin 25. September 1819.]

Ich habe Dein gedacht, lieber Bruder, als ich da war, wo Jahn Dir den Schweiß von der Stirn getrocknet[1], — kurz vor Müncheberg, da wir im Fichte lasen — auf den Taßdorfer Höhen, zu denen ich noch einen Vorhalt ausgefunden, — nun denk ich Dein hier in dem grünen Baum, Sonnabends gegen vier, da Du wohl Stangen geleitet

1) Vgl. Friedr. Heinrich Ranke, Jugenderinnerungen mit Blicken auf das spätere Leben. Stuttgart 1877. S. 100; ein Werk, das überhaupt die Briefe Leopolds an diesen Bruder mannigfach erläutert.

und zurückkommst. Denn es dünkte mich gut, da ich wählen konnte, zwischen sichern anderthalb Tagen in Berlin und einer unsichern Stunde bei Faulstich, das sichere vorzuziehen. Hatt' auch also schöne Fahrt in verständiger Begleitung gemacht, daß ich ganz muthig war, hierzubleiben und es nochmals aufzunehmen mit den hohen Nasen und Hüten, hiesigem Gemach und Ungemach. Die Natur hat der Mark mancherlei versagt, aber klaren Abendhimmel hat sie überall ausgespannt, vergoldet ihn hier, so schön wie irgendwo, mit dem Sonnenabschied. Ist wohl auszuhalten, auch ohne Berge. Gestern hat sie mich Fluchtsinnenden recht schön gebeten, zu bleiben. Gestern Abend haben wir in einer schönen, reinen, gastlichen Schmiede Kartoffeln gegessen und Milch getrunken, die Tüchtigkeit einer reinen märkischen Natur anerkannt.

Heut früh bin ich bei Süvern gewesen, hab' mit ihm von der Sorge für die Frankfurter Alterthümer gesprochen; er sagt, ich möcht ihm künftig Vorschläge thun, und die Sache beim Ministerium zur Sprache bringen. Drauf hab' ich mit Stenzeln die Stadt durchwandert, viel von ihm gelernt, zumeist, daß er bescheiden, zutraulich und gar freundschaftlich geworden. Er hat eine gute Kenntniß des Mittelalters und ausgezeichnete von der neueren Zeit, wie ich sie auch wünschte zu haben. Ich habe ihm sonst wohl Unrecht gethan.

Was soll ich Dir nun von all dem schreiben, was ich bei Jahns gehört, gesehen?

Es hat ihm geschadet, daß man jene Briefe in die Zeitungen gerückt. Ein Doktor, jung vom Turnplatz — Dürr soll ihn kennen — hat sich nicht abhalten lassen, durch keine Ermahnung. Darauf hat die Polizei zwei Briefe Jahn's zurückbehalten, und sie durch Tambach, weiland auf dem Turnplatz, zur Zeit eitelsten Referendar, der Frau Jahn vorlesen lassen. Sie solle alle Tag der Gefangenschaft feiern, wie Weihnacht, Lichter auf den Tisch stellen, die Stube mit Grün verzieren, hat er darin gesagt: „es war ein Brief gar zu schön und geistreich“, spricht sie und durft' ihn nicht behalten. Nun ist die Sache durch Schuckmann ins Gleis gebracht. Sie hat viel Hoffnungen, er sehr wenig, richtet sich ganz für den Winter ein. Sie ist bei ihm gewesen: „wenn man ihm die Augen schloß, könnte man ihn für eine Leich' ansehen“, sagt sie. Er bittet sie, den Winter zu ihm zu ziehn, sie hat Leid und Freud mit ihm getragen, sei ihm das Liebste — danach die Jugend, die ihn erkannte.

Nun, lieber Bruder — und sollten wir nicht unser Leblang solche Kindesaugen haben, wie dieser Arnold, ungetrübt von Theorie und

blaßsüchtgem Sehnen, rasch in die Welt, freudig zu Vergangenheit und Zukunft?

Leopold.

Gedenke mein, da ich fern bin; grüße Dürren und Wagnern.

3. An Heinrich Ranke.

Rostock 30. September Abend [1819].

Wie ich nach Ruppin kam, wars Morgens früh, vor fünf. Ich klopfte an die Thür; des Faulstichs Frau machte zuerst auf. Kaum hatt' ich ein Wort gesprochen, so hielt sie mich für Dich, rief ihren Mann, sagte ihm kein Wort. Wie er ans Fenster trat, rief ich: ein Landsmann! Er rief: aus Frankfurt? — sogleich stürzte er herab und mir in die Arme. Das war des Montags. Am Sonntag hatt' ich Jäniken gehört und seine Gemeinde gesehen. Am Dienstag war ich in Güstrow.

So ein säuberlich, lieber, frommer, kundiger Mann ist Hahn, daß es eine Lust ist mit ihm zu verkehren. Hat eine schnelle schöne Hausfrau — auch ein Bruder war da. Wir sind zusammen gewesen bis Mittwoch. Ich vergesse nie des schönen Abends auf dem Brunnen. Gott wolle sie segnen. Von dannen kam ich Mittwoch Abends hierher. Jeder Tag war mir bezeichnet durch eine neue Begegnung. Heut sah ich Flörken, den Naturforscher, ein kindlich, treues, bescheidenes Herz, einen Professor, wie keiner, Du sollst von ihm hören.

Dann welchen Tag vergleich' ich mit diesem Donnerstag? Um acht ging ich zu Deiner Freundin[1]). In dem Haus stand jemand in schwarzem Überrock, weißem Kragen, weißer Haube, ganz rein und schön. Ich erkannte sie sogleich; ich wünschte, sie möchte mich erkennen, sagt' ich. Nun hat sie mich für noch größer gehalten, als Dich; in dem Augenblick aber rief sie: ach Ranke! drückte mir die Hand, führte mich zu sich, war so freundlich, wie mir niemand nie gewesen. Nicht an der Sprache hat sie mich erkannt, sondern an dem Gesicht. Wie frug sie so herzlich nach Dir, las Deine Briefe, frug wieder, zeigte mir Briefe von Baier und seiner Frau, war ganz Herz, Liebe, Freude, mehr als Mutter. Ich habs nie so gemeint. Sie lud mich zu Mittag zu sich.

Wiederum ging ich zu Flörken. Seine Frau war da, seine drei Töchter, ich mußte mit ihnen frühstücken; sie sind die allerliebreichsten

1) Frau Professor Jeanette Weber.

Leute, überschwenglich gut. Er führte mich zu Mahn und Huschke, dem Thüringer, gänzlich noch einem Greussener an Mund und Muth, Fleisch und Bein. Mahn ist noch nicht alt und ein völliger Göttinger. Auch bei dem Rector der Schule war ich, Sarge, welcher gänzlich unglücklich ist, so wie seine Schule.

Schon hatt' ich Blüchern gesehen, mit vorschreitendem Fuß, Stab in der Hand — nun die Beschreibung weißt Du. Es ist sehr wohl gerathen und drückt ihn aus, wie mir scheint. Vorzüglich schön sind die Basreliefs. Blücher verjagt die Zwietracht. Sie hat Talleyrand's Gesicht. Auch Nostitzens Bild ist daran auf der Flucht, wie er zurückschießt.

Nun ging ich wieder in die liebe Heimath. Ich erzählte, was ich gesehen, bei wem ich gewesen, vernahm viel verständige Worte von Stadt und Land. Wir sprachen von Dir; ich sagte von Jahn: so waren wir bei Tisch. Du bist der allerbeste Vorläufer: ich danke Dir diese heilige Bekanntschaft nie genug. Will Dir noch mancherlei berichten, wenn ich wieder bei Dir bin. Und weißt Du? Morgen fahren wir zusammen nach Doberan. Mit dem Einen habe sie das Meer von Rügen aus gesehen; sie müßt' es mit dem Andern von hier aus, sprach sie. O heil'ge Liebe! — —

Nun still, still von diesen Himmeln und ein wenig zur Erde. Merk mir auf. Am Dienstag früh, den 28., als ich in Plau auf die Post stieg, fehlte mein Mantelsack. Ich hab ihn in Berlin am Sonntag dem Schirrmeister übergeben; nun sagt er, er hab' ihn in Wittstock gelassen, aus Versehen, woll' ihn wiederschaffen und nach Frankfurt schicken, an Dich. Solltest Du nun den Montag und die nächsten Tage nichts empfangen, so müßtest Du wohl an die Postdirektion in Berlin schreiben und über diese Fahrlässigkeit des Schirrmeisters Wackerhagen in wenigen Worten Klage führen. So meint auch die Weber, und andere.

Leopold.

4. An Hermann Baier.

Frankfurt a. O. 19. Januar 1820 Abends 6 Uhr.

Eben ging mein Bruder von mir, o lieber Baier, da standen wir nun an der Treppe; wie ungern ließ ich ihn von mir, und um 9 kommt er doch schon wieder. Was wird das nun erst für ein Lassen sein, wenn er zu Dir zieht!

Zieh er mit Gott; mich dünkt es ihm und Dir besser. Ihr seid

einander zugleich die Ärzte und die Arzneien gegenseitig. Als der erste Mensch krank wurde, wer hat da das heilende Kraut dem Suchenden in die Hand gegeben, als der göttliche Zug? Denn das ist doch so wunderbar, daß für einzelne Krankheit gerad ein einzeln Mittel aus tausenden aufgefunden und unsern Ärzten als beste Wissenschaft überliefert worden. Und wer hat alle ausgeprobt? Aber wer die Heilung da gefunden und besorgt, mag auch wohl jetzt noch besonderen Wunden einen besonderen Balsam bereiten. Dir ihn und ihm Dich.

Darnach dank ich Dir für den reinen, klaren, stillen Thomas. Klopstock sagt, zwischen den Gestirnen einst sei ein göttlicher Fluß zur Erde geflossen, gerad nach Eden, auf dem Gott zu den Menschen herabgestiegen. Solch einem Fluß könnte man wohl die spiegelhellen, ganz seligen Bücher, rein von dem irdischen Hauch, vergleichen. Dafür will ich Dir auch ein ander Buch empfehlen, wo Du's nicht kennst bereits: Deines nordischen Magus Briefe an Jacobi in dem vierten Band von Jacobi's Werken. Ein ganz einsamer, von der Welt verstoßener, aus aller Wissenschaft zu Gott geretteter Mensch, immer verkannt, rückgestellt — nun auf einmal aus der Ferne her mit so warm liebender Hand angefaßt: wie er all diese Liebe zurückgiebt, Rede steht von seinem Wesen und Leben, immer erstaunt, immer noch nicht recht glaubend, bis er endlich sieht von Aug zu Aug — dies alles findest Du da, ja siehst's lebendig vor Dich treten, in schnellem Fortgang, Hinderniß, Entwickelung. — —

Sieh nur: seit 6 Uhr bin ich gestört worden durch Besuch, durch die Schüler: schon ist Heinrich wieder da und verlangt den Brief. Mußt ihn beendigen, sagt er kurz. Was läßt sich thun? Hüte Dich in Zukunft vor ihm, wenn Du Briefe schreibst.

Dein L. R.

5. An Hermann Baier.

[Frankfurt a. O.] 6. u. 7. Februar 1820.

Als ich von daheim schied, und Heinrich mit mir, sprach der Vater: behalt ihn mir aber in Frankfurt. Nun laß ich ihn doch mit Freuden, obwohl mit Leid zu Dir ziehen. Ich segne den Tag, da er in Dein Haus kam; den Tag, da ers wieder sehen wird.

Mein lieber Baier, ich glaube ja wohl, daß es Dir auch gut sein möchte, wenn er kommt, dazu dem kleinen Allwill. Wie wir mit einander auf dem Wagen saßen, das Kind so milchrein und zart

wie ein Lamm, fiel uns ja ein, was das für ein Jüngling werden müsse, für ein Mann, der in dieser Reine ungetrübt selig erwachse. Warum wird das rasche Füllen zu dem Roß, das es versprach, und das Reis wächst auf zu dem schlanken Tannenstamm? Nur das Kind lügt? Was ihnen anfliegt von außen, setzt sich all an die Rinde oder wird abgebadet im nächsten Wasser. Bei uns dringt's in Mark und Bein und verwüstet uns innerlich. Wärs nun Heinrichen bestimmt, diesen verpestenden Weinstein auch abzuhalten von Allwillen, wie sein lieber Vater thut und seine liebe Mutter, so gäbt ihr ihm alle wohl dafür einen reichen Lohn: was kein Studieren giebt, keine mitternächtige, keine Morgenstunde, sondern zwei Dinge: den Umgang mit dem Guten; das andere weißt Du wohl besser als ich — die Sicherung der Jugend, die Übung in frommer, bescheidener, fröhlicher Mannheit gewönne er.

Es ist ein schön Pfund, das Du bekommst. Ich weiß, daß es wuchern wird in Deiner Hand. Darum geb' ich Dir mit Freuden, was ich davon hab in der meinen. Und denk, mein lieber Bruder im Kampf, viel niedriger von mir: Du wirst doch nicht niedrig genug denken. Hilf mir zuweilen, Du weißt wohl, womit, in dieser Entfernung. Gott hüt uns; Dich und all die Deinen — und woll' uns besuchen.

Leop. Ranke.

6. An Hermann Baier.

[Frankfurt a. O.] am 3. März 1820.

Wiederum bin ich in Frankfurt, und grüße Dich, Du Herzfreund, mit tausend Wiehischen, Pförtner und Frankfurter Grüßen. Die Wiehischen wirst Du wohl haben, mein' ich — denn Heinrich ist mir ja nachgekommen — von uns allen, außer die meinen.

Nun es war Mittwoch Abend, da ich ankam, Ferdinand mit mir, der achtzehnjährige, den kleinen Wilhelm hielt die Rose in Pforta zurück; hinter mir kam der Wagen und Ferdinand. Die Stube halbdunkel, nur die Mutter und Röschen drin; Ernst schon im Bett aufm Sopha. So trat ich ein, die Mutter auf mich zu: nun erkannte sie mich. Mein Sohn, mein Sohn, rief sie in lang aushaltendem Laut. Sie fragte nicht, sie dachte nicht — da hörte man den Wagen: Ferdinand kam, die Freude war verdoppelt. Ich beugte mich über den kleinen Ernst. Er wachte noch, sagte kein Wort, spielte mir nur mit der Hand um das Kinn; endlich sagte er: hast mir auch was zum h. Christ geschickt! Willst Du wieder aufstehn? sprach ich. Und er zog sein Schlafröckchen

an. Nun grüßten wir das stille, sanftmüthige Röschen und meine älteste Schwester; sie kam herbei. Aber der Vater fehlte. Unabweisliche Noth hatte ihn weggerufen. Wir blieben alle fünf auf bis um zwölf; die Mutter sagt, ihr hätten noch im Bett die Kniee gezittert.

Den andern Tag war der Festtag[1]). Der Vater zögerte bis gegen Abend. Ich sah oft zum Fenster hinaus, wußte nicht, wer noch kommen sollte. Endlich rauschte der Wagen und fuhr hinten in das Thor: der Vater wars. Ich ging in die Hinterstube, sah, hört ihn schon; so ging er nichts wissend in die Wohnstube. Wie ist's gegangen? sagte die Mutter. Passabel, sprach er — in dem Augenblick macht' ich die hintere Thür auf. Der Vater sah in dem Halbdunkel nicht genau, kam herbei, meint, ich sei ein Fremder, rückte schon an seiner Mütze, da fiel ich ihm in Arm: Ach, sagt' er. Nun kam auch Ferdinand, ich hatt' ihm freilich die erste Überraschung vorweggenommen — wir waren alle in Fröhlichkeit bei einander.

Nun hatte ich kleine Geschenke mit, für jeden etwas; wir hatten oben einen Tisch mit 25 Lichtern umsteckt, drauf lagen sie. Hannchen, die älteste, hatte sie nun angezündet, rief: Kommt doch herauf. Wir kamen, wie wir waren. Wie nun die lieben Eltern diese Lichter sahen und die Geschenke und unsere herzliche Freude, waren sie sehr fröhlich, und Ernstchen ganz weg. Heinrich hatt' aber dem Vater Schubert's „Altes und Neues" geschickt; Du kennst den schönen Anfang von dem betenden Morgen, lieber Baier: diesen auf seine Ermahnung lasen wir, waren herzlich erbauet.

So gingen wir wieder hinab. Nun gedacht' ich Heinrichs und Dein, o lieber Baier. Die Mutter hatte lang ihr Ja gegeben; wie der Vater alles hörte, wie es gegangen, wie ihr einander liebtet, hatte er kein Bedenken und hieß es gut. Aber daß nur Heinrich bei uns wäre: thut mir doch leid, daß wir nicht all bei einander sind! sprach der Vater. Und sieh! kaum das Wort gesagt, so ging die Thür auf: man sah den grauen Mantel, die Mütze, die Nase: das war Heinrich. Hatte sich einen halben Tag nach mir aufgemacht, kam nun die 33 Meilen zu Fuß. Daran erkenn' ich Dich, sagte der Vater. Und es war ein Herzen und Grüßen und Freuen sich und Liebeslust den ganzen Abend. Die Freunde aus der Stadt kamen — wir waren all damals ganz selig.

Das sind meine Wieheschen Grüße. Heinrich mochte noch gern ein wenig dableiben; er wurde fast auch gezwungen; er wollte noch

1) Die silberne Hochzeit der Eltern.

einmal predigen. Darum hab Du nicht Angst, wenn er etwas später kommt.

In Pforta aber kennt man Dich auch. Du bist ja des alten Ilgen Schüler. Der Professor Lange, ein Freund von Hesselbach in Stettin, verehrt Kosegarten überaus, und redete viel von einem einst berathenen Denkmal auf Rügen. Wie stehts wohl damit? Er meint, ein Felsstück mit seinem Namen, darauf ein Kreuz, wäre das allerbeste.

Dies sind die Pförtner Grüße.

Und nun sollen die Frankfurter, diese, zu Dir kommen und den Deinen, und euch sagen: Gott grüß euch!

Dein Leop. Ranke.

Ich hätte Dir noch viel zu schreiben; aber der Brief muß eilen. Den Deinen habe ich weder in Frankfurt noch in Wiehe empfangen.

7. An Heinrich Ranke.

Frankfurt a. O. Ende März 1820.

Sei gegrüßt, mein lieber Bruder! Ich grüße mit Dir Rügen und Altenkirchen und Arkona und am meisten Baiern. Was Du mir sagst in dem lieben Blatt von Schwedt, halt ich für gewiß. Weißt Du wohl, warum, mein Bruder? Nun, wiß es nur; hab' ich Dirs nicht gesagt, so werd' ich Dirs nicht sagen.

Eben ist die Prediger Ahlemann hier gewesen. Du kennst sie nicht, denn die Gegenwart fremder Menschen engt sie ein; so allein ist sie sorgsam, offen, frauenhaft auf die eigenthümlichste Weise. Was ich nicht begreife, sie rühmt mir immer, daß ich auf ihren Julius wirke. Denn ich bin immer zurückhaltend streng, nie hingebend gegen ihn. Wär es, so weiß ich sicher, daß es ganz eines andern Verdienst ist, mein ists nicht. Dies scheint mir in der That zu zeugen von der gotthaften Natur der Menschen, daß sie an den andern nie das Erworbene, erlernte, sondern jene Eigenthümlichkeit schätzen und lieb haben — dies zumeist — die ihnen Gott zugegeben, und auf ihre Stirn geprägt als sein Siegel. Wie wir die Dichter lieben.

Eine schöne Stunde hab' ich mit Heydlern gehabt. Ich finde, was Du sagst, er bemüht sich mich nicht zu verletzen. Ich will mich auch bemühn. Wir waren zu Wein. Die Zeitungen lagen auf dem Tisch, die von den Zügen Riego's, von den Geschichten in Corunna und Navarra handelten. Wir lasen sie, lasen: Cadiz, Cadiz, erwache! In dem selgen Taumel gingen wir nach Haus. „Aber ich könnte mich nicht entschließen", sprach er, „für diese Freiheit zu sterben." Da redeten wir unter einander von verschiedenen Erscheinungen Gottes, und daß

der Mensch Gottes Sohn, und daß dies aller Zeiten und Jahrhunderte seligmachender Glaube gewesen, und wie wir alle zum Tode bestimmt sind, damit der Gott frei werde. Ich stand am Ofen, war sehr bewegt; er ging in der Stube auf und ab. Ich hörte auf zu sprechen. Rede weiter, weiter, sagt' er; zuletzt fielen wir uns in die Arme; schieden mit dreimalgem Gut Nacht! —

Heydler fühlt sich beengt durch die Schule. Ich glaube, daß die Treue im Kleinen, die er hier übt, ihn wohl erheben wird über viele, besser, rascher als zwei, drei Bücher übers griechische Theater.

Das ist so gar süß, schwelgen in dem Reichthum aller Jahrhunderte, all die Helden zu sehn von Aug zu Aug, mitzuleben noch einmal, und gedrängter fast, lebendiger fast: es ist so gar süß, und es ist so gar verführerisch!

Nun kommen die Ferien, mein wartet eine treffliche Arbeit, ich möchte etwas lernen vom Leben der Nationen im 15. Jahrhundert, von dem nochmaligen Aufgehen aller Keime, die das Alterthum gesäet — als wär nun die alte Blüthe dahin, verweht, und der Keim, lang gepflegt, schöß wieder empor. Ich weiß noch nichts davon. Zum voraus aber weiß ich, daß dies Streben, Bilden, Wollen nicht beim literarischen Adel blieb, sondern in gewisser Gestalt da war beim Volk. Ich weiß es aus der Reformation. Denn obwohl das Evangelium ganz ursprünglich durch Gottes Gnade Luthern geoffenbaret worden, so ruht doch der Erfolg der Mittheilung noch auf ganz andren Gründen. Nur das trockene Holz faßt sogleich die Flamme.

So werd' ich denn lernen, hoff ich, ahnen wenigstens, wie Kaiserthum und Papstthum gestorben, und ein neues Leben mit neuem Odem daherbläst, also lebendig macht, wie die inficirte Luft vergiftet, so gewiß, so allgemein.

Fichte sagt ja schon, denk' ich, daß dies Lieben eines vergangenen Lebens, nämlich seiner Idee, dies innerliche Treiben und Kennenlernen des Alterthums in seiner Tiefe zu Gott führt. Es hat mir immer nicht in den Sinn gewollt, was gesagt wird: „Wer das Abendmahl genießt, und glaubt nicht, thuts zu seinem Gericht.“ Aber ists nicht also? die das Alterthum flach greifen, obenweg, ja sündhaft, thuns zu ihrem Gericht: immer tiefer wird das Elend, flacher das Leben, erstarrter das Denken. Wie es damals geschah in Italien, nun geschieht an so vielen. Als rächte sich der Geist, der inwohnende, weil er verspottet würde.

In aller Geschichte wohnt, lebet, ist Gott zu erkennen. Jede That zeuget von ihm, jeder Augenblick prediget seinen Namen, am meisten aber, dünkt mich, der Zusammenhang der großen Geschichte.

Er steht da, wie eine heilige Hieroglyphe, an seinem Äußersten aufgefaßt und bewahrt, vielleicht, damit er nicht verloren geht künftigen sehenderen Jahrhunderten.

Wohlan! Wie es auch gehe und gelinge, nur daran, daß wir an unserm Theil diese heil'ge Hieroglyphe enthüllen! Auch so dienen wir Gott, auch so sind wir Priester, auch so Lehrer.

Nun Gott mit Dir, mein Bruder.

Noch einmal grüß ich Euch all. Ihr steht vor meinen Augen, Ihr empfangt meinen Händedruck.

L.

8. An Heinrich Ranke.

[Frankfurt a. O. 21. Mai—Juni 1820.]

Erster Feiertag: Meinem lieben Bruder, dem nicht mehr grüßenden, lang ungegrüßten einen Pfingstgruß! —

Dritter Feiertag: Zwei Nächte nach einander bist Du mir erschienen, mein lieber Bruder; vorletzte mit Ferdinand: wir wollten auf einem Schiffe hinweg; als wir ankamen, war es fort seit 5 Minuten, da klagten wir am Ufer; letzte mit dem Vater. Es war die Nacht seiner Geburt. Dürr ist hier. Wir waren zu Nachts in Appel's Gartenhäuschen bei einander. Ich stieß leis mit Dürren an. Die andern klangen laut hinein, doch gut. Wie es gegen Mitternacht kam, ging ich die Stufen herab in leisem Mondschein bis zum Jelängerjelieber, da die Bank steht. Der Vater war bei mir mit dem lächelnden Auge, unterm schwarzen Mützchen. Du warst auch da. Mich dünkt, Gott auch, und duft und rausch und sing' und wehe mir zu. Vielleicht bin ich auch einmal bei Dir. Aber ein Klang und Ton aus dieser Frühlingseinsamkeit, da ich mit keinem Geschöpf in innerlichem Verkehr und Bund stehe, als mit den Gestorbenen, Fernen, und hier, außer wenigen wachsenden Jünglingsherzen, mit den Nachtigallen und singenden Bäumen und jenen Geistern, die über dem abendlichen Duft des Thales schweben, rauschen aus dem Wasser, blühen aus der Blume, wandeln auf den nackten Abhängen der Hügel, — ein solcher Ton sollte nach Arkona ziehen und Dich da treffen, wo im gespaltenen Felsen der Adler gehorstet. Ziehe, Flötenton; singe Citherton! schwing die Fittiche, flieg über bei Altenfähr und triff ihn! —

Sonntag nach Pfingsten: Pfingstgruß liegst Du noch hier? wen erwartest Du? Es kommt Dein Brief, mein Bruder, den erwartete er. —

Nun schreib ich ohne Datum: ich müßt's ja mit rother Dinte schreiben aus Scham. — Hofmann wohnt bei mir. Schon einmal bin ich bei seinen Eltern gewesen, und hab gesehen, in welcher Gemeinschaft er aufgewachsen. Er ist sehr fleißig und lernt leicht, überhaupt gar ein guter Junge. Ich find' ihn keineswegs ohne Talent. Er hat bei mir alte Geschichte. Obwohl die Kinder alle ziemlich gut lernen und herzliche Freude an den Märchen haben, halte ich ihn doch geradezu für den besten von allen. Das ist mein Erbe von Dir. Nun denk' aber, wie. Sein Bruder kam und bat mich. Ich sagt' es nicht zu, ich schlug es nicht ab; daß er aber von Dir kam, erregte mich. Ich fürchtete, er möchte sich mit Junken verbrüdern, mit dem er auch essen sollte, und war sehr besorgt! an dem Tag, da er kommen sollte und ich es endlich zugesagt hatte, bat ich Gott: nun ist's sehr gut geworden. Manchmal sagts in mir: wäre wohl auch sonst! Was ist doch dies ungläubige, thörichte, eitele Zweifeln in mir? Es beruhet gänzlich doch auf Welt und losgerissener Erscheinung, die für sich sein möchte und bestehen ursprünglich und alles andere Erscheinen auch so fassen und die Schöpfung leugnen; — Gott aber ist sein selbst gewiß in allen Menschen.

In dem alten Invaliden hast Du Dein Andenken sehr tief gegründet. Er fragt nun immer nach Dir und will, daß ich Dich grüße in seinem Namen. Eine Zeit lang mißfiel er mir etwas und schien mir lügnerisch. Nun hat er meine Gunst fest zurück.

Du hast mir so viel gesagt von Deinen grünen Pfingstzweigen; fühlst Du nicht, daß auch ich schreibe unter dem Duft von geschenkten Blumen? Wilde Rosen von Ahlemann, Gartenblumen von Junk; die andern Vergißmeinnicht, Rosen, Jelängerjelieber u. s. w. von der Ahlemann. Diese gute Frau sorgt so mütterlich und zärtlich in der That, daß ichs ihr nicht danken kann und immer neben Liebe stehe wie ein Stock, den die Kinder mit Blumen behangen, wie ein Fürst, dem das Volk Lebehoch ruft. O so eis — eis — eisig! Sie hat mir erzählt, als sie Poppon in seiner schweren Krankheit so herzlich, treulich gepflegt, und er wieder gesund geworden, sei er zu ihr hereingekommen mit steifem Bückling: „Zuvörderst muß ich Ihnen meinen Dank abstatten.“ Kein Händedruck, kein Blick, solche Todtenbestattung! Das hat sie nun eben von mir auch zu erwarten. Ich merke, daß in den Frauen etwas liegt, das ich in mir wenigstens nicht entdecke.

In der Schule haben uns einige neue Verordnungen wegen der Classen in Unordnung und Verwirrung gebracht. Ich kann Dir nur versichern, daß ich sehr einsam bin. Mein Herz ist so starr, daß es

darüber nicht allzusehr klagt. Aber es giebt ein Gespräch, aus gleichgestimmten Herzen kommend, wie ein vierhändiges Spiel auf dem Clavier und schneller als der Monolog, das die Betrachtung liebend fortleitet, immer höher, höher steigend Gott findet und die allgemeine Wahrheit (was will ich Dirs noch beschreiben, da Du es jetzt wohl eben recht kennst?), dies Gespräch vermiß ich.

Du aber schweigst ja so ganz von dem, wovon wir so oft geredet: was Du lernst, thust, übst. Du solltests nicht. Wie ich lebe und mit wem, weißt Du ja ausführlich und gänzlich; nun solltest Du mir nichts verschweigen. Es reißen sonst die Fäden ab, die Du selber angeknüpft.

Lebe wohl! Baiern und das ganze Haus grüß ich.

L.

9. An Heinrich Ranke.

[Frankfurt a. O. September 1820.]

Mein lieber Bruder, woran ich schreibe, ist Jahn's Pult[1]): heute, ja eben ists angekommen; noch steht es nicht, wo es stehen soll; Heydler ist ausgegangen, der mirs will setzen helfen. Was ich nun zuerst an diesem Pulte schreibe, sieh, das ist ein Brief an Dich. Mit einer neuen Feder, aus einem frischen Bund, damit alles geweihet sei.

Ihr Geister der Thränen, ihr sinnenden Geister, aller fröhlichen Gedanken, aller dichterischen, schaffenden, aller frommen, erkennenden, Erzeuger und Deuter, seid bei ihm, nährt ihn! — Was hilfts euch, daß ihr einsam bleibt?

Sei mir gegrüßet! Deine Hoffnung ist allzustark auf mein Kommen. Wiehe fordert mich. Du wirst sehen, was des Vaters Absichten sind, aus dem beiliegenden Blatt. Verarg mirs nicht, daß ichs eine Weile zurückgehalten. Ich entschied mich in der That nicht den Augenblick. Wie ists aber? Kannst Du nicht kommen? mitreisen? — oder zu anderer Zeit und bei mir bleiben? Ich wäre gar zu gern in Rügen; nun nicht auf Stubbenkammer, Hiddensee und Arkona, sondern in Deiner Stube, und in Baiers. Was das Brausen des Meers? Fühlt' ich nur einen Schlag Deines Herzens! — Aber die Eltern haben das größere Recht.

In den Alten ist eine Lehre: man soll den gegenwärtigen Augenblick benutzen. Laß gut sein, wovon sies meinen; aber von Einem ists wahr, von Liebe, freundlichem Mitsammensein. Wie

1) An diesem noch heute erhaltenen Pult hat Ranke bis ins höchste Alter stehend gearbeitet.

Du noch hier warst, sahen wir uns oft nicht. Nun hatt' ich dringende Arbeit, nun Du die Woche. Jetzt aber ists vorüber. Vielleicht hätten wir denn doch eine Stunde mehr für einander gehabt. Was gäb ich darum, wenn Du mir einmal begegnetest heut, auf dem Damm, auf der Wiese, im Eichwald! Aber es ist vorbei. So dünkts mich sündlich, wenn man kann, von den Eltern zu bleiben. Den Türken ist es ebensoviel, die Eltern zu besuchen, und Mekka. Darum laß mich immerhin ziehen. Nach diesem Tag wird kommen die Nacht, nach dieser Nacht wird kommen der Tag.

Des Vaters Pläne? Es wäre wohl schön. Ich könnte es wünschen. Du würdest noch ein Jahr in Halle sein oder in Berlin, denn etwas weitläufig ists wohl noch; dann würdest du den Langenröder Gedanken ausführen, ein wenig anders nur. Geh zu Rath mit Baiern! geh zu Rath mit Dir!

Mein Haus hat sich noch etwas vermehrt. Schöneichs Vater ist gestorben, und nun wohnen drei Vaterlose bei mir. Er schläft in der Kammer, wo der Brotschrank steht, ich in dem Alkoven. Es wird uns doch nicht zu eng. Und zu Michael, wenn ich weg bin, richtet die Ahlemann alles noch anders ein und besser. Sie denkt auch Dein oft in großer Zuneigung. Zweimal sind wir mit einander spazieren gewesen. Heydler ist sehr gut. Er ist im Sommer etwas krank gewesen, jetzt geht es besser: nach der Frühlingskur, die er im August vorgenommen hat, wie er sagt. Stange leidet an der innerlichen Schwäche, die periodisch bei ihm wiederkehrt. Ich grüße Dich von ihnen, weil sie Dein herzlich gedenken.

Leb wohl! Leb wohl! Kennt Baier wohl meine Gesinnung auch gegen ihn? Ich wünschte so sehr, auch ein wenig in seiner Liebe zu stehen. Und in Malchens[1]). Nun leb wohl. Grüße Dein Haus. Und antworte mir womöglich, eh' ich reise: dies ist in drei Wochen, damit ich auch von Dir einige Nachrichten nach Thüringen trage.

L.

10. An Heinrich Ranke.

Frankfurt [Anfang October 1820].

Morgen, und noch ein Morgen und ich reise nach Wiehe. Noch einmal will ich bei Dir sein, mein liebes Herz. Denk' an: neulich

1) Baier's Schwester; vgl. F. Heinr. Ranke, Jugenderinnerungen S. 118.

Abend kommen wir von der Buschmühle. Ich hatte doch geschrieben, Du möchtest kommen: ich sagt' es zu Heydlern. Kaum gesagt, gehen wir um die Ecke, sehen Licht in meiner Stube. Ich eile hinauf; gewiß, meint' ich, Du wärst's. Heydler ruft: „ich bin gleich oben!" ich schreie: „o, wer ist hier?" Eine unbekannte Stimme: Deine nicht. Ich hielt sie für Schwarzenbergs, schloß auf. Lieber wars: — ich weiß nicht ob Franz oder Eduard, — der Jüngere, Verwundete war es. Nun erschrak ich etwas. Und es ist ein gar toller Mensch, und aufs äußerste gebracht, der Lieber. Wir stritten. Er sagte: er ginge traurig, wir würden uns nie treffen.

Du hast Bardeleben umhergeführt auf Stubbenkammer; dafür läßt er Dich grüßen. Denn Du mußt wissen, wir haben heute Examen gehabt, da ist er den ganzen Tag zugegen gewesen. Früh wars ein traurig zerstückelt Wesen; den Nachmittag ging es gut. Bäntsch hielt die Stiftungsrede mit vieler Liebe. Er erzählt' also: „Es ist ein armer Lehrer in Frankfurt, hat an 130 Kinder, lehrt sie die Anfänge mit ausgezeichnetem Glück, weckt den trefflichen Doctor Risselmann, daß er sorgt und sammelt von wohlthätigen Leuten; und sie bringen endlich so viel zusammen, daß der Rector mit 200 und dieser alte Lehrer mit 150 Thaler besoldet werden kann. Aber die Schüler wachsen. Es ist den Lehrern zu viel. Der Kurfürst giebt ein wenig. Risselmann selbst, obwohl nicht reich, giebt 3000 Thlr. Die Stadt sammelt über 600. Mehrere deutsche Städte schicken Beiträge, Hanau allein an 300 Thlr. Die Grafen Schöneich helfen mit jährlich 300 Thlr., viele einzelne Männer. Noch zwei Lehrer werden besoldet. Und also ist die Schule gegründet und zieht fromme und gelehrte Leute. Bald wird eine Bibliothek geschenkt und noch eine." So schön ist dieser Anfang.

Nun haben wir darauf, Poppo über die Literatur recht gut, examinirt, Schulz eine Rede gehalten von Klopstock, welche die Leute in Erstaunen setzte, ich las eine Stelle aus dem Messias mit den Schülern: zuletzt hat Schöneich gar ein anmuthiges Gedicht von der Tugend Roms gesagt. Nun Gesang und wir gingen alle mit einiger Lust und Erhebung voneinander.

Statt des Gedichtes von Sand — es ist aber wohl verfälscht — schick ich Dir ein gleichzeitiges über die Belagerung von Magdeburg. Aus Lungwitz, Josua redivivus:

Obgleich da niemand war, der euch gewaschen ab
Von Blut, der euch beweint, der euch gelegt ins Grab;
So ist doch eure Leich begangen und gehalten

In werther Christenheit von Jungen und von Alten.
Auf allen Kanzeln hat man euer Lob gepreist,
Mit vielen Thränen euch den letzten Dienst beweist.
Die Elbe selbst, die hat euch gleichsam aus Erbarmen
Im Wurf gefangen auf mit ausgesperrten Armen,
Als eine Mutter euch geheget und geküßt
Und, wie sie euch von sich soll lassen, nicht gewüßt.
Um euretwillen hat sie großen Schmerz empfunden,
Gesäubert eure Leich', gewaschen eure Wunden,
Und so sich ausgeweint, daß sie gering und klein
Ist worden und die Elb fast nicht mehr scheint zu sein.
Drum schwimmt doch immer hin! Ist eure Burg zerstört,
Den Himmel euch Gott hat für diese Burg verehrt.
Seid ihr blutig und wund? Ist Christi Farb und Fahn;
So ritzt und zeichnet er, die ihm gehören an. —

11. An Heinrich Ranke.

Frankfurt a. O. November 1820.

Unter so vielen Worten, die ich geschrieben seit Michael, nicht eins an Dich? Es ist nicht viel, das ich erlebt, das ich Dir hätte schreiben können; unser Leben ist kurz und ohne besonderen Inhalt, mein Herz ist hart und abstoßend die Welt, aber einen Gruß doch, einen Gruß hätte ich Dir schicken sollen. Wenn nicht, was Dir jetzt selbst im Sinn liegt, auch mich bewegte zu vielem Zweifel, zu Erwarten und Hoffen. Einen Tag um den andern dacht ich Dir das Sichere schreiben zu können und eine Hoffnung, die mir selbst so lieb geworden ist.

Denn in so einfacher Sache sind doch drei Meinungen. Du meinst nach Halle zu müssen. Die Eltern sagen: wir hoffen, er soll noch frei bleiben; der alte Fall auf dem Sperlingsberg hat ihm einen solchen Schwindel zugezogen[1]), daß er das Geschütz nicht wird ertragen können, wir werden dies wohl beurkunden; er muß sich zwar melden bei dem Pommerschen Landrath, hier wollen aber wirs schon endigen, wenn er nur hierherkommt. Ich sage: es ist beides schwer, daß er lebt in Halle und daß er frei wird; leichter ist, wie ich hoffe, daß er ein Soldatenjahr in 3 Frankfurter Schuljahre verwandele. Denn sieh nur: das Consistorium hat entschieden, Bürgerschule und Gymnasium getrennt zu lassen, und hat für die Collaboratur 400 Thlr. bestimmt. Die Stadt will Orbanen an ihre Schule ziehen, noch schwankt er; aber auf jeden Fall wird eine dieser beiden Stellen leer;

1) F. Heinr. Ranke, Jugenderinnerungen S. 8.

sie ists schon, noch ist die Frage nur, welche? Im wesentlichen ists gleich. Kinder von denselben Jahren sind hier zu unterrichten und da, fast in demselben auch. Da schlagen die Eltern sogleich ein. Kein Wunsch liegt der Mutter mehr am Herzen, als: wir möchten bei einander sein. Du solltest nur ihre rührenden Klagen hören; würdest Du wohl dieser Auskunft Dich versagen, die Deine alten Wünsche befriedigt, Dich vieler Mühe, und uns alle großer Verlegenheiten überhebt? Ich wollt ihn ja so gern ausstatten, sagt der Vater; und liebe Brüder wären wieder beisammen, sag ich. Darum harre nur. Die Sache muß sich entscheiden. Und sollt' es nicht angehen, so besuchst Du zu Ostern mich und die Eltern. Ihr versucht das Eure in Wiehe. Schlägt jede Hoffnung fehl, nun wohlan, so gehst Du nach Halle. Da kannst Du doch Hebräisch lernen bei Gesenius; Ferdinand ist der goldenen Aue näher, und dieß ist zu wünschen wegen tausend Dingen. Ich sehe keine Schwierigkeiten, da der Vater Dich schon gemeldet hat bei dem Landrath in Wiehe. So hab ich mir das alles ausgedacht.

Sonst, mein lieber Bruder, leb' ich, nicht besonders gut, nicht besonders bös, ohne Glück und Unglück, ohne Lieb' und Freundschaft, ohne Mißlingen, ohne Vollenden; wie ein zwischenweltlicher Gott des Epikur und eine stoische Seele. Noch wenig will der Nebel einhüllenden, angewöhnten Irrthums weichen. Es muß auch Leute geben, deren ganze Lust ein Studium ist, das sie fassen, zu denen rechn' ich mit. Mein Glück wäre, etwas Tüchtiges vollenden, vielleicht ist mirs versagt; so sei mein Glück, nach etwas Tüchtigem zu streben: das will ich mir nicht versagen. Ist es weltlich? fragst Du. Giebt es wohl etwas Weltliches auf der Welt, etwas Gottloses? Ruhet nicht alles auf dem ewigen Gute, dem mütterlichen Erdboden und dem, der ihn geschaffen? Will nicht alles hinauf zu dem ewigen Glück, der ewigen Hoffnung und streckt die Arme gen Himmel zu dem, der ihn geschaffen, der da oben wohnt nach aller Völker Ausspruch? Nun sind einige Pappeln, die Zweige grad empor reckend, einige Thränenweiden, niedergesenkt: das Volk der Bäume streckt die Arme nicht allzunieder, nicht allzuhoch.

Ich höre die Schlitten vorüberfahren, klatschen die Peitschen, klingen das Geläut, die Pferde laufen über den knisternden Schnee. Soll ichs tadeln? Soll ichs loben? Unser immer rückkehrender Spruch ist: was gehts mich an? Wir aber gehn einander an. Hätt' ich Deinen Glauben! Wär ich fest! Gott sei mit Dir!

Erinnerst Du Dich noch der schönen Tage, die wir mit einander

gefeiert, da wir geboren sind? Sie kommen wieder, sie sind nahe; wir aber sind nicht bei einander. Wollen sie dennoch feiern, in Liebe und Freude, daß wir Brüder sind. Soll ich dies nun noch sagen?

Es liegt ein Buch auf meinem Tisch, ist auch ein heiliges, das sollte diesen Brief geleiten: es sollte Dich öfter an mich erinnern, als diese Blätter, an denen ich so arm bin; nun ist es erst gestern gekommen. Ich wollte Dirs brochirt schicken. Es ist Schad drum, sagt der Buchbinder. Uneingebunden? Auf Wittow wird es auch wenig Buchbinder geben. Und Du müßtest vielleicht noch länger warten, sagt Heydler; so kommt es nun heut nicht, aber bald ist es da.

Ich grüße Baiern und grüße Malchen und grüße die Kinder aus vollem Herzen; daß ich einmal unter Euch sein könnte, nur ein halbes Stündchen! Schickt den Schein Eurer Liebe manchmal in die Stube, wo ich wohne! Wie wirds nur sein, wenn wir uns wiedersehen? Es ist nicht Heimweh, was ich habe nach Dir, es ist Brüderweh.

L. R.

12. An Heinrich Ranke.

[Frankfurt a. O. Anfang December 1820.]

Das Christfest ist nahe, mein lieber Bruder; wollte Gott, es erschiene Dir, wie ein werthes Christgeschenk, die Nachricht, die ich Dir bringe.

Du sollst zu uns kommen; sollst Lehrer werden an diesem Gymnasium; sollst für 400 Thlr. 20 Stunden geben in Quinta meist und in Sexta; die Elemente des Lateinischen lehren, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte.

Es wird nicht wenig von Dir verlangt werden. Die Classen sind voll, Dein Vorgänger Orban hat sein Amt wohl versehen; besonders ist es nöthig, die Anfänge des Latein gründlich zu lehren; Du mußt auch ein Examen bestehen, ich weiß nicht ob in Greifswald oder in Berlin. Aber ich kenne Dich ja. In Geschichte und Mathematik bist Du weiter, als ich war, bei meinem Examen; auch tüchtiger in den Elementen der Sprache und weit geübter zu lehren. Wenn Du nun an das Curatorium um die Stelle schreibst, so kannst Du noch ein Vierteljahr Dich vorbereiten zum Examen und wirst sicherlich die Erlaubniß bekommen auch für die höheren Classen.

Und nun bedenke, was Du dem Vaterland, den Eltern, Dir und mir für einen Dienst leistest. Ich vertraue, Baier woll' es; er entscheide einmal! Aber bald muß ichs wissen.

13. An Heinrich Ranke.

[Frankfurt a. O. Januar 1821.]

Nun denn gegrüßt zu dem Jahr 21; zu dem neuen — nein ich sage nicht: Amt, wir wollen uns nicht zuvor rühmen. Noch sind ja Schwierigkeiten. Heydler setzt das Anhaltungsschreiben in Deinem Namen auf; sagt das Curatorium zu, so wenden wir uns erst nach Berlin. Einige Zeugnisse wird man verlangen: Dein Grubersches ist schon genug, glaub' ich; man wird ein Zeugniß haben wollen von der erfüllten Militärpflicht, ist immer möglich; wir sagen: wir haben keinen andern, wir brauchen Dich, so wird Dir wohl der Tag des Examens anberaumt werden. Du bist ja schon getrost und fröhlich; noch hat uns Gottes Gnade immer mehr geholfen, als jede Berechnung; die überschwengliche sei gerühmt!

Freilich mußt Du nun Latein lernen und zwar schreiben. Du kannst es besser bei den Todten lernen, als bei den Lebenden. Weißt Du nicht des Magisters Rath in Pforta? Aus dem Cicero zu übersetzen ins Deutsche und zurück ins Latein. Oder aus dem Livius u. s. w. Versuch' es. Vielleicht ein wenig würd' ich Dir helfen können, wär ich bei Dir, viel aber nicht. Heydler hat auf diese Weise Latein gelernt und kann es gut. Welch' ein mühsamer Weg, zu welch' mühsamem Amt! O daß Du da sein wirst, o daß Du an jenem Donnerstag, den 21., hier gewesen wärst!

Die Schüler wollten mich früh erwecken mit Gesang. Vielleicht wär es gelungen. Aber die Magd riß die Thür zu geschwind und stark auf: ich erwachte, sprang heraus. Einen Augenblick ging ich hinunter; sie indeß in meine Stube. Wie ich heraufkam, hielt mich Reymann mit unnützen Reden vorn auf; dann ward geöffnet und sie hatten mir einen Christbaum angeputzt mit Äpfeln und Lichtern; ein junger Rosenstock stand unter dem Spiegel, viele schöne Tassen unter dem Christbaum; doch sah ich alles nicht, sondern hörte den Gesang, den sie anstimmten. Es war ein Gebet; Schöneich sang vor, Junk blies die Melodie auf der Flöte. Sie schwiegen: Reymann trat auf mich zu, faßte mich bei der Hand, begrüßte mich mit wohlgemeinter und herzlicher Rede, die anderen schlossen wiederum mit Gesang. Nun war die Reihe an mir zu danken. Die Ausführung des so lang Gedachten hatte sie selber überrascht; dem Ahlemann und Junk standen die Thränen in den Augen. Ich war auch nicht ruhig; ich küßte sie alle. Sie gingen; da fand ich noch einen Brief der Mutter Ahlemann, drin sechs silberne Theelöffel und wie schöne Worte!

Ich wollt' anfangen zu arbeiten. Ahlemann kam zu mir: ob wir nicht zusammen frühstücken möchten. Seine Mutter hatte Kaffee und Chokolade und Kuchen geschickt. Es ward gebracht. Wohl zwei Stunden, bis der helle Morgen gekommen, saßen wir und redeten. Ich ging spazieren. Wie ich wiedergekommen, senden Junks 6 Flaschen Wein, 4 Markbronner, und eine Torte und Glückwünsche. In der Schule ging es den Tag über sehr gut, besser noch als gewöhnlich. Sie schienen's zu wissen. So verfloß dieser Tag. Den andern zu Abend beschert' ich ihnen einen heiligen Christ. Es war der letzte, den wir zusammen waren. Reymann und Hofmann gingen nach Landsberg den andern Morgen.

Nun lebe herzlich wohl! Grüße Altenkirchen und Bobbin. Baiern dank ich für sein freudig Ja.

14. An Heinrich Ranke.

[Frankfurt a. O.] 1. September [1822].

Lieber Heinrich!

Könnt ich nur gleich, wie ich sage: Was machst Du? Aber was macht Baier? Lebt er? Was sagt er zu Dir? zu seiner Frau? Hofft er? Giebt er sich auf? — auch die Antwort hören. Erinnere ihn in einem lebhaften Augenblick, daß, wie viele andere wohl, auch ich gewiß täglich an seine Gefahr und an seine Hoffnung denke und mir ihn lebhaft, als wär ich gegenwärtig, einbilde; und daß ich für seine Kinder fast mehr als für ihn — — — doch was sag ich Dir? mach ihn einmal im Guten an mich denken!

Lieber Heinrich, wenn mit dem Tage auch seine Spur weg ist, von diesem flüchtigen Leben nichts als der matte Schein in der Überbliebenen Erinnerung zurückbleibt, wie der Mond in den Tag scheint, wozu, wozu doch? Ich denke oft, der Tod nimmt Jung und Alt. Was läßt Du der Erde, auch nur auf kurze Zeit, wenn er durch das hintere Kammerfenster auf Dein Bett haucht, morgen, heute? Ein schlechtes Denkmal ist ein Werk, das fünf, sechs vielleicht lesen, und der siebente legts zu den alten Büchern, indem er nach den Novitäten greift. Die Alten sammelten sich zu ihren Vätern, lebten wenigstens in ihres Geschlechts Gedächtniß. An wen von den Unsern denken wir nur? Du wirst sagen: unsere Stätte ist wo anders. Wir lieben aber diese, nur dies Geschlecht und dies Volk, und möchten nicht von seinem Geist, auf keine Zeit. Wenigstens ich. Wenn ich nur nicht Abends, wenn wie jetzt über die Wiese, am Eichwald der Mond

scheint und die reine Vorherbstluft das Herz mir kühlt und nachdenklich macht und höher, reiner erhebt, wenn ich nur nicht da alles bedächte, beschlösse, und doch stehe ich wieder zwischen den vier Bücherbrettern oder vor den Bänken in der Schule, lebe leider wie vorher! Sind wir also so, so sind wir freilich allesammt Lügner, doch die sich selber belügen.

Sagen wollt' ich Dir noch, daß ich die Bücher Mose, Josua, der Richter, Samuelis und der Könige in den letzten Abenden gelesen habe — nicht ganz jedoch, sondern nur die Geschichten — Bücher voll Wunder, aber wahrhaftig nicht so leicht, wie der Homer. Ich bin an die Luthersche Typologie und das erwählte Volk vollends ganz ungläubig geworden. Kennst Du die Geschichte Sauls? Eine so wahre, menschliche, hohe tragische Heldenmär von da an, wo der weibliche Sohn Kis ausgeht, bis wo die Hexe Samueln beruft, hat wohl keine andere Geschichte. Giebt es wohl eine menschliche und der Vernunft erklärbare Schuld bei der Schonung Amaleks? Denn der Mord des Königs, den Samuel vollbringt, und die Bestimmung der Güter zum Opfer läßt doch an Eigennutz nicht denken. —

Denkst Du wohl, daß Reymann Anfänge Wulkowischer Geschichte, wie er sich gerühmt, in Halle genommen hat? Du wirst nicht glauben, wo. Ich hoffe nämlich, daß man mich nicht belogen. Er hat auch schon geschrieben, Ferdinand sei schon nach Haus und werde in kurzem hier sein. Ich fürchte nun, das war nicht der Weg. Wilhelm hat mir von dem Anfang seines Examens geschrieben und Dich, den er in Nürnberg glaubt, grüßen heißen.

Caroline [1]) denkt oft an Dich und euch; ihr Bruder ist vorgestern wiedergekommen.

Lebwohl

L.

15. An Heinrich Ranke.

[Frankfurt a. O.] 18. Oktober 1822.

Lieber Heinrich!

Den ersten Schmerz hast Du nun wohl überwunden und ruhig zu Dir selber oder zu andern gesagt: οὐκ ἔστιν ὧδε ἀλλ' ἠγέρθη. Ja erwacht ist er von unserm Traum.

Ferdinand war bei mir, als ich Dein letztes Blatt empfing.

1 Caroline Beer; vgl. F. Heinr. Ranke, Jugenderinnerungen S. 205.

Aus dem Vorsälchen, wo er Pult, Tisch, Stuhl und Deinen Vorhang von Carolinen hatte, kam er herein: was drin stünde? Wir wollten sogleich schreiben. Warum sollt' ich Dir beiliegenden Zettel vorenthalten, den ich sogleich schrieb?[1]) Welchen Menschen übernähme nicht diese Furcht einmal? Nicht lange darauf kam Ferdinand wieder: ich sollt' ihm die Feder schneiden. Er sah aus seinen hellen Augen und dem rothen guten Gesicht lebensfroh: Du wirst auch sterben, sagt ich zu ihm, und dachte mirs lebhaft, und die Thräne trat mir ins Auge. Nun kannst Du wohl denken, wie wir vom Schreiben durch Reden abkamen und endlich zusammen ausgingen.

Er ist hier fleißig gewesen und hat einen guten Theil des Tacitus gelesen, auch einen Auszug gemacht und mir dagelassen. Ein gutes Herz. Wir haben nicht weniger gelacht, als gesprochen, besonders da das Examen da war und er mir corrigiren half.

Schade, daß Stange den Examenfreitag krank wurde; denn wir wollten den Sonnabend zusammen nach Berlin. Ferdinand entschloß sich kurz, mit einem Wagen eines Schülers Sonnabends früh wegzufahren. Aber Mittag war Stange wieder gesund, und wir gingen gegen 4 Uhr, Heydler mit; nicht etwa Ferdinand, welcher früh nach Mühlberg die Straße nahm. Die letzte Station sind wir des Sonntags doch gefahren; ich muß bekennen, das Gehen bekam mir überaus wohl. In der Kunstausstellung traf ich Köpke. Doch durch wen, meinst Du wohl? Wir standen an der Statue Scharnhorst's, oder kamen eigentlich davon, als fast unkenntlich geworden Eiselen uns auffiel und sagte: Dürr sei da. Bald darauf holt ich ihn. Er ist ja nicht da, sagte seine Mutter; so lang, bis er aus der Stube sprang und doch da war. Es ist keine kleine Resignation, daß er zum zehnten oder zwanzigsten mal wieder ein Anfänger wird, und dies in der Musik. Er führte uns auf die Kunstausstellung und zeigte mir Köpken. Ich sprach mit ihm, da erst erfuhr er Baier's Tod. Es war mir unangenehm, daß er sogleich anfing, Schw.[arz?] hab' ihm erzählt, wie er Kosegarten aus Greifswald nach Altenkirchen begleitet, wie ihm zu Muth gewesen, als ihn die Wellen mit der Leiche geschaukelt. Daß Du in den Hundstagen dagewesen, schien er nicht erfahren zu haben. Er sagte: wenn Sie mich besuchen wollen —, aber wir hatten keine rechte Zeit. — Dürr hat mich gebeten, ihm einen Brief von Dir über Baier's Tod zu schicken. Er sprach viel von dieser äußersten Seelenruhe desselben. Deine Briefe hatten einen etwas an-

1) S. die Beilage am Schlusse dieses Briefes.

deren Eindruck auf mich gemacht. Wenn Dirs nicht zu weh thäte, bät ich Dich selber um eine ausführliche Beschreibung von den letzten Tagen. Dürr soll Originalsabschrift oder Auszug bekommen, wie Du verlangst.

Es ist morgen das Ende der Michaelisferien. Täglich erweitert sich Kenntniß und Aussicht über die Weltgeschichte. Wer enthüllt Kern, Natur, lebend Leben des Individuums? Ich bin jetzt einer von denen, die am meisten bald verzweifeln, bald Hoffnung fassen, an sich, an anderen, an allem.

Caroline und die Ahleman sind wohl auf. Wir sind alle vier, Ferdinand mit, an einem schönen Nachmittag in der steilen Wand gewesen. Aber zu Wagen.

Lieber Bruder, lebwohl! Wollte Gott, wir wären Ein Herz; der starre Reifrock der Persönlichkeit, so hart wie Fischbein, fiele ab und ließe Leben an Leben! Du wirst gewiß ein neues Kleid in Rügen anziehen; auch ich, hoffe ja, werde anders. Es schade nichts und trenne nichts! Wird es?

Dein Bruder L.

Beilage.

Ἀλλ' ἐπι τοι καὶ ἐμοὶ θάνατος καὶ μοῖρα κραταιή — weiter nichts? Ja wenn man nur gewiß glaubte, lieber Heinrich. Die Erde ist gar zu nah und hart und dunkel; und wir haben alle von der Granate gegessen, und schon oben sind wir den Unteren gefangen und verfallen. Alles, was auf Erden ist, geht hinab, nur der Sonnenstrahl nicht; und das Licht und die Farbe, die arme Farbe selbst allein ist überirdisch. Ob wir das an den Dingen gebrochene Licht allein zurückspringen sähen, wenn die Dinge vergingen? Lieber Heinrich, — was sind das für Reden, sagst Du, sind wir nicht Christi? Gesteh mir doch, was Baier davon sterbend sagte. Ich habe oft gefürchtet, der Glaube halte nicht aus. Worte und Bibelsprüche gehen wohl aus der Sterbenden Munde. Drücken sie sich auch selbst aus? Ihr eigenes Gefühl, das nicht Gewöhnung ist noch gute Sitte, sondern aus der Seele quillt und von der Gegenwart des Engels zeugt, der die Seelen löset, wie man spricht? Was quäl ich Dich doch? Mose und die Propheten zeugen; sollt ich Dir mehr glauben? — Glaub nicht daran, daß ich krank bin, weil ich solche Gedanken habe. Vielmehr hab' ich sie von freien Stücken und immer gehabt.

16. An Heinrich Ranke.

[Frankfurt a. O.] 28. November 1822.

Lieber Heinrich!

Wäre doch das Buch geschrieben, das ich so oft Abends, nachdem der Tag mich zerstreut, oder Morgens, nachdem die Träume und der Schlaf, zu haben und zu lesen wünsche: das den Menschen zu dem ganzen Gefühl seines Lebens ungetheilt, andringend, ideal emporhübe, jenes Lebens, das wir in Gott und der Welt, als Schüler und Lehrer, als Kinder und Männer, als Nichts und als Etwas, zusammen in jedem Augenblick doch zu führen berufen sind. Warum sollt' ich wohl jetzt wünschen, daß es wäre, als damit ichs Dir schickte und in Deinen Gedanken mit wäre, wenn Du die besten hast? Du glaubst, ich vergesse die Bibel; und weißt doch, warum sie's nicht ist, wenigstens mir nicht. Der Kern jener ewigen in Natur, täglichem Leben, der Entwickelung der Jahrhunderte und wo noch sonst vorhandenen Offenbarung, in ein starkes Wort gefaßt, in ein Zeugniß von lebendigem Odem wär es! Wie schal ist doch diese Literatur!

Gestern verfiel ich auf Eichhorns sechs Bände, voll von Registern, von Satiren, Schäfer- und Heldengedichten, Trauerspielen und Nachahmung der Alten, ein Dichten von nichts, ein Wiederholen der dagewesenen Narrheit, keine Auferweckung, sondern Mumienlumpen über alte Verwesung.

Nach dieser Vorrede, was soll ich Dir wohl schicken? Du wirst das Buch zuweilen neben Dir haben, wenn Du den Eusebius, oder wenn Du den Tertullian lesen wirst.

Nun möcht' ich gern wissen und hoff es auch morgen oder sonst zu erfahren, wie Du angekommen, Deinen alten Freund in Stettin gefunden, besonders, wie Du die Mutter bewegt hast.

An dem Sonntag Deines Abschieds fühlt' ich freilich am lebendigsten Deinen Verlust, und lebendiger als in den Werktagen an der Schule. Mein Gang auf die Wiese nach der Schäferei war ganz mit Dir erfüllt, und ob wir einmal zusammenleben; jedoch nicht danach sehnsüchtig, wie es das letzte mal war, wo wir jeder einen so abweichenden Weg genommen, daß wir uns oft gleichsam nur sahen, um desselben inne zu werden. Deine Heimkehr zu menschlicher Philosophie und zu den Alten machte mich von Dir alles hoffen, was ich etwa vermißt; was hatte ich von mir für Bürgen, von dieser oft starren Einsamkeit und Härte, daß ich sie verlöre? Denk ich nach, so will ich einsam sein, weil mir manche Theilnahme so selbstgefällig,

kühl und untheilnehmend geschienen. Sollt' ichs verleugnen? Auch mit dem Halben mich begnügen? Und wer ist, der sich nicht selber fürs allererste zu besorgen hätte, und hab ichs nicht auch, und wie soll es nun anders werden?

Lieber Bruder! Gott gebe Dir, daß Du auch im Schmerz heiter bist, frische Deine Seele mit dem Wehen von lebendiger Natur an! Meine auch! Führe Dich vom Niedergang zum Aufgang, sei mit Dir!

Dein L.

Grüße die Kinder und ihre Mutter, Malchen, Ernst Franken.

17. An Heinrich Ranke.

[Frankfurt a. O.] 19. Januar 1823.

Lieber Heinrich!

Ich komme etwas spät, aber dafür auch mit ganz Wiehe, und immer ist mein erster Brief von 23 einer an Dich. Ich hätte Deinen Kindern gern etwas zu Weihnacht geschickt, aber höre: am 20. December kam Geisler eilig in die Stube zu mir; ich sage: Sie wollen doch kein Geld? „Eben." Das ist, was ich habe, sagt ich und zeigt ihm 20 Groschen; dennoch bat er mich und ich gab ihm 8 davon. Was ist da zu thun?

Am 21. hab ich in der Frühe gewiß Dein und Deines Liedes gedacht. Mein lieber Heinrich! Diesmal, etwa fünf, stand ich schon am grünen Pult, als ich Stimmen vor der Thür hörte. Die guten Schüler und mein Hausgenoß Schlobach hatten unter einem Christbaum mit Wachsstock und Äpfeln vier Leuchter angebrannt und standen in ihren guten Kleidern daran und sangen ein kleines Lied für mich. Ich trat zu ihnen. Schlanke, dem es, glaub' ich, nicht war, wie damals, als er die Bücher wegsetzen half, redete mich mit kurzen Worten und gutem Glückwunsch an. Wir brachten das Werk in meine Stube. Es ist für Sie bestimmt, sagte einer. Doch nicht alles? sagt' ich; denn mich schreckten die neuen Leuchter, welche brannten, und die Lichtputzen auf ihren Unterlagen. Aber sie sagten: Ja wohl! Dies ist ein Geschenk der Armuth. Wenigstens haben Schlobach und Schöneich viele Stunden darum halten müssen. Von denen stamm' es, sagte die Ahlemann. Du denkst nun leicht, daß wir etwas in der Bibel lasen, auch mancherlei Gespräche beim Kaffee führten und noch beisammen waren, als der Barbier in die Stube trat und nicht wenig erschrak, als er die Zubereitungen sah; nun war es 8 Uhr. Um 10 waren Homer und Cäsar für diesmal gelesen; ich fand ein paar

warme Schuhe, die mir die Ahlemann selbst gestickt; Caroline schickte mir eine Torte mit einer sehr schönen Tasse. Zu Mittag, als ich vom Spaziergang kam, war Heydler mit einem Kalender und einem Wachsstock in der Stube gewesen; nach Mittag brachte der Bote die Briefe aus Wiehe. Die Mutter hatte von Hannchen ein Halstuch sticken, von Röschen ein Vorhemd nähen lassen. Ich nun? Du weißt wohl, wie vergnügt ich war, aber ich eilte, mich auch selbst zu beschenken; mit der Vollendung eines Entwurfs der französischen Geschichte, der mich mehrere Wochen beschäftigt, macht' ich mir selbst Ehrengeschenk und That. 1/4 auf 9 war ich fertig. Sonnabend wars ohnehin. Drüben fand ich Caroline noch nicht. Die Ahlemann erzählte mir, Caroline habe ein Buch für mich gestickt, und der Buchbinder habe es verdorben. Darauf kam sie selbst und hatt' es mit. Natürlich gab ichs nicht wieder weg. Du sollst Dich trotz des Verderbs freuen, wenn Dus siehst.

Gott! wie viel schwatz' ich von diesem Tag und immer hab' ich noch die schönen Briefe nicht erwähnt, die ich damals bekam und darauf von Dir, von Ferdinanden und — — — von wem wohl? — — von Hofmann, einst unserm Schüler. Er wünscht mir, wie er sagt, ein Leben voll seliger Zufriedenheit. Dieser kam etwas spät, nämlich den Sonntag vor dem Anfang der Lectionen und machte mich fröhlicher dazu, denn er ist voll einer herzlich guten Meinung. Ferdinand schenkte mir eine Fortsetzung seines Auszugs aus dem Tacitus.

Neulich Abend suchte ich eine Karte in Flutens Buchhandlung. Indem kam ein Mann herein, der auch mich anredete, und ich merkte wohl, es wäre der Besitzer selbst. Hatten Sie nicht einen Bruder hier? sagt' er endlich. „Ja." Ist er nicht in Wittenberg? — Nein — er wunderte sich und erzählte mir, Bardeleben habe sich an ihn gewandt und er an Nicolovius, von dem er günstige Nachrichten erhalten. Ist dies der Kanal? Wie viele Menschen haben sich in dieser Sache bemüht!

Weihnachts haben wir vier, Stange, Heydler, Appel und ich, nach kleinen Bescherungen ein wenig getrunken und gingen fröhlich von einander. Früh war große Kirchenmusik angekündigt. Ich wollte auch das Fest feiern und ging hinauf. Um die Musik zu hören, stellt' ich mich der Orgel gegenüber an den Chor; mit Schrecken bemerkt' ich, daß hierneben Vorbereitungen zum Gesange gemacht wurden. Ja einer sagte: ich hätte auch wohl nicht allein Ohren, sondern besonders Augen mit. Er meinte: für die Sängerinnen. Ich ärgerte mich stark, doch hatt' ichs wohl verschuldet. Man führte Händels Messias

stückweis auf. Ich weiß nicht, wie mir der Text, einige schöne Stellen aus dem alten Testament, musikalischer vorkamen, als die Musik selbst. Besonders schien es mir lächerlich, daß man die Stelle: Sein Nam ist Wunderbar, Herrlichkeit — nicht anders auszudrücken wußte, als indem man erst ganz milde Töne verhallen ließ und bei Wunderbar wiederholentlich mit allen Instrumenten einposaunte. Einige Chöre rührten mich sehr, denn Du kannst glauben, daß ich mich der Musik ganz hingab. Aber es ist eine Dehnung, Ausführlichkeit, Wiederholung, bedeutungsloses Nudeln in den großen Musikstücken, daß sie die Gedanken nicht festhalten. Ich denke mir, in der Kirche sind sie wohl nur dazu, daß man während des Hörens betet.

Neujahr, nachdem wir auch den Sylvester-Abend vertrunken, fing ich mit Augustins Confessionen an. Ich wunderte mich, daß es keine Bekenntnisse waren, oder Reinhardische Geständnisse, die nichts gestehen, sondern Beichte bei dem großen und einzigen Beichtvater. Sie haben in der That eine große und eindringende Wahrheit und sind ganz aus dem Kreis der Studierenden. Ich habe sie Heydlern an seinem Geburtstag gegeben; sah aber erst, indem ich sie ihm gab, daß ich viele Stellen im ersten Buche mit Bleistift angestrichen. Die wollt er besonders lesen, sagt er.

Was machst Du indeß bei diesem Frost, Wind und Schnee? Capellenbrink magst Du wohl nicht oft besuchen können. Wie bewegst Du Dich? Denn thu es ja! Aber der Vater schrieb mir, für Allwill fürchte seine Mutter wegen einer Osterreise. Eine Furcht, die ich lange auch für Dich gehabt, da Ostern noch in den März fällt, und Du Dich auf jeden Fall den 14. März aufmachen müßtest. Kommst Du, so habe ich einen Plan, nicht sowohl Ostern mitzureisen, wo wir uns ja hier sehen, sondern in den Hundstagen Dich aufzusuchen; wenn nicht in Nürnberg, aber in Coburg, oder in Hof, wohin Du kommen müßtest. Doch wie weit ist hier Ort und Zeit!

Nun, mein liebes Herz, so sei gegrüßt und liebgehabt in diesem und in allen Jahren, oder vielmehr in keinem, sondern überhaupt! Grüße Malchen einmal, wenn sie Dir den Kaffee, und die Mutter, wenn sie Dir die Kinder bringt. Auch Franken und die Kinder selbst. Gott mit Dir. L.

18. An Anton Richter.

[Frankfurt a. O.] 13. April 1823.

Lieber Freund!

Da ist's nun wieder ein Vierteljahr, daß ich Deinen Brief habe, und habe Dir alle Tage antworten wollen, und nun —. Hättest Du

nur etwas Dringendes geschrieben, wie ich sogleich thun will, so hätt' ich Dir so gut gleich geantwortet, wie Dus thun wirst. Nämlich: ein Jurist Meister ist nicht hier; selbst die Buchhandlung Apitz mag mit der Universität ausgewandert sein. Es giebt hier nur zwei ganz anderen Namens oder Ursprungs.

Erstens. Wenn Du einmal zum Grimmischen Thore hinausgehen willst, besuche doch links Barth und Comp. und sprich: man wünsche in Frankfurt von den Boisserées das Heft zu haben, worin die Verkündigung Mariä ist. Ob man noch ein einzelnes Heft bekommen könne, wie in den vorigen Ostern? Hernach geh mit der Antwort spazieren, denke Dir einen Brief an mich aus und, wenn Du nach Haus gekommen bist, schreib, ohne die Feder viel zu schneiden, sogleich an mich und schicke den Brief, ohne ihn lange frei zu machen, gütigst augenblicklich zur Post.

Zweitens hält es mich wenig ab, daß Du auf meine Anfragen wegen einiger Bücher so kümmerlich eingegangen bist, sondern ich komme mit neuen. Wegen des Ochoa habe ich mich nach Göttingen gewendet; die Lettere di principi a principi, Tomus 2 et 3, erlasse ich Dir noch nicht, ihretwegen nachzufragen. Sollte sich nicht vielleicht Göbler, Chronika von den Kriegsthaten Maximilians — und Marineus Siculus, Epistolae Familiares ad Ferdinandum Aragonensem 1514 auf einer Eurer Bibliotheken finden?

Liebes Herz, glaub nicht, daß ich wegen der Bücher oder dieser Kunstblätter an Dich schreibe; Du weißt doch, wie gern ich an Dich denke; sondern ich wollte gern, daß wir auf irgend eine Weise mit einander zu verkehren hätten, damit wir uns nicht ganz aus den Augen verlieren.

Heinrich ist diese Ostern nach Nürnberg; Du weißt, daß er dahin gewollt. Wir haben jetzt Ferien gehabt und ich lebe so hin. Du denkst wohl, daß mich gewisse Studien bewegen. Aber der Stoff ist unermeßlich, der Mensch wenig und die Stunde kurz. Ich habe mir vorgenommen, niemals die Zeit mit Bücherschreiben zu verderben, sondern jenen Einsichten nachzustreben, die den Menschen zugleich gut machen und erleuchten. Da alles von Gott kommt, mag es wohl nicht an dem Stoff liegen, sondern an dem Auge für denselben; indem wir den Dingen die Schale, die Hülle nehmen und das Wesentliche hervorkehren, geschieht es, daß auch in uns selbst Wesen, inneres Leben, Seele und Odem Gottes Flügel bekommt, oder wenigstens Dasein.

Lieber Richter, erschrick nicht, daß Du diese Bücher etwa einpacken

müßtest. Wöchentlich schickt eine Buchhandlung von Leipzig Bücher an eine hiesige. Ich weiß die Firma nicht; aber sind die Bücher nur da, nämlich nur zu haben, werde ich sie schreiben. Mit dieser kannst Du dann jene Folianten auch übersenden.

Heydler denkt im Besten an Dich. Wir sind gestern ein paar Meilen geritten und fühlens heut noch. Rhod's Eigenschaften habt ihr Lobenden wenigstens nicht alle genannt.

Nun mußt Du mir aber den Gefallen thun und wirklich Deinen Brief sowohl schreiben als schicken.

L. Ranke.

19. An Heinrich Ranke.

[Frankfurt a. O.] 25. April 1823.

Lieber Heinrich!

Hat Dich Gott wohlbehalten nach Nürnberg geführt, so wirst Du Dich wohl vor allem nach Deinem Koffer und den Büchern sehnen, die Du liebst. Unmittelbar von hier kannst Du sie nur zur hiesigen Messe, d. i. Mitte oder Ende Juli, oder Anfang August bekommen. Dann kostet der Centner 3 Thlr. Vorher müßte es durch mehrere Commissionäre gemacht werden und wäre ohne Zweifel theurer. Ich denke, Du wirst die Messe wählen. Wär es nicht, so müßtest Dus nur sogleich schreiben.

Die Mutter, lieber Heinrich, hat so Unrecht nicht gehabt, Dein Vorüberreisen müßte mich gekränkt haben. Wie sehr, siehst Du daraus, daß dies der vierte Brief ist, den ich für den Deinen an Dich angefangen, und daß ich sie alle zurückbehalten. Du kannst denken, warum. Wenigstens besinnst Du Dich wohl, daß Du mir von Berlin aus keinen anderen Grund angegeben, als ein unartiges Wort der Mutter Allwills. Darin fand ich in der That wenig Noth für Dich und wenig Trost für mich. Aber in dem andern hatte die Mutter doch Unrecht, ich möchte darum nicht nach Wiehe gekommen sein. Du mußt wissen, das Examen war erst nach dem Palmsonntag, und ich hätte höchstens den Mittwoch fortgekonnt. Nun fuhren Stange und Appel diesen Mittwoch allerdings in einem besonderen Wagen ab und sind den Sonnabend früh 9 nach Halle gekommen, so daß ich etwa den Sonntag früh hätte bei euch sein können. Stange aber, der die ganze Sache wußte, bot mir nicht an, theilzunehmen, und ich mochte mich seinen Grillen, Einbildungen und Vorurtheilen am wenigsten als ein Bittender aussetzen. Warum auch? um nach einer Reise ohne Ein-

samkeit und doch ohne Gesellschaft in Aussicht zu haben, Dich nicht zu treffen, da ich wohl wußte, wie sehr Du eilen würdest? Da bin ich wohl nicht zu tadeln, außer daß ich Euch warten lassen. Die gute Weber hatte mir Tags darauf geschrieben, als Du bei ihr gewesen warst, und ich sollte Dich in Wiehe grüßen; das will ich nun nach Nürnberg thun.

Ihr habt da eine sonderbare Übereinkunft meinetwegen getroffen. Ist es Dein Ernst, so kennst Du mich doch nicht, am wenigsten meinen gegenwärtigen Zustand. Aber ich glaube, es ist bloß so ein Reden. Warum? Was ist dies für ein Zustand? Mir fällt oft ein, daß ich, als ich ein Knabe war, mir gerade gewünscht, was mir jetzt gewährt worden, und noch weniger gewünscht, als ich empfangen. Edele Geschäfte — gute Studien — freien Muth und einen Freund. Du weißt, daß Caroline mein Freund ist; ein so guter, verständiger, fester, und der nun alle meine Gedanken wissen kann, und der alle meine Wünsche theilt, daß ich keinen bessern, noch nähern brauche. In der That, meine Seele hat zwar, wenn ich sie recht verstanden, die Liebe eines zarten Mädchens bisweilen gewünscht, aber nie eine Frau; mein Leib — hier trennen sich die beiden Geschwister auffallend und ganz — auf meinen Leib bin ich entschlossen in dieser Sache nicht im mindesten zu hören. Sonst, lieber Bruder, was soll ich Dir von meinem Leben sagen? von diesem unendlich fernen Ziel und den kurzen Tagereisen danach? und wie ich nur eine einzige Pein habe, das bin ich selbst; und nur eine, wenn nicht die einzige, aber eine Hauptfreude, das sind die kleinen Entdeckungen menschlicher Tugenden, menschlichen Lebens und einer menschlichen Geschichte, die ich täglich in diesen Berliner Folianten mache.

Hier bricht der Frühling nach den kalten Tagen, die ihn etwas zurückhielten, aus den Bäumen und Wiesen ganz hervor. Ach — Du wirst ihn auch schön finden und haben. Und wenn Du unter den Linden auf der Schütt, oder auf den Wöhrter Wiesen zwischen den beiden Flüssen gehst, so denk' einmal an hiesige Linden und Wiesen und Nachtigallen, und an die steile Wand und wie gern ich einmal mit Dir an dem obersten Tisch in der steilen Wand unter dem Gebüsch säße und wir hätten gute Gespräche. Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß unsere Betrachtungsweise doch so stark auseinandergeht. Zwar weiß ich wohl, und es ist gewiß, daß die andere Richtung, die Du genommen, zu jener biblischen Orthodoxie, wo sich der Verstand unter so trefflichen und schon bereiten Gedanken leicht einheimisch macht und, beschäftigt sie sich anzueignen, das Widersprechende

zurückstoßen muß, daran Schuld ist; doch nicht allein, sondern noch etwas mehr. Aber wie wirds künftig werden? Altenkirchen veränderte einst Deinen Dialekt, was wird Nürnberg thun? Ich bitte Dich, allen Dingen etwas mehr Stahl oder Eisen um die Brust entgegenzusetzen, nur mir nicht.

Mich kommen jetzt häufig Zweifel an, ob diese Art der Bildung, die Du nun auch an Deinen Schülern versuchen wirst, auch nützlich, ja ob sie nur nicht verderblich sei. Nämlich unter den Geschichtschreibern sind einige, die das Alterthum kennen und nachahmen und diese Bildung haben, die wir selbst ausbreiten wollen, und andere, die es nicht kennen noch nachahmen. Fragst Du mich nun, in welchen ich lieber lese, bei welchen ich die größere Wahrheit und oft das schärfere Eindringen in das Wesen der Dinge finde, so sind es die letzteren. Glaubst Du wohl, daß mich das Chronicon Bononiense in Muratori über Bologna im Grund viel besser unterrichtet hat, als selbst Machiavell über Florenz? Aber so ists. Denn das Lateinschreiben bringt eine gewisse Vornehmheit in die menschliche Sprache. Zwischen den Gedanken und das Wort stellt sich noch ein Drittes, das beide auseinanderhält. Das bleibt nun auch, wenn wir unsere Muttersprache reden, und gilt bei allen Schriftstellern, und wer wäre, der so geredet, wie ihm der Schnabel gewachsen war? Du merkst's an diesem Brief; ich merk' es auch und mit Abscheu. Aber kann ichs ändern? Kannst Dus? Keiner kanns. So werden wir durch die Bildung unsere eigenen Gefangenen und sind wir in diesen beinah Zauberkreis eingetreten, so können wir nicht wieder heraus. Siehst Du wohl, daß ich Dich auf Deinen beiden Flügeln angreife? Wirst Du Dich vertheidigen? Aber wahrhaftig, Du darfst den Angriff nur etwas fortsetzen, so wird es einer auf mich.

Weißt Du, und wie scheint es Dir, daß Wilhelm Jura studieren will? Ist es Eitelkeit? Ist es Abneigung von der Theologie? Oder beruht es auf einem wirklichen Zug seines Innern, der auch achtbar ist? In diesem Fall wünscht' ich, daß ers thäte und sich auf keine Weise durch die Vorstellung abhalten ließe, es sei zu theuer u. s. w. Du hast ihn gesprochen, Du kannst mir wohl etwas darüber sagen.

Nun, mein Bruder, bist Du dort; Gott ist mit Dir gegangen und ist bei Dir. Wollte er doch, daß ich ihm einigermaßen so ergeben wäre, wie Du. Lessing schreibt an Jacobi: Wie kann man bei einander sein, außer in Gedanken? Ich find' es ziemlich wahr und wenigstens tröstend.

Sieh einmal, welch ein langer Brief! Aber es wäre auch ab-

scheulich, wenn wir 10 oder 12 weitläufig geschriebene Zeilen so weiten Weg schicken wollten, die ja nur ein Trank sind, wie man ihn vor der Mahlzeit genießt, um den Appetit zu erwecken, aber keineswegs die Mahlzeit selbst. Ich muß Dich besonders tadeln, daß Du so groß, so gut, so deutlich und weitläufig (nämlich in Schriftzügen) schreibst. Nimm mich nur zum Beispiel. So viel Undeutlichkeit will ich gern vertragen, als Du vertragen mußt.

Auch Caroline, auch die Ahlemann haben Dich sehr erwartet. Ich will Dir nur gestehen, daß sie Dir auch etwas auf die Reise mitgeben und zum heiligen Christ bescheren wollten. Aber nun freilich! Wir, ich mit Appeln und Heydlern, gingen den Sonntag, da ich Deinen Brief bekommen, spazieren. Sie fanden, daß mir etwas fehlte. Ich schämte mich, zu gestehen, Du seists; aber that es, und sie wurden auch traurig. Appel läßt seine Stelle gegenwärtig von andern verwalten und wartet in Halle seine Krankheit und zugleich kameralistische Studien ab.

Doch, mein Herz, jetzt ist alles gut; — gefalle Dir nur selbst, den andern wirst Dus schon — und leb wohl.

Dein Leop.

Grüß doch ja Raumern und auch Dittmarn; ja, sag ich? Wenn Dirs gut scheint: sonst laß es.

20. An Heinrich Ranke.

[Frankfurt a. O.] Donnerstag nach Pfingsten [22. Mai 1823.]

Lieber Heinrich!

Ist's nicht heute der 22. Mai[1]), und obwohl der Himmel traurig über unsers Vetters Otto Haus herhängt, doch ein Festtag in Frankfurt und Halle und Wiehe und Nürnberg, den wir wenigstens mit Briefen feiern müssen? Eigentlich ist es freilich 2 Uhr nach Tisch, aber da sich von unsern Primanern nur zwei wieder eingefunden haben, hat Poppo sich und mich dispensirt, und ich denk an Dich, statt Schule zu halten.

Du hast mich aber neulich nicht, wie ichs gemeint hatte, verstanden. Denn die Betrachtungsweise zweier Menschen, die in einerlei Lage aufgewachsen, kann, lang dieselbe, sowie der eine eine andere Richtung nimmt, ohne die Schuld des einen oder des andern sich

1) Geburtstag des Vaters G. J. Ranke.

plötzlich und ganz trennen. Wie wär es auch möglich, und wenn ein Bruder den andern mit dem, was ihm am liebsten wäre, und was er an ihn zu bringen sucht, Tag und Nacht quälte, daß dieses eine innere Abweichung hervorbrächte, ein wesentliches oder dauerndes Mißbehagen? Dies war es nicht. Aber ergreift uns nicht das Element, in dem wir leben, und welches mehr ist und stärker als wir, mit einer bildenden Gewalt? Nenn ichs Wasser, so sind wir gewiß mehr Fisch, der seine Floßfedern von Element und Natur bekommt, als Schiff, dem sie ein überwiegender Verstand giebt. Das ist der Ursprung der Ritterschaft und der Zunft und dieser hundert und hundert Kasten der Nationen. Den fühlten wir vielleicht ein wenig. Aber wer weiß? Denn ich gewinne ja. Der *βοὴν ἀγαθός*, der *πόδας ὠκὺς*, die pietas Aeneae und der Unterricht, den Du wieder beim Herodot hast, werden Dich, unvermerkt oder vermerkt, unserm alten Gleis nahe bringen.

Hat Dich denn auch diese plötzliche Ankunft des vollen Frühlings über Nacht verwundert? Am Himmelfahrtstage war hier noch wenig. Dann sahen wir die ersten Blitze von Tschetschnow nach Kliestow und Lebus hin im Thal, dann kam der erste warme Regen; da hörten die Winde auf, welche die Jahreszeiten, nämlich Sommer und Winter, zu unterscheiden und zu trennen pflegen; den andern Tag waren all die grauen Bäume grün. Da hatten, wie ich glaube, von allen Geschöpfen die Nachtigallen die größte Freude. Denn vorher waren sie auch schon da und saßen in dem leeren Gezweig und warteten alle Tag und sangen Abends und Morgens ein wenig, dann schwiegen sie wieder vor der starken Kälte; aber nun hatten sie mit einemmal eine Hütte. Du besinnst Dich auf die hohen Pappeln nach Simons Mühle hin am Bach, sie waren (u. b. ehe es grün ward und der Himmelfahrtstag kam) voller Nachtigallen, weil die Zweige etwas dichter sein mögen. Darauf ging ich hin, um sie noch einmal zu hören. Aber sie hatten — ich meine die faulen Pappeln — noch immer keine Blätter, und sämmtliche Nachtigallen waren fort und schlugen weiter vorwärts in den einzelnen Bäumen und am Zaun nach dem Gottesacker hinan und in dem Poetensteig, den ich täglich zweimal besuche, als wäre ich einer; so wohl gefiel ihnen das junge Grün da.

Den Pfingstabend ritt ich mit Heydlern nach Müllrose. Wir nahmen den Rückweg auf mein dringendes Gesuch den Kanal entlang. Du weißt, wenn man von Markendorf nach Müllrose reist, führt ein den Postpferden immer allzuabschüssiger Weg oder Paß in den Sand des Thales. Über diesen besinnst Du Dich wohl auch eine herrliche Aussicht in ein volles und blühendes Tiefland gehabt zu haben. Diese

ganze Blüthe kommt von dem Kanal, der seinen Reiz dem Thale mittheilt. Genug, wir ritten bald auf dem Fußsteig daran zur Linken, bald auf dem Fahrweg zur Rechten, denn viele Brücken und Schleußen verbinden die Ufer, aber fast immer durch einen Garten. Wir ließen die Pferde langsam gehen. Unsere Seelen erheiterten sich mit allen diesen blühenden Creaturen auch etwas. Am allerschönsten sind die Dörfer. Da ist eins mit Namen Spring, wo an jedem Bauerhaus ein Garten, oben mit der vollen rothweißen Apfelblüthe, unten mit den eben kommenden und hinaufbegehrenden Pflanzen, so schön in Ordnung, prangte und zugleich gab und hoffen ließ. Vor den Thüren standen die Jungen und bissen in den eben frisch gebackenen Pfingstkuchen; die Mädchen scheuerten die Thüren, die Männer hackten das Holz zu ihrem Fleischtopf auf morgen; den Kanal in langen Reihen ruderte oder zog man die Oderschiffe mit den Salztonnen hinauf. Nur vor dem Gut war alles still; aber das herrliche Grün der Kastanien und das frische Gras darunter lockte einen, auf die Bänke niederzusitzen und ein verständiges Gespräch zu führen. Uns war es lieb, daß wir zu Pferd waren. Erstens weil wir nicht müd wurden, zweitens weil wir so von oben das Innere der Gärten, oder auch in einem Haus das wohlgemachte Bett sehen konnten und die Ordnung, mit der man das Fest erwartet. Ein schöner Weg. Als wir aber von Lindow nach Lossow wollten, sah ich einen Weg von der Hauptstraße ab in den Wald gehen, denke, es ist einer, den ich sonst oft geritten war, und führt uns gleich nach der Schweiz. Heydler giebt zu, daß wir ihn nehmen. Der gute Weg wars nicht; er nahm eine andere Richtung. Es wird dunkler. Wir spornen die Pferde. Mittendurch große Zwischenwege; aber für den unsern kein Ausgang. Der Wald öffnet und schließt sich. Heydler behauptete, wir kämen zurück auf Müllrose. Wir hörten auf keinen Vogel mehr, wo einer sang. Wir sahen kein Blatt auf einem Baum mehr an. Einen Weg nach dem andern, wie sie uns die Richtung zu haben, zu verlieren schienen, nahmen und verließen wir. Wir stritten schon, was Nord und Süd und Ost und West sei. Endlich tiefere Spuren auf dem Holzweg; geackertes Land: „hörst Du? da ist Vieh und ein Hirt." Wohin führt der Weg? fragten wir. Nach Tschetschnow, oder auch nach Lossow. Wir nahmen den nächsten und waren froh. Indeß ärgerte ich mich stark, da ich die Richtung immer ganz gut im Kopfe gehabt, daß ich mich hatte doch zu etwas Furcht hinreißen lassen. Doch was schwatz ich alles? Es ist bloß die Liebe zum Erzählen, daß ich Dir so nichtiges Zeug auftische.

Unter den Präservativen gegen den Mißbrauch der Alten halte ich eins für das beste; das ist: die Alten so zu lesen, wie sie einander selbst gelesen haben mögen. Oder vielmehr nie ein Werk für eine Gattung anzusehen, zu der auch wir wohl noch unser Contingent stoßen lassen könnten, sondern für ein ehrliches Individuum seiner eigenen Wurzel, Luft, Natur, seines eigenen Bestehens. Dann verliert es das anscheinend Instructive — denn es belehrt nicht mehr, wie man eine Sache angreifen müsse, was der Hauptfehler ist, da man ja bei einer jeden nur an die Natur derselben gewiesen ist — aber es gewinnt eine wahrhaft geistige Belehrung, dies Treiben der Alten, indem es uns die Welt voll doch ganz andrer und häufig reinerer oder anmuthigerer Bestrebungen und Thaten, als sich sonst finden, aufschließt und gewährt. Ich habe eine rechte Sehnsucht, einmal diesem Studium mich wieder ein paar ganze Jahre zu widmen.

An Döderlein hab ich vorm Jahr geschrieben, als ich das geistliche Edict nicht leiden wollte. Sonst kennt er mich garnicht einmal recht von Person, außer von den ersten Jahren in Pforta, wo ich an seinem Tisch saß. Ich halte den Brief an Dich für eine Finte. Verzeih mirs, wenn Du ihn gesprochen und es nicht wahr ist.

Wegen Deines Koffers halt ich Stillschweigen für Zugegeben und er soll im Juli fort. Schreib mir doch, wenn ihr nach Regensburg denkt. Damit nicht, nach so langem Zaudern, wenn ich mich endlich erhebe und so weit weg, dies vergeblich ist. Nach Altenkirchen hab ich einen Brief der Mutter gesandt. Einer von Caroline an Malchen ging mit. Ach Gott! denk ich so spät an diese? Heut früh zu des Vaters Geburtstag hat sie mir einen schönen Aschkuchen, die Ahlemann eine Apfelsine und einen Strauß geschickt. Heut Abend werden wir zusammen scherzen. Natürlich denken sie Dein von Herzen. Weißt Du, daß Caroline jetzt viele Clavierstunden giebt? Ihr Bruder ist thöricht genug, Anstalten zu einer Heirath zu machen. Nun, mein Herz, sei gegrüßt! leb wohl! Denke, es schlüge eben und wir müßten beide fort, unsere Stunden zu besorgen.

Dein Bruderherz oder Herzbruder L.

Deine Briefe hab ich immer ein paar Mal gelesen und danke Dir dafür. An des Vaters Geburtstag haben wir den ersten ganz und den zweiten zum Theil gemeinschaftlich gelesen.

Merke: Poppo hat eine Braut, die sehr reich ist, ein Kind getaufter Juden. Heydler und Stange tragen große Hüte, die sie Streichhüte nennen, um auch Bräute oder Gelder einzustreichen. Sollt'

ich Dir denn nicht einiges Neue mittheilen? Da ist mir neulich Bardeleben begegnet, welcher behauptet, den Brief, dessen Unterschrift wir nicht haben lesen können, habe er geschrieben.

21. An Gottlob Israel Ranke und Friederike Ranke geb. Lehmike.

[Frankfurt a. O. ca. 16. December 1823.]

Liebe Eltern.

Ich wünsche von Herzen, daß Ihr diesen Brief und dieses Packet den heiligen Abend und zum heiligen Christ bekommt, und daß es in die Hände der Mutter fallen mag, die dann zu den Nüssen und den Wecken eines jeden auch mein Geschenk legen wird. Liebe Mutter, dann nimm zuerst die Pfeife und die Pfeifenschnur und mache sie aneinander und lege sie zu den Wecken des Vaters. Die Pfeifenschnur schickt die Ahlemann; so wie ich ihr die Pfeife gezeigt hatte, bat sie mich, eine machen zu dürfen. Eh der Vater raucht, zeige ihm auch die kurfürstlichen Schwerter im Kopf, zum Beweis, daß es ein echter Meißner ist.

Dann, liebste Mutter, findest Du ein Petschaft. Verstehst Du wohl das M. darauf? Es ist freilich eine dumme Sache, daß man etwas so Heiliges und Gutes durch keine andren Zeichen ausdrücken kann, als durch einen Buchstaben. Wenn nur die Weinrebe noch sieben Trauben hätte! Kluger Rath fällt einem aber immer zu spät ein. Ich bilde mir nun ein, der erste Brief, den Du damit siegelst, wird an mich sein, und so oft Du das Petschaft siehst, wirst Du Lust haben, einen neuen zu schreiben. Laß Dir doch von Wilhelmen gleich eine Menge Couverts machen und addressiren; das frei kann er immer weglassen. Dann, Mutterchen, findest Du ein Paar warme Schuhe. Ich habe sie eigentlich selbst zum Geschenk bekommen, für mich aber sind sie zu gut; und so habe ich die Erlaubniß der Ahlemann, sie Dir zu schicken.

Aber was würde der Vater sagen, wenn ich in einem Brief an beide Eltern nur mit der Mutter sprechen wollte? Das rothe Buch ist für Ernsten; das Zeug zu einem Oberrock oder zu einem Kleid für Röschen, die alten Bücher für Wilhelm; die drei kleinen für Ferdinand — nicht wahr, sie sind in Wiehe? Ich wollte sie apart nach Halle schicken; doch wäre es kein heiliger Christ geblieben; es sind noch zwei Päckchen für jeden; und für Hannchen auch eins.

Ich wollte nur, ich wäre diesen einzigen Abend bei Euch. Es geht mir wohl; ich werde auch vergnügt sein, aber ich wollte gar zu gern, ich wäre bei Euch, und zündete dem Vater die erste Pfeife Tabak an, die er nothwendig noch heute rauchen muß und blätterte mit Ernsten in den Kupfern und erzählte ihm bei jedem etwas.

Lieber Vater, was sprichst Du denn zu Heinrich? und zu der neuen Tochter, die Du bekommst? Ich denke, die erste Nachricht hat Dich sehr gefreut; ein paar Tage darauf hast Du vielleicht eher mit dem Kopfe geschüttelt, aber dann in Betrachtung, daß die Wege, die Heinrich genommen hat, immer etwas besonders, aber zuletzt doch gut gewesen sind, wirst Du ganz ruhig und heiter geworden sein. Nicht wahr, so ist es? Ich schließe nämlich ungefähr von mir. Ein Freund, dem ich den Brief zeigte, fiel mir um den Hals und sagte: das ist eine wahre Verlobung. Übrigens vermuthe ich, dasselbe wirst Du immer noch eher von Ferdinand und Wilhelm erleben, als von mir. Sie sind ja auch größer und schöner, als ich, und werden mich noch in andern Stücken genug übertreffen. Ich werde nun achtundzwanzig Jahr. Lieber Gott! für meine Thaten Jahre genug! Doch wer änderts?

Liebe Eltern, Gott erhalte Euch mir; das ist ein großer Theil meines Glückes, daß ich so oft an Euch denken kann und Euch in Heiterkeit und Liebe danken. Ich bin in diesem und in den folgenden Jahren, die Gott uns mit einander schenkt, Euer allezeit getreuer und gehorsamer Sohn

Leopold.

22. An Heinrich Ranke.

Wiehe, am 28. December 1823.

Lieber Heinrich!

Am zweiten Feiertag haben wir in Wiehe auf Dich, Deine Braut und Deine Predigt angestoßen, und ich bin mit Ferdinand, Wilhelm und Appeln hier. Höre nun, wie dies geschehen ist. Am Donnerstag vor acht Tagen kam es mir in der Nacht, nämlich zum Donnerstag 17.—18. December, lebhaft im Traum vor, als wäre der Vater in einer großen Lebensgefahr. Den Abend zuvor hatte ich mein Weihnachtspäckchen, das Caroline gepackt, auf die Post geschickt; aber zum Glück war es mit Zwirn genäht und nicht mit Bindfaden, so daß sies nicht annahmen. Noch im Traume kam es mir vor, als spräch ich mit Poppon, weil die Lectionen noch einige Tage dauern sollten,

und als hieße er mich gehen; ich erwachte sehr früh, zwischen Wachen und Schlafen beschloß ichs noch einmal; mein Mädchen heizte ein, nun ging ich gegen eine Stunde in der Stube auf und ab, ließ meine venetianischen Geschichten, mit denen ich eingeschlafen, schnell fahren, bedachte alles und beschloß es wachend zum dritten male. Endlich stand auch Heydler auf, ich sprang hinunter, und er bestärkte mich; sogleich schrieb ich nach Halle, Leipzig und Merseburg und kündigte mich an. Lieber Bruder, was soll ich Dich hinhalten? Vernimm einmal.

An dem Dienstag zuvor, 16. December, ist hier im Hause Gesellschaft beim Vater. Er geht in den Stall und fällt, doch thut es ihm nichts; nur daß er sich am Mittwoch statt um zehn um neun zu Bett zu legen wünscht. Indem ihm nun Röschen und die Mutter beim Ausziehen helfen, sieht die Mutter den Boden naß, bückt sich, sieht auf: da hat der Vater die Augen geschlossen, er sitzt wie leblos in seinem Stuhl, das Wasser ist von ihm abgegangen. Sie spricht: Vaterchen, bist Du müde, schläfst Du? Sie streichelt ihm ins Gesicht und faßt ihn an die Hände, so ist er kalt. Nun läuft Röschen zu Wilken: „Herr Doctor, mein Vater!", weiter sagt sie nichts. Dieser eilt herbei; er muß zurück, um nun erst die Arzneien zu holen; indeß hält ihn die Mutter in ihren Armen. Sie weiß nicht, was Wilke alles versucht hat; endlich gegen zehn, unter seinen und ihren Händen, bewegen sich die Wimpern wieder, und das Auge schlägt halb auf. „Das war, als wäre der Himmel offen und wir sähen hinein", spricht die Mutter. Halb laut sagt er: „Herr Doctor, meine Frau, was macht ihr? mir war so wohl; sorgen Sie für meine Frau!" Und so lebt er wieder auf, aber in den Beinen, vom Knie an dehnt und ziehts sich, und weiter hinauf; und er glaubt, wenn es bis zum Herzen kommt, so wird er todt sein. Er ist ganz matt. Sie bringen ihn ins Bett, aber alle Augenblicke erwartet er seinen letzten. „Liebe Mutter, grüße mir alle Kinder von mir; Dir wird es wohl gehen, liebe Mutter; und begrab mich nicht zu früh!" Was sagst Du nun dazu, daß in den nämlichen Stunden der Nacht dies in Wiehe geschieht und ich es in Frankfurt weiß? Allmählich wird es mit dem Vater besser, und er schläft ein, doch noch einmal zum Leben. Man spricht von dem unmittelbaren Zusammenhang der Seelen; auch hier der Oberpfarrer, mit dem und mit weiter niemand außer dem Haus ich davon gesprochen, meint dies und erzählte mir eine Geschichte aus Wielands Euthanasia. Doch ist mir das zu mystisch. Und ich finde nichts als des lebendigen Gottes unmittelbare und sichtbare Fürsehung,

seine Liebe zu denen, die doch ein Nichts sind, und was weiter? den lieben Gott selbst. Der Vater ist wieder wohl; obgleich er noch ein Ungemach erlitten hat.

In Leipzig holten mich Ferdinand und Wilhelm im goldnen Adler ein; in Merseburg erschien Appel Abends, und wie wir von da des Morgens nach Mücheln kamen, war er indeß wieder zurück und aufs neue nach Mücheln gelaufen; nun gingen wir nach Carsdorf und durch den entsetzlichen Schmutz des Thales. Wir kamen nach Wiehe, da war doch eine Leiche im Haus. Du kennst unsre Magd Rike: 23 Jahr 5 Monat 9 Tage alt ist sie gestorben. Um 7 starb sie, um 1/29 kamen wir. Es ist ordentlich rührend, daß sie sich über nichts mehr gefreut hat, als über eine weiße Schürze, die sie zum Bartholomämarkt bekommen, und daß sie sie nie angezogen! „Wenn man sich auf Weihnachten gefreut", hat sie gesagt: Ich weiß nicht, aber mich schaudert davor. Die Mutter bemerkt, daß sie kurz vorher die Leichenfrau zweimal am Brunnen gefunden und vor Ekel nicht geschöpft. Nun kam dieses kleine Weib mit ihrem gelben Gesicht, ihrer halblächelnden Nase und dem schwarzen Mantel doch über sie.

Indem sie im Haus diesen Schmerz fühlten, pochten wir an die verschlossene Thüre. „Ach Gott, die Kinder!" sprach die Mutter, zum Fenster heraus. Sie erkannte Ferdinand und Wilhelm, dann kam auch Appel und unser Bote hinein; das war ihr so unerwartet nicht; ich bin aber so sehr von ihnen entfernt, daß ich es freilich war. So ein langer Mutterkuß! Die Arme des Vaters so lang um die Schultern des Kindes. Lieber Bruder Heinrich, merke nun diesen Augenblick. Ich hatte in Frankfurt mein Päckchen wieder ausgepackt und in den Mantelsack geladen und dazu auch die Bibel gethan, die Du mir einmal geschenkt; denn sie war mir nun unleserlich. Und dazu hatte mir Heydler am Abend vor der Abreise eine größere Bibel gegeben. Also nahm ich sie für Röschen mit. Genug, dies und das übrige hatte ich nun in Wiehe oben mit der Hülfe der Mutter ausgelegt und mit Wachsstöcken umstellt und alle heraufgerufen. Jeder hatte das Seine; die Lichter brannten noch, wir freuten uns alle und hielten uns umarmt; so schlug es zehn; der Nachtwächter kam und sang das Todtenlied, viele Verse: „nun gute Nacht, es ist vollbracht!" Wir waren alle still.

Lieber Bruder, die Reise hatte einen herrlichen Anfang. Ich stieg von der Post ab und lief den Müllroser Weg voraus. Er war gefroren und es ging leicht über den Sand. Dann kam ich in den Tannenwald; da war Weihnachten. Denn die Bäume und Sträucher

standen herrlich in Schnee und Reif; der helle Mondschein lag über dem Holz; alle Sterne schienen; mit frischem Gutmorgen begegneten mir Besenbinderinnen und wer etwa einen Korb zu Markte trug. Da war Dein Bruder frisch und gutes Muths. Es ward erst Tag, als ich bei Markendorf war. Meist zu Fuß ging ich bis Müllrose, Beeskow u. s. w. Hier und oft fielst Du mir ein und Dein schöner langer Brief. In der Länge aber besteht ein guter Theil der Schönheit; denn ich hatte ihn noch am Freitag bekommen, und noch nicht einmal mit vollem Bedacht gelesen; unterwegs las ich ihn erst recht. Glaub mir, es ist mir zwar wohl, doch oft auch wehmüthig dabei geworden.

Denn denk nicht etwa, als paßt' ich zu eurer Schule. Ich fühle zwischen dem, was ihr thut, welches ich als ein selbständig Gewächs und eine Creatur Gottes ehre, und zwischen dem, was ich will, welches jedoch eben auch nicht ganz in Willkür und Entschluß ruht, einen so wesentlichen Unterschied, daß ich beinah denken muß: unsere Trennung ist näher, als eine solche Vereinigung, wie um welche Du Gott bittest. Überdem denk' ich: euer Wille ist gut, insofern er euer Wille ist; aber nicht, insofern er, so viel an euch ist, eine Zurückbildung der Welt auf ein Früheres oder überhaupt eine Umbildung bezweckt; das ist eine Umbildung nicht zum Christenthum allein, zu Christi Worten, sondern zu St. Johannis Mystik, zur Scholastik Pauli, zum Antiarianismus, Antipelagianismus, ferner nicht allein zu Luthers wesentlichem Begriff, sondern zu dem System der lutherischen Theologen, unsrem Kirchenthum, zu Buddeus und Seiler, zu Spener und den Herrenhutern; zu Kempis und Arndt, welche alle ihr nicht allein im Begriff und Verstand zu fassen, sondern im Leben darzustellen strebt. Ich kann euer Bestreben a priori tadeln. Ich frage Schubert und Raumer, ob unser Auge Gott sehen, ob unser Ohr Gott hören kann? Ob das Wort nicht ebenso gut Creatur sei, als Baum, Stein, Menschenstirn? Ob wir also irgend ein Wort für reine Gottheit oder ungetrübten Erguß derselben ansehen können? In allen Dingen ist Gott; dieses Ding für Gott zu halten ist Götzendienst; wie ist es nun mit dem Wort? Ein andermal, denn Du verstehst mich und wirst nicht erschrecken, wollen wir hierüber weiter reden; auch will ich das a priori fahren lassen, denn meine Schlüsse gehen alle a posteriori. Insofern kann ich nichts gegen euch haben, sondern über jedes besondere Leben freue ich mich meiner Natur nach. Doch ist zu fürchten, wer euch seine Kinder giebt, will sie nicht allzu pietistisch; und die Sache geht einmal euch über dem Kopfe zu Grund. Überhaupt wünschte ich sehr,

daß Du nicht so viel Betstunden, Religions- und Kinderlehre oder Predigten hieltest; die wahre Wirkung geschieht im Kurzen und im Augenblick. Oftmalige Wiederholung, die hierbei nicht zu vermeiden, vernichtet den Eindruck und weckt den Spott. Daher ist es mir nicht ganz lieb, daß Ferdinand nach Nürnberg will, um Dir allen philologischen Unterricht abzunehmen. Erstlich um Deinetwillen, zweitens wegen der Schule. Denn so viel ich sehe, wird dann ein jeder von euch eine besondere Wissenschaft abgesondert treiben; welches doch die Auflösung aller Einheit der Studien im Kopf des Knaben ist. Wäre es nicht besser, daß ihr das Gebet theiltet? Solltest Du auch die meisten Religionsstunden und alle Predigten halten. Dies glaub ich, würde den Zwiespalt, der zwischen euch ist, bald aufheben. Und nur vor dem Druckenlassen einer excentrischen Meinung hüte Dich bis zum dreißigsten Jahr. Es ist nicht mehr lange hin; ich hab es bald erreicht. Die Nation ist keine Quinta oder Sexta, und wahrlich schwer, sie belehren zu wollen. In allen Dingen gilt der gute Wille, doch hier gewiß nicht. —

Lieber Bruder. Wir haben hier von dem Leben unserer Großeltern aufgesucht, so viel wir finden können, und Ferdinand wird Dir ein herrliches Gebet Israel Rankes, unseres Urgroßvaters, abschreiben, das er als Knabe entworfen. Übrigens sind wir in und außer dem Hause sehr vergnügt. Es giebt hier Picknicks, Pfänderspiele und Küsse dabei. Ich habe schon ein Blüthchen am Munde davongetragen.

Der Vater sagt: er hätte die Mutter noch nie so wahrhaft lieb gehabt, wie jetzt; und sollte sie vor ihm sterben, so würde er am zweiten Tag darauf todt sein.

23. An Heinrich Ranke.

[Frankfurt a. O.] am 18. Februar 1824.

Geliebter Bruder.

Es ist ganz nothwendig, daß ich Dir nach beinahe zwei Monaten endlich wieder schreibe, erstlich Deinet-, dann meinetwegen, damit Du mir wieder schreibst. Lieber Bruder, Du hast mir drei treffliche Briefe geschrieben, für die ich Dir danke. Ich weiß nicht, welcher Aberwitz mich angetrieben hat, Dir in solchen Ausdrücken zu schreiben, als wären wir im Wesentlichen uneins. Wir glauben beide an einen lebendigen Gott, bei mir gegenwärtig, der ich schreibe, und bei Dir, wenn Dus liest. Der einzige Unterschied ist, daß Du reiner, steter, fester an ihn glaubst und nach seinen Geboten wandelst, und ich häufig,

das ist alle Tage, von ihm abfalle und ihn vergesse; aber daß er lebt und ist, weiß ich so gut als daß ich selber lebe (obwohl einem auch dies zuweilen zweifelhaft werden kann). Verkenne mich nicht; niemals hab' ich sagen wollen, daß ich darin mit Dir uneins wäre. Nach dem, was Du mir geschrieben hast, muß ich auch von ganzem Herzen billigen, was ihr, und besonders, was Du thust. Ich hatte mir ein Ding eingebildet, das, wie ich sehe, nicht ist, und eine Gefahr, die, wie ich nun auch einsehe, nicht statthat. Gott sei gelobt, daß er sich Dir gegenwärtig und hülfreich beweist! Ich prophezeie Dir aber: Dein Kampf vom vorigen Sommer ist nicht der letzte gewesen. Mir verzeih, wenn und daß ich Dir Unrecht gethan habe. Wann werden wir uns wiedersehen? Muß ich Dir auch in der Ferne Unrecht thun? Du hast mir viel zu vergeben.

Lieber Bruder, Du wirst in Wiehe oder von Ferdinand erfahren haben, aber vernimm noch von mir selbst, daß Reimer mein Buch [1]) in Verlag nimmt; und daß jetzt der erste Theil desselben in der Censur ist. Wir haben oft über die Specimina gelacht, welche junge Schriftsteller ediren; nun muß ich nur bekennen, daß, so viel ich auch gehofft, meine Arbeit sollte keins werden, doch im Grund nichts anders daraus wird. Es fehlt nämlich viel, daß ich alles gelesen hätte, was über diesen Gegenstand zu lesen ist, oder daß meine Darstellung einigermaßen vollkommen wäre. Besonders über diese bin ich zuweilen ganz in Verzweiflung. Doch ich bin gezwungen, und will ich anders mein Leben nicht ganz verlieren und verderben, so muß diese Schrift sich und mir Freunde und Unterstützung suchen. Ich wünsche, daß Du mit mir hierüber einverstanden seist. Gewiß ist, daß ich zum Studieren geboren bin und auf der Welt zu weiter garnichts tauge; nicht so gewiß ist freilich, daß ich zum Studium der Geschichte geboren bin; aber ich habe es einmal ergriffen und lebe darin und fühle meine Seele dabei selig, zufrieden und vergnügt; also will ich es nur festhalten. Nun ist es aber unmöglich, daß ich an diesem Ort und in dieser Lage diese Studien mit einigem Vortheil treibe. Das Bekannte ist bald erschöpft, schal, und fördert niemand. Das Wichtige ist entweder selten und kaum oder ungedruckt und für mich gar nicht zu haben. In Berlin sind sie verdrießlich, mir immer wieder Bücher zu schicken, da andere Leute, wenn sie ein Viertel so viel gelesen, zu zeigen wissen, daß sie es gethan, ich aber Jahr für Jahr in der gleichen Obscurität bleibe. Denke Dir. In Posen ist derselbe

1) Geschichten der romanischen und germanischen Völker.

Schlottky, der die österreichischen Lieder edirt hat. Er hat in Wien die wahre Urkunde des Fuggerischen Ehrenspiegels mit dem gedruckten verglichen. Da ich nun gefunden, daß der gedruckte meist aus bekannten Schriftstellern entlehnt hat, die sogar später sind, als der Autor der Handschrift, schreibe ich an ihn um die Collation. Nicht einmal eine Nachricht hat er mir gegeben, seit den Hundstagen nicht einmal geantwortet; und dieser ist Lehrer am Gymnasium und nicht mehr, wie ich. Wie sollten mich andere Leute behandeln, an die ich mich etwa wenden möchte, und die mehr sind? Und vielleicht mit Recht. Wir müssen uns in die bestehenden Verhältnisse, auch der gelehrten Welt fügen. Da ich nun diese Studien nicht lassen kann, ohne mich selbst zu morden, und doch nicht forttreiben ohne fremde Unterstützung, da ich auch weiß, daß ich nicht allein hier und da etwas Unbekanntes gefunden, sondern das unmittelbare Walten, sichtbare Handeln Gottes wenigstens von fern gesehen und von dem Leben der menschlichen Seele etwas gespürt, so habe ich beschlossen, mich mit diesem Buch auf Lob und Tadel hinauszuwagen. Aber glaub mir nur: lieber hätte ich ein paar Jahr Muße und einen Saal voll der Bücher und Nachrichten, die ich brauche, und einen Freund, nur einen wahren Menschen in der Nähe, mit dem ich mich zuweilen erlaben könnte; dann wollt' ich, bilde ich mir ein, ein leidliches Buch machen — nein, nicht allein! sondern von wahren Menschen, dem wahren Gott, und wirklich geschehener Geschichte wahrhaften Bericht erstatten. Dieses Buch alsdann zu lesen, würde selbst meinen Schülern weit nützlicher sein, als fünf Lectionen des Tags drei Jahr lang. Die Wirkung, die ein langes Beisammensein erfordert, ist die Wirkung des Beispiels; diese kann ich nicht haben, da mein Beispiel wenig taugt, und überhaupt kein Zusammenleben vorhanden ist. Die geistige Wirkung geschieht in einem Augenblick und nicht ein Jahr lang; sie geschieht wie die Zeugung ein für allemal.

Gott, wie viel hätte ich Dir hiervon noch zu sagen! Anfangs wünschte ich die Arbeit erst von einem Freunde geprüft und durchgelesen. Ich dacht an Wieken. Wiek, wie ich in Merseburg war und in einer herzlichen, mir nur guten Stunde ihm von meinen Gedanken und Absichten sagte, war auch dazu bereit. Auch thue ichs vielleicht noch. Im Wesentlichen wird es mir wenig nützen können; denn an einzelnen Flicken kann es nicht liegen. Es liegt am ursprünglichen Ton, ungeschmückter und wahrer Natur, der Seele, dem Geist des Ausdrucks: kein Durchsehn kann sie mir geben. Ich mache

nur Wieken Arbeit und Mühe. Ich kann Dir aber versichern, daß ich oft gründlich verzweifele. Ich habe mir vorgenommen, das Ganze noch einmal durchzugehn, — wo ich ein Wort auf dem Kothurn ertappe, es auf den Soccus oder ganz auf die Dielen zu setzen. Doch wird mirs schwerlich gelingen. Ich habe zu böse Angewohnheiten.

Doch so find ich ja kein Ende. Dies wollt' ich Dir noch schreiben: in Nürnberg muß eine sehr gute geschriebene Chronik von Müller sein. Von derselben ist auch ein Stück gedruckt unter dem Namen: Pfälzischer Krieg v. M. 1792. Das Gedruckte hab' ich nicht einmal bekommen können und habe doch nach dem Geschriebenen ein großes Verlangen. Könntest Du mir nicht von dieser Chronik — auf meine Kosten — den Theil abschreiben lassen, welcher die allgemeine deutsche Geschichte von 1490 bis 1530 enthält? Besonders, was vor der Reformation geschehen. Wenn es nämlich nicht möglich wäre, ein Exemplar entweder zu leihen oder zu kaufen. Sollte es ferner nicht in Nürnberg Schweizerchroniken geben? Ich meine geschriebene, von Bullinger, Anselm, Schweitzer und dem Continuator des Tschudi? Nürnberg ist häufig wider die Schwaben auf Seite der Schweizer gewesen.

Wie ich Deinen letzten Brief vorbrachte, stritten wir uns lange, wem er eigentlich gehören sollte; und niemand konnte mir abstreiten, daß er durch Deine Nach- und Überschrift mein geworden sei. Hierauf erst las ich ihn vor. Bei den letzten Worten weinte die Ahlemann. Worauf ich ihr dann freilich mein Eigenthumsrecht überließ.

Hat nicht neulich Selma die Überschrift zu meinem Briefe geschrieben? Man gab hier vor kurzem Haydn's Schöpfung. Ich weiß nicht, ob Du es jemals gehört hast. Die Engel erzählen darin die Schöpfung der Welt. (Gewiß ein schöner und musikalischer Gedanke und hie und da herrlich ausgeführt) Zuletzt sprechen Adam und Eva. Die Melodien sind zart und lauter Liebe. Eva wurde sehr schön gesungen. Genug, nach diesem Concert hatte ich einen Brief an Selma angefangen; und vielleicht hätte ich ihn fertig gemacht, wenn ich nicht wäre gestört worden. Heute kann ich nicht; in kurzem will ich ihr aber einen andern schicken. Sag mir doch: da auf die Verlobung in der Regel noch etwas anderes folgt, was denkst Du und was denkt Schubert davon? Grüße den trefflichen Mann, den ich lange geliebt habe, ich will auch an ihn schreiben.

In Berlin hat mich Dürr in das Haus von Reichards mitgenommen, wo wir eine freie halbe Stunde hatten, da habe ich Selmas

und Schubert's Handschrift gesehen. Es ist noch viel übrig; ein andermal. Ein Berg Correcturen, und aus Berlin 2 Foliobände, 7 Quartb., 3 Octavb.! Leb wohl, Gott Dein und mein.

D. Br. L. R.

Ich bitte Dich, wenn Du kannst, für das Gelingen meines Werkes zu seiner, der Deutschen und unsrer Ehre ein Wort bei Gott einzulegen.

Ich grüße Raumers, und Selma von Herzen, versteht sich.

24. An Heinrich Ranke.

[Frankfurt a. O.] 9. April 1824.

Wie ich sehe, liebster Heinrich, seid ihr in großen Bedrängnissen. Wollte Gott, ich könnte sie euch ertragen helfen. Aber Du weißt, wie der Vater an einer ordentlichen Anstellung hängt; und ich fürchte, ich machte ihn von neuem krank. Nun, lieber Heinrich, wir sind mit einander in einer tieferen Verbindung, als wir glauben. Von Ferdinands Verlobung, von der Gefahr der Mutter habe ich nichts gespürt, sie kamen mir ganz unerwartet; und das sind doch auch wichtige Dinge. Aber grad solche Nachrichten, wie Du sie mir schreibst, hatte ich um eines Traumes willen von Dir erwartet, und keine anderen. Etwa am 24. März träumte ich sehr lebhaft und sehr bestimmt, daß Du in einer großen Gefahr oder vielmehr in einem großen Kampfe wärest, und ich mit; doch trotz aller Anstrengung, die mich selbst gleich anfangs rettete, konnte ich Dir durchaus nichts helfen; Du rettetest Dich indeß und hinterließest bei den Leuten, die es gesehen, eine große Freude über Deine Standhaftigkeit. Es war an einem umzäunten Platz vor einem Gasthof. Am Sonnabend darauf habe ich es Caroline und der Ahlemann gesagt. Caroline sagte: sie hätte viermal hintereinander von Dir geträumt, doch war es weiter nichts. Und so ist es denn nun. Ich sehe Dich in diesem Kampfe, in dieser Noth, und kann Dir nicht einmal jemand zu Hülfe rufen.

Eure Lage recht überlegt, so scheint mir bloß das schlimm, daß die Anstalt schon groß ist und in einem gewissen Verderben groß geworden; es ist immer bedenklich, einen alten Baum zu pfropfen; am bedenklichsten aber, wenn er nicht natürliche Holzbirnen hat, wie des Vaters großer grüner Doppelbaum im Berge, sondern wenn er vielmehr überpfropft und falsch cultivirt ist. Da haben nunmehr die Pfropfer und falschen Baumschulmeister euch ihr Werk hinterlassen und sind davon gegangen. Bei eurem Entschluß, auf jede Gefahr,

selbst vor Regierungen, Grafen und Präsidenten, bis ans Ende auszuhalten, scheint mir nur das bedenklich, daß ihr vielleicht eine Hemmung auf euer ganzes Leben erfahren möchtet. Mir ist eingefallen, daß es doch so schlimm nicht wäre, wenn auch Raumer wieder Professor würde, und wenn es Dir gelänge, in Einer Stadt mit ihm Prediger zu werden. Ihr könntet dann, ohne von der Gunst oder Ungunst des Publikums abzuhangen, euer Werk gemeinschaftlich und im Stillen, ohne allen Neid und Tadel fortsetzen, und wäre es auch bloß an den allerärmsten. Der Schluß der Leute ist: wir bezahlen Dir dies und das und nicht mehr oder weniger; dafür sollst Du unsern Kindern dies und das und nichts weiter lehren. Dieser Schluß ist so lange nicht falsch, als die Leute nicht die Person ihrer Kinder eurer Person völlig und mit ganzer Gewalt übergeben. Haben sie nun aber ihre Kinder der Anstalt anvertraut, wie sie vorher war, so ist zunächst zu erwarten, daß, wenn die Anstalt anders geworden, sie auch ihre Kinder zurückziehn. Wolltest Du daher meinen Rath haben, so wäre es dieser: daß ihr den Boden, auf dem ihr steht und baut, aufs genaueste untersuchtet, und ist er nicht ganz fest, und fändet ihr nicht bei einer unparteiischen Prüfung, er werde auch bei einer Erschütterung aushalten, daß ihr dann leise eine Änderung vorbereitet. Am Ende könntet ihr ja eure getreuesten Kinder als Fundamente einer neuen Pflanzschule mit euch nehmen. Aus dem Senfkorn wird der große Baum. Was ist es aber für ein Unsegen, der alle diese Anstalten von Pestalozzi an verdirbt? Entweder suchen sie die Welt und verähnlichen sich ihr ganz und gar, oder sie sehen stündlich ihrem ökonomischen Ruin entgegen. Sie haben alle eine Apfelschale, wie der frischeste, reifste, reinste Apfel; aber inwendig! So ist es nun auch mit dieser gewesen. Je mehr ich die verschiedenen Bestrebungen der Lebendigen, Handelnden und die Welt Bestimmenden betrachte, um so mehr sehe ich, daß etwas gutes nur mit dem beschränktesten Anfang, welches die wahre und sichere Grundlage ist, und mit einer gewissen Unabhängigkeit kann ausgeführt werden. Übrigens werdet ihr das wohl reiflicher überlegen, als ich es kann, und Gott wird besser für euch sorgen, als ihr es könnt.

Lieber Heinrich, weißt Du wohl, was uns diesen Winter hätte treffen können? Bedenk es ganz heimlich, daß uns der Vater hätte sterben und dann die Mutter blind werden können. Es ist noch vorübergegangen. Laß uns Gott danken!

Du wirst hierbei einen Zettel finden, den mir vorhin beim Examen der Major von Schmeling für Raumer eingehändigt hat.

Vor einigen Wochen kam ein Soldat mit einem Zettel, worauf mein und Stangens Name stand, um unsere Wohnungen zu suchen. Hierauf Mittag um 11 besuchte mich dieser Schmeling, der mir sehr wohl gefallen hat. Er war bei Reichards in Berlin gewesen, wo man ihm wahrscheinlich Deinetwegen von uns gesagt hatte. Ich habe ihn einigemale besucht und ihm auch unsers Vetters Thieme Predigten überbracht. Sie sind ganz Christen, er und seine Frau; sie sind von der Einheit des Alten und Neuen Testamentes und der lutherischen Lehre völlig überzeugt und gehen in die Übungen der hiesigen Herrenhuter. Stimmte ich nur so von ganzer Seele mit ihnen überein, wie ich nicht thue, und wie Du thun würdest, und wäre nur nicht bei mir einiger katholische, vielleicht sogar heidnische Sauerteig zurück, so daß ich mich fürchten muß, ihnen einen Anstoß oder ein Ärgerniß zu geben, so würde ich ihre Gesellschaft erst recht oft suchen. Sie geben, wie man mir erzählt hat, so viel Wohlthaten, daß es ihnen oft selbst fehlt. Der gute Schmeling wird sich vorhin nicht sehr gefreut haben, als Schmeißer erklärte, die Bibel sei kein physikalisches Lehrbuch — welches in Hinsicht der Richtigkeit letzterer ganz wahr ist, — und wenn in der Bibel stehe: er macht die Erde zum Schemel seiner Füße, so folge nicht daraus, die Erde sei viereckig, wie zu gewisser Zeit die Schemel.

Am Osterheiligabend [17. April] 1824.

Lieber Heinrich, Vorstehendes habe ich am 9. April geschrieben und in den acht Tagen seitdem bin ich in ziemliche Arbeit und in eine gewisse Bedrängniß gekommen, die ich Dir um so weniger vorenthalten will, als sie diesen Brief aufgehalten hat. Du weißt, daß ich am Anfang des Februar einen Theil meines Buches Reimern, nach desselben ausdrücklicher Forderung, zu einer Probe bei der Censur, zugeschickt habe. Seitdem habe ich immer fortgearbeitet, und wir waren übereingekommen, daß ich jenen ersten Theil zu einer Gesammtüberarbeitung, wofern ich fertig geworden, wieder bekommen sollte. Der Februar, der März verging; ich dachte nicht allzusehr an die Sache; aber als der April kam und immer noch keine Antwort, schrieb ich endlich am 5., wie es stehe. Am 12. bekam ich eine Antwort vom 9.; denke mein Erstaunen, als ich lese, das Buch sei durch die Censur und schon im Druck! Ich habe darauf Reimern die bündigsten Vorstellungen gemacht: dies sei nicht meine Absicht; dem Buche fehle die letzte Hand — wovon ich Dir auch neulich schrieb —; man könne aus diesem Theil die Idee noch nicht ganz ersehen; es sei genug, wenn es zu Michael erscheine. Doch fürchtet Heydler, dem ich

die Sache gesagt, und fürchte auch ich, er hat schon mit dem Drucker einen Vertrag. Ich bin entschlossen, wenigstens noch eine kritische Abhandlung hinzuzufügen, die ich für wichtig halte, und mit der ich besonders hoffe mir einige Freunde unter den Gelehrten zu erwerben. Ich bin nun in stündlicher Erwartung der Entscheidung Reimer's. Es tröstet mich nur, daß er ohne Zweifel in guter Meinung handelt, und daß man beim ersten Anfang keinen Tacitus und Herodot in mir erwarten wird. An der Abhandlung arbeite ich mit Macht, ich weiß nicht, ob sie mir recht gelingen wird. Die Ausarbeitung ergötzt mich zuweilen sehr. Hiervon genug. —

Im Mai werde ich, wills Gott, in Balzer's Berg, um die halbe Stadt, am Poetensteig ziehen. Ferdinanden seine Braut hat in F.'s Brief auch einige Worte an mich geschrieben. Das Ganze ist ein allerliebstes Werk, und Du mußt es einmal lesen. Lieber, Dein und Deiner Selma denk ich alle Tag und schreibe ihr und ihrem Vater gewiß. Aber aller Anfang ist schwer. Von Herzen grüße ich Raumer und die Frau v. R. und Allwill. Ich wünschte gern zu hören, wie es euch weiter geht. In welchen Bewegungen sind wir alle! Ihr beide habt Bräute und seid um eure Anstalt in Sorgen. Ferdinand will das Examen machen. Wilhelm will von Halle weg und darf nicht. Mir will man ein Buch allzufrüh ediren. Gott gebe, daß uns dies alles, alles zum Glück ausschlägt!

Dein getreuer Bruder L.

Diesen wichtigen Gedanken muß ich Dir, wenngleich als Nachschrift, noch nothwendig mittheilen. Sollte es nicht für Ferdinand das Beste sein, wenn er mit Dir sich den theologischen Wissenschaften widmete, später ein halb Jahr, wobei ich ihn unterstützen wollte, theologische Vorlesungen hörte und einmal das Candidatenexamen machte? Aber verschweig dies jedermann. Prüfe seine Natur, wenn er kommt, damit ihm nicht in späteren Jahren sein Amt mißfalle. Schreibe mir darüber ausführlich und spare das Papier nicht so, wie ich. —

Reimer behauptet, ich hätte ihm in meinem letzten Briefe nichts von meiner Absicht geschrieben. Gesagt habe ich ihm gewiß davon.

25. An Georg Reimer.

Frankfurt, am 12. April 1824.

Hochgeehrtester Herr!

Durch Ew. Wohlgeboren geehrte Zuschrift vom 9. April, die ich in diesem Augenblick bekomme, sehe ich, daß wir uns in einem ge-

wissen Mißverständniß befinden. Ich hoffte mein Manuskript zurückzubekommen, um daran die in der That nothwendigen Veränderungen in Ruhe machen und es wenigstens noch um zwei Drittheil, die ich bereits ausgearbeitet, vermehren zu können. Denn irre ich nicht ganz, so war unsre Übereinkunft, mit dem Übersandten nur eine Probe bei der Censur machen zu wollen. Sie dagegen, mein hochgeehrtester Herr, haben einen schnelleren Druck des ersten Buches zweckmäßiger gefunden und ohne Zweifel auch für von mir beabsichtigt gehalten; ja Sie haben ihn schon beginnen lassen.

In dieser Lage giebt es nur zwei Auswege. Entweder wir halten den Druck ein und verschieben die Erscheinung dieses Buches bis auf die Michaelismesse; oder wir suchen ihm sogleich gegenwärtig einen solchen Werth zu geben, daß es einen günstigen Eindruck macht.

Bei dem ersten wird die Übereinkunft, die Sie mit dem Drucker eingegangen sein werden, beim zweiten die nöthige Eile, die Kürze der Zeit im Wege sein. Nun wollte ich allerdings nicht gern, daß Sie durch meinen Antrag, durch meine Arbeit und Ihre bereitwillige Güte in Schaden kämen. Ist es indeß noch zu ändern, so bitte ich um eine Änderung. Sollte es aber nicht zu ändern sein, so kann ich nur unter diesen Bedingungen einwilligen:

1. daß noch ein Theil der kritischen Abhandlung, auf welche ich einen besondern Werth lege, abgedruckt werde. Hiezu habe ich die wahren, das heißt durch eigene Beobachtung zu Stand gebrachten Materialien beieinander; und es fehlt mir nur Tiraboschi: Storia della literatura Italiana. Ich würde mirs längst aus der königl. Bibliothek verschafft haben, wenn ich nicht diese Ausarbeitung noch verschoben gehabt hätte. Da ich nun an dem heutigen Tag andere Bücher aus derselben empfangen, kann ich es unmöglich in diesen Tagen bekommen. Ich bitte daher Sie selbst, so dringend ich kann, mir die Bände des Tiraboschi — die von dem 16. Jahrhundert handeln — gütigst entweder aus der königl. Bibliothek oder von Herrn Kaspar Weiß, der sie wenigstens zu Weihnachten besaß, zu verschaffen. Ich würde Ihnen dann gleich nach den Osterfeiertagen diese Abhandlung zusenden, die auf einem ganz neuen Wege geht und diesem Buche in den Augen jedes Unparteiischen einen wahren Werth geben wird. Auch die Abhandlung über Macchiavell kann ich wesentlich verbessern und bitte um mein Manuskript davon bei der gedachten Sendung;

2. daß das vierte Kapitel der Handschrift eben auch nicht vorher abgedruckt werde, ehe ich einige wesentliche, aus einem neuen italienischen Werk geschöpfte Verbesserungen beigebracht habe;

3. daß mir in einer Vorrede erlaubt sei, die Lage der Sache vorzustellen und überdies eine Inhaltsanzeige von dem Nachfolgenden hinzuzufügen.

Ich kann nicht bergen, daß ich auch in Hinsicht auf den allerdings etwas mangelhaften Stil einige Flecken zu verwischen hoffte; daß ich glaube, erst in dem Folgenden könne die Idee in ihrer ganzen Fülle erscheinen, daß ich nun besonders fürchte, ein schnellerer Druck wird viele Druckfehler besonders in den Anführungen veranlassen, obwohl ich mir die letzte Correctur vorbehalten; aber ich sehe freilich auch, daß ein kleineres Volumen die Verbreitung begünstigen wird. Übrigens müßte der Titel, damit er nicht lächerlich würde, bei dem kleineren Umfange ohne Zweifel so gefaßt werden: „Das erste Buch einer Geschichte der Roman. und German. Nationen seit 1494. Nebst einer Kritik der Geschichtschreiber."

Die Bedingungen, welche Sie mir vorschlagen, scheinen auch mir billig, vorausgesetzt, daß ich 30 Freiexemplare, 10 auf dem besten und 20 auf gewöhnlichem Papiere erhalte.

Indem ich nun wiederhole, daß mein eigentlicher Wunsch ist, die Ausgabe und Vollendung dieser Arbeit bis auf Michael verschoben zu sehen, empfehle ich diesen und mich selbst nochmals Ew. Wohlgeboren.

Ihr ergebenster L. Ranke.

26. An Heinrich Ranke.

[Frankfurt a. O.] am 20. Juni 1824.

Geliebter Bruder!

Du wirst sehr erschrocken sein, daß Ferdinand nicht kommt. Es soll nicht sein, daß wir uns mit einander bilden. Er ist zwar für den Augenblick hier, aber wie lang wird es dauern? Mir ist sehr bang, daß euch dies niederschlägt, da ich wohl weiß, daß ihr ihn braucht. Was sagst Du: würde es wohl recht gewesen sein, wenn er nach der Äußerung Witzlebens: (Ferdinand könne auf keine Anstellung im Preußischen hoffen, wenn er nach Nürnberg gehe,) ohne die Eltern zu fragen, die es ohne Zweifel nicht zugegeben haben würden, ohne auf seine Braut Rücksicht zu nehmen, doch gegangen wäre? Unbegreiflich ist mir jene Äußerung indeß gänzlich. Ferdinand hat das Examen gut gemacht und bei der Durchreise in Berlin die Hoffnung bekommen, in Torgau oder in Zeitz an der Schule angestellt zu werden.

Wilhelm ist vor Pfingsten acht Tage hier gewesen. Er trug einen deutschen Rock; er sagte, daß er an der Burschenschaft Antheil

genommen, jedoch entfernt und ohne etwas fürchten zu dürfen, und war guter Dinge. So wie er nach Halle zurückgekommen, hat er das consilium abeundi bekommen und studiert nun in Berlin. Vom Consilium weiß der Vater nichts. Diesen Brief bringt Dir Schmeling. Es ist die erste grade Communication zwischen uns. Hengstenberg ist nicht bei mir gewesen. Wie sehr wünschte ich, mit Schmeling nach Schwerz und Coburg, nach Bamberg und Nürnberg wandern zu können.

Du wirst erfahren haben, daß nach der Anstellung des Herrn von Kamptz im geistlichen Ministerium hier allem, was Demagog heißt, der Vertilgungskrieg gemacht werden zu sollen scheint.

Lieber Bruder, Gott gebe euch Muth und aushaltende Kraft! Mir geht es ganz wohl. Hab' ich Dir denn schon von dem Berge geschrieben, wo ich wohne? Laß Dir das von Schmeling erzählen. Jetzt schreibe ich in der alten Stube. Wir sind aus einer Predigt von Muzel gekommen. Ferdinand sitzt hinter mir an dem Tisch. (Es macht ihm zu viel Schmerz, wenn er an Dich schreiben soll, ehe er etwas von eurer Meinung hört.) Es ist Sonntag um 11 Uhr. Dann pflegtest Du sonst zuweilen zu kommen. Grüße Raumers, Schuberts und Selma.

Dein getreuer Bruder
Leopold.

27. An Heinrich Ranke.

[Frankfurt a. O. Ende Juni 1824.]

Lieber Heinrich!

Das ist nun das zweite mal, daß die öffentlichen Verhältnisse zwischen uns Brüder treten. Lieber Heinrich, ich fühle ganz Deinen lauten Schmerz; ich fühle ihn tief in Deiner Seele. Du hieltest ihn für den Gefährten Deines Lebens: nun kann ers nicht werden; Du hieltest ihn für eine Stütze der Anstalt, die Du liebst: nun ist sie gefährdet. Schöne Hoffnungen verschwinden; schöne Hoffnungen auf Liebe, Zusammensein und christliches Leben. Aber höre erst hier alles, ehe Du diese Sache vor Gottes Gericht ziehst; bedenke auch ihn.

Alles liegt in der Erklärung des Universitätsbevollmächtigten, der ihm nicht allein widerrathen hat nach Nürnberg zu gehen (wie er geschrieben, um Dich zu schonen), sondern der ihm (wie ich auch in dem Brief melde, den Schmeling Dir entweder gebracht hat oder bringen

wird) mit dürren Worten gesagt hat: „er könne auf eine Anstellung im Preußischen weiter nicht rechnen, wenn er nach Nürnberg gehe."

Nun bedenke, wenn wir uns nicht täuschen wollen, daß ohne Frage die Eltern auf diese Erklärung es nun und nimmermehr billigen können, wenn er geht; daß er seiner Fanny allerdings verpflichtet ist; daß eure Anstalt alle Tage aufgehoben werden kann und keineswegs eine feste Sicherheit gewährt; daß, wird sie aufgehoben, Raumer Professor, Du im Baierschen oder Preußischen Prediger, Ferdinand aber weder im Baierschen, wo, wie mir Thiersch geschrieben, keine Ausländer angestellt werden können, da es eine Überzahl Inländer zum Schuldienst giebt, noch im Preußischen angestellt werden kann und nothwendig zum Flüchtling werden muß.

Das Wichtigste habe ich noch nicht gesagt. Wäre Ferdinand entschieden eurer Meinung, wäre er von einer Idee ergriffen, die ihn innerlich nöthigte sich euch anzuschließen, suchte er etwas dem ähnliches, was ihr sucht, so würde ich billigen, wenn er Braut, Hoffnungen, Eltern vergäße, dem innerlichen Gott nachlebte und sich sozusagen auf Leben und Sterben mit euch vereinigte.

Doch wenn Du glaubst, so sei es, so irrst Du Dich. Gestern, als wir vor einem Kirschberg saßen, fragte ich ihn: was hieltest Du für Deinen glücklichsten Zustand? „Wenn ich in Torgau Subrektor würde, Fannyn heirathete, etwas Ordentliches lehrte und bei den Schülern Liebe hätte." Das ist das Maß seiner genügsamen und nicht nach dem zu Hohen, wie wir, strebenden Seele. Dies sagte er, ehe wir etwas von Deinem Briefe erfahren.

Mein herzlich und wahrhaft geliebter Bruder bist Du. Es wäre aber räthlicher, daß ich mich auf immer an euch anschlösse, als daß Ferdinand. Ihr seid in wahrer Noth, ihr habt ihn erwartet, ihr bedürft ihn; und dies ist es auch, worauf ihr dringt. Du selbst, Heinrich, leidest an der Brust.

Es wäre doch möglich, daß der Curator sich irrte. In dieser Meinung sind wir beide darauf gefallen, bei Kamptz anzufragen, ob es wahr sei, was jener gesagt, und um die Erlaubniß dringend anzuhalten, daß er unbeschadet seiner Aussichten zu euch kommen dürfe.

Der Brief ist heute noch geschrieben. Geduldet euch nur eine kleine Weile, bis die Antwort kommt. Einen besseren Rath, der diese Sache besser schlichtete, habe ich nicht auffinden können.

Wird ihm dies gestattet, so werde es nun mit Torgau und Zeitz, wie es wolle — wir denken, hier wird man ja ein wenig warten können —, dann wird er zu Dir eilen, um euch einige Hülfe,

einigen Trost zu gewähren. Vielleicht, daß euch Gott anders hilft, eh er wieder weggehn muß.

Wer weiß besser, lieber Bruder, als ich, daß Du an Politik, Staat und Regiment nicht denkst, daß Du nichts sein willst als ein ganz christlicher Volks- und Jugendlehrer? (Also seh ich nichts zu Hohes, welcher Tadel auf mich allein fällt.) Wie wird es Dich schmerzen, daß der alte Verdacht Dich immer wieder in jedem neuen Vornehmen hindert? Mein geliebter Bruder, daß wir so fern sind! daß Du nicht in Deinem Schmerz meine gewiß treue Brust einmal drücken kannst! Könntest Du es wohl noch so wie sonst? Ich zweifle nicht. Gott hat diese Dinge geschickt; ist eure Sache gut, so muß er euch helfen; haltet nur an im Gebet! Was geschehen muß, geschehe! Grüße mir Schubert und Raumer, die ich als ältere Freunde liebe und ehre.

Dein getreuer Bruder Leopold.

28. An Heinrich Ranke.

[Frankfurt a. O.] am 5. Juli 1824.

Lieber Bruder Heinrich!

Du wirst noch ein wenig gehofft haben; nun ist es freilich nach meinem Urtheil entschieden, daß Ferdinand nicht kommen kann. Denkst Du, ich könnte doch anders urtheilen? Lieber Bruder, Du dringst in Deinen Briefen darauf, daß Ferdinand sich den Rückweg nach Preußen nicht verschließe. Er ist in Berlin gewesen, und Kamptz hat ihm gesagt: „wenn er gehe, mache er sich sehr verdächtig; euer Institut sei ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für den Bundestag; er werde alsdann erst durch die That zeigen müssen, daß er an demagogischen 2c. Grundsätzen keinen Theil habe."

Mein lieber Bruder, ich wüßte nicht, daß mich jemals ein Brief von Dir so tief gerührt hätte, wie der letzte. Warum sind uns die Hände gebunden, daß wir Dir nicht helfen können? Ferdinand war gewiß entschieden, sobald Kamptz ihm zu gehen erlaube, unverzüglich noch in dieser Woche bei Dir zu sein. Er hat durch das Gefühl seines Unrechts gegen euch dies selbst wirklich gut gemacht. Hier sind nun Deine Leiden an der Brust, sein Versprechen; auf der andern Seite offenbare Hindernisse, die Verpflichtung zu seiner Braut; was sagst Du?

Mit der Stelle in Torgau ist es freilich so gut als gewiß, und er wird morgen dahin abreisen; sie ist ihm nicht unangemessen und hat 625 Thlr. Gehalt, doch keine freie Wohnung. Ich wünschte, daß

er keinen Schritt thäte, ohne daß ihr ihn völlig seines Versprechens entbunden hättet; aber er glaubt, die Lage der Dinge verpflichte ihn zu eilen. Du wirst wieder weinen, mein Bruder, laut weinen, wie Du sprichst. O nein! nach unsern letzten Briefen hast Du Dich auf diesen Entschluß gefaßt gemacht; Du billigst unsern Entschluß; Du erwartest diesen Ausgang.

Mir ist lange kein Brief so traurig gewesen wie dieser. Ich bitte Dich, bedenke noch dies. Wäre Ferdinand entschieden eurer Idee und gehörte er eurer Sache ganz an, so würde er alles hintansetzen müssen, um sich auf Leben und Tod mit euch zu verbinden. Doch da er, wie Du selbst weißt, euch nur so weit anhängt, als es die Seligkeit seiner Seele anbetrifft, aber nicht insofern ihr auf die Erziehung ganz christlicher Kinder, eines neuen Geschlechtes geht — welche Idee ich weder aus geheimen noch aus offenbaren Ideen bei ihm erkennen kann —, so darf ich ihm nicht rathen, auf gut Glück: — diese Idee, auch fehlschlagend, mißlingend, wie immer erwartet werden muß, werde die Seligkeit seines Lebens werden — alles andere um ihretwillen aufzugeben.

Nun bitte ich Dich, geliebtester Bruder, wenn auch Dir dies so scheint, so tröste ihn schnell durch einen gütigen Brief nach Halle. Du selbst denke, er sei plötzlich krank geworden, es sei zu Haus etwas vorgefallen, das ihn zu kommen hindere; denke nicht, daß er Dir untreu ist. Es ist eine äußere Veranlassung, die ihn zu kommen hindert, nicht eine innere. Was sagt Selma zu Deiner Brust? Schone Dich; predige wenig. Sprich in Deinen Stunden sacht und nichts überflüssig; laß alle fahren, die Du nicht ohne Schaden geben kannst. Du wirst bald noch einen Brief von mir bekommen. Ich weine selbst bald. Was wirst Du thun?

Dein ewig getreuer Bruder
Leopold.

29. An Heinrich Ranke.

[Frankfurt a. O.] 8. Oktober 1824.

Liebster Heinrich!

Es ist wahrhaftig lange her, daß wir nichts von einander gehört haben. Und ich glaube, nur in täglicher Erwartung eines Briefes von mir hältst Du einen von Dir zurück. Gestern bin ich mit meinen langen und zuweilen schweren Arbeiten ein wenig zu Stande gekommen. Nicht allein ein Buch, sondern sogar ihrer zwei habe ich zu

Stande bringen müssen. Schon in den Hundstagen glaubte ich mit beiden so weit fertig zu sein, daß fast nichts zu thun übrig wäre. Es ist, wie Du schon weißt oder in kurzem sehen wirst, erstens eine Geschichte, die von 1494 bis 1535 reichen soll, zuerst aber bloß bis 1514 geht. Ob Du sie lesen wirst, steht freilich dahin. Im Ganzen genügt sie mir selber, wie Du mir glauben wirst, bei weitem nicht; doch tröstet mich, daß sie im Einzelnen von einigen trefflichen Menschen, merkwürdigen Lagen und Zuständen und ohne Zweifel von Begebenheiten handelt, die für uns alle bis auf diesen Tag sehr wichtig sind und die bis jetzt noch in keinem Buch, weder in einem gleichzeitigen noch einem spätern, mit dieser Wahrhaftigkeit erzählt worden. Aber die Darstellung ist sehr mangelhaft, zuweilen ermüdend und hat keineswegs die Natur und Fülle, die ich ihr zu geben dachte. Für Dich ist besonders Savonarola beschrieben, und ich hoffe, Du wirst seine Meinung eigentlich erkennen. Das ist also das eine Buch. Das andere gehört nun genau dazu; es hat indeß eine gewisse Selbständigkeit und ist rein kritisch. Du wirst Dich wohl noch auf das beschriebene Foliobuch besinnen (vielmehr das noch nicht geschriebene), in das ich alle Notizen über die Geschichtschreiber, die ich las, eintrug. Nun war es unerläßlich, daß ich meine Behandlung dieser Geschichtschreiber in der Geschichte selbst einigermaßen rechtfertigte. Da hab ich nun aus jenem Foliobuch eins in Quarto gemacht, und daraus wird eines in Octavo gedruckt; aus diesem prophezeit man mir einen größeren Erfolg als aus dem andern. Zu den Hundstagen war ich mit dem ersten bis auf die Vorrede fertig und mit dem andern bis auf einen gewissen Anhang. Jenes war vollkommen, dies wenigstens zum Theil rein geschrieben. Und so brach ich am 1. August mit meinen Schätzen auf.

In Berlin fand ich Reimern zu allem, was ich wünschte, bereit; und es war schade — Stange war mit —, daß ich nicht länger bleiben und bessere Bekanntschaft mit ihm machen konnte. Ich besuchte auch Raumern. Dieser hat mir sehr wohl gefallen, er ist voll Witz und traulicher Ausdrücke; er zeigte mir die Prachtausgabe der Hohenstaufen; er war unterhaltend und unterrichtend. Denselben Abend fuhren wir in guter Gesellschaft mit der Schnellpost nach Halle ab. Sonntag um 4 Nachmittag kam ich in den Garten, wo Ferdinand, seine Schwiegermutter und Fanny wohnten. (Ferdinand schlief indeß in der Stadt.) Fanny ist, wie Du Dir denken kannst, lauter Liebe gegen Ferdinand, und zwar wahre Liebe. Etwas zu oft küssen sie sich; Du wirst das am besten beurtheilen können. Mir hat ihr

— Fannys — Wesen sehr gut geschienen; und da wir schon in Briefen Brüderschaft gemacht hatten — wie dumm sieht das von diesem zarten Mädchen aus, die mir die Güte erzeigt, mich Du zu nennen — so waren wir bald bekannt. Blanc ist euch wahrscheinlich noch besser bekannt als mir. Mir hat er durch die schwierige Correktur der ersten Bogen meines Buches wahre Dienste geleistet; er kam mir anspruchslos und gütig vor. Lottchen und die Mutter sind beide sehr gut und ohne alles Falsch. Wir sind zusammen auf dem Petersberg gewesen. In Halle ließ ich mein fertiges Manuscript beim Drucker und nahm einige Bogen mit.

Zu Fuß ging ich mit Ferdinand nach Wiehe. Wir kamen hinten herein; auf dem Hausflur standen Tische und Stühle; da stand die Mutter. Ferdinand ging vorweg; und wie sie ihn noch küßte, so sah sie mich auch vorkommen. Da waren wir wieder einen schönen Abend beisammen. Alles war munter. In Hannchen ihrer Sache reiste ich mit einem Wagen von Wiehe nach Erfurt. In Berlin, Halle, besonders in Wiehe wurde Deiner oft gedacht; hier auch. Schulz war von Rügen da. Unser künftiger Schwager ist ein vollkommener Jurist und so wenig ganz ein Mann für mich und Dich, als ich für ihn; mir wars eine rechte Freude, daß ich einen so warmen, vollen und guten Menschen hier fand (wie Schulz). Er läßt Dich von Herzen grüßen. Seinem Schwesterchen hatte ich gesagt, Du hättest mir von ihr geschrieben; was ihr nicht wenig zu gefallen schien. Also von da wieder zurück. Ich hatte mein nicht fertiges Manuscript bis hierher mitgenommen und arbeitete früh ein wenig daran: hier fiel mir recht aufs Herz, daß ich noch lange nicht fertig sei. Und so nahm ich denn den alten Weg schnell wieder zurück. Hier fand ich nun erst, wieviel noch zu thun war. Am vorigen Sonntag endlich habe ich Einleitung und Vorreden fortgeschickt. So wie sie fort waren, mußte ich meine ganzen Gedanken auf die Stiftungsrede wenden, die ich denn nun gestern, den Donnerstag, gehalten. Und so bin ich frei und will Dir sogleich diesen Brief schicken. Schmeling wartet mit mir auf Nachrichten von euch. Malchen hat einen etwas furchtsamen Brief an Caroline geschrieben: wir haben sie etwas getröstet. Carolines Schwägerin ist bedeutend krank. Mit Torgau ist es beinah, wo nicht völlig, entschieden: für Ferdinand. Nun schreib auch Du unverzüglich. Grüße die Deinen, Selma, Schuberts und Raumers beide von ganzem Herzen.

Dein getreuer Bruder L.

Am 10. Gestern Mittag um 12 kam Stange herauf, sehr freudig: „ich habe Besuch bekommen". Ich verstand ihn nicht. „So kleinen", und er breitete die Hände ein wenig von einander. Worauf ich ihm um den Hals fiel. Er hat einen schönen großen Knaben. Seine Frau ist ziemlich wohl. Vorigen Mittwoch war Dreuß von Bunzlau hier, in welchem ich die Ansichten frömmerer Leute wiederfand. Er hielt etwas von Dittmar und hatte über eure Sache seltsame Ansichten.

Ein kleiner Brief an Allwill liegt bei. Er ist etwas alt geworden. Allwill muß mir verzeihen. Ich lasse ihn, so oft ich schreibe, schön grüßen, wenn ich es auch nicht alle mal dazu setze. Grüße noch einmal Deine Selma: ich habe von ihr so schöne Briefchen in Wiehe gefunden, an denen auch die Mutter eine herzliche Freude hatte.

30. An Heinrich Ranke.

[Frankfurt a. O.] am 17. November 1824.

Lieber Bruder.

Wirklich dachte ich einen oder zwei Tage lang, an dem, an welchem Du hoffentlich diesen Brief empfangen wirst, bei Dir sein zu können. Dann hätte ich Dich doch noch einen Augenblick als Bräutigam und Selman als Braut gesehn. Aber es kann nicht sein. An der Entfernung ist das eben das Schlimme, daß man an denen, die man liebt, die verschiedenen neuen Zustände, die sie durchleben, gar nicht wahrnehmen kann. Billig sollte man sich wenigstens alle Jahr eine Woche lang sehen. Doch wir wollens nicht zu sehr bedauern. Für mich ist immer die Hauptsache, daß ich eine so reine, gute, schöne Schwester durch Dich empfange. Nach diesem Tag wird sie's ja noch mehr sein, als vor diesem Tag, so wahr Du nur mein Bruder bist und bleibst. Nicht wahr, Selma?

O Ihr beiden! wie liebe ich Euch und werde Euch lieben, falls ich auch Eure Liebe nicht sollte verdienen können. Wie wünschte ich mit Euch in wahrer Eintracht als mit meinen trauten Geschwistern, sei es nahe oder getrennt zu leben. Lieber Heinrich, nicht immer bin ich gegen Dich gewesen, wie ich gesollt hätte, sondern oft ganz anders. Daß doch geschehene Dinge nicht ungeschehen gemacht werden können! Wäre es möglich, jede Faser von dem Andenken daran ganz aus dem Gedächtniß zu reißen! Gäb es doch für diese Dinge wenigstens ein Lethe. Von heute an verspreche ich — werd' ich's halten? Aber lieben werde ich Dich und sie immer, lieben immer.

Nun Ihr fühlt wohl mehr Wonne, als ich mir denken kann. Der Porphyr ist mit anderm Gestein durchsprengt; das ist die Freude, die ich kenne. Eure sei ein reiner Marmor! —

Mein lieber Bruder, bedenke ich den Gang unsres Lebensweges, und wie er sich seit jener ersten Reise, die Du nach Rügen machtest, getrennt hat, so finde ich gegenwärtig, daß wir beide, beinah zugleich, an einem gewissen Ziel angekommen sind.

Das meine ist das Buch, das ich Dir gegenwärtig mitschicke. Ich weiß zwar, daß es für Dich nicht das Interesse haben kann, wie ein Buch von Schubert oder Raumer oder einem andern, der Deine Richtung vollkommen theilte und zugleich Dein naher Freund wäre. Ich habe ihm dadurch noch einen besonderen Werth zu geben gesucht, daß ich Dir das einzige Exemplar, das ich bis jetzt gesehen, das ich bogenweis bekommen, übersende; meine Gesinnung, einen Theil meiner Erfahrung und meiner Gedanken wirst Du darin, wenn Du es liesest, unverhüllt wiederfinden. Wenn Du kannst, so weihe der Geschichte einige und zwar rechte Morgen. Jeden Morgen lies ein Capitel. Es ist zwar schwer, indeß hoff' ich, nicht dunkel. Ich würde ungern sehen, wenn Du davon ganz schwiegest, nicht ungern, wenn Du mir Deine Meinung gerade heraus sagst, sie sei nun, welche sie wolle.

Das ist nun freilich ein papiernes Ziel, wenn wirs genau nehmen, und mit dem nicht zu vergleichen, welches Du erreicht hast und heute in Deinen Armen lebendig fühlst. Doch es sei keines von beiden ein Ziel! Die Wahrheit ist, daß wir beide in derselben Zeit uns zu der Welt in einen neuen Bezug gesetzt haben. Gott wird Dir seinen Segen geben; er versage ihn mir nicht. Fern, fern sehe ich mein wahres Ziel. Bei diesem wahren Ziel, hoffe ich, finden wir uns zusammen; es seien auch unsre Bahnen verschieden.

Wird wohl Selma das goldne Kreuz tragen wollen, das ich ihr schicke? Mir wäre es freilich lieb, wenn sie's bei Eurer Trauung tragen wollte; doch sie wird vielleicht ganz anderen Schmuck haben, und der ihr lieber ist; dann trage sie's dann und wann einmal mir zum Andenken. Dies schlagt Ihr mir nicht ab. Die beiden Schriften sind mein Geschenk für Dich, das Kreuz für Selma; und nun schicke ich Euch beiden zusammen noch dies Bilderbuch aus der Reformation. Vielleicht finde ich einmal, wenn ich zu Euch komme, diesen Melanchthon oder diesen Kranach in Eurer Stube; und wenn auch nicht, so habt Ihr sie doch gewiß einmal mit gemeinschaftlichem Vergnügen angesehen. —

O Gott, wie viele Menschen lieben Euch beide, und feiern heute Euch alle beide und sind in Gedanken oder wirklich bei Euch. Unter diesen sind unsre Eltern, Heinrich, beide. Der Vater steht voran; er hat sein grünes Käppchen abgenommen, er denkt der Freude, die er in der That so oft über Dich gehabt. Wie schön hat sich die Mutter geputzt Dir zu Ehren, denn sonst thut sie's nicht gern, und weidet ihre Augen an Euch. Ferdinand und die gute Fanny wünschen, doch mit Euch leben zu können. Ist das nicht Schwarzenberg, Dein wahrster Freund — Jacobi, der den Tag Deiner Rettung aus der Saale feiert —; Richter? Nehmen die Abgeschiedenen an unsern Dingen Theil, so seid gewiß, daß die Seele unsers guten Baier über Euch wacht. Doch wer ist der erste Gast? Gott selbst, wenn wir so kühn reden dürfen, und wir dürfens, sieht mit liebenden Augen auf Euch! Geht hin, geht nun hin zum Altar, zu dem man nur tritt zur Vereinigung mit Gott oder mit seiner Braut. Bei Euch sei beides verbunden.

L.

31. An Heinrich Ranke.

[Frankfurt a. O.] am 17. Februar 1825.

Ich bin heute ausdrücklich von Schmelings, zu denen ich sonst Donnerstags gehe, weg und zu Haus geblieben, um Dir zu schreiben, lieber Heinrich. Ich hoffe, Du hast mich so lieb, daß Dir die Zeit, welche ich dies nicht gethan, etwas lang geworden ist; ich bemerke mit Schrecken, daß es in den vierten Monat geht.

Zuerst möchte ich nun freilich wissen, ob Du verheirathet bist oder nicht. Ich halte dafür, Du bist es noch nicht; Du würdest die Hochzeit gewiß auf den Tag aufgeschoben haben, wo unsre Eltern nun vor dreißig Jahren sich verheiratheten. Doch wenn auch Selma noch nicht bei Dir wohnt, so will ich sie gleichwohl beim Anfang bestens grüßen, und alle, die die Deinen sind. (Ich bemerke, daß ich deren nicht habe.)

Dann habe Dank für die schöne Unbefangenheit, mit der Du mein erstes Capitel gelesen hast. Ich glaube zwar, oder ich weiß, daß Dir im vierten eine sehr harte, und im dritten des zweiten Buches, wenn Du bis dahin gedrungen bist, eine allzukühne Stelle aufgefallen sein werden; dafür aber giebt es andere, die Dich ganz in Anspruch nehmen müssen und eigentlich für Dich sind; Du mußt die einen mit den andern entschuldigen. Ich suche gewiß die Wahrheit und nicht

den Wahn; ich suche die Wahrheit mit allen Kräften; ich bin der Allgegenwart Gottes gewiß und meine, man könne ihn bestimmt mit Händen greifen. Ich bin gegenwärtig in einer Stimmung, daß ich mir tausend mal schwöre, mein ganzes Leben in Gottesfurcht und Historie zu vollbringen; das wirst Du mir glauben, mit Deinem Gebet wirst Du mir helfen; Irrthum wird nach und nach schwinden. Ich sehe, welch ein schweres Geschäft die Arbeit meiner Tage sein wird. Laß mich denn glauben, daß auch in dem ersten glücklichen Beginn meines Eintrittes in die Welt Gottes Hand ist.

Im December schickte ich die ersten Exemplare meiner Bücher nach Berlin an Kamptz und Schulze. Am 17. sind sie abgegeben worden. Am 24. bekam ich ein Schreiben von Kamptz, voll wahrer und warmer Theilnahme: er erwarte in mir einen Wiederhersteller der Historie, wie ihn diese Wissenschaft bedürfe; er wolle mich, wenn ich nicht abgeneigt sei, bei erster Gelegenheit dem Minister[1]) zu einer geschichtlichen Professur vorschlagen; wenn ich historische Manuscripte begehre, werde sie das Ministerium herbeizuschaffen suchen. Du kannst denken, daß ich ihm sogleich antwortete. Den heiligen Abend war ich bei Schmelings und zeigte auch ihm den Brief. Am ersten Weihnachtstage schrieb ich. Am zweiten antwortete er mir, er wünsche dringend, mich in Berlin angestellt zu sehen (ich hatte gesagt, da werde es mir am liebsten sein, wo sich die größte Bibliothek finde); doch sei es wegen der finanziellen Verhältnisse etwas schwierig. Kurz darauf schrieb mir Schulze in demselben Sinn: wenn ich eine Professur wünsche, werde er als Referent in meiner Sache alles thun, was sich thun lasse. Ich ließ darauf das neue Jahr nicht herankommen, ohne einen ausführlichen Bericht an das Ministerium ergehen zu lassen, welche historischen Handschriften ich vorzugsweise zu haben wünsche. Bereits vom 31. December waren auch die Schreiben datirt, die ich in der Mitte des Januars abschriftlich empfing, worin der Minister sich bei dem auswärtigen Ministerium verwendet und in seinem Namen um die Mittheilung der von mir namhaft gemachten Handschriften aus Berlin, Wien, München, Zürich, Bern, Paris und Rom bittet. Zur Fortsetzung meines Buches, das ohne solche Mittheilungen gar nicht fortzusetzen ist, wird es mir nun höchst nützlich sein, wenn ich nur einiges empfange; (der Geh. Ober Reg. Rath Schöll schreibt mir, von Paris sei nichts zu erwarten, und wolle ich etwas haben, so müsse ich selbst dahin, was auch nicht allzuschwer

1) Altenstein.

sei, da man mir wohl eine Unterstützung zukommen lassen werde; doch hat dieser Schöll hierüber nichts zu sagen). Empfange ich aber alles, so hoffe ich ein weit wahreres und besseres Buch zu verfassen, als das gegenwärtige. Ehe ich nicht darüber gewiß bin, lege ich weiter keine Hand an.

Das war nun ein erster Gang meiner Sachen. In denselben Tagen empfing ich auch andere Briefe, die mich sehr bewegten; einen von Herrn von Raumer, der zwar mit der Sprache und äußern Fassung dieser Schriften nicht sehr zufrieden ist (mit Recht, obwohl ich den Schaden wo anders suche, als er), aber ihrem Inhalt großes Lob ertheilt. Dieses ist um so tröstlicher für mich, da ich weiß, daß er sich nicht wenig mit eben diesen Geschichten beschäftigt hat. Einen von Dir, der mir, wie Du Dir denken kannst, sehr lieb war; aber in dem, worin auch Du, will ich alles Lob suchen, und zur Erkenntniß des lebendigen Gottes, des Gottes unsrer Nationen und der Welt sollen alle meine Sachen gereichen. Ferdinand schrieb mir zu meinem Geburtstag (ihm gefällt besonders der Savonarola), er schickte mir ein schönes Buch und eine Arbeit der herzguten Fanny. Wilhelm hat es sogleich mit vieler Aufmerksamkeit, und gleichsam als ein poetisches Werk, durchgelesen; er hat die besseren Stellen sehr gut getroffen. Doch wie machen mich meine eigenen Sachen so sehr schwatzhaft! Nur dies vernimm noch, daß in der Spenerschen Zeitung zu Berlin vom 12. Februar eine sehr lobpreisende Anzeige gestanden; sie ist von dem Legationsrath Varnhagen von Ense, der mir darauf geschrieben, und also wenigstens von einem Vir laudatus; und daß mir das Ministerium unter dem 31. Januar geschrieben: „es werde Bedacht nehmen, mich in ein Dienstverhältniß zu bringen, wo ich mich historischen Forschungen ganz ungestört hingeben könne, und hoffe, mir bald das Nähere eröffnen zu können.“ Es ist mir, als wollten die Thore zu meinem wahren äußern Leben sich endlich eröffnen, als sollte ich auch einmal Flügel regen dürfen. Wenn ich in eine so erwünschte Lage komme, wenn ich in den Denkmalen der neueren Geschichte mein Lebtag forschen kann, will ich Gott unabläßig danken. Johann Müller sagt einmal: oben im Himmel müsse es am Ende auch Archive Gottes geben. — Indeß auf Erden. — Ich studiere jetzt die spätere neuere Geschichte. Wäre ich Moses, um in diese Öden zu schlagen und das Wasser, das da gewißlich in der Tiefe ist, hervorrinnen zu machen!

Caroline befindet sich wohl: auf den Montag ist ihr Geburtstag, und ich hoffe, Du wirst an sie denken. Die Ahlemann hat neue Leiden mit ihrem Sohn, den man von Leipzig entfernen will, doch

erträgt sies standhafter als sonst. Noch muß ich Dir von einer sonderbaren Abendunterhaltung erzählen, die ich jetzt habe. Einige junge Damen baten mich im vorigen November, ihnen Geschichtsstunde zu geben. Da sie sich zu den spätesten Abendstunden von 3/4 auf 9 bis 10 bequemten, wo mir ohnedies gut ist, mit jemand zu verkehren, sagte ich zu und habe viel Vergnügen davon. Sie sind ohne Widerrede die besten Schüler, die ich bis jetzt gehabt; auch können sie freilich den ganzen Tag darauf wenden. Die vornehmste ist die verwittwete Generalin Zielinski, die Du gesehen haben kannst, als Du noch hier warst, und vielleicht ist Dir ihre schöne Gestalt erinnerlich.

Nun zu Ende. Ich hoffe bald einen Brief von Dir (eng und auf dünnem Papier, doch solch einem Bogen), damit ich auch dem guten Schmeling etwas Angenehmes mit hinaus bringe. Schreib mir von dem Fortgang eurer Sachen. Schreib mir auch ausführlich, wie es Dir weiter mit meinem Buch gegangen.

Dein getreuer Bruder
Leopold.

Raumer und Schubert sind zwar die Deinen, doch will ich sie noch namentlich von Herzen gegrüßt haben. Weißt Du nichts von unsrer Freundin Weber? Ich weiß wahrhaftig nicht, ob sie lebt oder todt ist — und eben darum kann ich ja garnicht hinschreiben.

32. An Heinrich Ranke.

Berlin, 2. April 1825.

Liebster Heinrich!

Länger kann ich Dir nicht verschweigen, daß ich künftigen 25. eine außerordentliche Professur der Geschichte an der hiesigen Universität antreten werde. Ja, mein Herz, so alte Gedanken und Wünsche werden doch am Ende einmal wahr. Indessen, freue ich mich wohl unbedingt und ganz? Ich habe mich doch in Frankfurt an einigen Orten festgesaugt, von denen ich ungern weiche. Hier fürchte ich mancherlei: nicht jedermann soll gern sehn, daß ich hierher komme; auch habe ich nur einen kleinen Gehalt, mit dem ich mich in der Enge halten muß. Aber es ist doch ein andrer Beruf, ein Anfang eines ganz neuen und eines Lebens, das so wichtig werden kann, als ich nur will. Also, mein lieber Bruder, wünsche mir Glück.

Am 3. Den ersten Ostertag.

Bis zu dem Also war ich, als Heydler, der mit mir herübergereist, aus dem Theater und von den Armen seiner Braut hinweg hereinkam.

Zur Zeit von Stangens Hochzeit war eine kleine Berlinerin, Namens Clärchen in Frankfurt, die er so gut kennen lernte, daß sie sich hierauf eifrig Briefe geschrieben. Schon vorige Hundstage, da sie wieder einige Zeit in Frankfurt war, kam er bis auf den Punkt, sich ihr anzutragen. In der Wagschale aber, wo auf der einen Seite ihre unansehnliche Figur und die Hoffnung eines auch hierin tadellosen Glückes, auf der andern Güte, Frömmigkeit und Natur wogen, schied sich die Zunge damals nicht völlig. Jetzt hat die zweite Schale völlig überwogen. Er ist mit herübergekommen, zumal er nun meine Stelle bekommt, um sein Glück mit ihr zu theilen. Heute wird er sie von ihren Verwandten erbitten. Ihr Wort hat er schon.

Wilhelm hat hier ein in der That etwas ärmliches Leben führen müssen. Ich habe ihm zwar zuweilen etwas geschickt; zuletzt hat er auch einige Unterstützung bekommen: aber wie wenig hat dies geholfen, da ich gegenwärtig sehen und hören muß, daß er in dem ganzen Winter nur ein einziges mal einheizen lassen und seine schönen Hände erfroren hat! Übrigens ist er wegen seiner Zukunft äußerst schwankend. Als Referendar in Naumburg zu leben, hält er bei der Lage unsrer Familie gradezu für unmöglich. Am liebsten wäre ihm natürlich, wenn er die akademisch juristische Laufbahn ergreifen könnte; aber bei dem äußerst geringen Gehalte, den ich bekomme, ist es mir ganz unmöglich, ihm diese zu eröffnen. Dann denkt er wieder Erzieher zu werden, aber es würde doch mehr aus Noth, als aus gutem Willen geschehen. Mir scheint das Beste, er wirft nicht das kaum Ergriffene wieder weg: es scheint mir ganz nothwendig, daß er einige Zeit in Naumburg lebt und hauptsächlich von uns beiden unterstützt werde. Zu der Summe, die wir außer dem geben, was der Vater etwa aufbringen kann, will ich immer zwei Drittheil beitragen, wofern Du nur zu einem Drittheil Dich verstehst: 100 Thlr. müssen wir ihm aber gewiß geben; denn dienen muß er obenein. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß ein uns so nahe verwandter Arme unsre Unterstützung mehr in Anspruch nimmt, als alle andern. Ich hoffe aber, Du wirst mir darüber bald und bestimmt schreiben. In Naumburg hat die Sache doch ein nahes Ziel; es dauert nicht allzulange, bis dann jemand etwas selbst verdient. Für ihn ist nothwendig, daß er in eine Lage komme, wo er ohne Sorge athmen, wo er sich erst in den Wissenschaften umsehen könne, um etwas zu ergreifen, was ihm völlig gemäß ist.

Wilhelm macht mich sehr begierig, Selma kennen zu lernen. Grüße sie doch tausend mal. Vielleicht ist es in den Michaelisferien

möglich, daß ich Euch sehe. Zunächst will ich nach Frankfurt zurückgehen und bis gegen den 20. da bleiben; ich hoffe auf einen Brief von Dir. Hab Dank für den letzten; Schmeling hat ihn gelesen. War es der Brief, oder was ihn nun so rührte: nachher bat er mich, ihn Du zu nennen, damit zwischen uns gar kein Geheimniß mehr wäre. Du und er, ihr seid die beiden frömmsten Menschen, die ich kenne. Ich habe ihn auch lieb, aber Dich doch weit mehr und ganz anders. Leb wohl, mein treues Herz.

L.

F. v. Raumer ist auf drei Wochen verreist. Reichards haben wir aufgesucht, aber nicht zu Haus gefunden. Hengstenberg ist mir begegnet: er schien etwas verlegen. Ferdinand schrieb mir, daß es ihm in Quedlinburg wohlgefällt: er hat die besten Aussichten.

2. An der Universität Berlin vor der Studienreise.

33. An Heinrich Ranke.

Berlin, am 12. Mai 1825.

Mein lieber Heinrich, so bin ich nun hier. Am 8. schied ich von Frankfurt, nicht ohne mancherlei Verwundung; die letzten Tage wurden mir etwas schwer, und um und um, wie gesagt, fühlte ich mich wund, eine schmerzliche Lücke in meiner Brust; auch in Erinnerung an die schönen Tage, die wir beide mit einander da erlebt, als wir in unsern Meinungen und Gefühlen waren, wie Ein Mensch; als der eine eben das sagte, was der andere, selten ein leichter Zwiespalt zwischen uns trat und die Tage zwischen Arbeit, gutem Vorhaben und vergnügten Scherzen getheilt dahinflossen. Nun die sind lange vorbei. Aber auch zuletzt habe ich alles Gute genossen. Mit meinen Hausgenossen stand ich zuletzt immer als der vertrauteste Kamerad. Was war es für ein edles, tröstliches, Familien-ersetzendes Verhältniß zu der guten Seele voll Liebe und Sorgfalt, Caroline Beer! Ganz zuletzt wurde ich von meinen Schülerinnen, von denen ich Dir einmal geschrieben, besonders mit der hauptsächlichsten so vertraut, daß ich mit ihr von allen meinen Geschwistern, besonders von Dir, dessen sie sich sehr wohl erinnerte, reden konnte, daß wir wenig Hehl vor einander hatten; ein starkes, antik geprägtes Herz, mitten im Glanz der Jugend und Schönheit und Welt dieser abgeneigt, das Schmerzen zu erdulden seit dem fünfzehnten Jahre in Übung ist. O wie schöne Abende hatten wir zuletzt in Otto's Berg vor der Gubener Vorstadt bei Frankfurt, in dem letzten Mondschein über der Oder, den ich da-

selbst genossen, das ganze Land darunter Blüthe und Nachtigall und grünes quellendes Laub, reine Luft, reiner Himmel ohne Flecken! Ich habe ihnen dort die Perser des Äschylus deutsch vorgelesen. Wie schön war es damals! Jedoch wie könnte ich nur in Gedanken wiederholen, was mir in jenen sieben Jahren voll Studien und Schulstunden viel Liebes, wenig Leides wider mein Verdienst gewährt worden ist? O wie wollten wir des blumigten Sopha vergessen, wo wir einander an dem Herzen gelegen und geweint (nun ist es verkauft); jener hohen Sitze an der steilen Wand, über dem geputzten Volk, wir voll ernster Gespräche von dem Entstehen des Christenthums, als das römische Reich entstanden war; auch der ersten vergnügten Spaziergänge links nach der Milch, rechts nach dem Turnplatz; ich besonders aller dieser breiten Pfade zwischen dem Grün der Landschaft, die mir fast heilig sind; so viel besser habe ich sie nicht selten verlassen, als ich sie betreten hatte!

Nun bin ich hier in Berlin, mein getreuer Bruder. Was sagest Du? Wünschest Du mir ganz Glück? Wünschen wirst Du's, prophezeien wirst Du's nicht. Die Hauptsache ist, daß ich Zuhörer finde und sie wohl unterweise. Wegen des zweiten tritt niemand sehr ein, da man mir in Hinsicht auf das erste das Glück fast absagt. Selbst Raumer hat ziemlich leere Auditorien, wie er mir selbst gesagt hat. Andere Docenten haben 4, 6 Zuhörer. Dienstag den 17. Mai Abends um 6 will ich anfangen. Mein Anschlag lautet auf eine Geschichte des westlichen Europa, mit Einschluß von Literatur- und Kirchengeschichte. Ich will öffentlich lesen und mir Mühe geben, so viel ich kann.

Wilhelm hat mir beim Auspacken meiner Sachen, deren Herüberschaffen nicht ganz ohne Verlust abgegangen ist, treulich beigestanden. Gott gebe, daß wir in ein Verhältniß kommen, wie es Brüdern wohl ansteht! Aber Du weißt, wie er ist. Es ist doch sehr gut, daß Ferdinand so ziemlich nahe bei unsrer Heimath eine Wohnstätte gefunden, die ihm zusagt; bis so weit trennt sich der Vater wohl vom Ernstchen, dem ernstlicheres Lernen nun auch Noth thut. Mein liebster Heinrich, Dir brauche ich vollends nicht zu sagen, wie sehr ich an Dir hänge; jedermann, der mit mir umgeht, weiß das.

D. Br. L.

Neander erinnerte sich Deiner und bat mich, Dich zu grüßen. Heydler hat mich heute mit seiner Braut hier besucht. In der vorletzten Nacht zu Frankfurt, als mir die Lehrer ein Mahl gaben, kam er mir in die Gänge des Lasallschen Berges nach, wo er auch Deiner

mit großer Liebe und Verehrung dachte. Er will Dir schreiben. Grüßen läßt er Dich heute. Leb wohl, grüße die Deinen, die ich als die Meinen ansehe.

34. An Heinrich Ranke.

[Berlin] 11. Juli 1825.

Mein liebster Heinrich!

Hast Du wohl auch schon auf diesen Brief, der längst hätte kommen sollen, gewartet? Aber so geht es uns. Die Entfernung tödtet doch einen großen Theil des Daseins des Einen für den Andern. Ich habe nun zwar die Stunden nach zehn für die Briefe ausgesetzt. In der That bin ich aber oft zu müd, um noch einmal die den Tag über so viel gehandhabte Feder zu ergreifen.

Nun, ich danke Dir für den Bericht von der schönen Nähe, in die Du Gott und göttliche Dinge den Kindern bringst. Mit großem Vergnügen haben Reichards diesen Brief angehört. Wollte nur Gott, ich wäre ganz Deiner Meinung! Ich fühle alle Tage mehr und will es Dir nicht verhehlen, daß ich es nie werden kann. Wie fest ich an Gott hänge, wie ich nicht leben möchte ohne die Gewißheit seines Lebens, seiner lebendigen Theilnahme, wie ich mich da garnicht zu klügeln unterfange, weißt Du, mein lieber Bruder. Doch das Übrige! ja das Übrige. Die Religion gründet sich zu allererst auf die unverkümmerte Wahrheit des inneren Sinnes. Man kann diesen auch mit Gewalt, oder aus Schlußfolge, oder aus Verzweiflung an sich täuschen, beugen. Das will ich nicht. Eigentlich sollte ich hiervon garnicht schreiben, niemals könnte ich die Absicht haben, auf Deine Überzeugung den mindesten Einfluß auszuüben. Nur das bekümmert mich, daß zwischen uns dadurch eine so große Kluft gekommen ist, über die es schwer ist, ich will nicht sagen, Hand in Hand zu gehen, sondern nur sich die Hand vollkommen zu reichen. Glaub mir, daß diese Trennung zwischen uns, divergirend seit dem ersten Augenblick, einer der Schmerzen meines Lebens ist.

Jedoch genug. Du mußt nun auch erfahren, wie es mir hier geht. Ich wohne Hinter der katholischen Kirche Nr. 2. Hier habe ich Stube und Kammer und lebe also ungefähr so wie ein Student. Doch ist die Stube sehr schön groß und sie hat die Aussicht nach zwei Gärten, dem einen Gneisenau's, dem andern eines Privatmannes. Von jenem sieht man nur die hohen und dichten Bäume, die ihn umgeben. Zwischen den Gärten und den Häusern ist ein Graben.

Glücklicher Weise ist er ein fließendes Wasser und ohne Geruch. Hier nun wohne ich mitten in der Stadt, ganz nahe bei Bibliothek und Universität, fern von allem Geräusch der Stadt; auch bin ich damit so zufrieden, daß ich in der Regel von früh bis Abends zu Hause bin.

Mit dem Collegium — ich lese nur eins über die Geschichte des westlichen Europa — geht es ziemlich gut. Mein Publikum ist zwar etwas wetterwendisch und flüchtig; es läßt sich selbst für einen, der liest, der also nicht lange zählen kann, fast in jeder Stunde ein Ab- oder Zunehmen der Zuhörer bemerken; indeß werden ihrer doch in der Regel ungefähr 30 sein. Für Dich, denke ich, wäre es nun wichtiger zu wissen, wie ichs mache. Es läßt sich wenig davon sagen. Ich mache es freilich so gut ich nur kann, aber leider ist das nicht eben allzugut: meine Kenntniß ist lange nicht umfassend genug, oft stockt meine Rede mitten im Fluß u. s. w. Ich wollte Dir wohl rathen, es Dir von Deinem Freund Hengstenberg sagen zu lassen, wofern er ein einziges mal, sei es auf der Stube oder auch im Collegium, (so viel ich weiß) bei mir gewesen wäre. Wie liebreich hast Du mir von ihm geschrieben! Ich höre aber, eine Oper sei ihm lieber, als manches Collegium. Wir thun am besten, wir halten uns vorzugsweise an einander. Ich bitte Dich sehr, ihm nicht etwa anzurathen, mich aufzusuchen.

Neuen Umgang habe ich nicht eben viel. Mein vorzüglichster und bester Bekannter ist der Geheime Legationsrath Varnhagen von Ense geworden; ein Mann, so viel ich sehe, von dem reinsten Sinn, wahrer Wißbegier, milden Sitten, in allen Gegenständen des Wissens geübt und gewandt und von den vorzüglichsten Kenntnissen, besonders aller bestehenden Verhältnisse; genug, soweit ich ihn kenne, ist er ganz ein Mann, wie ich ihn mir zum Umgang wünsche. Er hat sehr standhaft bei mir gehört. Jetzt aber ist er zu meiner Betrübniß ins Bad gereist. Er hat unter andern Büchern auch die Sprüche des Angelus Silesius herausgegeben, in denen unter manchen abstrusen, seltsamen, und — wie mir es scheint, doch kann ich mich irren — beinah frevelhaften Sätzen noch mehr schöne, tiefe, menschliche und wahre gefunden werden. Z. B. ich schlage nur gradzu auf:

> Gott kann sich nicht entziehn, er wirket für und für;
> Fühlst du nicht seine Kraft, so gieb die Schuld nur dir.

Geistreiche Sinn- und Schlußreime p 71.

Meine Studien nehmen einen ziemlich glücklichen Fortgang, wofern das Weitere dem Anfang entspricht. Ich habe in der Bibliothek 47 Bände von niemand benutzter italienischer Manuscripte über die

Geschichte von 1530 bis 1550 gefunden, in denen sich sehr vorzügliche und authentische Sachen finden. Ich habe mich zwar schon einmal mit einer ähnlichen Bitte vergebens an Dich gewendet, doch könntest Du nicht einmal Dich erkundigen, ob niemand in Nürnberg von Reichstags- und allgemeinen Städteacten des 16. Jahrhunderts, Ausschreiben der Kaiser, gleichzeitigen Lebensbeschreibungen ꝛc. Kunde hat? Ich bitte Dich sehr dringend und so dringend ich kann, Dich hiernach mit einiger Liebe zu erkundigen; vielleicht läßt sich von angestrengten Bemühungen ein Gott angenehmer und für die Welt nützlicher Erfolg erwarten.

Es ist hart an Mitternacht. Schläfst Du, mein treuer Bruder? Bist Du nach frommen Gebeten in der Mitte Deiner Kinder entschlafen? Du reines Herz, Gott mit Dir, der über Dir ist! Bitte ihn für mich.

Ganz und allezeit Dein getreuer Bruder Leopold.

Heydler ist am 3. Juli getraut worden. Nicht lang nach der Trauung, nachdem ihm jedermann mit einem Kuß Glück gewünscht, sagte er: ach wäre doch Dein Heinrich hier!

Schönste Grüße an Selma.

35. An Karl von Raumer.

[Berlin] am 12. Juli 1825.

Ihre paar Zeilen Mitgabe, mein lieber Freund, waren zwar nur ein paar, aber sehr lieb waren sie mir. Auch ich habe mir Ihren Rath sogleich zu Nutz gemacht und auf das künftige Semester historische Übungen angekündigt. Gar sehr wünsche ich, mit meinen Zuhörern in lebendigem Bezug zu stehen: obwohl ich freilich nicht ganz der Mann bin, die edle Stellung eines wahrhaften Lehrers einzunehmen. Ihr Herr Bruder ist gegen mich sehr gütig und gefällig. Daß ich indeß in dem Sinne sein College werden sollte, wie Heinrich es der Ihrige ist, ist bei der völligen Isolirung hiesiger Lehrer nicht zu hoffen. Auf jeden Fall werde ich ihm seine Freundlichkeit und Güte zu vergelten suchen.

Schöne Grüße an die Ihren.

In Gedanken einer von diesen

Leop. Ranke.

36. An Heinrich Ranke.

Berlin, am 3. November 1825.

Mein lieber Heinrich.

Wir sind nach kurzem Beisammensein nun schon wieder lange von einander. Wie schön waren doch diese heiteren Tage in Bärenwalde[1])! Ich erschrecke zwar, wenn ich bedenke, wie leichtsinnig ich mich aufgeführt. Ich bemerke überhaupt, daß Reisen leichtsinnig machen, und damit mußt Du mich entschuldigen. Aber mich ausgenommen, war alles gut. Laß Dir noch einmal Glück wünschen zu dieser Selma, die indeß schon Dein Glück geworden ist, und Dir, Selma, zu diesem Heinrich. Ihr habt, dünkt mich, ganz reine Herzen und seid einander werth. Auch schätze ich Euch deswegen glücklich, weil Ihr über die höchsten Beziehungen des Menschen mit Euch selbst und unter einander so ganz einig seid. Obwohl ich immer nicht darüber hinwegkommen kann, daß ich mich von Euch getrennt fühle, daß ich mit Dir, Heinrich, nun gar nicht übereinstimme und, wie ich leider sehe, niemals übereinstimmen werde, so laß ich es doch gern gelten, wie Ihr denkt und lebt, und freue mich Euer.

Euer, nämlich so viel Ihr selber seid. Aber, wie geht es sonst? Wie läßt es sich mit der Frequenz der Schule weiter an? Nun kommt Allwill wieder und bringt kein Geld mit. Malchen, die mit ihm hier ist, über die ich mich herzlich gefreut habe — so heiter, verständig, sorgfältig erschien sie mir und in jedem Wort zeigte sie die wahrste Liebe zu Dir — sie sagt: H. v. Raumer möge doch an seinen Vormund schreiben und gradezu um etwas bitten, oder vielmehr etwas fordern. Heinrich würde das freilich ungern thun. Aber so oft sie mit seinem Vormund geredet, habe er gesagt: man würde ja etwas verlangen; auch sei es da, und man werde es gern geben. Es scheint auch mir ganz räthlich, daß ihr dies thut. Die Lage eurer Sachen erforderts gewiß.

Darf ich Dich nun noch um etwas bitten, so ist es, daß Du mit den Baselern, ehe Du gehst, einen festen Vertrag schließest, welchen aufzuheben, wenigstens einseitig aufzuheben, unmöglich sei. Da ihr niemandem ins Herz sehen, da ihr für eine Veränderung gegenwärtiger Gesinnungen in Zukunft nicht gut sagen könnt, so ist dies eure Pflicht.

Aber vielleicht steht alles gut; vielleicht bist Du indeß an der Schule angestellt worden; vielleicht sind meine Sorgen ebenso ver-

1) Hochzeit des Bruders Heinrich 2. Oktober.

geblich als unnütz. Ich wünschte sehr, daß Du die alte Unart, über dergleichen Dinge garnicht oder nicht ausführlich zu schreiben, ablegen und mich über alles, was bei euch vorgeht, unterrichten möchtest. Es ist doch noch ein Faden, mit dem unsre Lebensgänge ein wenig zusammenhangen.

Wie sehr lieb ist es mir, einen Mann kennen gelernt zu haben, wie Schubert. Einen so ganz gesunden, unprofessorischen, menschlichen Professor. Grüße ihn und die Frau Sch., unsre Wirthin von oben und die beiden Pflegetöchter, von denen ich wenigstens eine in Gedanken um Verzeihung bitte. Ein ander mal sollen sie mich anders sehen, wenn man durch keine hochzeitliche Freiheit verführt wird.

Ich lebe hier sehr wohl beschäftigt. Ein guter Theil meiner Zeit ist der Betrachtung und Erforschung der allgemeinen Weltgeschichte, die ich vortrage, gewidmet. Dies geht mit den Vorlesungen vorwärts. Was wirst Du sagen, daß ich mir gestern de Wette's Einleitung ins alte Testament von der Bibliothek geholt? Einige Stunden daher hatte ich die beste Hoffnung, daß mein Collegium außerordentlich zahlreich besucht werden würde. Ich bin heute etwas mißmuthig, daß ich mich in meiner Erwartung betrogen. Übrigens suche ich in jenen Mss., von denen ich Dir gesagt. Auch die Gothaischen sind angekommen. Ich glaube auch zu finden. Indeß die Kunst ist lang, das Leben kurz. Und nun leb wohl! denket meiner beide im Guten.

Leopold.

An Raumers schönste Grüße, auch von Franz Lieber an euch alle.

Am 23. November 1825.

Zwanzig Tage, und noch liegt der Brief hier, den Allwill mitnehmen sollte. Indeß auch kein Laut von Dir. Welche Correspondenten sind wir! An unserm Bärenwalde habe ich das vermißt, daß wir nicht einen Tag ganz allein waren, zusammen auf einem Sopha, hinter einem Buch, in Betrachtung Gottes und der Welt. Wird uns dies jemals wieder gewährt sein? Gewiß ist es, wenn man mit jemand ein einsames Beisammensein gewohnt gewesen, so wird man des wahren alten Verhältnisses auch nur dann bewußt, wenn man es einmal im kleinen wieder hat. Welche Freude wäre mir das, wenn wir uns einmal wieder ganz verstünden!

Nun, mein Lieber, kommt Dein Geburtstag. Wir schön wird Selma Dir guten Morgen wünschen! Wie werden Raumers und Deine Kinder Dir ihre Liebe zeigen, die Du an Dir selber und durch tausend Dienste verdient hast! Wie wohl wird Dir durch und durch

sein! Nimm unter andern auch meinen Glückwunsch an. Könnte ich Dir doch etwas realiter anwünschen! Der Anstalt Zöglinge genug und fröhliches Bestehen! Oder eine Gemeine, da ich ohnehin überzeugt bin, daß sich Deine Seele im Umgang mit der Gemeine erst zu voller Klarheit, Milde und so zu sagen übersichtlicher Religion ausbilden wird! Oder die Stelle an der Schule! Ich dachte eben: oder eine recht volle und gründliche Zuneigung zu mir, Deinem Bruder. Doch nein, die hast Du; Du bist immer sehr gut gegen mich gewesen.

Mir geht es so weit gut, als ich fleißig bin. Ich habe noch nie so in aller Historie gelebt oder leben sollen, wie jetzt. Bei dem Fortschritt in der Weltgeschichte empfinde ich das lebhafteste Vergnügen. Übrigens bin ich vollkommen einsam. Die Einzigen, mit denen ich einigen Umgang habe, sind Varnhagen, der wieder bei mir hört, an dessen Gespräch ich immer großes Wohlgefallen finde als an eines Menschen von reinen und guten Intentionen; der Philosoph Ritter, und zuweilen Franz Lieber, der auch bei mir hört. Vorigen Sommer fühlte ich mich zuweilen allein: glücklicher Weise ist dies bis hierher noch nicht wieder der Fall gewesen! Du, leb wohl! Du auch, leb wohl! Schenke mir jedes einen Theil seiner Liebe.

L.

37. An Heinrich Ranke.

[Berlin, Januar/Februar 1826.]

Unverantwortlich ist es, daß ich Dir, mein lieber alter Heinrich, Dir dem ältesten von Brüdern und Freunden, den ich liebe, wieder so lange kein Wort geschrieben. Wie oft würde ich Dich besuchen, wenn Du hier, wenn Du selbst nur in der Gegend etwa Pastor wärest; wie manche Stunde würde ich für Dich haben — und jetzt spare ich die halbe zu einem Briefe für Dich! Aber diese Nachlässigkeiten hängen mir so sehr an. Täglich strafe ich mich in Gedanken für meine Fehler und lasse sie doch nicht.

Könnte ich doch gleich hören, wie es Dir geht. Sehen ist ein zu starker Wunsch. Immer ist es das erste doch, woran man bei einem Briefe denkt. Wie wird es aber gehen, als so, wie Du mir im December geschrieben hast? Ja es schmerzte mich, so recht tief schmerzte es mich, als ich von der Stelle am Gymnasium hörte. Du kommst leichter über diese Dinge weg. Aber es ist zu bitter, diesen Lauf der Welt immer wieder, immer in erneuerter Verkehrtheit zu erblicken, immer ungünstig, immer untröstlich. Selma tröstet Dich und

tröste Dich. Liebste Selma, ich grüße Dich hier allerschönstens; wie lieb hat Dich Mutter und Vater (die in Wiehe meine ich), wie lieb haben wir Dich alle, ich denn auch! Ich bitte Dich sehr, ja keinen Brief von Heinrich auf die Post zu lassen ohne Glossen, kleine Zusätze von Deiner Hand. Er wäre sonst nur halb aus Eurem Hause und Eurem Leben; er soll es aber ganz sein. So ist auch dieser für Euer Haus, und ich mache mir wenig Gedanken daraus, mitten darin mit Dir zu sprechen und Dir einen schönen Gruß und Kuß über die weite, mit Schnee bedeckte Fläche hinzusenden. (Heinrich, gieb den Kuß!)

Zu Weihnachten bin ich in Frankfurt gewesen. Sehr heiter ist es mir an diesem Orte zu Muthe; ich hoffe kaum, daß es mir hier jemals so werden wird. Ich kam den ersten Feiertag Abends. Heydlers hatten einen Christbaum für mich angeputzt. Du kennst meine kindische Freude über dergleichen Dinge. Wecken, Äpfel, Nüsse, ein Wachsstock, ein paar Bilder waren dabei. Ich fand diesen Empfang ganz nach meinem Geschmack und war sehr davon erbaut. Auch sonst fühlt sich Heydler ganz glücklich. Seine Frau ist ganz, wie die besten Seiten seiner Natur sie erfordern: froh, gut, geschäftig, hausmütterlich, ein Kind, wo mans sein muß. Sie räumten mir meine alte Wohnstube (die sie freilich sehr in Stand gesetzt) und das alte Schlafkabinet ein und bewirtheten mich mit der äußersten Sorgfalt; besser, als ich mich selbst früher an diesem Orte bewirthet habe. Stange war den Abend da, und wir den andern Tag bei ihm; dieser ist ein Mensch, der sich nie ändert (im Grunde sind wir das freilich alle), aber einer, an dem man auch nie eine Änderung wahrzunehmen glaubt; sehr gut zeigte er sich. Mit Appeln, der ein frisches Mädchen vom Lande, gutmüthig und angenehm, geheirathet hat, bildeten wir zusammen die alte Companey; daß Deiner sehr häufig gedacht wurde, kannst Du Dir denken.

Die Ahlemann hat noch ein neues Amt. Die Stadt hat nämlich eine Anstalt für Kinder verstorbener oder zur Erziehung untauglicher Eltern hinter ihrem Haus angelegt, und sie hat eine Art Aufsicht auch darüber. In einem Saal schlafen 30 Knaben, in einem andern 30 Mädchen; in einem dritten essen sie; wo anders haben sie ihre Stunden. Man hatte sie zu Weihnachten mit einer Menge milder Gaben bedacht; auch 6 oder 7 Christbäume waren angeputzt worden; an Pfefferkuchen und kleinen Geschenken, alles nach Verdiensten, hatte es nicht gefehlt. Davon war die gute Ahlemann ganz erfüllt und es gefiel ihr besser, als ihre Schule, mit der sie tausend Nöthe hat. — Caroline, das kannst Du Dir denken, geht es sehr gut. Im Grunde ist zwar das unaufhörliche Stundengeben weder ein Glück noch

vielleicht nützlich; indeß sie fühlt das nicht so oder läßt es nicht zum Bewußtsein kommen. Mir gefiel es nun sehr da. Auch waren einige kleine Arbeiten für mich fertig geworden, die ich nun mit Vergnügen trage. Ich kann Dir nicht sagen, in wie gutem Andenken Dich diese haben. Und auch Schmeling. Heydler, der ihn nun auch kennen gelernt hat, meint, das sei ein Mann aus dem Lande Uz. — Noch meine Schülerinnen, oder vielmehr nur eine — denn die andern, als junge Mädchen, spielen ein wenig stumm, wie natürlich. Das ist ein allerliebstes Verhältniß! Nur vergöttern sie meine Stunden ein wenig. Daß ich ihnen nicht glaube, dafür sorgt meine hiesige Zuhörerschaft die nicht eben die stärkste ist.

Seitdem lebe ich denn nun hier in mancherlei Studien. Ich fühle täglich und stündlich, wie wenig ich leiste. Dennoch lasse ich es oft an genugsamem Fleiß fehlen. Hast Du jemals das Leben des Bonifacius genau betrachtet? Ich finde, daß er mit Recht ein Apostel heißt. Im Abendland hat niemand für die Ausbildung des Christenthums mehr gethan. Welch' eine herrliche Wirkung! Hast Du Luden's deutsche Geschichte gesehn? Sie ist doch nicht übel geschrieben. Aber viel Manier und Schriftstellerei um ihrer selbst willen.

So sollte es nun noch eine Weile fortgehen. Aber ich schreibe noch ein Wort an Schubert, das Du auch lesen magst und dann hinschicken. Adieu, meine Lieben! Adieu Heinrich!

Dein L.

Grüße an Raumers, schöne viele Grüße; auch an Allwill ein Grüßchen.

38. An Heinrich Ranke.

Berlin, 27. März 1826.

Liebster Heinrich.

Gehe Dirs wohl zu Ostern, was wir hier mit Schnee begehen, und nachher und immer! —

Ich fürchte zwar, was ich hier schreiben werde, wird zu spät kommen; doch wäre es auch möglich, daß in Nürnberg wie hier Auctionen verschoben würden. Ich habe da nämlich ein Verzeichniß von Büchern, die Nürnberg, Adlerstraße Lit. C. No. 303 bei dem verpflichteten Auctionator Schmiedner verkauft werden sollen. In demselben finde ich p. 11 Nr. 110 und noch einmal 111 angeführt: Müllers Relaziones I—XXII M. S. Bei dem Wort Relazionen habe ich immer besondere Gefühle und ich denke mir, daß es Staats-

berichte aus dem 16. oder 17. Jahrhundert sein könnten; vielleicht gar italienisch, wie ich hier habe und bearbeite. Wenn es so wäre, so würde es für mich sehr wichtig sein, dieselben zu haben. Ehe ich aber weiß, was darin steht, läßt sich auch garnicht mit einem Auctionator verhandeln. Also ergeht an Dich mein Gesuch: womöglich hinzugehn und nachzusehn, ob der bezeichnete Band italienische, lateinische oder deutsche Mittheilungen über die Staaten von Europa enthält; und entweder die vier oder den einen zu kaufen; sollte der Inhalt aber juristisch sein, das bleiben zu lassen. Auch unter den übrigen dort verkäuflichen MSS. würde für mich eine vernünftige Chronik von Nürnberg, welche ich aus Unkunde der Sachen gegenwärtig nur nicht unterscheiden kann, oder Nr. 115 Annal. Germ. infer. oder 178 Annales Leodii, wenn wohlfeil — denn diese sind lange gedruckt —, oder p. 26 Nr. 317 Verzeichniß Rudolf's II. wichtig sein. Hauptsächlich jedoch jene Relazionen. Selbst wenn sie verkauft wären, würde mir lieb sein, wenn Du den Inhalt genau zu erkunden suchtest, und etwa auch, wer sie gekauft hat. Dann könnte man sie ja borgen, wenn sie wichtig sind.

Das ist mein Auftrag und Du wirst ihn gewiß auszurichten suchen. Sonst sehe ich mit großem Vergnügen, daß nicht allein die Gegenwart, die Du genießest, Dir zum großen Theil lieb und willkommen ist, sondern auch Deine Zukunft erwünschte Aussichten darbietet. Dein Leben ist freilich nun doppelt. Es hat einen besonderen Bezug auf das Haus und einen besondern auf die Welt. Das meine läuft noch in seiner Einfachheit hin, ohne alle Beziehung auf häusliches Glück, als insofern ich mit mir selbst zufrieden und unzufrieden bin. Ich bin getröstet, da ich zu der Art und Weise meines (äußern) Lebens nichts beigetragen, sondern es von andrer Hand und von einem andren Meister so und nicht anders gemacht ist; so daß ich hierin an gar keine Änderung denken kann. — Wie freuen mich die süßen Hoffnungen, die Du mit Lächeln erwähnst! Ich beziehe sie auf die silberne Preisklapper.

Sonst erkenne ich in Deiner schönen Liebe zum Alterthum Deine früheren Neigungen vollkommen wieder und freue mich ihrer. Ich habe auch gleich *ἦν δέ τις ἐν τῇ στρατιᾷ Ξενοφῶν* wiedergelesen; und obwohl ich in den Reden etwas Gemachtes finde, und mich andere Stellen, wie die Charakteristik des jungen Cyrus schon in früheren Jahren sehr angesprochen, muß ich doch bekennen, daß jene zu den besten und allerschönsten nicht allein in Xenophon gehören. Wie gern triebe ich mit Dir Arabisch! Ich halte für höchst nothwendig und ge-

wiß, daß ichs auch noch lerne. Für die Weltgeschichte ist es nach der lateinischen Sprache die wichtigste. Jetzt aber bin ich noch im Occident. Ich bin bei der spanischen Staatsverwaltung und über den entsetzlichen Verein von einer vielleicht durchaus nicht erheuchelten Gottesfurcht mit Habsucht, hinterlistiger Politik und ruinirenden Maßregeln erstaunt und empört. Gott wird geben, daß ich die Sachen, hoffe ich, wie sie waren, ans Licht ziehe; ohne allen Schein, ohne einigen Betrug meiner selbst und anderer.

Sei gegrüßt, am Schluß, Selma! Ich wünsche sehr, Euch zu sehn. Und kommt Ihr nicht, so komme ich gewiß einmal. Adieu, beide. Grüßt Raumers schön! Lebt wohl!

L. R. Euer getreuer Bruder und Deiner, Heinrich.

39. An Heinrich Leo.

Berlin, am 21. April 1826.

Ich befinde mich wegen des Werkes[1], das Sie die Güte gehabt, mir zu überbringen, mein bester Herr College, in keiner geringen Verlegenheit. Denn da Sie laut Ihres Vorworts die Übersetzung unternommen wegen der Ansichten, die man neuerlich über den Principe ausgesprochen; und Sie diese Ansichten bekämpfen; da ferner die von Ihnen bekämpften Ansichten die meinigen sind, — ich wüßte nicht, wer sie in den letzt verflossenen Jahren weiter ausgesprochen, — so ist es klar, daß Ihr ganzes Buch gegen mich gerichtet ist. Daß Sie mir den Feind in das Haus bringen, ist so übel nicht und mir ganz recht.

So wie nun das Buch um das Vorwort, so gruppirt sich das Vorwort um § 4. Hier finde ich zwei Beweise gegen mich, die mich nun freilich nicht überzeugen.

Der erste Beweis ist, daß im Briefe vom 31. Januar 1515 Julian erwähnt ist, und nicht Lorenzo. Eine Sache, die für meine Ansicht wenig austrägt. Gewiß ist, daß Machiavell den Cäsar Borgia vor Augen hatte; gewiß ist, daß er mit einem nahen Verwandten des Papstes redete, der eben eine solche Herrschaft zu erwerben im Begriffe stand, wie sie Borgia gehabt; was trägt es aus, ob dieser ein Neffe, oder ein Bruder, oder ein Sohn des Papstes ist? Auch mußte Machiavell selbst so denken, da er an Lorenzo schickte, was für Julian

1) Die Briefe des Nic. dei Machiavelli an seine Freunde, übers. von Heinrich Leo. Berlin 1826.

bestimmt gewesen. Hierin finde ich einen neuen Beweis meiner Meinung, daß dies Buch auf die eigensten Verhältnisse dieser Fürsten berechnet gewesen.

Der zweite Gegenbeweis ist der schon besprochene — über Aristoteles. Daß es keine große Bedeutung hat, daß Macchiavell kein Griechisch konnte, finden Sie selbst. Nun aber der Brief. Der Fall ist: Vettori sagt: sieh Dich um nella politica oder wie es heißen wird. Wie in aller Welt kann da Macchiavell verstehen: „in der Politik des Aristoteles"? Folgt hieraus nicht, daß zwischen beiden häufig von diesem Buch mit der bloßen Bezeichnung: „politica" die Rede gewesen? Mir scheint nun Vettori allerdings die Politik des Aristoteles gemeint zu haben. Aber er war nicht eben bewandert darin und mochte denken: es wird wohl darin stehen. Aristoteles aber hatte davon nichts. (Ich glaube es Ihnen: ich habe das Buch darauf noch nicht angesehen.) Das wußte Macchiavell wohl. Er sagte es aber nicht gradezu. „Was Aristoteles sagen mag", spricht er, „weiß ich nicht." Er will den Freund, den er braucht, nicht damit beleidigen, daß er ihm Ignoranz Schuld giebt. Dann würde zwischen uns der Unterschied sein, daß ich den Vettori, Sie den Macchiavell der Unwissenheit beschuldigten.

Was Sie weiter über den Charakter des M. sagen, darüber will ich nicht mit Ihnen rechten. Das sind Meinungen, die tiefer in unsrer Natur begründet sind, als wir vielleicht denken.

Sehn Sie nun, mein bester Herr College; ich möchte nicht gern mit Ihnen in einer literarischen Fehde vor dem Publikum erscheinen. Deshalb wünschte ich, daß wir als wahrheitsliebende Männer über diese Sache discutirten. Es ist nicht nothwendig, daß wir ganz einig werden. Geben Sie mir nur zu (d. h. aus vollkommener Überzeugung), daß meine Ansicht über die beiden genannten Punkte unter die möglicher Weise wahren gehöre. Dann will ich, doch mit Ihrer Erlaubniß, eine Anzeige von Ihrem Buche in die Hallische Literaturzeitung einschicken. Darin soll der Inhalt der Briefe im allgemeinen angezeigt und eine Probe von der Übersetzung gegeben werden. Vornehmlich aber würde ich Beweis und Gegenrede über unsre Sache vorlegen und zugleich Ihre Beistimmung erwähnen. Das wäre kein übles Beispiel einer literarischen Übereinkunft und würde Ihnen auf jeden Fall bei jedermann Ehre machen. Sonst aber weiß ich wahrhaftig nicht, wie wir ohne Verdrießlichkeiten aus diesem Handel kommen wollen.

Ich bekenne Ihnen, daß, wenn es mir einigermaßen glaublich

vorkäme, daß Aristoteles Machiavelln unbekannt gewesen wäre, ich der erste sein würde, das öffentlich zu erklären. Nach dem Total unsrer Ansichten sollten Sie eigentlich die Benutzung behaupten, und ich sie leugnen.

Zu Krieg und Frieden geneigt, jedoch zum Frieden tausendmal geneigter, und in Hoffnung einer freundlichen Abkunft,

L. Ranke.

40. An Heinrich Ranke.

Berlin, 1. Juni 1826.

Mein lieber treuer Heinrich, ach wie geht es Dir so schlimm! Ach warum kann ich Dir nicht helfen? Warum sind meine Augen so trocken und der Thränen ungewohnt, daß ich nicht mit Dir weine? Aber den Schmerz, das glaub mir, den theile ich ganz mit Dir, den fühle ich so herbe, als man ihn fühlen kann. Als ich Deinen Brief bekam, schlug es zehn. Es war ein Augenblick, ein schmerzhafter, in dem ich nichts dachte, als Dich und diese traurigen Begegnisse, die Dich verfolgen — so schlug es schon elf. Ich finde, daß einem unter recht großen Schmerzen die Zeit doch noch viel schneller vergeht, als bei der besten und freudigsten Beschäftigung, wo sie freilich auch nicht still steht. Mein lieber Bruder, was ist aber nun zu thun?

Es wäre so schmerzhaft nicht, daß die Anstalt eingehen wird, obwohl auch das schmerzhaft ist, so ganz verloren zu sehen, woran man gearbeitet hat, wenn Du mit Deiner Selma nun nur wüßtest, wohin? Du schriebst gar nichts von Basel: wie ist es damit geworden? Wäre es nicht gut, wenn Du dem Magdeburger Consistorium Dein Examen in Erinnerung brächtest und auch dies um eine Stelle bätest? Soll ich nach Frankfurt schreiben, wo man Dir doch immer so wohl gewollt hat? Denn was liegt am Ende am hier oder da? Hast Du nicht eine Nachricht von Schubert, der ja von Sachsen sprach? Recht schmerzhaft ist diese Entfernung von Schubert. Und von uns allen. Daß ich nur eine halbe Stunde bei Dir wäre! Zu rathen würde ich freilich nicht viel wissen. Aber — o wie thut mir das wieder leid! — mit Dir zu klagen.

Wenn ich alles überlege, und daß Du doch irgend etwas wieder beginnen mußt, so halte ich für das beste, daß Du in Erlangen zu lesen anfingest. Ich bin überzeugt, daß Du auf diesem Wege zunächst ein Dir angemessenes Glück finden würdest. Könntest Du nicht irgend eine exegetische Dissertation schreiben, worin Du einige Stellen auf

eine gelehrte und neue Weise erklärtest? Ich dächte, das müßte Dir sehr leicht werden. Aber Du mußt mir nicht übel auslegen, wenn ich dabei darauf bestehe und darauf dringe und Dich, so treulich ich kann, daran erinnere, daß Du Dich hier bloß auf Gelehrsamkeit, Hebräisch oder Griechisch, und durchaus nicht auf tiefere Theologie einlässest. Mich sollte dünken, dann müßte es gehn. Der Einzige, der Dir vielleicht in den Weg treten könnte, ist doch Winer, aber die Verwandtschaft wird ihn doch gewiß ein wenig binden. Solltest Du indeß nicht mit Schuberts leben können? Ein Collegium würde Dir doch etwas einbringen, wenn auch nicht viel. Welch ein schönes Leben aber, ehrenhaft und von Einfluß, stände Dir dann offen!

Fasse diesen Entschluß auf mein Wort. Ich würde Dir rathen, hierher zu kommen, wenn ich nur in einem vernünftigen äußeren Zustand wäre. Obwohl mir nichts fehlt, so fühle ich doch den Beutel leer, sowie ich ihn zu andern Dingen anstrengen will. Ich habe schon jetzt von meinem Collegium ein für mich nicht ganz unbedeutendes Honorar; ich will den Winter zwei lesen und hoffe auch von meinem Buch etwas. Vielleicht könnte ich Dir dann besser beistehen. Könnte ichs, so würde ichs, das wisse gewiß.

Mir fällt bei, daß man Dich hier nicht würde lesen lassen: es ist immer nichts übrig als Erlangen; noch in diesem Sommer könntest Du dort disputiren und im Winter beginnen.

Ich umfasse Dich, mein liebster Heinrich. Du warst noch im Zweifel, als Du mir zuletzt schriebest. Was macht Allwill? Jetzt könnten Dir Baiers etwas leisten.

Tausendmal grüße ich Selma. Bring Raumers meinen schönen Gruß. O daß es Euch besser ginge!

L.

41. An Carl Spener.

Herrn Carl Spener,
Eigenthümer der Haude und Spener'schen Zeitung, Wohlgeboren.

Berlin, 12. Juni 1826.

Zuerst antworte ich Ew. Wohlgeboren wegen des Vorschlags, den Sie mir zu thun die Güte gehabt.

Wenn ich diese Antwort ein paar Tage zu lang aufgeschoben habe, so mag es mich entschuldigen, daß der Vorschlag zwar nicht für die Welt, der am Ende an meinen Arbeiten wenig gelegen ist, aber für mich eine gewisse Wichtigkeit hat, da mir eine so anziehende Be-

schäftigung angetragen wird; und daß ich darüber mit mir selbst habe zu Rathe gehen müssen. Wie gern würde ich Ihren Wünschen, die für mich so ehrenvoll, ein Genüge leisten, wäre es mir nur möglich. Aber ich habe so dringende Arbeiten vor mir, Arbeiten, die so wenig eine Störung vertragen, daß ich kaum dahin zu bringen bin, einen vielleicht selbst dringenden Brief zu schreiben, geschweige, daß ich mich für fähig halten sollte, obenein auf einem Feld zu arbeiten, in dem ich noch niemals ernstlich Hand angelegt. Wenn aber diese Arbeiten vollendet sein werden, wenn es mir möglich sein wird, den neuesten Angelegenheiten die eingehende Aufmerksamkeit, das strenge Studium zu widmen, welche sie so sehr erfordern, was könnte mir dann angenehmer sein, als eine Beschäftigung, wie Sie mir dieselbe anzutragen die Güte haben? Indessen ich begreife, daß eine Zeitung hierauf nicht warten kann.

Erlauben mir aber Ew. Wohlgeboren, daß ich noch mit einer Bitte hervortrete. Ich wünschte nämlich, einem meiner Zuhörer, den ich sehr hoch schätze, und der sich noch einigermaßen ausbilden zu können wünscht, irgend eine Information an hiesigem Orte zu verschaffen. Da die Menge derjenigen, die das Nämliche suchen, so groß ist, und ich meinen Namen zu nennen, ich weiß nicht welche sonderbare Scheu habe, so wünschte ich sehr, daß Sie beiliegende Anzeige genehmigen und auf meine Kosten in Ihre Zeitung einrücken lassen möchten. Ich habe gedacht, daß eine so gefaßte Anzeige immer noch einige Wirkung haben könnte.

Hiermit empfehle ich mich Ew. Wohlgeboren mit besonderer Hochachtung.

L. Ranke.

42. An Heinrich Ranke.

[Wiehe, 20. September 1826.]

Mein liebster Heinrich,

diese drei Worte sind noch ein berlinisches Gut; noch von da aus wollte ich Dir zu Deinem jungen Pfarrstand Glück wünschen. Lange hat mir kein Brief von Dir solch Vergnügen gemacht, wie dieser letzte. Denn Du mußt wissen, wenn Dir oder Ferdinand was Gutes begegnet, so ist es mir grade so, als geschähe es mir: ich lasse alle weiteren Gedanken fahren und gehe wohl eine Stunde die Stube auf und ab, um mir alles genau auszudenken, wie es sein werde. Da hab ich nun Dich nach Deinem Pfarrhause zu begleiten, von unten

bis oben mitzulaufen, den Garten zu besehen, die Aussicht aus der Studierstube zu genießen nicht unterlassen. Übers Jahr will ich das alles noch viel eigentlicher thun. Jetzo sei aus der Ferne beglückwünscht. Habe gutartige, fleißige, fromme Pfarr- und Beichtkinder, muntere, sittige Schulkinder und dann auch schöne und gesunde Hauskinderchen: die gebe Dir alle Gott zu Deinem Selmchen.

Ich bin am 7., diesen Glückwunsch im Herzen, aus Berlin weggereist. Den 8. Abends sah ich in Quedlinburg durch das Fenster eine junge Frau sich mit Wäsche beschäftigen, und wie ich an die Thüre klopfte, hörte ich drin eine sehr tiefe Stimme sagen: wer da noch kommen müsse. Dann blieb ich den 9. und 10. in Quedlinburg. Fanny war sehr stark, etwas mit Zahnschmerz geplagt und nicht immer ganz heiter. Sie saß meist am Fenster, um etwas zu nähen oder um Strümpfe zu stopfen. Ferdinand — Du kannst Dir denken — war ganz der alte; besonders den Sonntag, wo wir durch dickes Gebüsch den Weg nach dem Hexentanzplatz suchten, dies war früh; und dann Nachmittag, wie wir den Steig die Bode entlang, welcher einer der schönsten Steige der Welt ist, und dann hinauf nach der Roßtrappe gingen, waren wir von Herzen vergnügte trauliche Brüder.

Ferdinand wird zu Michael als Subrector eingeführt und er will dann davon seine Rede halten, „daß die Hauptmonumente der römischen Literatur für uns die Historiker der Römer seien". Dann will er eine Untersuchung über die Echtheit des Cornelius Nepos machen und sie künftiges Jahr zu einem Programm verarbeiten. Übrigens fühlt er sich sehr glücklich; die Schule beschäftigt ihn, wie's ihm lieb und angemessen ist. Klein Ernst lernt, wenn nicht sehr ausgezeichnet, doch recht gut. In anderthalb Jahren denken wir ihn nach Pforta zu bringen. Am 10. war sein Geburtstag. Ferdinand hat ihm einen Atlas geschenkt — den, welchen Du einmal in Frankfurt kauftest, so daß Ernst wohl früher Geographie lernen wird, als wir. Ich hab' ihm auch ein Büchelchen mitgebracht. Dann haben wir den Geburtstag recht eigentlich begangen. Mit den Füßen meine ich.

Montag bin ich dann über die Selke und Wipper und dann durch manch schönes grünes Waldthal, wo die Leute Grummet machten, und die gesunde Frische der Bäume mein fast halb märkisches Blut von Grund aus labte, — auch über Allstedt, wo ich Th.'n nicht gefunden und nichts als einen alten Thurm besehn habe — hierher gekommen.

Die Tage sind außerordentlich schön. Ich gehe in der Nacht im

Mondschein und früh mit Sonnenaufgang, wenn der Nebel über der Unstrut liegt, spazieren. Wir sind glücklicher Weise alle wohl auf und denken häufig an Euch.

Da mir Selma nicht schreibt, hab ich mir von der Mutter einen Brief von ihr schenken lassen. Sind Schubert's wieder da, so grüßt sie von ganzem Herzen. Adieu! Beide Pfarrsleute! Ein ander Jahr sehe ich Euch.

L. R.

Wir sind jetzt ein briefschreibendes Collegium. Mutter beim Vater; Röschen bei mir: alle vier an euch. Schreib bald nach Berlin und scheue die katholische Kirche nicht.

43. An Heinrich Ranke.

[Berlin, November 1826.]

Mein Heinrich

wenn jemals im ganzen Jahr, so bist Du mir in diesen trüben Novembertagen gegenwärtig, in welche mir Zeit meines Lebens Dein Geburtstag mit einer schönen Erheiterung gefallen ist. So sei auch diesmal von mir gegrüßt, Bruder, wir werden nun beide schon Leute von männlichen Jahren! Werden wir das thun, d. h. durchsetzen und ausführen, wozu uns Natur, Neigung und göttlicher Wille bestimmt und berufen? Du hast nun wieder eine neue Art von Geburtstag; bist in ein Pfarrhaus eingezogen, fühlst Dich, dünkt mich, heimisch in dem Unterstübchen, wo Selma bei Dir sitzt, und in dem Arbeitszimmer, wo sie auch wohl nicht lange fehlen wird; hast nun da eine Gemeinde vor Dir, als einen Acker, wenn nicht zu bereiten, doch zu beackern und zu besäen. Wenn Du nun die Schrift studierst, so wirst Du das Bedürfniß dieser Leute nicht vergessen zu ergründen; wie ihre eigne angeborene Denkweise ist, — eigentlich meine ich, ohne Katechismus und alle Lehre — und wie sie durch ein weises Beikommen von ihr aus zu dem Allerhöchsten geführt werden können. Ist Dir nicht einsam zu Muthe? So im Winter unter den wenig bekannten Leuten? Mir thätest Du den größten Gefallen, wenn Du mir so recht genau schriebest, wie Du sie findest und wie Du mit ihnen verkehrst. Wenn sie Dich kennen, werden sie Dich gewiß lieben.

Meine Selma, wie ist Dir zu Muth, wenn ihr einen ganzen Tag eingeregnet zu Haus sitzen müßt? Heinrich schrieb mir einmal, wenn Du bei ihm wärest, wäre er doch so bei sich, als wäre er allein. Ihr seid Euch nun auch gewiß eine ganze Welt. Du hast Recht, daß

ich überaus viel Antheil an Euch nehme. Laßt mich nur in meiner Einzelheit und Einsamkeit verharren, denn darauf beruht doch besonders, daß ich mich Eurer Liebe so freue. Mir geht es hierin besonders. Hab ich eine Neigung, so ist sie gewöhnlich von vornherein etwas falsch. Sie drängt sich in mir zusammen und ist anfangs heiter, freudig, mit einiger Hoffnung. Sie drängt sich, mag ich glücklich sein oder nicht, enger zusammen, wird etwas schmerzhaft. Dann löst sie sich allmählich auf und bleibt als ein allgemeines Wohlgefühl, oder auch Mißgefühl bei den andern Lebenserwerbnissen in der Seele. Mit wem von Euch beiden rede ich denn? Ihr müßt's beide sein. —

Nun, mein Geburtstagskind Heinrich — wie ich vorhin anfing, so wollte ich eigentlich vorzüglich auch fragen: werde ich das thun, wozu ich da bin? Ist es nicht ein erhebend Ziel, vergangene Thaten zu enträthseln oder zu entdecken? Du kennst meine alte Absicht, die Mär der Weltgeschichte aufzufinden; jenen Gang der Begebenheiten und Entwickelungen unsres Geschlechtes, der als ihr eigentlicher Inhalt, als ihre Mitte und ihr Wesen anzusehen ist. Alle die Thaten und Leiden dieses wilden heftigen gewaltsamen, guten edlen ruhigen, dieses befleckten und reinen Geschöpfes, das wir selber sind, in ihrem Entstehen und in ihrer Gestalt zu begreifen und festzuhalten. Ich lese nun wieder Weltgeschichte. Oft schlägt mein Herz in Betrachtung der menschlichen Dinge. Doch will es mir mit der Darstellung wohl darum nicht recht gelingen, weil ich noch nicht ganz auf dem Reinen bin.

Ich habe vor einiger Zeit ein Stück Manuscript über die Völker des südlichen Europa im 16. Jahrhundert zum Druck abgesendet. Leider muß ich bekennen, daß es mir lang und bei weitem nicht genug thut. Indeß tröste ich mich, daß ichs auch nicht besser machen kann. Und da es sehr vieles ganz Neue, noch nie im Druck bekannt gewordene und immer Wissenswürdige enthält, so mache ich mich damit heraus. Immer bemerkt man, daß einem gerade das verborgen bleibt, was man am meisten wünscht ans Licht zu ziehen. Noch bin ich aber nicht ganz fertig. Die Geschichte der Päpste, ebenso interessant und bedeutend, als intricat und höchst schwierig, liegt noch unberührt vor mir. Es sind einige erhabene Naturen unter ihnen; doch in ihrem Thun und Treiben sind sie nicht frei, sondern von der Lage, in der sie sich befinden, völlig bestimmt, von dem Beispiel der Früheren, das sie nicht verlassen dürfen, abhängig. — Mir ist nur leid, daß ich wieder nicht viel zu den Deutschen komme, von denen ich eigentlich noch [niemals eingehend gehandelt habe][1]).

1) Der Schluß des Briefes fehlt.

44. An Heinrich Ranke.

[Berlin, Februar 1827.]

Lieber Heinrich,

zuvor meinen schönen Gruß noch immer, obwohl wir schon Februar schreiben, zum Jahre 1827! Dich wird, wir hoffen, ein kleines Engelchen Vater nennen. In süßer Genüge wirst Du leben. Der Gott, den Du so treulich liebst und verehrst, kann nicht anders als mit Dir sein.

Deine letzten Briefe und ein Brief unsres lieben Schubert erweckten die Hoffnung in mir —, die auch für uns beide manche schöne Aussicht mit sich führte. Eigentlich ist sie schon ein wenig in den Hintergrund getreten. Ich denke, man wird sich erkundigen, nach mir fragen und dann erfahren, daß ich auch kein Phönix bin. Hört Ihr etwa davon, könnt Ihr ahnden, daß es wieder nichts wird, so meldet (bittet Schubert darum) mir das doch unverzüglich. Sollte es indeß nicht unrecht sein, bei jemand anfragen und ihn dann im Stich zu lassen? Wir werdens erleben.

Ich bin in den letzten Monaten vorigen Jahres mit Hoffnungen erquickt oder gereizt worden. Ich denke, ich habe Dir geschrieben, daß Herr Hase, Mitglied der Akademie zu Paris, mich Herrn Alex. von Humboldt, der damals hier war, dringend zur Beförderung meiner Pariser Reise empfohlen hat. Dir eigentlich habe ich wohl noch nicht gemeldet, daß ich darauf diesen berühmten Mann sah, ihn geistreich, munter, mit der Gelehrsamkeit und besonders dem täglichen Wachsen der Erfahrungswissenschaft lebhaft beschäftigt, für meine Absichten eingenommen fand. Er versprach mir allen Beistand; eine nicht unwichtige Zusage, da er im Frühjahr zurückkommen und Vortrag bei dem Könige halten wird. Habe ich Dir dies nicht auch schon geschrieben? Nun dann zweimal.

Von diesen beiden Hoffnungen wechselsweise bewegt, aber auch an und für mich zufrieden, habe ich seither zwei Monate gelebt; in doppelten Studien, welche die Vorlesung und welche die andere Arbeit fordert. Den größten Reiz, wie Du wohl weißt und wie ich Dir oft wiederhole, hat es für mich, den Gang der menschlichen Entwickelung, die Idee der Weltgeschichte aufzusuchen; dies ist freilich die schönste und merkwürdigste Geschichte, welche je geschah. Was hat mehr Wahrheit, was führt uns näher zur Erkenntniß des wesentlichen Seins: das Verfolgen spekulativer Gedanken, oder das Ergreifen der Zustände der Menschheit, aus denen doch immer die uns eingeborene

Sinnesweise lebendig heraustritt? Ich bin nun für das letzte, weil es dem Irrthum minder unterworfen ist. Freilich ist zu beklagen, daß unsere Historie so lauter Bruchstück — oft dunkel, oft ganz unbekannt — ist. Indessen vieles wissen wir doch; anderes läßt sich herstellen. Das Ganze läßt sich vielleicht in voller Wahrheit fassen.

Dann habe ich Verfassung, Staatsverwaltung, Handel der Venetianer genauer betrachtet. Jetzt bin ich bei den Päpsten. Es sind große Menschen darunter. Selber im 16. Jahrhundert sind es so ausgezeichnete Naturen, wie man auf keinem andern Fürstenthron finden wird. Sie kommen alle aus dem Volk selbst empor: oft sind es in der That nicht Ränke, oder Begünstigungen, sondern große Eigenschaften, wodurch sie emporgekommen. Von Pius V. weißt Du vielleicht? Oder kennst Du ihn nicht. Du sollst ihn durch mich kennen lernen. Ich habe Relazionen über ihn, wie er leibte und lebte. Ein so frommer Mensch: einfältig wie ein Kind, und der strengste Inquisitor und Verfolger der Protestanten, die doch in dem, was das Wesen seiner Gesinnung war, mit ihm ganz übereinkommen. So sehr dem Irrthum unterworfen ist der Mensch: gebrechlich, ein Thor — und in seinem Gebrechen groß; zuweilen edel noch dann, wenn er Verabscheuungswürdiges thut. Doch vor allen Dingen geziemt uns, mild und gut sein. Der Irrthum ist allenthalben um uns. — Es ist schade, daß sich meine Nachrichten nur über einige von diesen Menschen erstrecken. Es müßte die merkwürdigste Gallerie von Charakteren werden, wenn ich nur über mehrere unterrichtet würde.

Weißt Du, worauf ich mich freue? Du mußt nicht erschrecken — aber es ist auf eine Zeit, wo ich nur noch wenig von der Bibel wissen werde: dann will ich sie nochmals lesen. Mit Erstaunen und Rührung las ich neulich im Evangelium Johannis. Ich hoffe, daß ich einen ganz unvermischten Eindruck, als auf ein Kind, welches doch verstände, empfangen werde. Wieviel edle Gedanken werden sich mir dann aus diesen Kapiteln ergeben! Indeß, glaub mir, will ich meinen Gott doch nicht vergessen, sondern alle Tage seiner gedenken. Denn die Frau hat gewiß Unrecht, die mir vor wenigen Tagen auf dem Spaziergang im Thiergarten — wohlgeputzt — begegnete, und, indem sie den Kopf schüttelte und zur Erde sah, sagte: keine Gottesfurcht! Denke Dir mein Erstaunen! Ich hielt sie bald darauf für träumerisch wahnsinnig: so sah sie aus; doch wundert mich, daß man sie so allein gehn ließ.

Ich habe in diesem Winter mit Herrn von Arnim, welchen Raumer's kennen werden, Bekanntschaft gemacht. Ich weiß nicht, ob

sie auch seine Frau und zwar von der rechten Seite kennen. (Du brauchst sie nicht grad auszuforschen.) Diese Frau hat den Instinct einer Pythia: eine so strömende wahre Beredsamkeit in bewegten oder geistigen Augenblicken ist mir noch nicht vorgekommen; wer wollte ihr aber alles glauben? Sie hat Anmuth und Eigensinn, Liebenswürdigkeit und nicht; ich habe schon recht schöne Abende da gehabt, ich halte zuweilen bis zwölf aus, bis H. v. A. nach Haus kommt. Auch ihre Kinder sind mir lieb.

Zu Weihnachten war Caroline Beer hier. Ich habe den Weihnachtsabend mit ihr bei ihren Verwandten zugebracht. Sie war für dies Fest mir ein rechter Trost. Sie hat eine unbeschreibliche Güte. Nachdem ich jenen Abend dort beschert hatte und hauptsächlich dort beschert bekommen hatte, unter andern ein Schreibzeug zur Pariser Reise, lief ich noch zu Ritter's hinüber, wo ich auch noch ein kleines Kistchen für mich bereit fand; so tröstete ich mich in meiner Entfernung von Euch allen.

Was macht Selma? ja, was machst Du, Selma? Aus jeder von den paar Zeilen, die Du mir geschrieben hast, hab' ich Dich lieber bekommen. Schreib mir also zwar nicht zu viel, daß das nicht zu arg wird, aber immer ein wenig. Gott! wer bei Euch wäre! Lebt beide wohl! Im September denke ich noch immer zu kommen.

L.

45. An Heinrich Ranke.

Berlin, 5. Mai 1827.

Lieber Heinrich,

mein Glückwunsch — ja wie oft gedacht und gefühlt, und doch noch bei mir! Grad darum, weil ich ihn nicht aussprach, wiederholte ich ihn um so öfter. Daß Dein Agnesichen (wir wollen den Namen von ἁγνής herleiten) der Mutter und dem Vater zugleich ähnlich werde, das, Lieber, ist er. Ein Kind zu haben ist noch nicht genug; es muß auch gut und schön und edel werden und Euch gedeihen. Mög es das! Was macht Selma? Gewiß, sie ist gesund. Sie denkt wohl zuweilen, daß ich sie zum Herbste besuchen werde; und wills Gott, so solls geschehen.

Aber Euer armer Vater! Dessen Krankheit möchte wohl Stand halten gegen die heilenden Lüfte des Frühlings, die jedermann verjüngen und auch Selma ganz herstellen. Schreib mir doch von diesem Unfall ganz genau und wie es jetzt steht. Wird er noch nach München

gehen? d. h. den Sommer? Wie steht es mit Raumer's Anstellung? Nicht allein fragt man mich oft, sondern ich möchte es auch selber gerne wissen.

Es kommen jetzt in meinem Kreis eine Menge kleiner Menschen an, von denen ich insgeheim hoffe, daß sie mir einmal sollen ans Herz wachsen, wenn dies in einsamem Alter sich kalt und verlassen fühlt. Ritter hat einen kleinen Jungen, und ich werde morgen seine Taufe bezeugen lernen. Heydler ist ganz glücklich Am Sonntag (29. April) ist Clärchen von einem Mädchen entbunden worden. Stange hat mir auch geschrieben, daß er nun auch eine kleine Tochter hat.

Von hier ist ein sonderbarer Übergang auf mein neues Buch, das ich Dir bald senden zu können hoffe. Wollte Gott, es wäre besser! Eigentlich leiden meine Sachen sehr an der Gelehrsamkeit. Sie sind unfähig, eine allgemeine und verbreitete Lectüre zu werden, und wer weiß, ob sie den lohnen, der sie genauer studiert. Ich hoffe noch einmal ein Werk zu schreiben, welches jedermann lesen kann, und welches doch die Fülle des geistigen Lebens der Geschichte enthält. Oft dünkt mich, daß die Enträthselung gewisser Geheimnisse, das ans Licht Bringen einer Sache, die verdunkelt ist, das einzige sei, worauf ich in diesem Leben zu hoffen habe.

Am Sonnabend sah ich bei Reimer A. W. Schlegel. Dieser Mensch zeigt auch in der Gesellschaft das Talent, das ihm besonders eigen ist, die Sachen auf eine anmuthende Weise anzufassen. Doch in alle dem Amüsanten, das er vorbringt, schwimmt eine gewisse Leerheit durch, die sich selber gar nicht inne wird: Wenn ich so alt werde, mag ich nicht so sein. Man findet ihn hier ein wenig eitel. Er sieht noch recht gut aus und, wie Reimer behauptet, besser, als vor zwanzig Jahren.

Künftige Woche beginne ich meine Collegia wieder. Aber leider, leider! es ist wenig Aussicht, daß sie jemals wie die Jenensischen des Luden werden. Meine Meldezettel sind nicht eben überfüllt. Und doch haben mir viele, als ich das letztemal das Nämliche gelesen, große Theilnahme bewiesen und mich sogar gebeten, es nur einmal ausführlicher vorzutragen; was ich jetzt thun werde, aber mit schlechtem Succeß! Es ist schwach genug von mir, daß mich das doch ärgert. Aber ich kanns nicht ändern. Soll das mein ganzes Leben so fortgehen, so ist das doch eine Plage.

Wie wirst Du Dein erstes Pfarrfrühjahr genießen! Seit einigen Tagen sind es schöne Stunden gewesen, die ich hatte: wenn ich

zwischen neun und zehn Abends mich im Thiergarten, unfern der Luiseninsel, auf eine Bank ausstrecken konnte, diese Fülle reiner Lüfte und Düfte einzuathmen, den Mond zu sehen, die Welt zu vergessen und mich selber. Dann erst lebt man, wenn man von sich selber nichts weiß. Adieu, meine Lieben; ich muß eben schließen, weil man mir mein Essen bringt. Schreib mir bald. Dich und Selma grüß' ich und küß' ich — das thu ich auch sonst: jetzt küß' ich noch eins.

L.

46. An Heinrich Ranke.

Berlin, 25. August 1827.

Mein lieber Heinrich, mit Schmerzen fange ich diesen Brief an, welcher anzeigt, obwohl ichs selbst noch nicht glauben will, daß ich Dich wahrscheinlich nicht sogleich sehen werde. Daran ist das Buch[1]), welches ich Dir schicke (ein Exemplar für Schubert), auch ein wenig schuld. Das hiesige Ministerium ist dadurch bewogen worden, mir zu einer Reise nach Italien einiges Geld zu geben. Warum nehme ich nun nicht meinen Weg dahin über Nürnberg und München? Ich wollte; und die Briefe unsrer Frankfurter Freundinnen sind in der Meinung geschrieben, ich würde sie Dir überbringen. Allein erstens sind es 140 Meilen statt einiger 80; — jedoch die Hauptsache ist: da noch die Münchener Sache, wie Du schreibst, nicht entschieden ist, so halte ich unthunlich, mit preußischem Geld nach München zu reisen, wo ich doch auf jeden Fall über die bayrische Anstellung reden und verhandeln müßte. Ich fühle dies schon selber; andere könnten es mir zu einem immerwährenden Schimpf auslegen. Sobald aber diese Sache indeß entweder, was wohl das wahrscheinlichste, sich ganz zerschlagen, oder eine entschiedene Gestalt angenommen hat, so nehme ich meinen Rückweg auf jeden Fall durch Bayern; gewiß nicht, um es zu sehen, obwohl ich auch das wünsche, sondern vornehmlich um Deinetwillen und Selmas und ihres Vaters willen. Euch zu sehen, habe ich ein unbeschreibliches Verlangen: ich kann Dirs nicht beschreiben. Oft steigt mir aus der Tiefe meiner Seele die Erinnerung an Dich als etwas von Tag zu Tag reineres und die Liebe zu Dir als ganz wahr empor.

Wie ich neulich Deinen Brief bekam, war Ferdinand bei mir. Er ist vierzehn Tag hier gewesen und hat sehr fleißig studiert. Ich

1) Fürsten und Völker von Südeuropa.

weiß nicht, woher dieser große Fleiß in uns alle kommt: das mag wohl der Vater machen. Ich wollte nur, er wäre bei Ferdinand auf etwas größeres und allgemeineres gerichtet; besonders in der Intention. Gegenwärtig sucht er über den armen Cornelius Nepos, über den sich nichts wissen läßt, und von dem als einem der geringfügigsten unter allen Autoren auch das Wissenswürdige selbst wenig austrägt, sich mit einem unermüdlichen Eifer zu unterrichten. Wenn Du das Programm, das er darüber schreibt, bekommen wirst, wird Dich die sonderbare Menge verschiedenartiger Autoren, die er gelesen hat oder wenigstens nachgeschlagen und durchsucht, in Verwunderung setzen. Seine Gesellschaft war mir sehr angenehm. Ich bin so ein Leichtverwöhnter, daß ich in dem ersten Augenblick, als ich ihn nach der Post begleitet hatte und wieder in meine leere Stube trat, ihn ungemein vermißte, und zwar schmerzlich. Leicht verwöhnt ist auch wieder leicht entwöhnt; glücklicher Weise, sonst hätte man nichts als Sehnsucht in dieser Welt.

Du kannst Dir nicht vorstellen, wie sehr mich Deine Briefe bewegen. Ich könnte so recht nicht sagen, was darin. Nicht ein Satz, eine Meinung, ein Wort, ein Gedanke — sondern das Ganze, Dein Dasein, das mit halben Augen heraussieht, und das meine, das hinein; — da in der Mitte treffen wir uns. Dein letzter Brief brachte Thränen in mir auf. Du mußt wissen, sie schlafen bei mir tief, und ich weine fast nie. Ferdinand, der den Brief mit mir las, wunderte sich, wie es schien; ich sagte ihm endlich, Du seist doch der glücklichste von uns. Bist Du nicht auch der beste?

Wären wir nur ganz mit einander eins! Aber wer kann dafür? Mir kommt oft vor: wie ich bin und denke, wie ich will und wünsche: das ist gar kein Wille, das ist wenigstens keine Willkür, es ist ein Muß. Diese nicht von uns gemachte Natur, so und nicht anders, von dieser nicht von uns gemachten Welt berührt, getrieben und erniedrigt und erhöht: wer kann sie ändern? wer kann ihre Äußerungen beherrschen? Da es ein Muß ist, wie man ist, ist es auch ein Soll? Bist Du, wie Du sollst?

Wie schwärme ich oft, wie hoffe ich mit diesem Durst der hinter der Erscheinung thätigen Lebensquelle — Verstand, Liebe, Seele — der Welt noch einmal beizukommen! Dort, wo der Born quillt, der den Geschöpfen Leben, Wesen, Gestalt, Innerlichkeit giebt, wo kein Lob und kein Tadel, wo die allgemeinen Begriffe hinsinken vor der Idealität einer ursprünglichen und allemal gottverwandten Existenz! Ich fühle wohl, Du kannst Dir dies unverständliche Deutsch in Dein

Deutsch übersetzen und mit mir fühlen, wie diese Menschengeschichte ein brausender, wilder und wieder ruhiger, stiller Strom ist, wo alles inwendig lebt, Tropfen an Tropfen das Weltmeer sucht, in tausend Dissonanzen erhabener Wohllaut: Himmel und Erde! —

Mein Bruder: ein bischen Dissonanz schicke ich Dir jetzt in beiliegendem Buch. Sieh, ob Du Weltleben und einen Menschen und einen Bruder darin erkennst. Leider haben die Studien das Eigene, daß, indem sie uns allein das Leben eröffnen, dabei doch etwas so Bedingtes unsre Sorgfalt fordert, uns oft ganz hinreißt. Das ist das eigentlich Gelehrte. Ich bin immer ebenso bedroht, wie dort Ferdinand. Vielleicht liest auch Selma mit darin. Man sagt mir, es sei leichter geschrieben als das vorige; und ich höre wohl von Euch ein Wort darüber: was gar nicht Lob sein muß; ich höre es doch gerne.

Ich gehe nun nach Wien. Ich habe meine Hauptabsicht auf das venetianische Archiv gerichtet. Hier ruht eine noch unbekannte Geschichte von Europa. Ich hoffe, daß mans mir eröffnen soll. Ich werde amtliche und persönliche Empfehlungen (letztere von Kamptz) an Metternich bekommen. Wird mein Wunsch erfüllt, oder sehe ich sonst die Möglichkeit vor mir, etwas Gescheutes durch Wiener Handschriften zu leisten, so werde ich wahrscheinlich den Winter über verbleiben. Auf dem Rückweg, sei es nun im Oktober oder wie ich hoffe im April, besuche ich Dich. Wenn mir nothwendig etwas geschrieben werden müßte, ehe ich von Wien geschrieben, so wird es Hormayr wohl nicht übel nehmen, wenn ihrs an ihn addressirt; man könnte es auch an die Gerold'sche Buchhandlung, Herrn Hülsemann, Redacteur der Wiener Jahrbücher senden. Doch werde ich Dir bald schreiben. Noch diese Woche will ich aufbrechen. Bis Dresden und etwas weiter gedenke ich Geleit hiesiger Freunde zu haben. Etwa auch Ritter's (d. i. Heinrich R.'s, der mein Freund ist; nicht der Geograph, ob ich gleich auch mit dem gut stehe.)

Adieu! mein Heinrich. Eigentlich ist es mir lieb, daß ich von Hengstenberg nicht höre, daß Du Mitarbeiter an seiner Zeitschrift bist; ihre Wirkung wird leider zunächst nur eine heftigere Entzweiung der Parteien sein. Schreib mir künftig, was Du sonst treibst. Ich fürchte nur, daß es Dir zuweilen an Büchern fehlt. Noch ein Adieu, Dir und Selma'n und der kleinen Agnes. Jedem ein Kuß!

L.

Gemeldet wird Dir noch, daß das Dir bestimmte Exemplar in Halbfranz wieder das Autorexemplar ist, worin ich mein Geschriebenes zuerst gelesen habe. Das zweite sende an unsern Vater und Bruder Schubert. Grüß ihn dabei von mir und sage ihm nur, die Münchener Sache habe nun zu ihrem ersten Erfolg, daß wir uns vor der Hand nicht sehen.

---

3. Auf der Studienreise in Wien und Italien.

47. An Heinrich Ritter.

Wien, 4. Oktober 1827.

Mein lieber Ritter, schön wäre es gewesen, wenn Du (denn das Du bleibt uns als ein Andenken an den schönen Mittag auf der Bastei), wenn Du nach Prag und Wien mitgegangen wärst. Du kennst diese Städte schon und entbehrst denn an dieser Reise freilich nicht so viel, als ich daran gewonnen habe. Aber was ist Prag schön! Als ich auf den Hradschin herunterfuhr (ich saß auf dem Eilwagen den Tag über neben dem Conducteur) und an der Stelle anlangte, wo man die hundert Thürme der Altstadt, Moldau und Laurenzberg zugleich sieht, bemerkte ich, daß ich noch nie eine solche Stadt gesehen hatte. Acht Tage blieb ich da. Auf dem Museum fand ich nicht allein Bilder, sondern auch Manuscripte: einige Relazionen, Reisen und andere Sachen von Werth. Der Bibliothekar Hanka ist die Güte selbst, und er gab mir die Handschriften sogar mit nach Haus. Der alte Böhme Dobrowsky, ein Gelehrter aus der Zeit unserer Väter: halb Mönch, halb Professor, jedoch ein Mensch; freundlich und, wenn man nur ein paar Stunden bei ihm gewesen ist, ganz bethulich. Auch für Dich wäre wohl gesorgt gewesen. Man zeigt in St. Veit wenigstens einen Cimabue! wie ihm sei, immer ein artiges Werkchen. In der Gallerie ist ein Fra Bartolommeo, der alle andern Bilder, so klein er auch ist, verdunkelt. Es ist eine heilige Familie, Antonius mit der Lilie.

Aber nicht allein Lesen, Excerpiren, Bildersehen ist schon etwas anders — auch Spazierengehen und -fahren, gut essen und trinken, gute und muntere Bekanntschaften, selbst bedenkliche Fälle. Mein Mentor denke sich, daß sein Zögling nach Carlstein fährt. Spät bricht man auf, zu Mittag im schönsten Sonnenschein: mit zwei Reisebekannten und einer leichtgekleideten Schönen, ihrer Cousine. Es wird Abend, ehe man zurückfährt; es wird dunkler und kühler; die Männer haben Mäntel. Was soll die achtzehnjährige machen? Es wird gefunden, daß mein Mantel der weiteste ist (ich war nicht eben verdrießlich darüber); ich muß die Schöne in den Mantel nehmen. Ich will Dir nicht ausmalen, daß diese Nähe einer frischen, sehr muntern, nicht ungeistigen und ganz jugendlichen Slavin — wir fanden noch immer die Möglichkeit, den Mantel über uns beiden zuzuknöpfen — mein Blut, obwohl es so gut germanisch ist, doch nicht ohne alle Bewegung ließ. Leider kamen wir kurz nach 10 Uhr schon in Prag an; und die Schöne ging den Tag darauf über Land.

Ich erschrecke, daß ich hierüber weitläufiger bin, als über alle Manuscripte: jedoch fort, Prag verlassen und nach Wien! Am 24. September kam ich an. Mein erster Besuch beim St. Stephan. Ich blieb nicht draußen stehen, sondern ging hinein: da ist es gewiß auch so schön, wie draußen! Ich wurde da drin mit Einem Schlage fromm. Es ist in dem Zusammen des Dunkels (wie es kein anderer Dom so schön hat), der Lichter, der Betenden, der Kommenden und Gehenden, eine sonderbare Magie. Das Üble ist: die Frömmigkeit hält gerade so lange aus, als man drin ist, oder nicht viel länger. Mein zweiter Besuch, gleich von da weg, bei Hormayr. Wir waren gleich in der ersten Minute alte Bekannte. Es ist in ihm eine regsame und frische Empfänglichkeit. Er ist ganz offen und voll Güte. Wir geriethen auf der Stelle in die Historie Carls V.; meine Charakteristik Carls V. billigt er sehr. An Philipp II. will er nicht so gern; er findet ihn weit böser, als ich ihn geschildert habe. Er zeigte mir eine Vase mit dem Bild eines jugendlich frischen Menschen. Kennen Sie diesen Mann, sagt er? es ist auch einer, der viel auf Sie hält. Es war der König von Bayern. Du kannst denken, daß mein Humor hierbei sehr gut blieb.

Doch ists mit dem hiesigen Leben nicht viel. Jedermann, den ich noch gesprochen, kennt meine Arbeiten und läßt sie gelten. Der eine lobt mich der kreuz, der andere der quer. Ebenso tadeln sie mich vielleicht morgen. Nichts ist nothwendiger, als fest seine Straße zu gehen. Auf der Bibliothek finde ich außerordentlich wichtige Sachen.

Das Archiv, versichern mir Kopitar, Pilat, Gentz, Adam Müller und andere einstimmig, wird mir geöffnet werden. An das Ministerium in Berlin habe ich um weiteren Urlaub geschrieben. Du bist so gut, beiliegenden Brief an Joh. Schulze hinüber zu schicken. Siegle ihn bitte. Mein Siegel ist auf meiner Stube; Du hast wohl ein eignes. Dann schreibst Du mir auch ehrlich, wie es Dir gegangen; wie Du Deine Allerliebste und Deinen Bruder (tausendmal grüß ich sie) und Dein Kind gefunden hast. Was macht unsere Schöne von der Bastei? O vergnügtes Zusammentreffen! Grüße sie nur. Ade.

Dein L. R.

Der Buchhändler Duncker wird in einiger Zeit nach Berlin zurückkehren und Dir eine Vollmacht, Geld für mich zu erheben, mitbringen; falls ich nämlich verlängerten Urlaub erhalte. Könntest Du nicht Schulze bitten, Dir von meiner Sache Nachricht zu geben? Dann müßten wir auch mit der Wohnung in Ordnung kommen, und es soll mir alles recht sein, was Du und Dein Bruder, was Ihr zusammen für gut halten werdet. Dann müßte auch der Anschlag an der Universität gemacht werden, der meine Vorlesungen widerriefe; könntest Du nicht einen solchen in meinem Namen anschlagen lassen?

Wie steht es mit Halle? Ich hoffe, daß man Dich dort haben und in Berlin behalten will. Berlin würde mir ohne Euch schlecht gefallen. Bleib ja zurück, daß ich Dich finde. Aber nicht eher, als etwa im April; bis dahin bleibe ich von Herzen gern weg. Es wäre gar zu traurig, wenn das Absenzsemester auch das letzte wäre, wo wir hätten zusammen sein können.

Wenn mein Urlaub genehmigt ist, so kann mir Dein Bruder, den ich darum herzlich bitte, sobald wie möglich meinen Gehalt vom 1. Oktober sicher auf dem Gehmüllerischen Weg übersenden. Doch bemerke ich, daß ich nicht gerade in Noth bin, also die Sache nicht allzusehr drängt. Indeß je eher, je besser.

Adresse: Jacobshof Nr. 797, erster Stock: bei der Gräfin Engel; schreib nur alles auf den Brief, bis man mich weiß.

48. An Heinrich Ritter.

Wien, 28. Oktober 1827.

Mein lieber Freund,

Von Herzen danke ich Dir für die rasche Erfüllung meiner Bitte und für Deine schleunige Antwort. Ich lege das Papier bei, das mein Geschäft zum Ziel führen mag.

Wovon ich nun mit Dir zuerst reden möchte, mein lieber Ritter, das bist Du selbst. Vor allen anderen Stimmungen des Gemüths müssen wir eine vermeiden, die unsere Kräfte in dem Augenblick lähmt, als wir sie brauchen wollen; die ihren Sitz in der Tiefe unserer Existenz aufschlägt, hart neben Liebe, Begeisterung, entschiedenem Willen, und diesen, welche all unser Thun gut, groß und glücklich machen können, grad entgegengesetzt. Dieser Unmuth, mein Lieber, hat seit einiger Zeit Wurzel bei Dir gefaßt und spricht sich in Deinem Briefe wieder aus. Mir scheint es, und ich weiß nicht ob mit Recht, daß ein solcher schon darum zu vermeiden ist, weil er von etwas außer uns und aller Berechnung Liegendem herzurühren pflegt und uns, die wir doch nur die Sache und Gott und unsere Bestimmung im Auge haben sollen, mit einem falschen, fremden Element inficirt. Die Natur hat uns wider diese Berührung zwei Mittel gegeben, Leichtsinn oder Zorn. Du wirst ein drittes wissen, das nicht die Natur giebt, sondern der gute Mensch sich selber. Und, sage mir, hast Du wohl auch sonst Recht? Man ist in ganz Deutschland über den schädlichen Einfluß der sophistischen, in sich selbst nichtigen und nur durch den Bannspruch seltsamer Formeln wirksamen Philosophie, die unsere Universität regiert oder regieren will, Einer Meinung und voll Furcht. Ist es nicht eine höchst bedeutende Stellung, die Du an ihrem Ausgangspunkt und Ursprung selbst ihr gegenüber einnimmst? Da Du nun nothwendig und Dir angemessen findest, den Streit nur indirect zu führen, soll es Dich verletzen, daß auch die Wirkung indirect ist, daß sie nicht in die Augen springt? Du wirst nicht behaupten, daß Du Deine Philosophie schon zu der Fülle, Klarheit, Eindringlichkeit entwickelt habest, deren sie fähig ist; dies zu versuchen, bist Du gehalten, und dazu muß der böse Nachbar Dich antreiben.

Verzeih, daß mir die Freundschaft dies Geschwätz eingiebt. Du weißt das alles lange; aber warum soll man nicht einmal hören, zumal aus befreundetem Mund, was man lange schon weiß? Ist doch auch Dein häusliches und äußeres Leben besser im Stande, als aller der Leute, die Du um Dich her siehst! Was sollte ich wohl sprechen, wenn mir so etwas jemals einfiele!

Was mich selbst anlangt, so lebe ich hier ganz erträglich. Ich stehe zwischen 6—7 auf, trinke mein Häferl Hauskaffee (wohl zu merken: in den Kaffeehäusern ist er zuweilen schlechter), esse mein Kipfel dazu und beginne zu studieren. Du weißt, daß ich zu meinem letzten Buch ein Kapitel über Literatur und Kunst hinzufügen will. Tiraboschi und Guinguené, Bouterwek und Ideler (unser guter Lands-

mann, der indeß neben dem Tiraboschi oft die Gestalt eines nachschreibenden Studenten annimmt, welcher, wenn der Professor sagt: ich glaube, nachschreibt: ich glaubs) liegen neben Ariost und Tasso auf dem Tisch. Meine größte Freude ist Ariost. Ich lerne ihn jetzt erst kennen und lege meine alten Vorurtheile wider ihn ohne Bedauern ab. So kümmert man sich wenig um alte Röcke aus schlechtem Tuch, wenn man neue aus feinerem anzieht. Er ist ein Poet ohne gleichen. Aber die ganze Entwickelung dieser Literatur hat etwas so eigenes und reizendes. Ihre Gestalt zeigt sich mir erst wie Berge, die man von ferne sieht, in den großen Umrissen und höchsten Spitzen, doch hoffe ich ganz nahe zu kommen, das Einzelne zu durchwandern und dadurch die Gestalt des Ganzen zu fassen.

Um 9 Uhr muß ich auf der Bibliothek sein. Ich habe gewöhnlich nicht zur rechten Zeit mit der Literatur aufhören wollen, eile nun, mich anzuziehen, und laufe über den Stephansplatz, den Graben, die Dorotheengasse der Bibliothek zu; so sehr in Geschäften, wie irgend ein eingeborener Kaufmann. Hier ist in der That sehr viel zu holen und zu gewinnen, wenngleich nicht dummes Metall und alberne Edelsteine. Du wirst vielleicht einmal von den Papieren und Sammlungen des venetianischen Dogen M. Foscarini gehört haben. Sie enthalten eine Menge der wichtigsten Sachen. Es sind außer 14 unförmlichen Cahiers über hundert Bände, die ich durchsehen mußte. Hier habe ich mit dem Gegenstand meiner Liebe, welches eine schöne Italienerin ist, prächtige und süße Schäferstunden und ich hoffe, wir bringen ein Wunderkind von Romanogermanen zu Stande. Ganz erschöpft erhebe ich mich um zwölf. Mit Kopitar begebe ich mich langsam nach dem weißen Wolfen, wo wir essen.

Gewöhnlich bin ich zu verdrießlich, die Zeitungen (die Allgemeine, welche man hier allenthalben findet, und die Berliner) zu lesen; ich studiere fürs erste den Eßzettel. Und zwar mit augenblicklicher Application. Eine Knöderlsuppe, ein Escalops mit Reis oder anderer Braten, ein Apfelstrudl oder Carmeliterkuchen, (welches Mehlspeisen sind), ein Seidl Guldenwein, stellen gewöhnlich meine Kräfte wieder her. Häufig kommt Hormayr zu Tisch. Oder es findet sich ein anderer Fremder ein: etwa ein Professor der katholischen Theologie von Graz, welcher Schleiermacher's Dogmatik genau kennt und sein Bildniß kauft (Du kannst es ihm mit einem Gruß von mir vermelden); oder ein Abgeordneter von dem ungarischen Landtag, welcher für die Aristokratie seiner Verfassung viel büßen muß. Man sieht Griechen mit ungeheuren, turbanähnlichen und oben breiten Mützen. Zur Seite sitzen italienische

Studenten und debattiren sehr laut in ihrer Sprache. Es kommen Wlachen und man merkt auf, ob man einen Anklang von Italienisch oder Latein aus ihnen heraushorcht; es werden verfängliche Historien erzählt. Genug, es ist hier wirklich plaisanter, als wenn ich in Berlin einsam wie ein Papst auf meinem Sopha throne und meine Speisen bis zu dem glücklichen Moment der Erledigung befördere, den meine Aufwärterin vor der Thür emsig erwartet, denn sie will fort. Wir trinken noch Kaffee und gehen.

Nun, mein Freund, das ist erst Mittag. Leider mußt Du Dir heute gefallen lassen, was Du in Deinem Collegium ohne Zweifel oft thust. „Ich werde", sage ich, „das nächstemal hier fortfahren." Ich fürchte sonst, daß dieser Brief zu der schweren Reiterei gezählt werden möchte, was in Briefen besonders zu vermeiden ist. Denke: es schlägt! — Sage, mißfällt Dir auch nicht, was ich oben vorgebracht habe? Nun, ich denke nicht. Wisse übrigens, daß es mit der Eröffnung des Archivs, wenigstens in der gehofften Weise nichts wird; vielleicht immer in einer sehr beschränkten. Ich vermeinte ein Columbus der venetianischen Geschichte zu werden.

49. An Heinrich Ranke.

[Wien, Ende November 1827.]

Mein lieber Heinrich,

endlich schreibe ich Dir wieder und noch aus Wien. Was war es verkehrt, daß ich nicht zu Dir kam, ehe ich hierher ging! Jedoch gethan ist gethan. Wer kann wissen, was geschehen wird? Und jetzo verlangt Dich gewiß nach einem Briefe von mir, so wie mich verlangt in diesen Tagen, die Deinem Andenken immer vor andern geweiht sind, an Dich zu schreiben. Anfang September, kurz nachdem ich Dir mein Buch geschickt, reiste ich von Berlin weg. Mit mir war Heinrich Ritter, ein Mensch von wahrhaft innerlichem Dasein, voll Verstand, Milde und Wissenschaft. Wir waren allein. Ich könnte nicht sagen, daß mir die Zeit bis nach Dresden lang geworden wäre, obwohl wir dritthalb Tag brauchten. Und vollends dort, wo die Morgen auf der Gallerie unter den edlen Schöpfungen trefflicher Geister, die Nachmittage im Genuß einer glücklichen Natur vergingen, die Abende, wenigstens einige male, in heiterer Gesellschaft. Diesmal nahm ich mir Zeit, Bastei, Rathen, Schandau, Prebischthor, die Du alle lange kennst, auch zu sehen. Die freundlichen Septembertage begünstigten uns. Ritter kehrte aus Dresden nach Hause zurück.

Von da wollte ich eigentlich zu Dir. Jedoch, Du weißt, weshalb ich nicht gekommen bin, obwohl ich mir ganz gut einbildete, daß aus unsern Entwürfen nichts würde. Nun, ich fuhr nach Prag. Du wirst die böhmischen Berge, die Du einmal in ihren Abhängen durchwandert hast, wohl besser kennen, als ich sie damals kennen lernte. Erst in Prag wurde mir wohl. Ich schäme mich fast, was ich bisher nach Wiehe, Berlin und sonst bis zum Überdruß geschrieben, Dir auch zu wiederholen, daß dies eine der schönsten Städte der Welt ist; aber es ist so. Ich fand überdies einige gute Manuscripte, war sehr wohl beschäftigt und blieb acht Tage. Dann, Ende September, hierher. Laß Dir etwas gestehen, was ich noch niemand anvertraut habe. Wo man aus Sachsen nach Böhmen fährt, auf der Grenze selbst, ist eine kleine Rundung von Bäumen angelegt; die Straße ist erweitert und gelber Sand ist hingestreut. Man hatte mir in Berlin und Dresden soviel von dem Abweichenden österreichischer Sitte und Landesart gesagt, daß ich mehr als je voll davon war: ich fahre in ein neues Land, guter Aufnahme vielleicht nicht sehr sicher. Genug, in diesem Gefühl erhob ich mich, trotz des Lärmens meiner Nachbarn, zu innerlichem Gebet, in jenem doppelten Halbzirkel von Bäumen: es möge mir gut gehen! Es ist mir über Erwarten gut gegangen. Mein letztes Buch hat mir viel Freunde gemacht. Jedermann, so zu sagen, kennt meine Bemühungen und erkennt sie an. Ich erfahre mannigfaltige Förderung. Ich muß sagen, daß ich mich ganz wohl befinde, insofern dies möglich ist, ohne daß man die Verbindung mit irgend einem Menschen genießt, irgend eine Berührung mit irgend einem wahren, warmen und vollen Dasein, die kein Mensch mehr bedarf, als ich.

Soll ich Dir von Wien erzählen? Das Land, das ich noch außerordentlich heiter sah, Berge in schönen Umrissen, die Donau in mannigfaltigen, kanalähnlichen Windungen, Weingärten und die Lese darin, grünschattige Waldungen — das ist nun alles trübe von den Regentagen des Winters. Man geht nicht mehr in den Prater. Die eigenthümliche Schönheit von Wien ist das Glacis rings um die eigentliche Stadt her, hinter welchem erst die Vorstädte anfangen, fast wie bei Leipzig; nur ist es hier größer und breiter und künstlicher: man ist da draußen fast wie auf dem Lande; die Basteien sind erhalten und geben die schönsten Waldspaziergänge. Täglich führt mich mein Weg mehrere male vorüber. Ist die Bastei zu schmutzig, so geht er bei St. Stephan vorbei. Du hast ohne Zweifel manches Bild dieses großartigen Gebäudes gesehen. Im Anfang ging ich besonders im

Mondschein dahin, setzte mich gegenüber auf einen Stein am Haus: der Mond grad darüber, blauer Himmel, dies edle Menschenwerk, Stille der Mitternacht — ein freudiges Beschauen, welche Träume!

An dem katholischen Gottesdienst nehme ich etwas wahr, was mir ganz gut gefällt. Daß der Mensch, der in Arbeit ist, durch die immer offene Kirche geht, sein Gebet verrichtet, sobald er Zeit hat, und wieder geht, daß die Lichter brennen und Heiligenbilder stehen, kann ich ganz wohl leiden. Es ist etwas Vertrauliches in dieser Verehrung. Ich gehe zuweilen, wenn ich mich müde gearbeitet, selber dahin; Abends um 6 etwa. Die Kirche ist voll Menschen und sparsam erleuchtet; viele sitzen, ebensoviel stehen dem Hochaltar gegenüber. Man singt ein deutsches Lied, von dem ich nicht weiß, was es sagen will. Niemand hat ein Buch, die Weise ist nicht grad schön. Ich lehne mich an eine Säule in der Ecke, höre so zu: wo wäre ein andrer Ort so geeignet, an nichts zu denken und alles; einer für den, der nicht weiß, wie ihm in der Welt geschieht, der Gott sucht und nicht kennt, der eine Wissenschaft wünscht, die er nie erlangen wird — sich selbst zu beweinen? Eine Wissenschaft, sage ich, und eine Tugend, die er nie erlangen kann — welche Geschöpfe sind wir doch!

Komm, laß uns das wieder vergessen: wir gehen aus der Kirche, in meine Stube, wo Du nicht eben viel Bücher, aber eine Menge Papiere, augenscheinlich Excerpte liegen siehst und billig fragst, was ich treibe. Ach sag mir doch, wie hat Dir mein letztes Buch gefallen? was sagt Dir Schubert? Zu dieses Buches zweitem Theil, der von Italien handelt, gehören die Excerpte. Alle Morgen um neun gehe ich nach der Bibliothek. Dies ist eine außerordentlich reiche Sammlung, auch an Manuscripten, wie ich sie suche, sehr reich. Irgend ein böser Erbe eines alten venetianischen Dogen, M. Foscarini, hat dessen Sammlungen und Schriften, ohne selbst seines Briefwechsels zu schonen, hierher verkauft. Du kannst denken, daß ich mit dieser Unthat ganz zufrieden bin. Eben hier und in vier, fünf andern Abtheilungen der hiesigen Handschriftensammlung sind eine Menge Relazionen und authentische Schriften, die ich mit dem größten Vergnügen studiere. Aber Du mußt nicht denken, daß ich mich damit begnüge. Nein, ich bin noch mehr begünstigt. Soviel es auch Schwierigkeiten gemacht hat, ob man gleich einen förmlichen Abschlag voraufgesandt hat, so ist mir doch durch die unmittelbare Theilnahme des Fürsten Metternich und des Hofrath Gentz das Archiv eröffnet worden, d. h. ein Theil eben jenes venetianischen Archivs, von dem ich in der Vorrede zu meinem ersten Theil gehandelt habe. Es ist zwar nur ein kleiner Theil, und ich sehe besonders

für die eigensten Verhältnisse dieses Staates nichts als Lücken; auch ist mir nur der Zugang zu einigen Theilen verstattet; indessen auf jeden Fall sind hier höchst merkwürdige Sachen: für die Geschichte der Menschheit von unschätzbarem Werth, welche Europa, wenn es nicht über sich selbst im Dunkeln liegen will, schlechterdings wissen muß. Ich habe einige Stücke mit einer Art von Entzücken excerpirt. Nicht alle Tag ist Sonntag, jedoch einer ist auch vom andern nicht allzufern. Ich gehe hier auf ganz ungebahnten Wegen. Ich sehe eine Erkenntniß von ferne, deren Hoffnung und Ahnung mich in Freude und Wonne versetzt. Du wirst mir wünschen, daß es mir gelinge. Vorauszusetzen ist, daß es großentheils auch nicht gelingt. Wir sind aber alle Fragmentisten. Ich besonders, glaube ich, bringe in meinem Leben nichts als Fragmente zu Stande.

In diesen Dingen lebe ich hier. Die Gesellschaft, die ich gefunden, ist ganz gut, d. i. erträglich. Für die haute société bin ich nicht gemacht; es müßte etwa eine noch bessere geben, als die ich kennen gelernt. Ich bin zur Einsamkeit prädestinirt. Wo ich auch bin, werde ich allein sein.

Siehe an, lieber Heinrich, dieses lange Programm, das ich einem Glückwunsch zu Deinem Geburtstag vorausschicke. Ich hoffe, dieser Tag findet Dich glücklich und giebt Dich von glücklichen zu glücklichen hin. Deine Seele kenne ich nicht anders, als rein, edel und voll des besten Willens. Sie wird ihren Lohn und ihren Kranz davontragen.

Schreib mir, was Du machst. Und was die zu Deiner Seite, die ich auch lieb habe. Wie geht es Euch? O daß ich Euch nicht sah! Auf wieviel Besuch und gemeinsame Freudentage reducirt sich dies ganze Beisammensein auf Erden? Und was macht Schubert? Schreibt mir beide und alles, was Ihr wißt. Nach Wiehe habe ich geschrieben, aber keine Nachricht von da. Es steht doch gut? Von Ferdinand habe ich, seit er in Berlin war, keine Zeile gesehen. Hast Du sein Programm gesehen? Ich schreibe ihm in kurzem.

Leb wohl, mein Bruder! Hab mich lieb. Schließ mich in Dein Gebet! Adieu Selma! Kann Euer Kind wohl verstehen, daß es einen Onkel hat, der es sehr gut mit ihm meint?

L.

Ich habe hier von einem Leipziger gehört, Anton Richter sei todt. Er habe eine Braut gehabt u. s. w. Ich habe es nicht glauben wollen. Sollte unser alter Genoß und trauter Freund so früh hinübergegangen sein? Weißt Du davon?

50. An Heinrich Ritter.

[Wien,] 9. December 1827.

Mein trauter und lieber Ritter,

Dein letzter Brief hat mich, glaubs mir, in mir selber bewegt. Erstens Deine viele Sorgfalt für meine Sachen, die mit so mannigfaltiger Mühwaltung verknüpft ist. Wie kann ich Dir, ich will nicht sagen, hierfür, sondern für alle die Güte und Nachsicht, die Du immer für mich gehabt hast, genugsam danken? Noch bei weitem mehr aber die herzliche Offenheit, mit der Du über Dich selber mit mir bist. Ich fühle es ganz mit Dir und stimme mit Dir überein, daß es besser wäre, sich einfach den Wissenschaften zu widmen, ohne sie lehren zu müssen. Vornehmlich die Philosophie. Du bist hierin mit jemand einig, von dem Du's wohl nicht denken wirst: mit Friedrich Schlegel. Er meint, es sei ganz fruchtlos, jungen Leuten Philosophie vorzutragen, da ihnen der Gegenstand, von welchem man handle, fehle, der das Leben selbst sei. Nur glaube ich, Dir ist das Lehren auch an sich unangenehm; und die Schwierigkeiten, welche die Sache hat, und die wohl ganz unüberwindlich, trägst Du auf Dein Talent über und giebst sie Dir selbst schuld. Mein Freund, ich glaube aber: wer die Wahrheit des Weltzusammenhanges, Gottes und der Welt, sucht, mit eigener Wahrhaftigkeit, wird immer verzweifeln und in der Verzweiflung gerade liegt der Beruf. Ich bin mit einer gewissen Galle gegen die, welche es zu haben glauben, angefüllt. Was sind diese Menschen, wie sie sich auch anstellen, intolerant; alles alleinseligmachende Leute! Sich gegenüber sehen sie nichts, als Mechanismus, Irreligiosität, Atheismus. Als wenn in ihnen allein der Geist wäre, der das Starre flüssig und das Todte lebendig macht. Nein, mein Freund, wohl Dir, daß Du noch verzweifeln kannst, daß Du nicht zu dem besitzenden Geschlecht gehörst, das doch nichts hat, sondern zu dem suchenden, das wenigstens das Wollen besitzt und in der Sehnsucht seinen Schatz ergreift! Und übrigens der Beruf: können wir uns den wohl machen? Sind wir nicht an die bestimmte Stelle mit Nothwendigkeit geknüpft, von da aus wir in die Welt übergehen sollen und werden, was wir auch thun? Ich halt es damit fast, wie in der Geschichtsforschung: fortgelebt; in jedem Augenblick das gethan, was das beste scheint; nicht allzuviel nach dem umgeschaut, was besser sein könnte; eben dies Gott befohlen! Leider beschleicht auch mich oft Mißmuth und bezweifelnde Betrachtung meiner selbst. Ich tröste mich oft da-

mit, daß in der protestantischen Dogmatik der Anfang der Heilsordnung die Zerknirschung ist.

Und wie geht es Dir sonst? Denke nicht, daß mir die Berliner Dinge zu erfahren nicht angenehm wäre. Sie werden zwar nicht alle sein, wie ein gewisser Kuß, den Du so redlich gewesen bist, mir mitzuschicken. Ich sende dafür billig Deiner Guten und Schönen zwei zurück, die Du aber nicht sogleich austheilen mußt; sondern sie soll sie Dir abfordern; sie wird schon wissen, wann. Mir geht es gut. Ich habe das Glück, nicht lehren zu müssen, sondern lernen zu können.

Wisse zuerst, daß bereits seit Wochen auch das Archiv mir geöffnet ist. Es hatte sehr viel Schwierigkeiten. Der Gesandte, der meinen Antrag gemacht, erhielt eine abschlägige Antwort, in aller Form abschlägig: es sei zu neu, was ich suche; es laufe wider alle Regeln eines Archivs, dies einen Fremden benutzen zu lassen u. s. w. Mir war nicht wohl zu Muth. Aber einige Tage darauf beschied mich Gentz auf eine bestimmte Zeit zu dem Fürsten Metternich. Ich traf sie beide. Der Fürst zeigte sich geistreich, lebhaft, offen und zutraulich. Er sieht recht wohl ein, worin es unserer Geschichtskunde mangelt, was aus dem Archiv zu entnehmen wäre, und äußert hierfür großartige Absichten. Wie gütig mich Gentz von Anfang an bis gegenwärtig behandelt hat, kann ich Dir nicht sagen. Nicht selten besuch ich ihn nach Tisch und finde ihn immer wohlgesinnt und mir so behülflich wie damals. Nach dem Gespräche entwarf ich auf einem Zettel ein kurzes Verzeichniß von denjenigen Dingen, die ich zunächst aus dem venetianischen Archiv zu sehen wünschte, ohne Überschrift und Unterschrift. Diesen Zettel hat man dem Archiv herabgegeben, mit der Weisung, mir das Verzeichnete zukommen zu lassen. Und so find' ich mich denn hier mitten unter Manuscripten. Das venetianische Archiv ist zwar bei weitem nicht ganz in Wien — ganz ist es wahrscheinlich nicht mehr in der Welt: zwei Brände haben es bedeutend verkleinert —, und hier ist namentlich sehr wenig von dem, was die inneren Verhältnisse erläutern sollte; allein an Gesandtschaftsberichten, namentlich aus dem 16. Jahrhundert, sind Schätze vorhanden, deren Werth nicht zu berechnen.

Seit dieser Erlaubniß hat sich nun auch mein Nachmittag umgestaltet. Der Bibliothek bleibe ich früh treu; über das innere Venedig, womit ich mich in diesem Augenblick beschäftige, enthalten die Sammlungen des Dogen Foscarini wichtigere Sachen, als das Archiv. Von da gehe ich wohl vor Tisch und nach Tisch auf der Bastei spazieren. Da die Wälle nicht abgetragen, aber wohl mit Alleen be-

pflanzt sind, so sind sie der eigentliche Sammelplatz der schönen Welt zu Mittag, versteht sich an heiteren Tagen. Man sieht sehr reichgekleidete Damen mit Muffen in prächtigem Pelzwerk. Daß sie außerordentlich schön wären, könnte ich nicht sagen. Indeß sieht man sowohl hier als im Theater und Concert manches muntere, frische, kühne und hierdurch reizende Gesicht. Aber was ist es doch in dem Menschengeschlecht, daß die Schönheit so selten ist? Sogar Geist sieht man selten auf einer Stirn.

Was wirst Du sagen, daß ich hier kein Gemälde gesehen? Allein es ist ein Elend in Deutschland. In Berlin eine schöne Sammlung: unsichtbar; in München die Boisserées: verschlossen; hier prächtige Bilder aus Italien und den Niederlanden, ein wahres belvedere im Belvedere: jedoch man baut die Öfen für künftige Liebhaber; gegenwärtige müssen darben.

Nun, ich kann mich trösten: ich hätte jetzt wahrhaftig wenig Zeit für diese Sammlungen übrig. Nach drei Uhr begebe ich mich nach dem Archiv. Hier arbeitet noch Hammer (an den osmanischen Sachen) und ein Herr v. Buchholtz, der eine Geschichte Ferdinands I. schreiben will. Es ist eine völlige Kanzlei: man findet Federn, Federmesser, Papierscheere u. s. w. vorbereitet, hat seinen umzäunten Platz. Gewöhnlich wird es bald etwas dunkel, und ein angenehmer Augenblick ist mir, wenn der Vorsteher ruft: „a Liecht!", worauf der Diener für jeden, der da arbeitet, deren zwei bringt. Ich habe hier bereits gar merkwürdige Sachen gefunden. Einzeln nimmt sich's natürlich nicht sehr aus; ich hoffe, im Ganzen soll es sich doch ziemlich darstellen. Obwohl ich mich verdammt sehe, Fragmente zu schreiben.

Wie geht es Dir mit Deiner Arbeit? Deine Absicht in Hinsicht der Stellung der orientalischen Philosophie weiß ich eigentlich weder zu billigen, noch zu verwerfen. Da Du aber doch die orientalische Philosophie aus anderen, als griechischen Quellen schildern mußt, mithin ihr doch eine gewisse Selbständigkeit und Bedeutung wirst zugestehen müssen, sollte diese Zurückstellung nicht ihre Übelstände haben? Ich bin doch neugierig, was Du aus jenen sonderbaren indischen Urkunden Wahrscheinliches wirst ermitteln können.

Zurück zu meinem Tag! Der Abend ist gekommen. Auf der Straße war es während des regnichten Novembers entsetzlich. Der Regen in den engen Gassen von den Dächern; die Menschen an den besuchten Orten immer gedrängt; vor und hinter einem rasche Wagen, und kaum ist man dem einen ausgewichen, ein anderer. Beschwerliches Gehen, und ich habe immer weit.

Die Gesellschaften haben hier ein eigenes Colorit. Denke Dir: die Männer pflegen hier den ganzen Abend den Hut in der Hand zu behalten; man ist kaum im Stand, Thee zu nehmen. Die Damen sitzen natürlich in weiten Kreisen. Man kann das Vergnügen haben, zu denen, die man kennt, hinzuzutreten und mit ihnen ein Gespräch zu beginnen. Zuweilen habe ich hier wohl einen Anflug von wahrem Geist bemerkt, aber in der Regel — mein Gott! Nachdem der Thee genommen ist, wohlgemerkt, Eine Tasse, beginnt ein wenig Musik. Dann und wann hört man wohl eine volle Stimme oder ein schönes Tirolerlied. Im Ganzen Fadheit, fast alles Rossini. Übrigens parlirt man entsetzlich. Ich glaube, daß das nirgends so arg ist; wie soll man da jemals Deutsch lernen?

Du siehst, daß ich Wort zu halten suche, ob ich wohl nicht ganz in der Laune bin. Aber Mahlzeiten bei vornehmen Leuten, Theater und wie vieles andere sollte ich Dir noch schildern! Ein ander mal! Heute ein herzliches Lebewohl an den Kreis der lieben Drei, die ich vielleicht heute besuchte, wär ich in Berlin. Adieu!

L. R.

Hat sich mit Halle nichts weiteres ergeben? Meine Bücher machen Dir wohl rechte Mühe und Last? Den Wechsel habe ich erhalten und danke Deinem Bruder insonderheit.

51. An Heinrich Ritter.

Wien, 4. Januar 1828.

Ich sende Dir hier, lieber Ritter, meine Quittung für das neue Jahr. Sehr bitt ich Dich, Deine Auslagen davon abzuziehen. Doch fürcht ich fast, dann fällt der Wechsel etwas kleiner aus, als 150 fl. Und so wirst Du das Jahr mit neuen Dienstleistungen für mich beginnen. Dafür wünsch ich Dir auch für dasselbe lauter glückliche Tage, im Genuß der Studien und der ungetrübten Existenz, die Dir Dein Haus darbietet. Freundliche Schmeicheleien schicke ich Deiner Trauten. Ich lege alle Schelmerei ab, indem ich ihr in die guten Augen sehe, und heiße sie meine gute Freundin und küß' ihr die Hand. Dem Kleinen Gedeihen und dem Bruder standhafte Gesundheit ohne alle Frühlings- und Badekuren!

Wundert Dich nicht, daß ich so ernstlich ins Glückwünschen gerathe? Erstlich, wenn ich mich frage, möchte ich fast glauben, es sei mir wahrhafter Ernst mit Euch, einem Verein von guten Menschen,

von dem ich niemals abzulassen vorhabe. Sodann aber mußt Du Dir nicht einbilden, als könne man hier so leicht von einem Jahr ins andere kommen und schlüpfen, wie in Berlin, wo es etwa ist, wie von einem Tag in den andern. Den Neujahrsabend und den Tag selbst kann man vor Carossen kaum die Straße passiren; die Fiakers schlagen auf. Die fast immer offenen Tanzlokale werden geschlossen, weil die Beamten gratuliren müssen: Einer von den im Archiv Angestellten hat 150 Karten ausgegeben; ein anderer behauptet, das Neujahr koste ihm 400 Gulden. Kurz es ist ein Treiben ohne gleichen. Niemand findet man zu Haus. Dies kommt auch daher, weil man alle kleinen wechselseitigen Geschenke, die Weihnachten bei uns bringt, hier nach Neujahr verlegt hat. Weihnachten dagegen feiert man auf andere Weise.

Es ist der Weihnachtsabend, halb elf. Das Dienstmädchen kommt mit dem Licht herein und sagt leise zu mir: Nannette ist draußen. Dies ist die Kammerjungfer der Gräfin. Vergebens betheure ich, daß es noch zu früh sei; Du weißt, diesen Mädchen wird immer die Zeit lang. Sie versichert, sie wolle mich in die Franziskanerkirche führen, wo man schöne Musik machen werde, die ich freilich — denn die Kirchen sind mein größtes Studium nicht — noch nicht zu finden wußte. So gehen wir dahin, enge Kreuzgänge entlang neben einem sogenannten Krippenspiel vorbei (es sind erleuchtete kleine Figuren von der Geburt Christi). Die Kirche finden wir schwach erleuchtet, die Bänke noch nicht ganz besetzt; knieende Mädchen um den Hochaltar — Du kannst denken, daß es mir hier gar bald zu langweilig ward. Ich lasse meine Begleiterin knieen und gehe, eine andere Kirche zu suchen. Leider kenne ich die Straßen nicht recht, gehe so entlang und sehe hellerleuchtete Fenster. Erst als ich nahe kam, erkannte ich den wohlbekannten St. Stephan wieder. Die Kirche prächtig erleuchtet; viele große Kronenleuchter, die Lichter der Altäre. Dazu das Heiligthum dieses bewundernswürdigen Baues. An dem Hochaltar las man Messe. Ich trete in den Chor und nahe dem Gitter des Altars, wenige Reihen vor mir, fasse ich Stand. Man singt, doch nicht eben mit den schönsten Stimmen. Weißbemäntelte erheben sich und knieen nieder. Lateinische Worte, nur einzeln zu verstehen; und zuweilen fällt die Orgel mit kurzem Accorde ein. Unfern auf den Emporkirchen respondirt man zuweilen. Allmählich und zwar bald füllt es sich vor und hinter mir und um mich her. Beide Geschlechter in buntem Gemisch; vornehmlich jedoch von der dienenden Klasse. Etliche machen sich Platz, haben eigene Lichter und lesen in ihrem

Gebetbuch. Mir meines Ortes wird es bald unbehaglich. Man wird gestoßen; der steinerne Fußboden ist außerordentlich kühl; der Geruch der Umherstehenden an und für sich nicht lieblich, zuweilen nicht wenig verstärkt: o, dacht ich, wer wieder bei den Franziskanern wäre! Aber hier schien kein Fortkommen. Dicht gedrängt standen die Scharen, für mich unabsehbar. Plötzlich indeß nehm ich etwas entfernt drei starke Männer wahr, die sich einen Weg durch die Menge bahnen. Ich eile bis zu ihnen vorzudringen und es wird mir schwer genug. Darauf, hinter ihnen her, gelangte ich aufs leichteste, wie ein kleines Boot hinter dem Schiff, vorwärts; nur daß die Wellen gleich hinter mir wieder schlossen und meinen Mantel und Hut in nicht kleine Gefahr brachten. Die Gänge der Kirche waren noch gut zu passiren. Ich gehe sie ganz durch: im Gefühl meiner Befreiung genieße ich noch einmal des herrlichen Anblickes dieser von tausend Lichtern erhellten Säulengänge. Dann die Straße, die ich mir gemerkt hatte, zurück. Es war gegen zwölf, die Straße ganz mit Menschen erfüllt. Alles läuft hin und her, zu der einen oder der anderen Kirche. Nun kam ich zu den Franziskanern zurück. Auch hier alles voll; jedoch tönt von dem Chor die nicht üble Musik. Es sind doch zuweilen Töne, welche in den Saiten, die in der Jugend von dieser Art Verehrung angeschlagen wurden, eine Erinnerung wieder ertönen machen. Jetzo vertieft ich mich in Betrachtungen, die am Ende dahin ausgingen, daß diese Geburt allerdings würdig, in aller Welt begangen zu werden.

Sieh, welch ein Schwätzer ich bin! Ich hoffe, wenn ich den Brüdern langweilig werde, so hört mich die Schlesierin noch immer gutmüthig an.

Was Du mir von Leo schreibst, thut mir leid, so wenig dieser Mensch mein Freund ist; seine Person ist mir doch werth. Schreib mir, was Du Näheres davon hörst. — Deinen Entschluß in Hinsicht der Stellung der orientalischen Philosophie muß ich allerdings billigen; doch weiß ich nicht, ob es die Welt thun wird. Hast Du denn das Buch von Windischmann gesehen? Der erste Theil enthält — was? — die chinesische Philosophie und ist sehr dick. Was sagst Du zu der Opposition Franz Baader's gegen Hegel? Sie sind doch fast Einer Richtung, nur in verschiedenen Irrgärten.

Du vermuthest mit Recht, daß ich noch kein Ende meiner Peregrination absehe. In votis ist, wenigstens auf den Sommer wegzubleiben; schon damit die Aufgabe des Winters wirklich etwas nütze. — Wolltest Du mir wohl einen Gefallen thun und Dich über die

Verhältnisse der künftigen Direction einer in Berlin zu errichtenden Missionsschule erkundigen? Hengstenberg hat sie meinem Bruder in Rückersdorf angeboten. Sie soll von der Missionsgesellschaft abhängen. Ich würde es für ein großes Glück halten, meinen Bruder in Berlin zu haben. Schreib mir, was Du darüber irgend authentisch erfahren kannst. Denn gewiß will ich für alles nicht, daß er sich lange mit falschen Erwartungen quält. Du mußt also auch von jemand anders, als von Hengstenberg, Auskunft darüber suchen. Vielleicht weiß Lancizolle darum, oder sonst ein Frömmerer (ist comparativus). — An Perthes muß ich schreiben, wie sich versteht; doch wäre mir lieb, wenn beiliegender Zettel den Schade zur Ausantwortung des Schreibens an Dich vermöchte. Obwohl nicht viel darin stehen wird, außer gewissen Anmahnungen, so möcht ichs doch eher wissen, als ich schreibe. Übrigens bin ich gesund und es geht mir gut. Verzweiflungen, Entschlüsse, Lernen, Vorarbeiten, schöne Frauen u. s. w. So geht der Tag und Abend dahin. Adieu, Adieu. Schreib mir bald.

L. R.

52. An Heinrich Ritter.

Wien, 6. Februar 1828.

Lieber Freund,

ich bin beinahe mißvergnügt, daß die an sich so guten Nachrichten und Briefschaften, die Du mir gesendet hast, mich nöthigen, meine Gedanken von angenehmeren und wichtigeren Gegenständen weg auf meine eigenen Angelegenheiten zu richten.

Indem ich dies thue, so finde ich aber: 1. daß ich in einer kleinen Stadt so gut wie in einer großen leben und meine Geschichte verfassen kann, daß das ganze Berlin für mich in fünf bis sechs Menschen besteht 2c.; 2. daß es höchst nothwendig ist, daß ich aus dem mißlichen Stand meiner Finanzen herauskomme, wo ich jeden Gulden erst darauf ansehen muß, ob ich ihn auch ausgeben darf — und diese beiden Momente sind denn für Dorpat. Ich glaube nicht, daß es sich in Rußland schwerer lebt, als irgendwo anders. Auch Dorpat ist deutsch. Es kann mir nützlich sein, jene Provinzen durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Dort bleiben zu müssen, fürchte ich so wenig, wie Du. Und am Ende was ist es? Nach fünfundzwanzig Jahren wäre man sein eigener Herr. Erlebt man dies, so hat man ein ganz freies Alter zu erwarten.

Nun finde ich aber weiter, daß zu meinem Leben zwei Dinge

gehören, die ich unmöglich entbehren kann: Gelegenheit zu reisen und die handschriftlichen Quellen der neueren Geschichte zu studieren, und sodann Bücher. Der Hauptanstoß bei Dorpat ist die kleine Bibliothek. Es ist klar, daß ich damit nicht auskommen kann. Was ist also zu thun? Ich habe bereits an Ewers geschrieben; ich habe mich weder geneigt noch abgeneigt bezeigt, sondern ihm einige vorläufige Fragen vorgelegt, unter denen vornehmlich zwei: 1. ob ich noch zwei bis drei Semester auf Reisen bleiben könne; 2. ob ich nicht dabei den Auftrag erhalten könne, die Dorpater Bibliothek im Fach der mittleren und besonders der neueren Geschichte etwas zu vervollständigen. Ich getraue mir, die urkundlichen Schriften für die neuere Geschichte für nicht allzuviel Geld zusammenzubringen. Und damit wäre mir geholfen. Schlägt man mir dies ab, so gehe ich schwerlich. Wofern man mirs gewährt, so wäre es doch möglich.

Indessen ist meine eigentliche Hoffnung trotz alledem, in Berlin zu bleiben oder höchstens nach Bonn zu gehen. Ich denke nicht, daß man mich so leicht wird laufen lassen, wenn ich es nur recht anfasse. Aber eben da liegt's. Ich kann nicht gut an den Minister schreiben, weil der Antrag doch noch nicht eigentlich offiziell ist. Die Sache liegen lassen, geht auch nicht. Ich kann nicht wohl mit einer fremden Regierung in einer Art von Unterhandlung stehen, ohne daß es meine eigene weiß. Ich werde daher morgen einen Brief an Schulze (schon geschrieben) durch die Gesandtschaft abgehen lassen; auch denke ich noch an Humboldt zu schreiben. Durch diese werde ich dann auf jeden Fall hören, was ich zu erwarten habe.

Aber hierbei sollst Du mir auch ein wenig behülflich sein. Da mir das Ministerium geschrieben hatte, ich möchte mich im Anfang des gegenwärtigen Jahres um eine neue Unterstützung bewerben, habe ich dies gethan. An Schulze habe ich apart geschrieben, ob ich wohl noch künftiges Semester wegbleiben und nach Rom und Venedig gehen zu dürfen Hoffnung habe; seine Meinung möge er Dir eröffnen. Da nun zu vermuthen, daß mein neuer Brief ziemlich zu der nämlichen Zeit an Schulze gelangen wird, wenn dieser an Dich, so würde ich Dich bitten, zu sehen, wie Du ihn in einigen Tagen sprechen kannst. Du könntest ihn fragen, ob es besser sei, daß eine ordentliche Ankündigung meiner Vorlesungen in den Katalog komme (wie ich eine beilege), oder die gewöhnliche Anzeige, wenn jemand abwesend ist. (Wider jenes nämlich ist die neue Täuschung der Studierenden.) Sollte er dann von Dorpat nichts sagen, so würde ich nicht für nothwendig halten, daß Du davon anfingest. Durch Humboldt und Varnhagen hoffe ich schon Antwort zu bekommen.

Thätest Du mir wohl den Gefallen, einmal nur um neun im Professorenzimmer zu warten, bis Hollweg kommt, mich zu entschuldigen — daß ich ihm nichts gemeldet, weil ich geglaubt, der Minister thue dies, und weil ich auch den Urlaub erst spät empfangen — und ihn wegen der Aufnahme meiner Anzeige in den neuen Katalog zu befragen? — Soviel bürde ich Dir auf, daß ich Dir nicht auch wegen meines Bruders Aufträge geben will. Mir genügt im ganzen, was Du mir geschrieben hast; das einzige, was ich etwa von anderen als von Hengstenberg zu erfahren wünschte, wäre, ob man ernstlich entschlossen ist, ihn zu wählen. Indeß will ich erst seine Antwort auf Deine Nachrichten abwarten. Für die danke ich Dir sehr. — Daß es Dir mit Deinen Wünschen so mißlungen ist, davon weißt Du, wie sehr es mir leid thut. Ich kann indeß nicht glauben, daß es Dir nicht auf die letzt doch selbst in Berlin gelingen sollte. Vielleicht bläst bald ein veränderter Wind in Deine Segel, ohne daß Du fremde Meere suchen müßtest. Vielleicht bleiben wir beide, und Gott giebt uns noch einige gute Jahre zusammen. Er gebe sie!

Dein L. R.

Versteht denn Euer Kleiner, wenn Ihr ihn von dem Pathen grüßt? Versucht es. Doch vor allen seien die gegrüßt, die es verstehen, Bruder und Gemahlin. Deinem Bruder danke ich für seinen Rath; ich habe ihn zum Theil schon befolgt. Natürlich wünsche ich, daß die gesammte Partikularität dieser Sache unter uns bleibe. Den Wechsel habe ich bekommen und danke bestens. Mit der Verwaltung des Vermögens bin ich höchlichst zufrieden. Sende doch beiliegendes Billet an F. v. R[aumer].

53. An Heinrich Ranke.

Wien, 24. Februar 1828.

Mein lieber Heinrich,

was mich in Deinem Briefe am meisten und lebhaftesten bewegte, war, wie Du Dir leicht denken kannst, die Hoffnung, die Du mir mittheilst, daß wir einmal zusammenleben könnten, Deine Hoffnung nach Berlin. Ich habe mich sogleich nach der Lage der Dinge genauer erkundigen lassen. Und gewiß würdest Du wegen der Wirksamkeit, die Du erlangen könntest, glücklich zu preisen sein. Eine Wirksamkeit für die Welt. Den unglücklichen, verwilderten, entmenschten Geschlechtern, die am Ende fähig sind wie wir, mit der Wahrheit, die das Evangelium enthält, zugleich Bildung und höheres Leben darzubieten, welch

ein glorreiches Ziel! Wer dazu auch nur das mindeste beiträgt! Jedoch, da Du schon öfter erfahren hast, daß man unter ungünstigen Verhältnissen auch beim besten Willen nichts bewirken kann und seine Jahre unnütz vergeudet, so würde ich Dir rathen, mit allem möglichen Bedacht zu Werke zu gehen. Leider sind die Verhältnisse besonders durch den Dr. Rückert, der Herkommen, Geld und halb und halb eine Entscheidung des Ministeriums für sich hat, in hohem Grade verwirrt und verwickelt. Das Unternehmen ist ein durchaus privates. Wer weiß, welchen Einfluß jener R. über ein künftiges Comité sich verschaffen, welchen Widerstand er allen Deinen Bemühungen entgegensetzen könnte? Wäre ich in diesem Fall, so würde ich auf die strengste Sicherheit dringen, besonders wenn ich nicht allein für mich zu sorgen hätte. Thue nur ja keinen Schritt ohne die Genehmigung Schubert's, der in diesen Sachen wohl der beste Entscheider ist, da er alle Deine Bedürfnisse, geistige und andere kennt, Deine Wünsche und Deine Ansichten theilt.

Wie klingt denn dies? Sieht es nicht fast aus, als riethe ich ein wenig ab? Nein, mein lieber Heinrich. Wie glücklich wäre ich, wenn wir mit einander leben könnten, vielleicht unser ganzes übriges Leben, und das in wahrer Herzenseintracht! Ich denke mir aus, daß ich mit Euch essen, vielleicht wohnen und halb und halb mit Euch leben würde, wenn Ihr mich haben wolltet. Wie schön könnte das sein! Zwar würden wir in unsern Bestrebungen auseinandergehen, und ich würde neben der heiligen Schrift als ein Profanscribent erscheinen; allein man hat immer behauptet, daß die lebendige und innerlich wirksame Weisheit in beiden nicht so weit von einander entfernt sei als es scheine, und wir wollten zuerst Toleranz an einander ausüben. O, es wäre einer der größten Glücksfälle, die ich erleben könnte. Und Deine Selma! An mir soll sie zugleich Freund und Freundin, und das Kind einen Gespielen haben. Aber ich glaube immer, daß sie sich mit der Frau Professor Bleek, mit Schleiermacher's Töchtern, mit der ältern Fräulein Reimer und vielleicht mit der Frau Professor Ritter sehr wohl verstehn würde. Und wie viele andere würde sie finden! Bei alledem muß ich doch vor allem wünschen, daß Dir dort eine ruhige, heitere und für die Welt förderliche Existenz gesichert werde.

Du siehst, wie sehr ich darauf zähle, in Berlin bleiben zu können. An München denke ich nicht mehr. Daß der König mir einen Mann, wie Görres, vorgezogen hat, finde ich sogar billig und höchst vernünftig. Ein solcher Mann soll, wie mir scheint, weder im

Ausland leben noch Noth leiden. Ich kann nicht fürchten, daß seine Wirkung phantastisch oder fanatisch werden sollte. Indessen wer weiß, wohin mich das Schicksal noch einmal verschlagen wird? Leider stehe ich in Berlin so gering (und man braucht dort viel Geld), daß ich mich eigentlich ein wenig fürchte, in die alte Armseligkeit zurückzukehren. Da kommt mir eben ein Antrag von Dorpat mit 1400 Rthlr. sächs. Gehalt (außer den Honoraren), erblichem Adelstand ꝛc. Ich habe an einer großen Stadt auch weiter nichts, als die Bibliothek; ich muß mir sagen, daß wenn ich von Zeit zu Zeit Freiheit hätte, zu reisen und die für die europäische Geschichte wichtigsten Manuscripte und Bücher zu lesen, ja vielleicht selbst zusammenzubringen, daß es mir dann im Grunde einerlei sein kann, in welchem Winkel der Erde ich hause. Man sagt mir, es sei dort übrigens angenehm. Einige Zeit in der Mitte der nordischen Welt zu leben, könnte auch nicht schaden. Ich hoffe jedoch, so weit soll es nicht kommen.

Hier geht es mir fortwährend gut. Noch habe ich keine ernstliche Lust, zu den Sommervorlesungen nach Berlin zurückzukehren; vielleicht, wenn ich dürfte, bliebe ich erst noch eine Weile hier und ginge dann der Silber- (oder Kobold-) ader meiner Manuscripte weiter in Venedig und Rom nach. Aber alles ist ungewiß. Sobald ich etwas wissen werde, melde ich Dirs. Wahrscheinlich ist indeß auch Dein Geschäft weiter gediehen. Gott gebe Dir seinen Segen. Adieu! Tausendmal grüß' ich Euch alle drei.

L.

Schreibst Du nach Wiehe, so melde doch, daß ich wohlauf sei und schreiben würde, sobald ich in Erfahrung gebracht hätte, ob ich zu Ostern zurückkommen muß oder nicht.

54. An Heinrich Ritter.

Wien, 22. März 1828.

Mein lieber Freund,

Deine Briefe haben immer etwas Entscheidendes berichtet. Ich danke Dir für den Dir vielleicht nicht ganz leichten und angenehmen Weg, den Du neulich für mich gemacht hast. Wenigstens ist der Erfolg desselben fürs erste von Bedeutung gewesen. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr mich die Nachricht über C. geärgert hat. Da sie augenscheinlich richtig war, habe ich auch nicht lange gefackelt. Zwar

ließ sich in diesem Fall wohl eine günstige Entscheidung hoffen; doch ein so bestimmter Antrag und noch eine Concurrenz! Man wirft oft den Professoren vor, daß sie bei solchen Gelegenheiten nicht allzusauber verfahren. Diesmal aber that es die Universität. Ich habe also gar bald an E[wers] geschrieben: daß ich ihm für seine gute Meinung danke, aber weiter nicht berücksichtigt zu werden wünschen könne. Ich möge nicht concurriren u. s. w. Unserem Minister habe ich geschrieben, daß ich diesen Antrag, den ich beigelegt, völlig abgelehnt habe u. s. w. Darauf wird nun freilich nichts erfolgen und die Sache wird sonder Zweifel bleiben, wie sie ist; obwohl ich die Miene angenommen, als hoffe ich gar viel. Zufrieden bin ich, daß die Sache abgethan ist. Dergleichen Händel sind höchst verdrießlich. Man denkt daran, man sinnt sich die Möglichkeit einer neuen Existenz aus; man denkt an Geld und Gut und an sich selber. Welch eine Plage!

Übrigens sagt mir Morgenstern, der gegenwärtig hier ist und mit dem ich erst Bekanntschaft gemacht habe, nachdem ich völlig abgelehnt (der fing zuerst von E. an), daß ihn dieser in Halle gefragt, ob denn jene Professur noch nicht besetzt sei, daß ohne Zweifel, wenn ein förmlicher Antrag an ihn geschehen, was er sehr bezweifele, dieser von ihm herbeigeführt und bloß formell sei, weil man einmal gewohnt sei, mehrere auf die Wahl zu bringen. Dies alles erschüttert aber meine Meinung nicht, daß ich die Sache gut gemacht habe. Auch sehe ich selbst aus dem, was Morgenstern lobend anführt, daß man dort auf jeden Fall eine sehr beschränkte Existenz haben wird. Was sagst Du dazu, daß E[wers] selbst, weil er Geschichte liest, die Besetzung der Stelle gar nicht mehr wünschen soll, wie man sagt?

Genug davon. Trotz der geringen Beihülfe habe ich doch große oder die größte Lust, nach Italien, wenn nicht eigentlich zu gehen doch zu sehen. Ich kann in keiner Stadt, wo ich nur eine kleine Weile bleibe, viel mehr brauchen, als hier. Was will die Reise so großes kosten? Auf andere Zuschüsse rechne ich auch noch. Unter anderem hat sich Perthes von freien Stücken den Rest des Honorars zu zahlen erboten.

Da ich in ferneren Urlaub keinen Zweifel setze (das vor nicht allzulanger Zeit, sogleich mit einem Wechsel angelangte Schreiben des Ministeriums redet ziemlich deutlich davon und ich habe seitdem ausdrücklich geschrieben), da ich von hier aus einen Paß bekommen kann, sodaß kein großer Verzug nach angekommenem Urlaub eintreten wird, so ist eigentlich meine Absicht, gegen Ende April, circa den 20., nach

Venedig zu gehen. Dringende Arbeiten in dem Archiv, welche schlechterdings vorher gemacht sein müssen, halten mich bis dahin zurück. Was aber weiter, weiß ich selber nicht. Mai, Juni und auch Juli hat man von den Lagunen nichts zu fürchten. Ich kann also in Venedig bleiben, falls ich da viel zu thun finde. Nur ist das Übele, daß darauf die Ferien der Bibliotheken in Italien eintreten (wenigstens September und October, oft auch August), sodaß bloß in Privatbibliotheken und Archiven etwas zu thun sein könnte. Ich dachte, die heißen Monate in Mailand oder Florenz — von dessen Bibliotheken ich nicht weiß, ob ihre Ferien auch alsdann eintreten — zuzubringen, oder vielleicht, um zu schreiben, in irgend eine kühle Berggegend zu flüchten, spät nach Rom zu kommen, Neapel nur zu sehen, ohne da zu arbeiten. Soviel ist gewiß, daß es für mich unerläßlich ist, hinzugehen. Literarische Notizen werden sich auf jeden Fall sammeln lassen. Die Anschauung aber ist das, wonach ich das meiste Verlangen habe.

Welcher Genuß es mir sein würde, auch nur einen Theil dieser Reise mit Dir zu machen, kann ich Dir nicht sagen. Du machtest mir neulich einige Hoffnung. Fasse einen muthigen Entschluß und bestimme einen Ort, wo wir uns Anfang August treffen können. Dann würde, solang Du da wärst, das Reisen und Sehen die Hauptsache werden und erst, wenn wir uns getrennt hätten, würde ich wieder an die Bibliotheken denken. Überlege die Sache, mach einen Anschlag und gieb mir einen Rath. Ich dachte, die letzten Monate des Winters wieder hier zu sein, das Angefangene — das ist die Excerpte, nicht zu meiner zweiten Arbeit, denn damit komme ich jetzo zu Stand, sondern zu einer etwanigen Fortsetzung meiner ersten — zu vollenden. Du könntest vielleicht über München nach Mailand reisen. Schon unterwegs können wir einen Ort der Zusammenkunft bestimmen. Vielleicht kann es noch im Juli sein. Bis Ende October hättest Du Zeit. Deutschland freilich muß man mit der Eilpost durchschneiden. — Ich würde Ostern 1829, wenn wirs erleben, wieder in Berlin sein.

So vertiefe ich mich in diese Träume. Werden sie wohl wahr werden? Wie geht es übrigens? Ich habe aus einer Ankündigung von Perthes gesehen, daß es mit Deiner Geschichte der Philosophie schon bis zur Aussicht auf baldige Herausgabe gediehen ist. Erlebe Freude daran! Wenn Du mit den Pythagoräern Widerspruch erweckt hast, so ist das doch auch zugleich dem allgemeinen Interesse der Gelehrten an dergleichen Gegenständen zuzuschreiben und hat also eine ganz erfreuliche Seite.

Die Dedication Stenzel's[1]) habe ich mit nicht weniger Verwunderung gelesen. Wie hängt es doch so genau zusammen, den Mund so voll nehmen, und innerlich nicht die Fülle des Geistes haben! Aber doch sehr gut gemeint. Nur welch ein Schluß! Wer wird, meine ich, seine Wünsche drucken lassen? Übrigens habe ich das Buch noch nicht so lange in Händen gehabt, um eigentlich darin lesen zu können. In wenigen Tagen verspricht man mirs aber.

Von Fürsten und Völkern ist eine kleine Anzeige in den Jahrbüchern von Pölitz, Februar. Daran ist ganz gut, daß der Autor mit der Unfruchtbarkeit oder den seltenen Früchten meiner Schriftstellerei ganz zufrieden ist, und es kann mir lieb sein, daß das Buch hie und da einen gewissen Enthusiasmus zu erwecken fähig ist. Aber damit man nie mit einer Recension zufrieden sei, sind da ein paar Stellen hinzugefügt, deren ich mit Erschrecken ansichtig geworden bin. Wie dieser Recensent denkt, ist der Sinn jenes Buches schlechterdings nicht; vielmehr eher das Gegentheil und lauter Loyalität. Da ich nichts dafür kann, muß ichs nun schon passiren lassen. Ich wünsche nur, daß nicht Haß hieraus und aus dem Lobe Neid hervorgehe. Wer mag wohl der Recensent sein? Doch was kümmerts mich? Bei Stenzel's Buch ist Pölitz unverkennbar.

Obwohl dieser Brief etwas über Hals und Kopf geschrieben ist, nimmst Du das doch nicht übel. Es ist, als spräch' ich mit Dir. Würdest Du mir wohl rathen, bis den Juli hier zu bleiben? Und auf den Fall, daß Du kämest, bis November die Reise zu machen und alsdann erst in den Bibliotheken zu arbeiten? Ich denke, ich bekomme baldige Antwort von Dir. Über meine Angelegenheiten wirst Du schwerlich etwas hören. Auch fürchte ich mich vor der Entscheidung beinah mehr, als ich davon hoffe.

Ich grüße Dein Kind, dessen Gedeihen mich von Herzen freut, und vor allem seine Mutter, die liebe und gute. Ich wollt' ihr wohl Selma zur Gesellschaft wünschen. Ist Dein Bruder ganz gesund? Seid alle gegrüßt. Dein L. R.

55. An Heinrich Ranke.

Wien, 16. [bis Ende] April 1828.

Mein lieber Heinrich,

noch bin ich hier, und zu meinem italienischen Vorhaben rüste ich mich nicht einmal. Ich erwarte indeß täglich auf ein Gesuch um

1) G. A. H. Stenzel hatte seine „Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern" H. Ritter gewidmet.

ferneren Urlaub endlichen Bescheid. Dann werde ich etwas beschließen. Obwohl ich den Sommer nicht wenig fürchte. Hier fängt es indeß an schön zu werden. An den niedrigsten Gesträuchen und den höchsten Wipfeln der Bäume meldet sich das junge Grün, und die Kastanien auf den Spaziergängen schlagen aus. Ich habe hier einen schönen und einsamen Spaziergang: in dem Prater, hart an der Donau; es ist eine Art Damm, zu beiden Seiten mit schlanken Bäumen eingefaßt, die sich wohl, wenn alles grün wird, darüber zum Dache wölben werden; sie bilden einen kleinen Wald mit Wiesen und frischem Rasen. Wo sie unterbrochen werden, hat man die Aussicht nach dem Wasser und jenseit der Donau nach den Bergen. Darüber geht die Sonne unter. Die Berge stehen dunkelblau. Ihre Umrisse treten gegen das Abendroth scharf hervor. Die Donau hat starke Fluth und über ihre ganze Breite hin ist sie von der untergehenden Sonne beleuchtet. Die Luft ist still. Ferne hört man aus den besuchteren Theilen des Praters Hörner und Trompeten. Kinder aus einem nahen Hause laufen den Damm herauf, das kleinere auf dem Fußsteig, das größere aber klettert gerade bergauf. Da ist Dein Bruder glücklich, mein lieber Heinrich. In dem Gefühl irgend einer Wendung der Weltschicksale, oder der Entwickelung eines einzelnen Lebens, wie ichs den Tag über betrachtet habe, bin ich hinausgegangen. Wo die Zerstreuung der Mannichfaltigkeit weicht, wo wir das ganze Dasein auf einmal in uns fühlen, Gottes und der Natur, und der Welt, und unser eignes, da ist uns erst recht wohl; da bin ich denn.

Ihr Beiden habt das nun auch so und habts noch anders, eins in dem andern. Glaub mir nur Heinrich: was ich so sehe und lese, erfüllt mich nicht so ganz, daß ich nicht oft, und vielleicht öfter als sonst, eine träumerische Sehnsucht, eine geheime und klagende Begierde nach einer wahrhaften inneren Gesellschaft haben sollte. Wo ist diese auf der Welt für mich? Mit wem ich auch reden, wessen Bücher ich auch lesen mag, von wem ich durch den Ruf eine — nun ich will nicht zuviel sagen, aber gewiß ist es, daß ich mich anders gesinnt finde, als die Welt um mich her, und einsam, sobald ich darüber zum Bewußtsein komme. Ich denke mir oft: weil wir uns auf Erden so wenig verstehen, so mag es auch wohl vielen andern so sein. Einer versteht uns alle. Zu ihm heben wir unsere Augen empor. In ihm werden alle unsere Gedanken lauter und wahr werden und alle ihre Feindseligkeit beigelegt.

Sage mir doch, hast Du nichts weiter von Berlin gehört? Ich sollte doch denken. Nach dem, was mir Ritter aus Erkundigungen

meldete, die er von Strauß eingezogen, war die Sache nicht so gar verzweifelt, und wenigstens die Absicht, Dich zu berufen, gewiß. Auf jeden Fall freue ich mich in Deine Seele, daß es Dir auf dem Dörfchen so wohl gefällt. Ändern wirst Du freilich einmal müssen. Ich wünschte Dir, daß Du nur so ändern müßtest, wie es dann den größten Theil des Lebens Bestand haben kann.

Mich wirst Du wohl, wenn Du nach Berlin kommst, noch dort finden. Nicht lange, nachdem ich Dir geschrieben hatte, habe ich mich kurzweg entschlossen, mit Dorpat nicht länger zu unterhandeln. Viele Gründe. In Berlin eine gewisse Freiheit; an einer kleinen Universität ein enges Angefesseltsein an die bestimmten Vorlesungen, Stunden u. s. w. Dort noch einige Freunde, andere möglich, selbst Du, die Eltern, alle, mit denen ich jemals gelebt, bald zu erreichen; in Dorpat welche Entfernung, welche tiefe Einsamkeit, keine rechten Bücher, wer weiß, was für Professoren! Genug, so ist es denn unterblieben. So lang ich noch nicht entschlossen war, lags wie ein Stein auf meinem Herzen. Sowie ich Beschluß gefaßt und Briefe geschrieben, ward ich froh und guter Dinge. Heute erhalte ich auch eine Belobigungsschrift unsers Ministers dafür sammt trefflichen Versprechungen. Das Beste ist, und dies halte ich in der That für sehr viel, daß er mir selbst, wie er sagt, die Verlängerung meines Urlaubes anheimzugeben kein Bedenken trägt. Wolle ich nach Venedig und Rom, so fordert er mich auf, ihm die Summe, die ich bedürfe, namhaft zu machen, damit er Allerhöchsten Orts auf die Bewilligung derselben antrage. Dies sind alles gar treffliche Sachen.

Ich werde nun noch eine Weile hier bleiben. Ist es irgend möglich, so werde ich noch im Mai Venedig zu erreichen suchen. Das Land fürchte ich freilich und zumal die Hitze. Es ist nun aber einmal mein Amt, mein Beruf. Ich weiß, daß ich hierzu auf der Welt bin, und so will ich es wagen. Selbst auf den Fall, daß es mir wie Raumer's mineralogischem Freunde ergehen sollte. Wenn indeß andre erst im Juli oder August nach Italien gegangen sind, um ihre Gesundheit herzustellen, was soll mir ein Juni dort anhaben? Über meine Zukunft hast Du Vorstellungen, die ich nicht eigentlich theile. Staatsämter reizen mich nicht, da sie nur selten Bedeutung geben. Untergeordnet ist man Maschine in fremder Hand. Mein Ehrgeiz ist nicht so groß. Im Genuß alles dessen, was die Menschen Edles und Großes hervorgebracht haben, in meinem Gott zufrieden, wünsche ich zu leben. Die Entdeckung der unbekannten Weltgeschichte wäre mein größtes Glück.

Ich glaube, daß auch Du das Deine dazu beitragen kannst und wirst. Über die ältesten Weltverhältnisse, deren einzige Urkunde, wie ich glaube, die Bibel ist — ich meine schon darum, weil alle andern Denkmale in Schriften entweder unverständlich oder notorisch später sind — herrscht eine unglaubliche Verwirrung der Begriffe. Wann sind die mosaischen Bücher geschrieben? Ist die Verfassung, die sie schildern, jemals vorhanden gewesen, und wann? Unzählige andere Fragen sind noch nicht so beantwortet, daß die Sachen evident wären. Und wäre die Evidenz wohl unmöglich? Von meinem alten Widersacher Leo ist eine jüdische Geschichte erschienen, voll Geschwätzes, fußend auf de Wette und Vater, übrigens nur auf eine fade Weise politisirend. Soll man sich mit dergleichen Zeug begnügen?

Von Wiehe habe ich gestern Briefe. Ferdinand hat Ernsten nach der Pforte gebracht. Er hat die Schulbücher für ihn gekauft und ist bei seinem Examen gewesen. Ernst scheint viel lernen zu wollen; Gott behüt ihn! Ferdinand hat ein Programm über den Cornel drucken lassen — sahst Du es? Darum war er im vorigen August in Berlin — und hat eine Recension über Süvern's Schrift von den Wolken des Aristophanes gemacht. Jeder nimmt seinen eigenen Weg. Er ist und bleibt doch ein herzlich guter Junge.

Meine liebste traute Selma, schön grüß ich Dich. Mein Gott, wie gern wär ich einmal bei Euch! So einmal Herbstferien zwischen Wiehe und Rückersdorf theilen, welch ein Glück! Und ein andermal ganz bei Euch. Gewiß geschieht es noch einmal. Indeß behüte Dich Gott in den schweren Tagen, die Dir bevorstehen. Du bist ein Engel für unsere ganze Familie. Beide lebt wohl! Euer Kindchen dazu: — habt mich in gutem Gedächtniß. Schreibt Ihr mir bald, so kann der Brief mich wohl noch hier treffen — schlecht gesagt! so wird er mich noch hier treffen. Ein Brief von Euch ist mir ein rechter Trost.

Geschlossen 23. April, wo die Bäume schon alle ganz grün waren.

Euer L.

Verzeih, daß dieser Brief noch eine Weile gelegen. Ich wollte auch an Schubert schreiben und ward gestört. Indessen ist freilich alles grün geworden und der volle Frühling da. Indessen habe ich eine teuflische Recension des Leo über mein erstes Buch bekommen und nothgedrungen beantwortet [1]). Indessen hat man in Berlin ausge-

1) S. den Abdruck der Antwort unter Abtheilung IV dieses Bandes.

breitet, ich würde katholisch. So fängt auch mich der Sturm des Lebens (zuerst der Lüge) anzublasen an. Es ist nun nicht anders. Lebt wohl Beide. Regnier-Christ von Basel war hier. Er hat mich mit vieler Beschwerlichkeit aufgesucht. Ich habe einen merkwürdigen und guten Mann an ihm zu finden geglaubt. Die Basler Schule hat er noch immer im Sinn. Insonders läßt er Dich grüßen. Er ist nach Berlin.

Ist denn unser Dürr noch in Nürnberg? Grüße ihn tausendmal von mir. Seine Mutter und seine Schwester habe ich in Berlin einigemal gesprochen. Sage mir doch, was er jetzt vornehmlich treibt. Er hatte immer etwas Besonderes vor.

56. An K. H. L. Pölitz.

Wien, am 25. April 1828.

Ew. Wohlgeboren

gütige und für mich ehrenvolle Einladung vom 7. Februar, an einer auf so gemäßigten und vernünftigen Grundsätzen basirten Zeitschrift, wie die „Jahrbücher für Geschichte und Staatskunst" Theil zu nehmen, hat einen etwas weiten Weg machen müssen, um mich anzutreffen. Erst vor sehr wenigen Tagen habe ich sie in die Hand bekommen. Sie ist mir um so erfreulicher gewesen, je mehr ich überzeugt bin, daß nur Mäßigung und Zusammentreten wohlgesinnter Männer uns Deutsche vor dem Despotismus der einseitigen Theorie beschützen kann. Viele wollen, statt ihre politische Meinung auf Historie, das ist Erforschung der Thatsachen zu gründen, vielmehr die Geschichte durch die Meinung beherrschen; ein Unternehmen, welches alle Freiheit der Wissenschaft vernichten würde, wenn es gelänge. Ich denke, daß auch Ihre Zeitschrift dem entgegentreten wird.

Was nun mein Mitwirken zu einem so löblichen Zweck betrifft, so bin ich freilich in einer eigenen Lage. Ich befinde mich auf einer wissenschaftlichen Reise, welche den Zweck hat, für die Geschichte der neueren Staaten, besonders von Südeuropa, noch unbekannte Quellen aufzusuchen und zu benutzen. Hierdurch wird mein ganzer Tag von früh 9 Uhr bis Abends 6 Uhr hingenommen, und die Nebenarbeiten, welche jene Nachforschungen nöthig machen, nehmen die wenigen übrigen Stunden in Anspruch. So bin ich eigentlich fast unfähig, irgend eine neue Verpflichtung einzugehen. Genehmigen Sie daher, mich stillschweigend als ein Mitglied Ihrer Gesellschaft anzusehen. Sollte mir möglich sein, eine kleine Abhandlung in Ihrem Sinn zu verfassen,

sollten mir vielleicht die neuen Quellen, mit denen ich täglich umgehe, selbst hiezu einen geeigneten Stoff darbieten, so werde ich nicht verfehlen, Ihnen davon Anzeige zu machen und um die Aufnahme einer kleinen Arbeit zu bitten. Die Wahrheit zu sagen: ich möchte das Recht haben, ohne der Pflicht unterworfen zu sein.

Mit der vollkommensten Hochachtung
Ew. Wohlgeboren
gehorsamer Diener
Dr. Leopold Ranke
Professor aus Berlin.

57. An Gotthilf Heinrich Schubert.

[Wien, Ende April 1828.]

Mein lieber Vater, Bruder und Freund Schubert.

Hab Dank für das Buch [1]), das Du mir gesandt hast. Ich habe es mit völliger Vergegenwärtigung Deiner Person, Denkweise und Begegnisse ganz durchgelesen, und wollte nur, es ginge sogleich auch durch Italien. Denn daselbst will ich in kurzem sein, und es wäre mir lieb, Dich so vor mir herreisen zu sehen und mit Dir zu leben. Stellen wie p. 224 werden mir immer im Gedächtniß bleiben. Auch für die Zusendung des Basler Freundes, eines wohlgesinnten und in seinen mannichfaltigen Bestrebungen doch sehr merkwürdigen Mannes, danke ich Dir. Indessen einen Dank sollst Du Dir bei mir verdienen. Du mußt wissen, daß ich auch zu bitten verstehe. Mit zwei Bibliothekbitten rücke ich heute hervor.

1. Von einer Handschrift Olympiodori dubia Stratonis hat ein Herr Krebinger in München eine Abschrift genommen. Könnte Dir nicht vielleicht Thiersch, den ich Dich bitte schönstens von mir zu grüßen, sagen, ob sie etwas Unbekanntes enthalten kann, und Herr Krebinger selbst, um wieviel er sie verkaufen würde? Beides wünscht mein Freund Heinrich Ritter, der eine Geschichte der Philosophie schreibt, zu wissen.

2. Eine eigene Bitte. Das österreichische Ehrenwerk Hans Jacob Fugger's mit seinen tausend Bildern und Wappen anzusehn, wird Dir wohl selbst Vergnügen machen. Auch würde Dir wohl Maßmann, mein alter Bekannter, der mich nicht vergessen haben wird, welchen ich

1) Schubert, Reise durch das südliche Frankreich und Italien, Bd. I Erlangen 1827; Bd. II (Italien) erschien erst 1831.

ebenfalls bestens grüße, Beistand leisten zur Beantwortung folgender Fragen:

a) Ob der zweite Theil dieses Werkes sich auch in der Münchener Abschrift bloß auf Maximilian I. bezieht? Wie stark er ist?

b) Ob auch die Münchener Handschrift, so wie die Dresdner und die Wiener, mit einem unvollendeten Leben der Prinzessin Katharina abbricht?

c) Ob sich nicht ermitteln läßt, wann und von welchem Exemplar die Abschrift genommen ist? Die Wiener genügt mir nicht ganz.

d) Ein großer Gefalle würde mir sein, wenn mir jemand die Anfangszeilen des 2. Bandes, die Schlußzeilen desselben und aus der Mitte ein paar beliebige Stellen mit Angabe der Pagina abschriebe, damit ich das Verhältniß der Münchener Handschrift zu der hiesigen ersehen könnte.

Soviel bitte ich Dich. Hormayr ist hier und hat mir gesagt, daß er Dich viel gesehen und alle Tage zu sehen wünschte; worin es ihm geht, wie mir. Er sagt mir, daß das unsinnige Gerücht, ich würde katholisch und entweder vorher oder nachher in österreichische Dienste treten, sich auch in München verbreitet habe. Daran ist kein Gedanke. Du thust mir einen großen Gefallen, wenn Du dem allen ja widersprichst.

Nach Italien will ich gehen, sobald als möglich, doch fürchte ich die Hitze des Sommers und möchte den schädlichen Einfluß des Klimas nicht gern ertragen. Schreibst Du mir unmittelbar wieder, so adressire Deinen Brief: Jacoberhof 797 bei Gräfin Engl. Herzlich grüß ich Dich und alles, was Dein ist — obwohl ich das selber mit bin.

L. Ranke.

58. An Heinrich Ritter.

Wien, 30. April 1828.

Mein Freund,

nur ein flüchtiges Wort, weil es bald erfolgen muß und ungesäumt nothwendig sein könnte. Du, Guter, glaubst mir wohl, daß meine Seele nicht entfernt an Katholicismus denkt. Ist jemals irgend ein Mensch abgeneigt gewesen, in religiöse Controversen einzugehen und über sich selbst in diesem Punkte reformirend zu entscheiden, so bin ich das gegenwärtig. Auch ist mir nicht im mindesten nur auf die leiseste Weise jemals ein Antrag gemacht worden, katholisch zu werden. Ich weiß nicht, was ich von Raumer denken soll. Einen

großen Gefallen thätest Du mir, wenn Du ihn fragen wolltest, was doch die Veranlassung zu dem Gerücht sein könne. Ich würde selbst an ihn schreiben, wenn ich nicht Bedenken trüge, ihn mit dem Postgeld zu beschweren. Ich lasse ihn dringend ersuchen, doch zur Zerstreuung dieses Gerüchtes das Seine beizutragen (so wie ers — unter uns — vielleicht zur Bildung desselben gethan hat); toto coelo sei ich von allen Gedanken, katholisch zu werden, entfernt. Ebensowenig sei an einen Übertritt in österreichischen Staatsdienst nur zu denken.

Ich zweifle nicht, daß zur schnellen Verbreitung dieses albernen Gerüchtes auch die Recension meines alten Erbfeindes das ihre beigetragen. Da diese Recension mich auf dem kitzlichsten Punkt der Forschung, in der Mitte meiner Wohnung angegriffen, habe ich es nicht können so hingehen lassen. Meine Reputation ist mein einziger Besitz. In meinem wohlerworbenen Eigenthum will ich mich nicht beeinträchtigen lassen. Ich habe ihm daher geantwortet. Vorigen Sonnabend erhielt ich die Recension. Deine Nachricht, da Du zuerst an dem Autor zweifeltest, und Varnhagen's Meldung, daß darin meine Forschung sehr ernstlich angegriffen sei, hatten mich, wie es geht, wenn man ein ungewisses Übel auf sich zukommen sieht, fast unruhig gemacht. So wie ich sie aber las und auf die rechten Stellen kam, mußte ich laut auflachen. So lauter Armseligkeit! Und was etwa wichtig: falsch. Jedoch ich will Deinem Urtheil nicht vorgreifen. Ich hoffe, daß Dir die Replik in der Halleschen Literatur-Zeitung, nach der ich sie heute abgesendet, bald unter die Augen kommen soll. Dann abstrahire, daß Du mein Freund bist, denke Dich als einen Dritten, aber freilich einen unparteiischen, und schreibe mir Deine Meinung offenherzig. Frage auch andere, die uns beide nicht kennen.

Übrigens konnten diese Dinge zu keiner mir ungelegeneren Zeit kommen. Der Minister hat sich sehr gütig vernehmen lassen. Urlaub, wie lang ihn die Fortsetzung meiner Arbeiten nothwendig machen wird. Um Geld wolle er den König angehen, und ich solle ihm die Summe schreiben. Ich will schreiben, daß ich sie ihm überlasse.

Daß Du nicht mit nach Italien willst, finde ich freilich wenig tröstlich, jedoch ganz begreiflich. Laß Dich nur von der Geschichte der Philosophie nicht abhalten. Gar manches wirst Du in den Bibliotheken finden, wenn Du reisest. Indeß wird ja der erste Band gedruckt. Nach München habe ich allerdings geschrieben. Auch hoffe ich Dir den Preis der Handschrift ausmitteln zu können, aber das übrige: daran zweifle ich.

Heydler wird Dir Geld für mich schicken. Anderes wirst Du

als Gehalt für mich ziehen. Es wäre mir lieb, wenn der hierauf zu erkaufende Wechsel auf die Firma Henikstein genommen würde. Ich denke noch einen Monat hier zu sein. Indeß wächst der hiesige Sommer und meine Furcht vor dem italienischen. Meine Arbeiten schwellen in die Masse; auch greifen sie tief und tiefer. Das Ziel bleibt fern, je näher man sich glaubt.

Grüße Stenzel. Sein Buch ist gewiß voll von Spuren eines trefflichen Fleißes. Dir gestehe ich, daß ich nicht glaube, daß es nothwendig ist, fort und fort solche Bücher zu schreiben, indeß, daß es mir eine Geschichte der fränkischen Kaiser zu sein scheint, aber weit entfernt, eine Geschichte Deutschlands in dieser Periode zu sein. Ihn will ich mit diesem Geständniß nicht kränken. Er hat gewiß sein Bestes gethan, und ist doch, die Wahrheit zu sagen, noch eine ganz andere Art Mann, als dieser verruchte Schwätzer Leo [1]). Ist Dir seine jüdische Geschichte vorgekommen, in der er dieses Volkes Monotheismus, Hierarchie und Geschicklichkeit zu Geldgeschäften von einem Prinzip herleitet, nämlich von dem abstrahirenden, wahrhaft zerfressenden Verstand dieses Volkes? Reizt er mich noch lange, so will ich ihn über und über vornehmen und als ein Exemplum aufstellen.

Sonst — diesmal freilich viel abgerechnet — bin ich doch glücklich. Der Frühling ist hier außerordentlich schön. Ein Tag entzückender, als der andere. Berge und Donau und Grün der Bäume und Blumen der Gärten, des Rasens, auf dem man weich einhergeht, und die heitern Lüfte und selber die Nachtigallen, die ich im Prater gestern zuerst gefunden — machen mich alles Leid vergessen.

Adieu! mein Freund. Ich grüße Deinen Bruder und Deine Liebe. Hat sie denn gar keine Sehnsucht nach mir? Wie leicht wird man von den Frauen vergessen!

Adieu!

Dein L. R.

Ich lasse Schleiermacher grüßen, Zumpt u. a.

1) Aus dieser Stimmung gegen H. Leo ist ohne Zweifel das folgende, unter Ranke's poetischen Versuchen erhaltene Epigramm hervorgegangen:

Du vollbrachtest das Werk: in reinen Linien, wie sie
  Sonst nur die Alten geformt, ragt in die Lüfte der Bau.
Aber Du gehst; ich seh's: ein paar verworfene Steine
  Rafft Thersites empor, schleudert sie wüthend nach Dir.

59. An Heinrich Ritter.

Wien, 14. Juni 1828.

Mein lieber Freund,

ich muß Dir nur mit einem Wort (leider mußt Du es bezahlen; Du Guter mußt schon schnödes Geld auf diese armseligen Briefe gewandt haben!) also melden muß ich Dir nur, daß ich noch hier bin. Die Betrachtung, daß es besser sei, die Sommermonate hier und die Wintermonate in Italien zuzubringen, obgleich beides seine Schwierigkeiten hat, und die Anzahl der mir augenblicklich vorliegenden Arbeiten hat mich bestimmt, zu bleiben. Ich werde aber gewiß gegen Ende August (ich denke den 29.) aufbrechen. Ich habe Nachricht von dem Abbé Bettio, Bibliothekar zu Venedig, in dessen Briefe ich eine Erwähnung des Signor Ranke mit Vergnügen gefunden, daß zwar die Bibliothek im September und October Ferien habe, auswärtigen Gelehrten aber dennoch auch dann zur Benutzung geöffnet werde. Also hoffe ich, diese Monate dort und in Oberitalien zuzubringen, vielleicht schon im November, wo die Vaticana geöffnet wird, nach Rom zu gehen. Denn was auch dawider eingewendet werden möchte, ich kann nicht anders, als auf die Bibliotheken ausgehen. Eine andere Art, zu reisen, ist mir schon durch meine Finanzen verboten. Ich muß an jedem Ort eine Weile bleiben. Wo ich nicht, wie hier, zugleich ein Archiv und eine Bibliothek zu bestreiten habe, wird sich Zeit im Überfluß finden, alles, was in jedem Ort irgend Merkwürdiges ist, genau in Augenschein zu nehmen. Längere Zeit in den Hauptorten, wird Land und Volk gewiß auch kennen lehren. Man kann dann eher ein wenig einheimisch werden. Nach Venedig werde ich von hier einige Adressen mitnehmen. Es ist hier, wie Du Dir denken kannst, ein lebhafter Verkehr mit dieser Stadt in Gang. Nach Verona, Florenz und Rom hat mir Savigny einige Empfehlungen eingesendet. Sein Brief war mir ungemein werth; besonders, da ich ihm nie geschrieben und ihn so wenig gesprochen hatte: — nach jenem unglücklichen Gerücht war es die erste neue, freundschaftliche Berührung, die sich mir darbot.

Du wirst mir glauben, daß ich mich hier noch immer glücklich fühle. In Ansehung dessen, was ich finde, komme ich mir fast wie ein reicher Mann vor. Meine Excerpte aus den Handschriften, die Sammlungen unbekannter Notizen und Nachrichten wachsen sehr stark an. Ehe ich fortgehe, werde ich Dir einen Theil meiner Sachen —

denjenigen, der sich nicht unmittelbar auf Italien bezieht — zur Aufbewahrung zusenden. Die Gesandtschaft hat mir angeboten, kleine Packete durch die Couriere zu befördern. Der Inhalt dieser Hefte ist freilich nicht lauter gediegen Gold, — indessen hat er seinen Werth.

Übrigens ist das Land unendlich schön, und alle Abende von 6 Uhr an, sowie die Nachmittage des Sonntags sind demselben gewidmet. Es ist jetzo der Professor C. E. Schneider aus Breslau hier, mein Landsmann und ein Philolog, der auch auf den Inhalt seines Plato etwas schaut — obwohl er ein starker Idealist und Halb-Fichtianer ist. In dessen Gesellschaft bin ich in Laxenburg und Baden gewesen, habe ich den Kahlenberg von neuem erstiegen und das Lusthaus am Ende des Praters aufgesucht. Aber auch allein habe ich mich oft auf den Bergen ergangen und bin in die breiten schattigen Thäler, die sich stundenlang wie ein einziger Garten hinziehen, hinabgestiegen. Da werden die Menschen vertraulich und sitzen alle tausend Schritt nieder, um das Rieseln des Baches zu vernehmen und die Schönheit der Landschaft in vollkommenem Genuß zu erschöpfen. Obwohl allein und nicht von der geselligsten Natur, gerieth ich doch an Einem Nachmittag mit gewiß vier Partien in Berührung. Vorüber: vergessen.

Ich kann Dir nicht sagen, wie wohl mir ist. Alles Begehren und Verlangen weicht von uns, und bleibt weit hinter uns, so wie nur die schamlose πενία nicht grad unsere Begleiterin ist. Harmlos und wohlangewandt in einer Beschäftigung, welche wichtig und nützlich, ohne unmittelbare Einwirkung und denn auch Rückwirkung, verfließen unsere Tage. Ich denke oft: so reisend möchte ich leben, so weiter in diesem Stil. Ich tröste mich und bin überzeugt, daß das beste geschehen wird.

Mich freut, daß Deine Arbeiten so vorrücken; daß auch Dein zweites Collegium so gut besucht ist. Aus Deiner Geschichte der Philosophie hoffe ich viele Belehrung, und an mir sollst Du einen durstigen Leser finden. Über Jordanus Brunus hat sich mir ein Aktenstück dargeboten, welches zwar nicht von vielem Werthe ist, aber doch die Beschuldigungen, die man ihm wenigstens in Venedig machte, näher fixirt. Es wird Dir vielleicht interessant sein; war es mir, der ich freilich an Kleinigkeiten auch Gefallen finde, wenigstens.

Sehr danke ich Deinem lieben Bruder für die schönen Notizen, die er mir gesandt hat. Ich denke, sie werden auch im August noch nicht veraltet sein. Wie geht es mit seiner und Deiner Gesundheit? Grüße ihn tausendmal.

Den Wechsel von 180 Gulden habe ich erhalten und noch nicht einmal zahlen lassen. Der nächste wird leider klein werden. Die Wittwenkasse hat sich in einem Briefe wegen bisheriger Reste und künftiger Zahlungen gemeldet. Ich werde sie ersuchen, sich an Dich zu wenden.

Und so, lieber Ritter, leb wohl. Einen Zettel werde ich noch an Dein Gemahl beilegen, den Du, wie ich hoffe, nicht so eifersüchtig sein wirst zurückzuhalten.

Dein L. R.

Hast Du meines Bruders Ferdinand cornelianische Abhandlung gesehn? Sende beiliegendes Blatt an Herrn v. Varnhagen, Mauerstraße, ungefähr Nr. 31; das Haus stößt auf die Französische Straße; 1 Treppe.

60. An Heinrich Ranke.

Wien, 10. Juli 1828.

Mein trauter Heinrich,

dieser Brief wird Dich entweder schon glücklich über die Geburt eines zweiten Kindes antreffen, oder in banger Erwartung der nächsten Tage. Ich wüßte nicht, wem ich mehr Heil und Wohlergehen wünschte, als Euch beiden. Gehe es Euch gut und Eure Kinder mögen Euch nacharten.

Du bist durch Deine Sachen doch am Ende nicht so beschäftigt gewesen, daß Du nicht oft gedacht hättest, was ich machen möge. Und ich hatte Dich in dem Irrthum gelassen, als sei ich schon in Italien. Sei nicht böse. Wenn ich nicht so oft schreibe, als ich gern möchte, so liegt das auch an dem Postgeld. Ich weiß recht gut, daß Ihr nichts wegzuwerfen habt. Und immer soll ich Euch beschwerlich fallen.

Allein ich bin noch hier, und wenn ich die furchtbare Hitze sehe, welche mich schon hier drückt, froh, daß ich wenigstens nicht über die Berge bin. Gehen werde ich noch und zwar Ende August oder Anfang September. Ich habe schon einige Empfehlungen. Savigny hat mir deren unaufgefordert nach Florenz und Rom gesandt. Nach Venedig werden mich hiesige Empfehlungen begleiten. Nicht genug kann ich rühmen, wie sehr sich Kamptz für mich interessiert. Schon hier haben mir seine Empfehlungen die wichtigsten Dienste geleistet. Allein kaum hat ihm Savigny gesagt, daß ich zu dem Mediceischen Archiv in Florenz Eingang zu finden wünschen müsse und wünsche, so hat er

sich auch dafür verwendet, daß man mir Empfehlungen dahin von hier mitgeben möge. Wie ich sie denn unfehlbar und zwar sehr gute bekommen werde.

Ich bin jetzt zum Sammler geworden. Est modus in rebus. Oft fühle ich das Bedürfniß, mich auch selber zu sammeln. Sonderbar ist es, daß das Material immer wächst und wächst und doch nie vollständig wird. Ich hege indeß die Hoffnung, meinen zweiten Theil in den Städten, die den Gegenstand desselben machen, zu vollenden, unangesehen einige Mängel, die ich am Stoff noch spüren könnte. Ich fühle mich glücklich, wenn ich das Ganze ansehe; in der Anschauung so vielen Lebens, Werdens, Bemühens und Vergehens wächst unsre Seele in Gedanken. Billig sollte sie's auch in Güte, Milde und Vernunft; denn darauf kommt zuletzt alles an. Aber wir sind, wie halb im Traum. Wir gehn so hin, dämmernd und kaum unser eingedenk, wie ein unbewußter Antrieb uns regiert. Glücklich, wenn er gut ist.

Ich habe Dir schon geschrieben, daß mich Leo heftig und sehr bös angegriffen hat. Ich hatt' ihm geantwortet. Freilich hatt' ich auch mit niemand über meine Antwort berathen können. Er läßt die Sache nicht fallen. Indeß glaub' ich augenscheinlich mein gutes Recht verfochten zu haben. Zu mehr ist man nicht verpflichtet. Ich glaube diese Sache getrost fallen lassen zu dürfen.

Vor kurzem war Professor Schneider von Breslau, der älteste von den Brüdern, hier und blieb einige Wochen. Ich bin viel mit ihm gewesen und fast regelmäßig mit ihm spazieren gegangen. Dabei habe ich bemerkt, daß die stete Beschäftigung mit den Alten zwar geeignet ist, bei guter Gesinnung zu erhalten, die ich an diesem wohlgesinnten Mann allerdings lobenswerth gefunden, allein, daß sie doch den Blick beschränkt — wie er denn in Hinsicht der Historie die gröbsten Vorurtheile hegt — und etwas geneigt zum Sophisma macht. Ich hatte ihn eigentlich großartiger in der Erinnerung, als er mir in Wirklichkeit vorgekommen. Diese Leute sind Idealisten, Liberale, Rationalisten, und ihre Überzeugungen hangen gut zusammen, obwohl sie falsch sind.

Was Du von der Behandlung der alttestamentlichen Historie und Kritik schreibst, ist wohl wahr, insofern die Zweifler und Gründer neuer Meinungen hierüber schon von Anfang positive Abneigung hatten, irgend etwas Übernatürliches anzunehmen. Indessen glaube ich, wird man bei neuer Untersuchung doch die voraufgehende supernaturale Überzeugung nicht geltend machen dürfen. Der Untersucher

müßte völlig unparteiisch sein. Er weiß nicht, was wahr, was unwahr; er will es lernen. Er hört alle Gründe beider Parteien und nur den haltbaren und vernünftigen giebt er Gehör. Vieles Studium: schönes Ziel. Verfolg es nur.

Von unsern Geschwistern hört man nichts als Gutes. Blanc hat mir vor kurzem geschrieben, daß Wilhelm ein glänzendes Examen gemacht habe und sich zu dem dritten gemeldet (welches alle höheren Stellen aufschließt); daß Ferdinands Arbeit über die Wolken von Reisig gelobt werde; und Ernst sich brav zeige. Nun werden wir auch bald hören, wie sich Ferdinand's Kinder anlassen und die Deinen. Unter so viel guten Geschwistern sind wir doch ein jeder einsam. Die Liebe findet sich in der Welt wohl; Freundschaft ist selten. Es giebt indeß Dinge, die nahe daran rühren; sie erquicken das Herz.

Glücklich war ich neulich Abend in einem Garten, in welchem zwei Musikchöre abwechselnd spielten; einigemal mit Gesang. Unter Blumen, blauem Himmel, reiner Luft: allein mit mir, getröstet, selig. Frau von Arnim schrieb mir: der über den Wolken werde wohl die Harmonien vernehmen, die sie denke. Schreib mir bald — Deine Briefe sind mir eine große Erquickung, eine Gesellschaft — eine Antwort.

Adieu, Heinrich und Selma! Gott behüte Euch stets und fort und fort.

Dein getreuer Bruder Leopold

Grüße Dürr. Hast Du nichts von Berlin vernommen? Wie lang wird Schubert in München bleiben, bis Anfang September?

61. An Heinrich Ritter.

[Wien,] 20. August 1828.

Mein lieber Freund,

nun werde ich doch wohl bald nach Italien gehen. Jeder von diesen schönen Tagen, die wir haben, erweckt in mir neue Reiselust.

Der König hat mir auch ein Geld bewilligt. Nachdem das Ministerium mir geschrieben hatte, ich solle eine genügende Summe nennen, habe ich endlich auf wiederholtes Schreiben gesagt, daß ich mit 500 Rthr. außer dem, was ich sonst habe, sechs Monate auszukommen denke. Du wirst vielleicht der Meinung sein, daß ich mehr hätte fordern sollen. Allein es schien mir doch besser, bescheiden zu sein; und mit so viel denke ich wirklich auszureichen. Diese Summe hat mir denn der König bewilligt und so denke ich bald zu gehn.

Heute bekomme ich einen verspäteten Brief von Kamptz, worin er mir dies meldet, — ich hatte schon den offiziellen, — zugleich aber welche verdrießliche Sache! Er schreibt mir, daß man Leo's Antwort allgemein mit Unwillen oder großem Mißfallen gelesen habe, er gebe anheim, „ihm so kalt gehalten als immer möglich zu antworten, ganz ruhig und ohne alle Wärme". Sodaß man doch eine Antwort zu wünschen scheint. Ich muß Dir sagen, daß ich Leo's Antwort wirklich gar nicht gelesen habe; ich muß mir diese Zeitungen immer mit vieler Mühe verschaffen. Und als sie erschien, sagte mir Kopitar, der mir übrigens so wenig Complimente macht als andern Leuten, Leo wehre sich wie einer, der total geschlagen sei; es sei gar nichts zu erwidern. So hatte ich denn beschlossen, es gut sein zu lassen. Denn geantwortet zu haben, reuet mich überhaupt nicht; die Anklage forderte eine Rechtfertigung, und ich glaube für jeden, der Augen hat, genug gethan zu haben. So ein paar Worte, wie Ihr rathet, zu entgegnen, habe ich auch nicht recht Lust. Ich möchte wohl wissen, was das Ministerium, d. i. Schulze, eigentlich meinen mag. Auf irgend eine Weise möchte ich diese widerliche Sache los sein, und sehe doch keine. (Die einzige wäre, Leon herauszufordern, denn sein Zank ist persönlich und ehrenrührig.)

So ist das Böse unter das Gute gemischt. Denn übrigens geht es mir gut. Ich hoffe Euch bald mit einer kleinen Schrift zu überraschen, deren Stoff neu und vortrefflich ist. Die Ausarbeitung hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich wünschte mit derselben auch Deinen Beifall zu finden. Es ist schwerer, als man denken sollte, seines Stoffes werth zu sein. Ein schönes, ein vollkommenes Werk: unerreichbares Ziel.

Es thut mir leid, daß sich Stenzel so empfindlich zeigt. In dem ersten Anlauf hatte ich gut Lust ihm zu schreiben und ihm für sein Wohlmeinen ausdrücklich zu danken — denn die Wahrheit zu sagen, es ist doch eine gewisse Resignation von seiner Seite, mir eine Schrift widmen zu wollen —; allein ich denke jetzt: er wird sich Dir wohl wieder von freien Stücken angenähert haben. Diese Historiker sind ja ein enormes Geschlecht! Ich hoffe indessen, mich zählst Du nicht darunter. Ich treib es auch nicht auf ihre Weise.

Ich melde Dir, daß der Abälard für Reinwald abgeschrieben ist. Bei lege ich die Quittung. Das Manuscript hat mir die Gesandtschaft zu besorgen versprochen. Bei lege ich auch die Quittung für den Gehalt. Ich bitte Dich, ihn noch bis zu dem auf den 1. October fälligen zurückzubehalten und mir dann dieses kleine Quantum zu-

sammen zu schicken. Ich werde Dir melden, wohin. Ich weiß nicht, wie lange ich in Venedig bleiben werde.

Wie sehne ich mich nach so langer Seßhaftigkeit wieder ins Freie! Aber was habe ich in der langen Zeit gemacht? Nichts, als gesammelt, unvollendete Sammlungen! Ein wahres Malheur wäre, wenn ich, ehe ich sie vollendet hätte, irgend einen Unfall erlitte. Kein Mensch, der lebt, wird etwas daraus machen, als ich selbst.

Nachdem ich elf Monate hier gewesen bin, sage ich noch kurz und gut, will ich fortgehen. Du kannst mir noch immer schreiben: Wien ꝛc.; ich will Sorge tragen, daß mir Deine Briefe allenthalben nachkommen. Erfreulich ist mir immer Deine Hand. Nur daß dieser elende Inhalt: Leo! Leo! nicht zu vermeiden ist.

Solltest Du einmal den Buchhändler Duncker sehen, so erkundige Dich doch nicht allein nach seinem Befinden, sondern auch, was etliche Studenten machen, sein Neffe, Weiß, Schöneich? Hat letzterer etwa bei euch Examen bestanden?

Unsern Freund Zumpt grüße und Dank für seine Erinnerung! Kopitar sagt mir, daß vor kurzem ein junger Berliner, Zumpt's Schüler, hier gewesen sei, und alle Codices der Verrinen für den Meister verglichen habe. Acht Tage lang habe er sich damit beschäftigt; jede Mühe von meiner Seite werde unnütz sein — also habe ich nichts gethan. Es wäre auch dem Kopitar sehr ungelegen gewesen. Denn sie halten ihre Codices zu Rathe, und wollen sie nur wenig handhaben lassen. (Ich schreibe nicht an Zumpt, weil dieser Brief nichts weiter trägt.)

Herzlich grüß ich die Deinen. Halt glückliche Ferien! Meinem Pathchen kannst Du sagen, daß es zwei, vielleicht drei geistliche Geschwister hat, bei meinen leiblichen. Von meiner Correspondentin hoffe ich einmal ein Wort nach Italien.

Dein L. R.

Noch eine Bitte: sende doch, wenn Du Geld für mich hast, 20 Thlr., sage zwanzig Thaler, an meine Mutter, damit sie einige Geschenke für mich bestreitet. Adr.: Frau Justizcommissar Ranke in Wiehe, Thüringen.

62. An Heinrich Ritter.

[Venedig,] am 19. October 1828.

Mein trauter Freund,

Wisse, daß ich in Venedig bin. Denke mich nach Tische in der Barke: ich war etwa auf dem Lido oder bei den Mechitaristen von

S. Lazzaro. Ein leichter Wind bläst in das Segel, ohne Menschenarbeit gleitet die Barke dahin: lauter Ruhe über den Lagunen, über Venedig, und mir. So denke mich nur. Früh bin ich auf der Bibliothek von 9—3 Uhr; dann esse ich; dann besehe ich irgend ein Denkmal, oder fahre, wie obsteht; dann wandle ich auf der Riva unter dem lebenslustigen lärmenden Volke auf und ab: um 1/29 Uhr geht das Theater an, das ich des Italienischen halber fleißig besuche; um 12 Uhr oder später legt man sich schlafen. Um sieben fängt der Tag wieder an und kommt die caffettiera. Das Klima ist nicht ganz leicht einzulernen.

So gehe ich immer weiter. Wann werde ich wieder zu Euch kommen? Schreib mir indeß, wie es Euch geht. Deiner Gemahlin gebe ich verschiedene Küsse — versteht sich auf die Hand. Ihr Guten, gehe es Euch gut! Grüße Zumpt und Reinwald, der sein Manuscript hoffentlich als beste Antwort längst empfangen hat. Ich werde wenigstens an den ersten schreiben. Geld brauch ich in diesem Augenblick nicht; ich denke erst zu Neujahr. Adieu, Dein

L. Ranke.

Venedig: Campietto Pignoli 785 appresso Signora Marianna Gallerani (einer uralten Großmutter). Wenigstens vier Wochen trifft mich diese Adresse noch.

63. An Heinrich Ranke.

[Venedig, 20. u. 21. November 1828.]

Mein lieber Heinrich

Solltest Du wohl glauben, daß ich Deiner weniger gedenke, weil ich so wenig an Dich schreibe? Wie lange habe ich Deinen Namen nicht geschrieben, der mir so theuer ist! Aber unsrer alten Freundschaft und Liebe, Deiner Selma und Euer aller habe ich gewiß alle Tage gedacht. Du ermißt, wieviel mehr in den jetzigen, die Deinem Andenken besonders gewidmet sind und mich diesmal in Venedig treffen. Über die Lagune, Ebne hinan und Alpen hinüber — was ist doch die Trennung der Welt? — mein Herz zu Deinem!

In Wien habe ich zuletzt mit einem Volke gelebt, dessen patriarchalische Verfassung und poetische Gesinnung, so lang es unterworfen war, sich zu lauter Ernst und Krieg umgestaltet, sobald es sich befreien wollte: mit den Serben, deren Lieder du wohl gesehen haben wirst. Aus den Papieren Wuk's habe ich die neuere Geschichte derselben zu

ermitteln gesucht. Noch den ganzen Nachmittag, an dessen Abend ich wegreiste, haben wir zusammen gesessen.

Im Wagen traf ich eine Italienerin und zwei Kaufleute. Wir reisten vergnügt durch breite und enge Thäler zwischen Waldgehegen und Felsklüften. Je näher wir an Italien kamen, je schönere Landschaft, herrlich am Tage und im Mondschein; bis wir zuletzt an einer Höhe anlangten, auf der, wie ich mir einbilde, Alboin gestanden haben mag, als er den Garten von Friuli übersah. Eine tiefstille Nacht, ohne Wind und Blättergeräusch, mitten hindurch zwischen Gärten und Palästen.

Der Marcusplatz, den ich täglich beschreite, ist die vornehmste Schönheit dieser Stadt: Säulengänge umgeben ihn; er ist wie ein Zimmer mit den schönsten Wänden und einem wohleingerichteten Fußboden, der niemals staubt, da man hier niemals mit Wagen fährt, und in dem Himmelblau mit einer herrlichen Decke. Es ist eine bürgerliche, ganz bürgerliche Stadt, für Handelsleute eingerichtet; das Meer bildet ihre Straßen, dem Land ist sie bequem gelegen; was dann da glücklichere Jahrhunderte aufgehäuft, bin ich zugegen zu genießen. Es ist sonderbar: Genuß ist nicht Verständniß, und wo man das Verständniß hat, hört die Bewunderung auf. Im Bewundern ist Genuß. So ist der Mensch doch gut geschaffen. Die rechte Freude ist, sich vergessen, sich hingeben, sein selber besser bewußt werden in dem Größeren.

Hier sind nun diese unzähligen Kirchen, alle mit Gemälden über und über versehen; glücklich, wo sich die alten gerettet haben. Gewiß ist: einst malte die Frömmigkeit, doch malte sie nicht vollkommen; um besser zu werden, verließ man sie: damit hat man alsdann alles verloren. Ich kenne keinen Meister, der was taugt, ohne in der alten Manier angefangen zu haben.

Als ich vierzehn Tage hier gewesen war und das Land noch schön sah, machte ich eine kleine Reise. Erstens nach — nun wohin? — nach den sieben Gemeinden. Daß es keine Cimbern sind, sondern ein wenig vorgeschobene Tiroler, kannst Du mir glauben; aber merkwürdig sind sie. Ich habe einige Theile ihres Archives gesehen und von ihren Privilegien haben sie mir ein schönes Exemplar geschenkt, sowie einen Katechismus in ihrer Sprache. In meinem Bande will ich ihnen einen Abschnitt widmen. Die Hütten der einsam wohnenden Senner bin ich durchkrochen.

Alsdann Vicenza. Bibliothek; Stadtarchiv von Wichtigkeit, Bauwerke Palladio's; auf dem Platz unten Musik: voll Gefühl einer

fremden Tugend und Größe — wie auch immer vergangenen —, einer der schönsten Abende meines Lebens!

Und dann Verona. Ich hatte eine gute Empfehlung von Savigny. In einer Privatbibliothek fand ich ein für mich wichtiges Manuscript. Bauwerke, darum wundervoll, weil aus allen Jahrhunderten vortrefflich. Denke Dir dort das Amphitheater, und dann aus dem früheren Mittelalter die Bilder der Pari di Francia, des Orlando und Rinald an dem Thurm des Doms, und aus dem späteren wundervolle Grabmale der Scala; endlich erste Entwickelungen neuerer Baukunst, über die keine späteren emporgekommen. Da wäre viel zu betrachten, zu lernen gewesen. In dem Haus Salvotti fand ich eine geistreiche Dame, Frau vom Haus, Malerin von vollkommener Hand; ein Fräulein, die aus dem Deutschen übersetzt hatte und mir ein Exemplar schenkte, Pflegerin ihrer Mutter, gut und schön; Salvotti selbst ein fast vollkommener Mann, gebildet, gut, noble Natur. Es war schön da; die sollten hier in Venedig sein!

In Mantua fand ich gefällige, freundlich behülfliche Menschen und ein Archiv von größtem Werth. Ich kehrte über Este zurück. Da lebt ein alter preußischer Minister[1]), der seine Memoiren schreibt. Mit Wohlgefallen führte er mich in den alten Mauern herum, in denen er Wein und Früchte nach deutscher Weise zieht, und gab mir von seinem weißen und rothen Wein zu trinken. Dann Padua, wohin ich bald wieder zu gehen gedenke, weil ich es nur so halb kennen gelernt habe, und nun Venedig wieder.

Den größten Theil des Tages habe ich der Bibliothek gewidmet. Die Studien rücken langsam vorwärts, doch stündlich. Ich finde mehr Masse, doch nicht soviel Blut und Geist, wie in Wien. Das Beste, hoffe ich, soll noch geschehn. Schon habe ich aus Wien eine Zusicherung, daß ich auch hier in dem Archiv soll arbeiten dürfen. Dann ist für mich hier das meiste und mehr, als in irgend einem andern Ort der Welt, zu thun. Offiziell ist die Erlaubniß nicht gekommen. Erhalte ich sie, so werde ich wohl den ganzen Winter über hier bleiben. Bleibe ich gesund und munter, so bringe ich eine schöne Beute davon.

So lebe ich, mein lieber Bruder, und weiß, daß ich auf dem Wege bin, den Gott mir vorgeschrieben hat; ich bin gerade in einer Stellung, wie ich sie brauche. So gut ist der, der uns geschaffen, gegen seine geringfügigen Creaturen: unter den geringfügigsten bin ich

1) Graf Haugwitz; vgl. S. W. XLVII 273.

nun und erfahre an mir sichtlich seine fürsorgende Hand. Wie machst Du's, daß Du so gut bist? meine cattività, alle meine Mängel folgen mir schändlich nach, wohin ich auch fliehe. Sehe ich mich jetzt um, so hoffe ich, in dem Umfange, wie jetzt italienische, noch einmal französische, englische, noch einmal deutsche Studien, vornehmlich deutsche. Doch zuerst müssen wir diesen Hauptweg durch die moderne Historie durchwandelt haben.

Und nun melde mir, wie es Dir ergangen ist und ergeht. Schreibe mir ausführlich, Kleinigkeiten, was du willst. Widme mir eine Stunde. Wie ist es Selman gegangen? Habt Ihr mich bei der Taufe nicht vergessen? Wie sehr häng ich an Euch. Selma, vergißt Du mich auch nicht? Gebe uns Gott ein frohes Wiedersehen. Sollte nicht Schubert irgend einen Freund haben, der gern von ihm hören, und wissen möchte, — gewiß mehr als einen —, der ihn liebt? Er soll mir ihn doch nennen, oder an den nächstwohnenden ein leichtes Blatt mitsenden. —

Ich komme soeben von einem Gottesdienst besonderer Art. In der Pest von 1630 hatten die Venetianer einen Tempel gelobt, wenn sie erlöst würden. Ihrer Madonna della salute haben sie auch treulich eine prächtige Kirche errichtet. Alle Jahre wird das Fest der Befreiung begangen. Man hat eine hölzerne Brücke über den großen Canal errichtet. In ungeheuren Haufen strömt das Volk zu und ab. In der Kirche werden Lichter und Fahnen getragen, die Behörden kommen in ihrem Schmuck; eine nicht allzuschöne Musik. Die Leute habe ich für sich beten und Kreuze machen sehen; darauf bin ich nach Hause gegangen. Ich bin der Meinung, daß Religion und Aberglaube sich vertragen können, d. i., daß Aberglaube die Religion nicht ausschließt. Dies tröstet mich, indem ich sehe, höre und lese, wie die Menschen sich gegen Gott geberden.

Mein trauter Heinrich, empfange noch einen herzlichen Gruß von mir. Gehe Dir's gut! Sei Dir ein glückliches Leben beschieden. Behalte mich in Deinem Andenken, mich, Deinen allzeit Dir getreuen

Leopold.

Es liegt ein Zettel an Ferdinand bei. Du schreibst doch gelegentlich Deines Geburtstages gewiß nach Wiehe, oder auch an ihn selbst; schicke ihn mit und melde ihm noch mehr von mir.

64. An Heinrich Ritter.

Venedig, 25. December 1828.

Deinen Brief, mein lieber Freund, der nach Wien gegangen, habe ich noch nicht bekommen. Aber den Du mir hierher geschickt hast, hat mir viel Freude gemacht. Gewiß sollst Du meine Spur in diesem Leben nie verlieren. Ich bin glücklich, in Dir einen so warmen und sicheren Freund gefunden zu haben, und lege Dir in Gedanken meine Hand vertraulich auf die Schulter.

Noch immer bin ich hier und zweierlei wird mich wohl noch vier Wochen hier halten. Einmal dringende und zugleich höchst angenehme Arbeiten. Der Fund dieser Relazionen ist ein eignes Glück. Ich greife nach jeder neuen, die ich finde, mit lebhafter Begierde und lege keine ohne Gewinn zurück. Ich bin jetzt in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts vorgedrungen, setze schon einen Fuß in das 18. und lerne täglich etwas Neues. Hier habe ich in der Bibliothek eine schöne Beute gemacht.

Das andere ist nicht so erfreulicher Art. Denke, daß der arme Professor Reisig, der wenigstens dem Anschein nach in der Fülle der Gesundheit hier eintraf, ohne irgend einen Exceß begangen zu haben, bei der regelmäßigsten Lebensweise in eine Krankheit gefallen ist, die sich vorige Woche als ein Nervenfieber ausgewiesen hat. An allen Zufällen, die diese böse Krankheit begleiten können, äußerster Schwäche, heftiger Bewegung, ein wenig Raserei, hat er gelitten, und wir fürchteten für sein Leben. Glücklicherweise ist er jetzt, wie es scheint, über den Berg; doch im besten Falle wird er noch mehrere Wochen brauchen, bis er hergestellt ist, und so lange hält die Pflicht eines Landsmannes mich bei ihm fest.

Vielleicht indeß muß ich auf der Stelle noch länger hier bleiben. Das hiesige Archiv enthält den eigentlichen Schatz, den ich suche, beisammen; es sind von einer gewissen Zeit an wenigstens die Finalrelazionen fast ohne Lücke vorhanden. Ich habe für meine Pflicht gehalten, in Wien um Zutritt zu demselben nachzusuchen. Du mußt wissen, daß der Fürst Metternich über alle kleine Rücksichten und Befürchtungen so weit erhaben ist, daß er dies auf der Stelle gestattet hat. Damit ist aber noch nicht alles geschehen. An dergleichen Erlaubniß ist man hier wenig gewöhnt, und sie pflegt sehr limitirt zu sein. Die Sache ist in den langwierigen Geschäftsgang gerathen; und nachdem von Wien Nachricht gekommen war, hat man von hier aus

noch einmal nach Wien zurückberichtet. Ich werde auf die Ankunft der Erlaubniß keinen Augenblick warten. Meine Meinung ist, zum Carneval noch in Rom zu sein, das erste Frühjahr in Neapel zu genießen und später nach Venedig zurückzukommen. Denn meinen Schatz zu heben, bin ich ganz entschlossen. Ich weiß wohl, wieviel mir gelingt, wenn mir dies gelingt.

Glaub indeß nicht, daß ich in diesen Papieren völlig vergraben sei. Obwohl man sich in der Fremde nicht immer wohl befindet — zuweilen in der That ist man sehr einsam, der rechte Umgang fehlt uns nur allzuoft —, so laß ich mir doch Venedig und Italien wohl gefallen. In den letzten schönen Tagen bin ich auf dem festen Land gewesen. Eines Abends auf kleinem Wagen, durch die Reihe der noch grünen Gärten, Landhaus bei Landhaus, nach Treviso. Ich suchte Giorgiones Geburtsort auf, Castelfranco, wo man in der Kirche ein wundervolles Werk dieses reich begabten Menschen sieht. In Bassano nehmen sich die Bassano's mehr aus, als sonst. Etwas Rührendes hat eine Malerfamilie; die Verschiedenheit der Einzelnen ist nicht sowohl eine der Personen, als nur der Jahrzehnte. Doch hat wohl Jacopo das größte Talent. Er steht wie Giorgione auf der Stufe, wo das Altchristliche in das Modernkünstlerische übergeht: im Moment der regsten, innerlichsten und vollsten Thätigkeit, die ich mir, so in Kunst als in Literatur, ganz vergegenwärtigen möchte. — Die sieben Gemeinden; Vicenza: nie werde ich des schönen Abends vergessen, den ich unter Musik und lebenslustigem Volke auf dem Platz daselbst genoß. Welch ein Rathhaus einer Provinzialstadt! Aber Palladio war freilich ihr Landsmann. Warst Du bei der Maria auf dem berischen Berg? Früh und Abends war ich oben, um mich an dem Anblick dieser reichen Thäler zu laben. Die venetianischen Grafen, Valmarino u. a., wohnen so übel nicht. Zwischen dem Thal, worin die Stadt liegt, und einem andern zunächst unter den berischen Bergen, die hier in üppiger Fülle stehen, zieht sich ein schmaler Rücken, worauf diese Landhäuser mit doppelter Aussicht trefflich angelegt sind. — Verona. Besinnst Du Dich auf die Capelle Sammicheli's und die Bilder von Libri, die eben auch jener strebenden und zuweilen vollbringenden Zeit angehören? Verona ist voll der schönsten Denkmäler jeder Zeit. — In Mantua hat Giulio Romano alles andere verdrängt. Mich hat der Palast Te sehr belehrt. Was man wollte, hat man. Welch ein Luxus der Mythologie, der Phantasie und gewiß auch der Kunst! Warst Du da und sahst den Saal der Gigantenschlacht? Eine prächtige Erfindung. Aber wie nah ist das alles dem Verfall!

Ich wäre nicht dazu, in einem weg so fort durch Italien zu reisen. Nachdem ich Padua gesehen, war ich von Bildern ganz ermattet. Die Andacht zu der Verklärung Mariä, die Du mir in Deinem Namen aufgetragen, habe ich noch nicht vollbracht. Die letzte Woche meines Aufenthalts ist aufs neue venetianischen Studien gewidmet. Hast Du denn auch die Magdalene und ihr gegenüber die Venus noch im Gedächtniß? Tizian kannte die Venetianerinnen.

Wie geht es Euch Guten indeß? Komme ich wieder, so werde ich wohl mein Pathchen am meisten verändert finden. Es wird mich hoffentlich erkennen und anreden. Meine schöne Bertha, was will ich Ihnen für einen Antrittskuß mitbringen! Habt alle ein gutes Jahr! Erlebe Freude auch an Deiner Historie der Philosophie! Adieu, alle.

Leop. R.

Wegen richtiger Überlieferung beiliegenden, ungebührlich verzögerten Scheines bitte ich Dich, selbst einen Gang nach der Studienkasse zu machen und mich zu entschuldigen. Geld sende mir noch nicht.

65. An Heinrich Ritter.

Venedig, 29. Januar 1829.

Mein theurer Ritter,

Du hast entweder bereits oder wirst doch in kurzem vier Exemplare meines neuen Büchelchens[1]) von Perthes empfangen; eins davon ist für Dich: Du wirst mir gewiß, ohne mich loben oder tadeln zu wollen, frei sagen, was Du in Deinem Herzen davon hältst, und ob Du daraus etwas ordentliches lernst; ich weiß leider, was daran fehlt. Ein anderes ist für H. Gh. R. Schulze, ich bitte Dich, es ihm in meinem Namen zu übergeben: es sei kein Brief dabei, da ich ihm über mehrere Gegenstände ausführlich zu schreiben, auch die Relation über Reisig's Ableben, sobald sie der Arzt, wie er versprochen, gegeben, zu senden denke und die Briefe nicht allzusehr häufen wolle. Das dritte an H. v. Kamptz; an diesen ist der Brief in 8°; das Exemplar in Velin für den Minister sammt dem Briefe in 4°. Es wird immer das beste sein, damit Du nicht allzuviel zu thun bekommst, diese zu siegeln und zu schicken. Die Einbände kommen mir in Rechnung und sie brauchen nicht allzu splendid zu sein. Du wirst dann wohl hören, was die Welt sagt, und mir das wichtigste melden.

1) Die serbische Revolution.

Gewiß wunderst Du Dich, daß ich so wenig auf Geld bringe. Wisse aber, daß ich im Sommer außerordentliche Zuschüsse von Frankfurt a. d. O. und den Buchhändlern erhalten, und daß mir die eigentliche Reise ja noch bevorsteht. Da diese vielleicht immer noch eine Weile dauert, ist es gut, alles zusammenzuhalten, und vielleicht würde jetzt möglich sein, daß mir Dein Bruder einen unbestimmten Credit (ich werde sicherlich meine Summe nicht überschreiten) auf einige große Häuser in Florenz, oder Rom, oder Turin, oder Mailand beschaffte, wo es am besten geht.

Du wirst nun wissen, daß der arme Reisig todt ist. Es ist doch sehr hart, daß ein ganz gesunder Mensch vor unsern Augen krank wird, immer schwächer und schwächer, und endlich stirbt, ohne daß man sieht, wie das zugeht. Die Menschen stehn vor den Krankheiten, wie vor einer Feuersbrunst, die man nicht mehr dämpfen kann; man zuckt die Achseln und läßt es gehn, wie es geht. R. zeigte sich übrigens gut wie ein Kind. Er würde gewiß mein Freund sein ganzes Leben geblieben sein; so wohl haben wir einander kennen gelernt. Ich kann Dir anvertrauen, daß hier meine größte Erhöhung unmittelbar auf die größte Erniedrigung gefolgt ist. Einen Tag trug ich die Suppe für Reisig unter dem Mantel über den Marcusplatz; den andern lud mich der Kronprinz zu Tisch ein. Der Kronprinz behandelte mich sehr gnädig. Gott gebe, daß ihn mein neues Buch nicht disgustirt, weder ihn noch einen andern Wohlwollenden. Leider braucht man zur Historie die Gunst der Menschen, und ich besonders auf meinem Weg.

In wenig Tagen denke ich Venedig zu verlassen. Wir haben einen sehr häßlichen Winter gehabt. Ich freue mich auf das Frühjahr, dem ich in Neapel entgegenzugehen hoffe. Grüße Zumpt ausdrücklich, dem ich so bald schreiben werde, als ich etwas für ihn besonders Interessantes wissen werde. Könnte er nicht jetzt nach Halle gehen? Deiner Bertha gebe ich einen Kuß — gewiß in Ehren, da sie wahrhaftig wenig davon schmecken wird, und grüße Deinen Bruder schönstens. Lebt wohl! Evviva il Pathchen!

Dein L. R.

In Rom unter Adresse der preußischen Gesandtschaft treffen mich Eure Briefe bestimmt, — falls ich lebe.

66. An Heinrich Ritter.

Rom, 27. März 1829.

Mein bester Ritter,

In Venedig erhielt ich in dem Moment meiner Abreise, in Rom fast bei meiner Ankunft Deine Briefe. In den Vorwürfen, die Du mir in beiden machst, ersehe ich Deine Güte und Freundschaft; auch hast Du in der Hauptsache ganz recht. Nur bemerke ich, daß, wenn ich meine Aufträge etwas im allgemeinen gebe, ich dies in der Überzeugung thue, daß meine Freunde, der Sache näher als ich, sie besser einsehen; ich lasse ihnen und Dir insbesondere ganz freie Hand. Jeder meiner Aufträge hat, wie sich versteht, die stillschweigende Clausel: wenn es Euch keine große Unbequemlichkeiten macht; sollte einer unausgeführt bleiben, so werde ich Dir nie Vorwürfe machen. In dieser Manier liegt in der That nicht viel Prinzliches, d. h. Vornehmes; sondern sieh darin ein vollkommenes brüderliches Vertrauen, ja mehr. Mich wundert, daß die Varnhagen dies nicht gleich gefühlt hat. Sollte ich nicht mit viel Worten danken, so bin ich doch in der That dankbar und ihr wie Dir ganz ergeben. Ihr seid Leute, auf die ich auch Rücksicht nehme, wenn ich trotz der tausend Nöthe in Berlin dahin zurückzukehren wünsche. Werden meine wenigen Freunde mir abhold, so sehe ich, wo ich sonst bleiben kann. E se fosse nel fondo del mare — doch nein!

Daß ich in meiner Manier nicht ganz unrecht habe, beweist gleich die Geldsache. Ich wäre nie auf eine so geschickte Ausführung gefallen, wie sie Dein Bruder und Herr Groß ins Werk gesetzt haben. Es würde lächerlich sein, wenn ich diesem nunmehr ein breites Lob spenden wollte. Deinen treuen alten Lebensgefährten, der mir um Deinetwillen soviel Fürsorge und Freundschaft beweist, grüße mir tausendmal.

Ich frage an, ob nicht eine kleine Kiste mit neun großen Pappbänden von Mss. aus Padua für mich angekommen ist. Auch hier wirst Du über den Mangel an Form zu klagen haben oder gehabt haben. Ich konnte aber den Spedizionere mit keiner Bitte dahin bringen, mir den Preis der Sendung, von dem er mit den stärksten Versicherungen behauptete, er könne nicht über 10—15 Gulden steigen, genauer zu bestimmen. Es sind alles venetianische Finalrelazionen, mein Eigenthum, von größtem Werthe für mich. Ich wollte, ich hätte sie hier.

Über meine Schrift urtheilst Du, wie die Welt urtheilen wird. Du weißt, daß ich kein Stilexercitium zu machen verstehe: es ist sehr möglich, daß meine Schriftzüge, wie in den Namen, so auch in anderen Dingen Unkorrektheiten veranlaßt haben. Doch habe ich eine höchst wichtige Sache auf eine Weise zur Sprache gebracht, daß die Verständigen einsehen werden, wie es steht. Ist kein Genius darin, so hat mir Gott keinen gegeben. Natürlich bringt man sich auf solche Manier auf keiner Universität weiter — einem Institut, vor dem ich ohnehin Angst habe —, allein ich sehe noch ganz andere Unannehmlichkeiten voraus.

Warum sage ich Dir nicht lieber, wie es mir hier geht? Wisse, daß ich durch die Nachricht von dem Tode des Papstes, womit die Möglichkeit eines römischen Carneval aufgehoben war, bewogen wurde, von Bologna nach Florenz zu gehen, statt sogleich nach Rom. Ich habe nun den florentinischen Carneval zu genießen gesucht und ihm so zugesehen, wie einer, der am Meer steht und sein Vergnügen an den spielenden Wellen hat, ohne sich zu scheuen, daß manchmal eine oder die andere ihn berührt. Es war der erste kommende Frühling. Aus dem Winter von Bologna, wo das Land gegen die Mitte des Februar noch mit Schnee bedeckt war, kamen wir, als wir die Höhe des Appennin überstiegen hatten, nach dem von Ölbäumen und aufkeimendem Getreide grünen Toskana. Freudig ging ich dem Wagen voraus; es war ein ganz heiterer Tag. Als wir ankamen, drängte sich bereits die Menge maskirten und unmaskirten Volkes am Arno auf und ab.

Zwischen dem Genuß antiker und moderner Kunst, der Natur und freundlicher Lebensverhältnisse, auch den Studien in Bibliotheken und Archiven, habe ich da ein paar schöne Wochen gelebt. Ich war um so mehr abgeschieden und sozusagen im Stande der Unschuld, da ich von keiner Seite Briefe bekommen konnte. Bei den Fra Bartolommeo's habe ich viel an Dich gedacht. Ich habe ihn doch über meine Erwartung ausgebildet gefunden, seine Manier breiter und vollständiger, als ich geglaubt hätte; er steht der letzten Manier sowohl Rafaels als Tizians weit näher, als ihrer ersten. Von der deposizione di croce macht man jetzt einen Kupferstich; Du wirst Dich sehr daran erfreuen. Es ist schade, daß alles restaurirt wird. Wir werden bald nur noch eine restaurirte Kunst haben; schöner anzuschauen für den, der einen bequemen Genuß sucht; minder tief vielleicht und nicht so wahr.

Die Antike erschien mir zum erstenmal und es war mir, als

hätte ich noch nie etwas gesehen. Es ist aber schwer, sie ganz zu fassen, sich ihrer in Gedanken zu bemeistern. Hältst Du nicht dafür, daß das eigentliche Interesse, das wir an der Welt nehmen, darin besteht, daß wir das „Außer uns“ zu einem „In uns“ zu machen suchen?

Hier fange ich eben an zu leben; ich bin noch nicht über die ersten Unbequemlichkeiten hinweg. Tholuck wird den 6. März abreisen; ich habe seine Wohnung gemiethet. Von drei Stuben, die ich bekommen, wird ein junger Amerikaner, den ich auf der Reise kennen gelernt, eine haben. Es ist ein guter Mensch, doch hat er viele von meinen Fehlern.

Ich grüße Dich schön, mein theurer Freund. Allen Nachrichten aus Berlin sehe ich mit Beklemmung entgegen; aber gieb mir sie nur, wie sie sind. Gebe Gott, daß Du mir wenigstens von Eurem Hause nichts Unangenehmes zu schreiben hast. Was macht Deine Bertha, wie ist es ihr gegangen? Leb wohl und nimm mit Deinem Freunde vorlieb, der sehr gerne ὡς ἄριστος sein möchte, aber es leider nicht ist.

L. R.

67. An Heinrich Ranke.

Rom, 7. April 1829.

Mein theurer Heinrich!

Professor Tholuck sagt mir eben, daß er Dich höchst wahrscheinlich sehe, und ob er mir wohl nur Minuten Zeit giebt, so will ich doch auch diese nicht versäumen, um Dir selber zu sagen, daß ich hier in Rom bin, gesund, beschäftigt, nicht gerade entzückt, aber im ganzen zufrieden; jetzt zwischen Alterthum und moderner Welt, wie Du Dir denken kannst, ein wenig getheilt, doch im ganzen meinem Berufe getreu.

Ich habe in Venedig durch den Tod Reisig's mancherlei Erfahrungen gemacht, über die sich ein Wort reden ließe. In Padua habe ich Manuscripte angekauft und ich muß Dir doch sagen, wie. Ein Professor und Bibliothekar hat eine Sammlung höchst bedeutender Relazionen angelegt. Er zeigt sie mir. Es sind über 100; viele, die ich nie gesehn; doch der erste Anblick that dar, was sie werth waren. Indem ich sie sah, fühlte ich das lebhafteste Bedürfniß, sie zu besitzen. Wisse nun, daß ich innerlich Gott bat, mir sie zu schenken. Nachdem wir sie alle besehen, fragte ich den Besitzer, was er wohl für alle fordern würde. Er machte Schwierigkeiten und rückte endlich mit der Forderung heraus, er wolle für jede einen italienischen Thalero

(einen Speziesthaler). Ich sagte, einen Thaler will ich Euch geben, aber einen, wie ich sie als Gehalt bekomme — nämlich einen preußischen. Gut, sagte er. Unser Handel war geschlossen; die Relazionen wurden sogleich in meine Wohnung gebracht. (Erzähle dies keinem Menschen; jeder wird mich für abergläubisch halten.)

In Ferrara. Erinnerst Du Dich unsrer ersten Studien in Tasso? Jetzt sah ich Palast — Gefängniß. Es würde Dir da und in Bologna merkwürdig gewesen sein, wie man die entfernten einsamen Carthausen vor den Städten zu Kirchhöfen einrichtet; in den Kreuzgängen sind die Denkmäler der Verstorbenen. Herrliche Reise über das Gebirge. Auf der einen Seite der Winter, auf der toskanischen eine Art Frühling im Februar.

In Florenz habe ich erst angefangen. Mein günstiger Stern war mit mir. Das Mediceische Archiv, das nicht einmal ein einheimischer Gelehrter sieht, war mir wenigstens vorläufig eröffnet. Was ist Kunst und Natur so in Einem! Es kommt mir aus dem, was ich lese, eine neue florentinische Geschichte entgegen, die etwas anders lautet, als Macchiavell sagt; doch habe ich den Schatz noch lange nicht gehoben.

Mit einem jungen Amerikaner und einem Franzosen von der Schreckenszeit reiste ich von Florenz nach Rom. Der Gegensatz der beiden Revolutionen konnte sich nicht schärfer aussprechen, als in diesen Menschen. Der Amerikaner betet alle Morgen, und ich habe es ihn laut thun gehört. Der Franzose versicherte mich, in Frankreich sei man weder katholisch noch protestantisch: da habe kein Mensch Religion. Man sehe nur alte Weiber in den Kirchen. Hier bin ich früh in den Bibliotheken, Nachmittags in den Sammlungen für alte Kunst oder in den Ruinen. Ich bin noch nicht Herr über die Umgebung. Ich gehe noch etwas duselig umher.

Ich habe Dir bloß aus Rücksicht auf das ungeheure Postgeld und die kleine Pfarre nicht geschrieben. Schreibe mir nur und berühre diesen Punkt ausdrücklich. Es wird für mich unmöglich sein, die Briefe weiter zu frankiren, als in den Kirchenstaat. Dagegen die Deinen werde ich größtentheils zu bezahlen haben. Schreibe davon also: nach Tor de' specchj nr. 7 in Rom. Es ist Tholuck's Wohnung. Wie geht es Dir? Schreib mir einige Partikularitäten. Was macht Selmchen? Grüß und küß Euch.

Ich hoffe, Du hast ein gewisses Büchelchen von mir erhalten. Nur sehr wenige meiner Angehörigen haben es bekommen können. Schreib mir auch davon: ich meine von dem Gegenstand. Solltest

Du Schmidt schreiben, so grüß ihn. Ich freue mich, ihn als einen reinen Menschen zu kennen. Gehe es ihm mit Röschen wohl. Und Dir! Grüß auch Schubert, und wenn die Kleinen wissen, wer ich bin, auch die.

Dein getreuer Leopold.

68. An Heinrich Ritter.

Rom, 1. August 1829.

Noch einmal schreibe ich Dir aus Rom. Und wie gerne schriebe ich Dir von hier, wo am Tage erwünschte Beschäftigung und am Abend liebevolle und immer neue Erheiterung selten fehlen, noch öfter. Auch von Dir empfinge ich hier gern noch öfter so gute Nachrichten, wie Du mir zuletzt von dem glücklichen Anwachs Deines Hauses, dem Fortgang Deiner Studien und gewissen 200 Rthlr. meldetest. Es gehe auch Euch in dem Vaterlande wohl. Bald kommen die Ferien. Ihr werdet eine vergnügte Reise machen. Bleibt nur gesund und mir gewogen.

Denn fürs erste komme ich noch immer nicht wieder. Ich habe Nachricht aus Venedig, daß ich zur Benutzung der im Archiv befindlichen Finalrelazionen nur wiederkommen soll. Ich weiß, welch ein Schatz das ist, und bin über die Erfüllung eines so ersehnten, für mich so wichtigen Wunsches sehr erfreut. Schwierigkeiten zwar werde ich noch genug haben, und es geht nicht, wie in Wien; allein einiges von Bedeutung muß ich doch erreichen.

Das schlimmste dabei ist, daß ich von hier fort muß, wo meine Studien noch lange nicht zu Ende sind. Was hätte ich nicht alles zu thun redliche Absicht! Mir die wichtigsten Punkte der römischen Geschichte lokal zu vergegenwärtigen; der antiken Kunst ein Studium zu widmen, das wenigstens für einen universalhistorischen Zweck hinreichend wäre, u. s. w. Damit bin ich aber noch in weitem Felde. Selbst die Bibliotheken bieten nach so vielen Besuchen noch immer reichen Stoff dar, und ich gehe soweit, die Schwierigkeiten, die ich in Venedig sicherlich haben werde, mit der Leichtigkeit zu vergleichen, mit der ich hier noch eine Weile studieren könnte. Der Gallerien bin ich noch lange nicht Herr. Und doch möchte ich nichts auf eine künftige Wiederkunft verschieben. Man muß sich trösten. Man kann Rom so wenig erschöpfen, wie die Welt überhaupt.

Die Hitze des Juli ist hier ganz erträglich gewesen und, soviel ich weiß, nicht über 23—26 Grad gestiegen. Die ersten Tage, die

es ungewöhnlich warm war, nahmen mich ein wenig mit. Seitdem ich aber meine Diät geändert, das Schinkenfrühstück, das ich täglich nahm, abgestellt, 1 1/2 fogliette Wein, den ich den Tag zu trinken pflegte, auf 1/2 fogl. reducirt und den Nachmittagskaffee in eine Limonade verwandelt habe, fühle ich keinerlei Beschwerden weiter. Ein großer Genuß sind die frischen, kühlen, stillen Abende und Nächte. Bis Mitternacht ist der Corso belebt. Die Café's sind 2—3 Uhr nach Mitternacht eröffnet. Das Theater schließt oft erst halb zwei. Dann nimmt man noch die Cena ein. Ich natürlich nicht. Ich eile in's Bett; ich möchte gerne des andern Morgens um sieben beim Palast Barberini anlangen.

Dort benutze ich ein Zimmer des Bibliothekars, welches die Tramontana hat, wo meine Mss. aufgehäuft sind. Bald nach mir langt mein Schreiber an und huscht mit einem Ben levato! zur Thür herein. Der Diener des Bibliothekars oder die Frau des Dieners erscheint und bietet mir mit dem gewöhnlichen: occorre niente? ihre Dienste an. Auch der Bibliothekar, Namens Razzi, ist wahrhaft gut und hat mir und anderen Deutschen die besten Dienste geleistet. —— Wenige Schritte von da ist die Bibliothek Albani, wo Winckelmann die Kunstgeschichte schrieb. Jetzt haust daselbst ein sehr guter, von Gemüth unschuldiger, fleißiger Poet, welcher mit mir die unkatalogisirten Mss. durchsieht, und an jedem Fund, auch wenn sie bloß für mich sind, eine kindliche Freude hat. Noch zwei andere Bibliotheken besuche ich mit gutem Fortgang. Wie bald ist ein Tag wegstudiert! Dann kommen jene kühlen Abende. Dort, wo man gern gesehen wird, macht man einen Besuch, oder man begiebt sich nach dem Monte Pincio, um frischere Luft zu schöpfen. Man kann recht gut unschuldig, glücklich leben, halb in Einsamkeit — wenn man nur nicht in das Reich einer jener tiefbusigen stolzen Schönheiten geräth, bei denen man die Leiden und Freuden der lateinischen Elegiker verstehen lernt.

Ich denke hier noch vielleicht einen Monat zu bleiben. Alsdann gehe ich nach Neapel; von da komme ich zurück nach Rom (wo ich auch einen nach meiner Abreise angekommenen Brief finden werde); von hier will ich nach Florenz gehen, wo ich mehr als einen Monat zu thun haben werde. Hierauf erst nach Venedig. Von Venedig durch die Lombardei und die Schweiz an einem glücklichen Tage wieder zurück: nach Hause: Jedoch wo ist mein „nach Hause"?

Melde mir ja, ob die Paduaner Kiste angekommen ist. Wäre das nicht der Fall, welch ein Weg wäre einzuschlagen, um ihr nachzuforschen? Von dem Geld, zu dem ich die Quittung beilege, bitte ich

Dich mir keinen Wechsel zu senden, ehe ich darum schreibe, und alsdann, wenn es möglich ist, einen auf Sicht. Wenn Du aber wieder 20 Thlr. an meine Mutter sendest, wirst Du mir einen rechten Gefallen thun. Se. Maj. hat mir auf den Antrag des Ministeriums eine neue Unterstützung gespendet.

Leb wohl, mein theurer Freund. Deine Gemahlin kümmert sich doch auch etwas um meine Briefe? Ihr und Deinem gütigen Bruder meine Grüße. Adieu.

Dein L. Ranke.

69. An Heinrich Ritter.

Neapel, 29. Oktober 1829.

Mein theurer Freund,

Herr Justizrath Martini, mit dem ich in und um Neapel gar manches zugleich besichtigt habe, hat die Güte, ein Schächtelchen in Deine Hände zu überliefern. Öffnest Du es, so findest Du zu oberst ein neapolitanisches Armband, zu Weihnachten für Deine Gemahlin bestimmt. Der Rest sind römische Perlen, für meine Schwester, die sich eben verheirathet. Ich hätte die Bitte an Euch, Gürtel und Armbänder mit Schlössern versehen zu lassen, nicht allzukostbar, noch meschin; und darnach die Schächtelchen neuerdings verschlossen nach Wiehe zu senden; unter der Adresse meiner Mutter mit einem Wort, daß ich es für meine Schwester Rosalie sende. Das neapol. Lavaarmband aber mit den Tänzerinnen wird Deine Gemahlin gewiß dem Entfernten zum Andenken dann und wann anlegen.

Gott erhalte Euch gesund, bis zu einstigem Wiedersehen mein eingedenk.

Euer L. Ranke.

70. An Heinrich Ritter.

Rom, 6. Nov. 1829.

Mein trauter Freund,

Ich bin gestern von Neapel zurückgekommen, Du kannst Dir denken, wie erfüllt von alle dem, was dort zu sehen und zu genießen ist. Ich hatte eine Wohnung in Sta. Lucia, hart am Meer, bei dessen Brausen ich entschlief und erwachte, was ich immer den Tag über, so oft ich auf die Terrasse vor der Thür trat, bis Capri und Ischia hin vor Augen hatte, von dem ich nach so langem Genuß,

als ich Terracina verließ und mich der Weg in das innere Land führte, traurigen Abschied nahm. Ich weiß nicht, warum, was so formlos, doch so schön ist. Aber es ist so reizend, auf das Gitter gelehnt hinauszusehen; oft denkt man freilich wieder an sich, zumal wenn man nicht recht mit sich zufrieden ist; oft aber reißt das Anschauen eines Unbegrenzten, Unendlichen, immer Bewegten uns zu höhern Gedanken fort. Es wäre hier nun ein Ort gewesen, um etwas auszuarbeiten. Jedoch in meinen 3 Wochen daselbst habe ich nur an Sehen, Aneignen, Genießen denken können. Zur Hervorbringung gehört auch ein gewissermaßen schon eingewohnter Zustand; wo nichts Neues uns stört, sondern nur das Alte in hergebrachter Weise auf uns wirkt. Dort aber sind Natur und Alterthum immer neu und geben uns unzählige nie gehabte Eindrücke. Den Tag habe ich meistens von 10 bis 2 Uhr den Sammlungen, die in den Studj vereinigt sind, gewidmet. Ich möchte Dir gerne den Toledo in die Gedanken zurückrufen, der zwar nie gepflastert, voll Schmutz und Staub, nur lang und nicht gerade, und doch von allen Straßen in der Welt, die so ausdrücklich und mit Absicht gemacht sind (Vizekönig Toledo ließ sie ziehen), vielleicht die schönste und gewiß die lebhafteste ist. Dies sich selbst überrufende Gespräch, das man auf den Bergen, die eine Miglie weit, wie ein verworrenes Getöse vernimmt, das Gedränge der Esel und Wagen, die aufgeputzten Kram- und Kaufläden, die so mannigfaltig angeordneten Wasser- und Limonibuden, die malerisch aufgebauten Weintraubenkörbe, die blühenden Blumen, im Anfang November schöne frische Rosen (auch bei mir auf der Terrasse wachsen deren) und dazwischen allenthalben Gelaufe, Gebettle, kleines Gewerbe; wie ist Rom dagegen so ernsthaft, so still, so gesetzt! Also über den Toledo, der zwar lang ist, aber mir nie Langeweile macht, zu den Studj hinauf.

Ich wüßte, wären die Alterthümer eigentlich mein Fach, so bliebe ich ein paar Jahr in Neapel, und wenn ich auch als Lazzarone leben müßte. Nicht allein, daß man sich hier die ganze antike Umgebung bis ins allerkleinste vergegenwärtigen kann, daß man auch Kunstwerke höheren Stils von erstem Verdienst täglich anzuschauen Gelegenheit hat; ferner dieser zwischen Rom und Griechenland in der Mitte stehende und beide vermittelnde Himmel selbst, mit einer Gegenwart, zu deren Erklärung man keine Historie bedarf, sondern welche selbst Natur ist, versetzt uns unmittelbar in eine jenen alten Jahrhunderten, wie mich dünkt, analogere Stimmung. In Ermangelung griechischer verschaffte ich mir wenigstens einige lateinische Poeten; ich muß Dir

sagen, daß ich an Virgils Euboicis Cumarum adlabitur oris etc. und an etlichen Oden des Horaz neuen Geschmack fand. Du kannst Dir denken, daß ich auf der einen Seite nach Sorrent und Pästum, auf der andern nach Porto Miseno und Ischia (obwohl von da zurück nicht ohne Gefahr), nach dem Vesuv und den Orten, die er verschüttet und eben dadurch aufbewahrt hat, reisepflichtgemäß ging. Ich will nicht versuchen Dir das zu beschreiben, denn ich sehe, ich habe mich schon bei dem Toledo so lange aufgehalten, daß Du vielleicht genug haben wirst.

Auch Du hast mir von einer schönen Reise zu schreiben, bei der ich nur fürchte, daß Dich das Wetter wenig begünstigt haben wird — so lauten Briefe vom October. Das thust Du bald. Dann hast Du die Güte, mir Anweisung auf die 200 Thlr., die Du, wie Du schriebst, noch hast, womöglich auf Sicht zu schicken. Dein Bruder, den ich sehr gegrüßt haben will, wird sie mir wie sonst zu besorgen so gut sein. Wahrscheinlich wird Dir auch Perthes Geld haben zukommen lassen, dessen ich demnächst sehr bedürfen würde. Ich bitte Dich, die Wechselsendung nicht lang zu verschieben. Ich bin hier schlechterdings noch 2—3 Monate beschäftigt.

Ich hoffe Dir Nachricht geben zu können, daß Euer Nachbar gegenüber meine Bücher, vielleicht in eine große Tonne gepackt, in einem seiner Gewölbe wird niederlegen wollen. In kurzem wird Herr Justizrath Martini Dir eine Schachtel mit Sachen für meine Schwester zustellen. Dürfte ich Dich wohl bitten, damit zu verfahren, wie Du in dem Briefe, den er bringt, finden wirst? Sei mir von Herzen gegrüßt! Deine gute, schöne Bertha sei es auch. Geh es Euch wohl. Bruder und Kinder seien gesund. Gott breite seine Hand über Euch. Wisse, daß ich Gott täglich mehr erkenne.

Leb wohl mein Freund.

Dein L. Ranke.

Zumpt sollst Du ausdrücklich und angelegentlichst grüßen; er wollte ja nach Italien kommen. Auch Schleiermacher, und diesem sagen, daß ich seinen Brief in Neapel zwar spät, aber richtig abgegeben und die Familie des Grafen Voß außerordentlich gütig gefunden habe. Die Gräfin denkt im Januar von Neapel wegzureisen und sich einige Zeit in Rom aufzuhalten. Der Graf wollte im Februar aufbrechen, so daß sie im April in Deutschland sein können.

Noch eine dringende Bitte. Es werden Dir 12 Exemplare einer in den Wiener Jahrbüchern abgedruckten Abhandlung über Don

Carlos[1]) zugestellt werden, Gott gebe, bald. Davon bitte ich Dich eins zu behalten; sieben an Herrn von Varnhagen zu geben, drei an das Ministerium; nämlich eins an den Minister, eins an Schulze, eins an Kamptz — bei einem Besuch, oder sonst zusendend; dem Minister habe ich schon davon geschrieben —; eins an Heydler nach Frankfurt a/O. bei Gelegenheit.

Sollten meine Bücher weggebracht werden, so bitte ich Dich doch die Mss. zu behalten, die im Koffer und neulich angekommen, deren Erhaltung mir sehr am Herzen liegt.

Grüße Schleiermacher so hübsch, als Du kannst, und bitte ihn, Reimer's mein Andenken zu versichern.

71. An Heinrich Ranke.

Rom, 15. Nov. 1829.

Mein theurer Heinrich

Wie schön überraschte mich, als ich vor einigen Tagen von Neapel zurückkam, daß ich einen Brief von Dir mir angekündigt fand. Der November ist, wie Du weißt, von Alters her unser Correspondenzmonat. Ich habe mir den Brief auf der Stelle geholt, ihn gleich gelesen, ohne erst mit den Inhaberinnen lange zu discurriren, ja ihn gleichsam verschlungen diesen Brief, nach dem ich eigentlich Sehnsucht gehabt hatte. So geht es Euch wohl. Die 200 Gulden sind mir insonderheit tröstlich, denn eben die mangelten Euch, wie ich wohl weiß. Ihr denkt noch an Euren entfernten Bruder, dem es doch zuweilen ist, als mangelte ihm jemand, so recht innig mit ihm vertraut. Italienische Liebe oder Freundschaft, wie man sagt, ist am Ende doch eine, die keine ist. Das ist, man steht einander gegenüber und bleibt, wo man war. Meine Nichten gleichen Selma und gedeihen in voller Gesundheit. Gott erhalte sie Euch. Und auch mir, setze ich hinzu. Gewisse Ansprüche werdet ihr mir nicht abstreiten: was wäre sonst das alte Institut der Primogenitur? Ich sah hier das Bild Selmas von Frau Wieland; es ist etwas scharf und hart, doch sind es diese theuren Züge. Aufs lebhafteste sich erinnern, ist am besten. Ihr seht, ich habe es endlich gethan; und zwar nicht, um Euch zu gefallen, sondern zu meinem eigenen Vergnügen ganz allein. Aus Deinem Briefe entnehme ich, daß Du einige flüchtige Zeilen, Tholuck mitgegeben, wirklich erhalten hast — noch vom April.

1) S. W. XL/XLI 451 ff.

So lange schon bin ich hier in Rom. Den ganzen Sommer, ohne zu wanken und zu weichen, habe ich ausgehalten. Es ist auch in diesem Suchen und Finden, in dem unausgesetzten Verfolgen eines größeren universellen Zweckes etwas Belebendes und Munterhaltendes, ob es gleich nur Bibliotheken sind, wo man seinen Weltlauf hält, und nur Bücher oder vielmehr oft ein wenig vermoderte Papiere, mit denen man umgeht. Es ist immer eine Unternehmung. Man hofft, wünscht und nähert sich. Man findet Schwierigkeiten, nur durch persönliche, ich weiß nicht soll ich sagen Geschicklichkeit oder Beweglichkeit zu überwinden. Man findet ein weiteres Feld, als man erwartet hatte. Von kleineren Interessen wird man unwillkürlich in die größeren geführt. Es giebt auch ein Ziel, über das hinaus man niemand urgiren kann; indeß eröffnen sich andere Bahnen. Man muß am Ende sagen: hierzu war ich berufen; hierzu bin ich da und geboren; hierin sind meine Leiden und Freuden, mein Leben und meine Bestimmung ist hierin begriffen!

Übrigens aber ist Rom schön und würdig, daß man da ein Jahr lebt. Die italienischen Städte sind einander doch weit unähnlicher, als z. B. die deutschen. Auch ist die ganze Nation weit mehr von landschaftlichem, als vaterländisch universellem Sinn durchdrungen. Der Gegensatz zwischen dem maritimen, höchst beweglichen, schreienden Neapel und dem binnenländischen stillen, gesetzten Rom fällt bei der Rückkehr von Neapel jedwedem auf. Mir ging es sonderbar. Während ich hier wirklich Alterthum Alterthum sein lasse und recht gut und ungestört in der modernen Welt fortlebe, machte Neapel die entgegengesetzte Wirkung. Die Umgebung der ganz an die Sinne redenden, in das Kleinste unmittelbar einführenden Antikensammlungen, Besuch von Pompeji und Pästum, doch auch selber die Natur, die Nähe des Meeres weckten meine alte Liebe wieder auf; und ich griff wenigstens zu dem, was zu haben war, zu Horaz, zu Virgil und den lateinischen Elegikern.

Wie kurz muß ein Brief sein; wie vieles hätte ich Dir von Leben, Ereignissen, Vergnügungen und hauptsächlich von Studien zu melden! Nachdem ich in Rom den Stoff von 3 bis 4 Bibliotheken, insofern er mich angeht, ziemlich erschöpft habe, arbeite ich jetzt in der fünften, die mir früher unzugänglich war, und vor drei Tagen hat der päpstliche Archivar mir Nuntiaturberichte über Frankreich, Spanien und auch über Deutschland herauszugeben versprochen. Meine Sammlung ist durch Beihülfe einiger Copisten ziemlich ins Große gewachsen. Über Staat und Kirche in den letzten Jahrhunderten ist viel

zu sagen. Gebe mir Gott Vollendung dieses Unternehmens und alsdann innere und äußere Ruhe, Sicherheit leitender Überzeugung und penetrirende Einsicht, daß ich diese Geschichten einmal beschreiben kann. Vielleicht kommt mir meine Sache wichtiger vor, als sie ist; doch bin ich über viel gesetzt. Zu der Erlaubniß, das venetianische Archiv zu benutzen, ist neulich auch die wichtigere, nach Venedig zurückzukehren und die dort allein aufbewahrten Relazionen, die ich sonst nirgend fand, zu sehen, gekommen. Eins nach dem andren; bleibe ich gesund, so hoffe ich alles zu bemeistern.

Übrigens hat mir in diesem Augenblick Oberst Heidegger seine Papiere über Griechenland gegeben, von Belang für die letzten Jahre; ich weiß noch nicht, ob sich daraus eine entscheidend belehrende Schrift wird bilden lassen. Dein Antheil an den Serben ist mir sehr lieb. Der Gegenstand verdient es. Ich habe über diese Schrift eine Stimme gehört, die mich wider alle Afterreden waffnet[1]).

Nun mein Bruder! Gott wolle, daß wenn wir uns wiederfinden, unsere indeß erfolgte Ausbildung uns nicht entfernt, sondern einander näher geführt haben mag. Wisse, daß Dein und Euer Andenken mich stets begleitet. Sei glücklich, Dein eigen, in dem Jahre, das Du antrittst, und in den künftigen. Hab mich in gutem Andenken. Ich herze und küsse Euch, bin ganz Euer.

Leopold.

Nach Wiehe: Grüße, viele, liebe, und von Wiehe Nachrichten. Nach München desgleichen.

Adresse Tor de' Specchj 8. Brief ohne Couvert, wie gegenwärtiger.

Wäre Dir genau bekannt, in welcher Lage, wie angesehen ꝛc. Hormayr sich in München befindet, so könntest Du's mir schreiben, aber wahr. Stahlherz ist doch die kleine Schnorr? Ich hatte das ganz vergessen, sie aber nicht.

1) Anspielung auf Niebuhr's (am 21. Juli 1829 in einem Brief an Perthes ausgesprochenes und von diesem jedenfalls dem Autor mitgetheiltes) Urtheil, daß Ranke's serbische Revolution als Historie das Vortrefflichste sei, was wir in unserer Literatur besäßen.

72. An Heinrich Ritter.

Rom, 13. Januar 1830.

Mein theurer Freund,

Briefe und Wechsel, die Du mir gesendet, haben mich noch vorigen Monat hier angetroffen und ich danke Dir von neuem herzlich für Deine mancherlei Mühe. Um in diesem Argument gleich fortzufahren: wäre es nicht in Hinsicht der Bücher das räthlichste, sie in ein paar große Fässer zusammenzupacken und auf irgend einem Oberboden einzulogiren? Ganz unerträglich finde ich, daß Du Dich damit schleppen sollst.

An dem Fortgang Deiner Sachen nehme ich den wärmsten Antheil; vielleicht nicht ganz ohne Eigennutz: um so sicherer darf ich hoffen, Dich in Berlin wieder zu finden. Ich weiß so jetzt kaum mehr, wo für mich Haus und Heimath. Was würde es werden, wenn ich euch nicht mehr anträfe!

Dein Neffe ist hier. In einer Conversation bei Bunsen's kam mir jemand mit ausgebreiteten Armen, ohne zu reden, entgegen: er war es, und wir haben uns hernach, so gut es ging, unterhalten. Alle Menschen, die ihn sehen, lieben ihn; und so viel ich bemerken können, geht es ihm ganz gut.

Du fragtest mich nach Wilhelm Waiblinger. Du weißt, wie verführerisch Italien ist. Sehr früh entwickelt, ausschweifend schon in Deutschland, warf sich dieser junge Mensch, sowie er nach Italien gekommen, in alle Wollüste, die um so weniger was Besonderes sein konnten, da es ihm an Geld gebrach, ohne welches in Italien ein ordentliches Verhältniß mit einer Frau nun gar nicht möglich ist. Ich lernte ihn vorigen Sommer kennen: einen langen, hageren Menschen, nicht sehr gut gekleidet, der indeß nicht übel redete und uns eines Abends durch die Nachahmung einer Jesuitenpredigt in geläufigem Italienisch viel Vergnügen machte. Er wollte darauf zu Fuß nach Neapel, doch kam er schon nach den ersten Stationen zurück, weil er sich zu schwach fand. Er ging zu Wagen, genoß Neapel auf seine Weise und ward krank. Trotz dieser Krankheit ging er nach Sicilien, und obwohl er schon so weit war, daß er sich nicht mehr mit Fleisch nähren konnte, sondern nur von Maccaroni leben mußte, übernahm er sich doch in Wein und Weibern auf eine wahrhaft unerhörte Weise. Sowie er zurückkam, brach seine Krankheit erst recht aus. Er hatte 8 Blutstürze. Allmählich hat sich die Schwindsucht, bereits mit dem

hektischen Schweiße und einer großen Abspannung entwickelt, und die Aerzte erklären, daß er sterben muß. Seine Sachen stehen durchaus höchst unglücklich. Du wirst die Details nicht ausbreiten, denn bösen Namen will ich ihm nicht machen; jedoch so ist es, verlaß Dich darauf.

Ich habe Waiblinger zuweilen mit Graf Platen besucht, der jetzt hier ist und mit dem ich in ziemlichem Verkehr stehe; so weit es nämlich das Wetter bei entfernt Wohnenden zuläßt. Denn Du glaubst nicht, welch einen unglücklichen Winter wir haben. Seit dem November Tag für Tag Regen! Nur zuweilen wechselt er auf eine unglaubliche Weise mit Schnee ab. Schmilzt dieser dann und regnet es aufs neue, so daß die Mitte der Straßen durch Bäche eingenommen ist und an beiden Seiten die Dächer träufen, so kannst Du Dir denken, wie angenehm es ist, nach einer Bibliothek oder nur zu Tisch zu gehen. Ohne Mühseligkeiten gehen diese Reisen nun nicht ab. Ich weiß nicht, ob die Sonne im Sommer oder diese Regentage im Winter das schlimmere.

Du wirst hoffentlich sowohl Wiener Aufsätze als römische Perlen empfangen und nach meinen Bitten und Deiner Bequemlichkeit besorgt haben. Auch diesmal kommst Du nicht ohne Bitte weg. Der Bibliothekar der Bibl. Corsini, Monsignor Lazzarini, hat ein Exemplar vom Damm's homerischem Lexikon, in welchem beiverzeichnetes Blatt fehlt. Ein anderes hat er dafür zwei mal. Natürlich wünschte er ersteres zu haben, und Du könntest es ihm vielleicht durch ein Billet an die Vossische Buchhandlung verschaffen. Du würdest mich sehr verbinden, da besagter Bibliothekar ein ganz wichtiger Mann für mich ist. Bis Ende Februar finden mich Deine Briefe sicherlich hier.

Könnte ich Dir zum Schluß sagen, wie sehr ich Euch ergeben bin! Die Erscheinung Deines Neffen hat meine Sehnsucht nach Euch gewaltig vermehrt. Deine Bertha küsse in meinem Namen. Leb wohl.

Dein L. Ranke.

Fragenden antworte, daß ich künftigen Herbst zurückkommen könnte. (Im Fall nämlich, daß es in Venedig nicht sehr gut ginge. Sonst vor Ostern 1831 nicht; dies ist Dir gesagt.)

73. An Heinrich Ritter.

Rom, 29. März 1830.

Ich hoffe, mein theurer Freund, daß Du diesen Brief sowohl bald, als auch ohne Kosten erlangen wirst, zumal da Dir meine

Correspondenz sonst wenig anderes einträgt, als Kosten und Mühwaltungen. Für die Besorgung sowohl der Perlen, als des Blattes aus dem Damm danke ich Dir herzlich. Das letzte kam mir eben recht, um mir meinen brummigen Monsignor völlig zu erweichen, dergestalt, daß er mir verschiedene kleine unsterbliche Werke seiner Hand regalirt hat. Es ist ein Antiquar, von dem man behauptet, erst nachdem er circa 1822 ein 2 Bände starkes Werk de tintinnabulis herausgegeben, habe er erfahren, daß im Vatican dergleichen aufbewahrt würden: er habe sie nie gesehen. Auch hat er ein philosophisches Werk über Natur und Völkerwohl unter der Feder, von dem schon 3 Bände erschienen sind. Er vertraute mir an, er sei ganz damit fertig, und es fehle ihm nichts weiter, als di confutare il Rousseau, was aber doch so schwer sein muß, daß er indessen angefangen hat, einen Auszug des nämlichen Werkes zu publiciren: alles natürlich auf eigene Kosten. Dafür ist er auch päpstlicher Ceremonienmeister, und jede Cardinalernennung trägt ihm 100 Scudi à Person ein. Genug, das Blatt hat den guten Mann völlig für mich gewonnen. Er liebt die Schriften der Deutschen; basta, daß sie lateinisch geschrieben sind. Rom ist voll der curiosesten Kerle von der Welt. Denke Dir, daß sich der Professor Orientalium eine Visitenkarte hat stechen lassen, worauf die Moschee von Mecca abgebildet ist, ohnerachtet die Schriftzüge, welche die Form derselben darstellt, das Glaubensbekenntniß der Muhammedaner enthalten. Darüber sieht man das Schwert des Muhammed abgebildet. Dieser Held kann so gut wie gar kein Wort Arabisch. Unter so vielen Curiosen bin ich einer der nicht wenigst curiosen; schade, daß nun endlich mein Abschied herannaht.

Du bist ersucht, Deinen nächsten Brief unter der Adr. des Herrn von Martens, envoyé extraord., nach Florenz zu senden, wo ich sofort nach Ostern eintreffen werde. Deine Einwendungen gegen meine lange Entfernung las ich mit Seufzen, um so mehr, da sie zum Theil wahr sind. Aber was ist zu machen? Ich weiß, daß ich geboren bin, um dasjenige zu thun, was ich jetzt ausführe, daß mein Leben weiter keinen andern Zweck hat. Will ich oder nicht, so muß ich weiter. Es ist wahr, es dauert lang, es geht langsam genug; schöne Jahre vergehen: indessen man genießt sie doch auch. Ich bin hier zuweilen so glücklich gewesen, wie nie in meinem Leben: im Gefühl eines wohlangewandten Tages, glücklicher Entdeckung, belebender Aussichten; im Gefühl ungetrübter Existenz. Neue Freundschaft habe ich zwei bis drei Mal und, wenn ich es gestehen darf, auch einmal ein Analogon der Liebe genossen. Dabei zweifle ich keinesweges, daß ich

wieder nach Berlin kommen werde; nein: dies ist eine feste Hoffnung, die ich hege; und Gott wird mir geben, daß ich Dich da finde.

Der mißliche Zustand, in dem Du Dich bei der Absendung meines letzten Briefes befandest, ist nun ohne Zweifel vorüber, zumal da die Vorlesungen geschlossen sind, der Frühling kommt, der euch so wohl wolle, wie uns hier. Wir haben einen März so schön, wie sich kaum jemand erlebt zu haben erinnert. Ganz wolkenlos. Die Blüthen sind bereits ziemlich vorüber. Das Grün ist halb heraus. Mit Entzücken genoß ich gestern diese herrliche Wüstenei der Campagna. Du, mein Freund, wenn ich es Dir sagen darf, solltest Deine Leiden nie eine so metaphysische Wendung nehmen lassen, wie sie nehmen. Philosophie und Körper stimmen zuweilen zusammen, Dich mißmuthig zu machen. Du bist aber wahrhaft religiös, mein Freund.

Könntest Du nicht daran denken, mich im Herbst in Venedig zu besuchen? Du sahst es ja nur kurze Zeit, so viel ich weiß.

Graf Platen ist schon seit mehreren Wochen krank: er leidet an höchst beschwerlichen blinden Hämorrhoiden. Er ist leider übel bedient von einer Abruzzeserin, von der er behauptet, sie stamme von jenen Waldteufeln ab, deren Existenz man der Kaiserin Helena als einen unleugbaren Beweis des Heidenthums vorgehalten habe: Murat habe sie einfangen und zähmen lassen ꝛc. ꝛc. Sie hat zur Collegin eine Romagnolin. Die eine spricht das entsetzlichste Romagnolisch, die andere ein eben so entsetzliches Abruzzesisch; sie verstehen sich unter einander nicht und Platen keine von beiden. Habe Geduld mit meinem Geschwätz. Schreibe mir bald, nicht ohne Wechsel nach Florenz. Grüße Gemahlin, Kind und Bruder tausendmal. Mich verlangt von Herzen, Euch alle zu sehen und zu umarmen.

Dein L. Ranke.

Ich weiß nicht, weshalb meine Wiener Brochüre nicht angekommen ist. Gerold in Wien behauptet, sie bereits im October expedirt zu haben. Sollte sie etwa bei Reimer liegen? Könntest Du nicht einmal vorübergehend da anfragen? Vertheile sie sparsam. Es liegt mir nichts daran, daß sie herumkommt, doch an das Ministerium. Grüße Zumpt, Schleiermacher, Lachmann und andere Freunde, von denen Du denkst, daß sie es gern hören, ausdrücklich.

74. An Heinrich Ranke.

Rom, Anfang April 1830.

Bester Heinrich,

es bleibt immer hart, daß Du mir so lange nicht geantwortet hast. Was soll daraus werden, wenn wir ganze Jahre nichts von einander hören? Wisse, die Dreißig sind bei uns beiden vorüber: wie lange haben wir noch zu leben? Indessen, um mich zu trösten, habe ich Frau Wieland so lange gebeten, ja gedrängt, bis sie mir von dem Bilde von Selma, das sie in ihrem Buche mit sich führt, eine Abzeichnung gemacht hat. Es mag wohl nicht ganz ähnlich sein, doch sind es die Hauptzüge: diese lieben Züge, deren ich mich so gern erinnere. Du fehlst indeß dabei. Laß Dich doch auch von einem Reisenden zeichnen und schicke mir's, wenns auch nur mit Bleistift umrissen ist. Frl. Linder, die mir Deinen Brief mitbrachte, ist sehr gut und hat viel Sinn; es ist natürlich, daß man mit einem Fräulein nicht sehr vertraut werden kann; indessen habe ich doch wenigstens einmal allein und ausführlich mit ihr gesprochen.

Um Dir nun etwas von mir zu sagen, mußt Du wissen, daß mein Hauptunternehmen ziemlich glücklich von statten gegangen und meine Sammlung über Erwarten angewachsen ist. Es setzt sich mir allmählich eine Geschichte der wichtigsten Momente der neueren Zeit fast ohne mein Zuthun zusammen. Sie bis zur Evidenz zu bringen und zu schreiben, wird das Geschäft meines Lebens sein. Ich bin zufrieden, daß ich weiß, wozu ich lebe; meine Brust erfüllt sich mit freudiger Bewegung, wenn ich das Glück vorausfühle, das mir die Ausarbeitung eines wichtigen Werkes machen wird; ich schwöre täglich, es auszuführen, ohne einen Fingerbreit von der Wahrheit abzuweichen, die ich erkenne. Man macht mir oft den Einwurf, daß mein Weg doch allzuweitläuftig, daß das Ziel am Ende auch kürzer zu erreichen wäre, daß ich mir schade, so lange in fremden Ländern zu leben, allein ich höre das nur und thue doch nach wie vor. Man kann sich seine Bahn nicht selber machen. Eine angefangene Sache in der Mitte abzubrechen, würde mein ganzes Leben mit einem schmerzlichen Gefühl von Übertretung erfüllen. Auch da ich jetzt — damit will ich aber nicht die neidischen Mächte mir zu Feinden machen — gesünder bin, als früher, und man mir meine Jahre noch immer nicht ansehen will, so hoffe ich noch so lange zu leben, bis ich alles zu Ende bringe.

Hier, wie Du weißt, ist noch vieles andere zu thun und zu lernen, und man kann über die Manuscripte doch Rom nicht versäumen. Leider habe ich die Reste des Alterthums noch nicht soweit studiert, um sie zu verstehen. Ich habe angefangen, mir meine Anschauungen zusammenzusetzen, aber erst da recht gefunden, wie mangelhaft sie sind. Ich bin beflissen, sie jetzt zu vervollständigen und nicht ohne einen stattlicheren Erwerb zu weichen.

Höchst anziehend wäre nun, hier an Ort und Stelle die Entwickelung der modernen Kunst sich eigentlich deutlich zu machen. Natürlich nur diejenige seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Ich bin darauf gekommen, daß ihr Gang und Entwickelung der Poesie und übrigen Literatur völlig entspricht, daß, sobald es gelingt, die wichtigsten Umwandlungen mit sicherer Wahrnehmung zu ergreifen, man sich einer Geschichte des inneren Daseins der Nation annähern könnte, an deren Möglichkeit man kaum glauben sollte. Es ist mir schlecht zu Muthe, daß ich gestehen muß, auch hier noch weit zurück zu sein. Übrigens kommt man an einen Punkt, wo die Entwicklung nicht mehr national, sondern ganz universell ist.

Doch auch die Nation wäre kennen zu lernen, und man müßte ihre Hauptunterschiede von uns in klarer Anschauung fassen. Ich habe es, überdies durch ganz besondere Verhältnisse veranlaßt, so viel als möglich zu thun gesucht. Auch ist kein Zweifel, daß hier ein Mensch ist von wesentlich anderen Eigenschaften, Talenten, Ideen, als wir sind; allein es gehört viel dazu, etwas sagen zu wollen, ohne den Irrthum selber auf der Stelle inne zu werden.

So mancherlei Studien fesseln und bewegen mich zugleich. Allmählich findet man doch einen Fortschritt; aber wahr ists, daß indeß wieder ein Jahr vergangen ist.

Wisse nur, daß ich, wie es mir bis jetzt im allgemeinen wohl gegangen, auch die Hoffnung hege, daß das künftig weiter so gehen wird. Hege Du diese Hoffnung mit mir. Nur fürchte ich, daß, wenn ich wieder zurückkomme, unsere Ausbildung, denn keiner ist doch stehen geblieben, einen so abweichenden Weg genommen haben wird, daß es schwer sein möchte, daß wir uns ganz verstehn. Freilich traurig! in so fern wir beide uns mit treuem Eifer bemühen, die Wahrheit zu finden. Uns ihr genähert zu haben, jeder auf seinem Wege, müßte uns verbinden und nicht trennen.

Erinnert sich Selma noch des Grafen Platen, der sich wenigstens ihrer erinnert? Er leidet jetzt stark an Hämorrhoiden, die sich bei ihm auf eine Weise äußern, die ich früher noch gar nicht kannte, so

daß er drei Wochen im Bett liegt. Denkt mal, daß ich ihm doch oft eine Suppe in meinem Haus machen lassen kann. Bin ich nicht auch ein Herr, ein Hausherr? Wir hoffen baldige Besserung. Wir stehn gut zusammen.

Unmittelbar nach Ostern — es ist nun nicht anders — gehe ich nach Florenz. Dahin unter meiner Adresse, aber recommandé aux soins de Mr. le Baron de Martens, envoyé extraordinaire de S. M. le roi de Prusse, magst Du Deinen Brief richten, der ein Briefbogen sein muß ohne besonderes Couvert und vollgeschrieben mit Notizen: von Dir, Deinen Studien und Erfahrungen — von Selma und den Kindern — auch von Rosalie und Hannchen. Da Du doch wohl mit Schmidt und Röschen, von denen ich — denke mein Exil! — nur noch voraussetzen muß, daß sie im Januar verheirathet worden sind, in Verbindung stehst, lege ich Dir einen Zettel für unser theures Röschen bei, die — es macht mich fast traurig bei aller Freude — wohl jetzt guter Hoffnung ist.

Wenn ich meine Freunde jemals hierher gewünscht habe, so ist es im gegenwärtigen März geschehen, welcher der schönste ist, welchen ich je erlebte, ja einer der schönsten Monate überhaupt. Das ganze Land ist grün. Durch die Campagna zu wandern, in den tiefen grünen Thälern Spuren des Alterthums zu suchen, Tage und Nachmittage draußen zu sein in dieser Luft, die so rein ist, wie der reinste Ton, ist ein großes Vergnügen. Und doch ginge ich gern mit Euch auf einem Rain bei Rückersdorf, wo Euch dieser Brief glücklich treffen möge.

Dein getreuer Leopold.

75. An Heinrich Ritter.

Florenz, 25. Mai 1830.

Solltest Du, mein theurer Ritter, mir auf meinen Brief vom März, den ich dem Dr. Röstell, der als Eilbote nach Berlin ging, mitgegeben, noch nicht geantwortet haben, so ersuche ich Dich, dies bald und hierher zu thun. Ich brauche nämlich allerdings einen Wechsel. Von Fenzi habe ich mir schon 100 Gulden zahlen lassen ohne solchen, die dann dem Herrn Groß wieder zu erstatten sind. Eine gewisse Furcht habe ich, daß Du nicht ganz wohlauf sein möchtest; Dein letzter Brief meldete Dich krank, und so lang kein anderer.

Ich bin denn auf meiner Reise über den großen Berg und von Rom fort. In Florenz verfiel ich anfangs in eine Art Heimweh

dahin und in Melancholie; doch da ich mich sofort mit Gewalt in die Studien warf, ist alles vergangen und mein gewohnter Humor zurückgekehrt.

Sei auch der Deine gut! Und Deiner ganzen Familie. Solltest Du meine Einsamkeit kennen, so würdest Du erstaunen: es vergehen Wochen und ich sehe niemand, als dann und wann einen Bekannten, mit dem ich in die Kirchen gehe, die Bilder zu besehen. In dieser erfreue Du mich wenigstens mit einem Brief. Allzeit Dein getreuer

Leop. Ranke.

76. An August Grafen Platen.

Florenz, 17. Juli 1830.

Mit Ihrem Briefe, mein lieber Freund, ist es mir schlecht genug gegangen. Sie müssen wissen, daß man ihn mir auf der Post zwei Monat verheimlicht hat; Sie haben ihn im Mai geschrieben, und obwohl ich es an Nachfragen nicht fehlen lassen, habe ich ihn doch erst im Juli bekommen. Gehe es Ihnen nur mit dem meinen nicht eben so übel. Unsere junge Correspondenz sollte wenigstens in ihrem ersten Aufwachsen nicht so unbillig gestört werden.

Ich setze voraus, daß Sie jetzt in einer etwas behaglicheren Existenz sind, als anfangs. Mir ist wenigstens jeder neue Aufenthalt, wo es auch sein möge, immer verdrießlich, aber allmählich findet es sich. Hoffentlich geht es Ihnen in Sorrent gut, und aus der Menge der Fremden wird sich mehr als Einer zu näherem Umgang an Sie angeschlossen haben. Verheimlichen Sie mir doch nicht, wie Sie mit der schönen Landsmännin aus Thüringen stehen. Nehmen Sie sich aber nur in Acht. Ich höre noch hier, daß sie zu denen gehört, welche, wie Lili, Parke um sich her bilden, mit mancherlei Gewild. — Hoffentlich ist auch der Rest Ihres römischen Uebels den Seebädern gewichen. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen bequeme und glückliche Tage, schon damit Ihre Muse frei sei. Wie steht es mit den Märchen?

Unser römisches Gespräch blieb bei unserer Reise stehen und um dabei fortzufahren, melde ich Ihnen, daß die meine nicht allzuglänzend war. Dem Wasserfall durfte ich indeß wirklich einen Nachmittag und Assisi einen Vormittag widmen. In Otricoli, Spoleto, Fuligno, Spello, und wie sich versteht auch in Perugia, wo ich die Academie sah, bereicherte ich mich mit neuen Kunstanschauungen. Das Fuhr-

werk war so erwünscht langsam, daß ich mit aller Bequemlichkeit nebenher gehen und die Schönheit des Maianfanges in Umbrien und Toscana gründlich schmecken konnte. Der einzige Fehler war, daß es doch zu geschwind ging; eine acht Tage länger: ich wüßte nicht, was ich darum gegeben hätte.

In Florenz hatte ich zu bemerken, daß sich die Dinge der Welt sehr rasch ändern; die paar Häuser, auf die ich rechnete, fand ich in völlig anderem Zustande, als ich sie verlassen. Ich hatte wirklich anfangs eine Art Heimweh nach Rom und nur, indem ich mich mit aller Gewalt in florentinische Studien warf, neue Bücher kaufte, neue Dinge lernte, nach Möglichkeit excerpirte und copiren ließ, überwand ich dieses kranke Gefühl. Ich bin denn auch um mehrere hundert Bogen reicher geworden und habe mich ziemlich in Besitz der mediçäischen Geschichte gesetzt. Mit dem Archiv habe ich ungemeine Schwierigkeiten gehabt. Indeß ist meine Satisfaction, daß ich nun aus demselben doch einen großen Theil der Geschichte Carls V., in der Periode der deutschen Kriege, völlig evident und klar mit mir nehme, nur um so größer. Es hat sich auch einiger Umgang gefunden. Die Kirchen haben wir so viel thunlich durchsucht: über die toscanische Kunst gehe ich auch ganz anders belehrt von dannen, als ich gekommen war.

Denn, wie natürlich, ich denke bereits stark an meinen Rückzug. Sie müssen nicht glauben, weil viele Freunde zu Hause fast ungestüm darauf dringen, sondern weil dasjenige wirklich gethan ist, was vernünftiger Weise gethan werden konnte — sollte; schelten Sie also nicht darüber.

Nur thut mir leid, daß, wenige Orte aus der Umgegend ausgenommen, der Rest von Toskana mir unbekannt bleiben wird. Wir haben seit einiger Zeit unglaublich heiß. Alle Winde bringen Hitze nach Florenz: selbst die Tramontana, ja diese am meisten. Die Marina hat ziemlich weit zu Land und kommt calduccia calduccia an. Da sind Sie nun zu beneiden, der Sie diesen Wind aus der ersten Hand haben.

Ich denke binnen acht Tagen nach Venedig aufzubrechen und fürchte mich vor der Unbehaglichkeit des ersten Aufenthaltes, vor der Schwierigkeit meines Unternehmens daselbst, auch vor der Sonnenhitze unterwegs, nicht wenig. Sollte mir aber die Hauptsache gelingen, so hielte ich mich für einen glücklichen Menschen, und würde mit frohem Muthe zurückkehren.

Habe ich gar keine Hoffnung, Sie wieder zu sehen? Wo werden

Sie den Winter über bleiben? Geht es mir gut, so bringe ich ihn in Venedig zu, und reise im Februar künftigen Jahres nach Hause.

Ich bitte Sie, mir dahin zu schreiben und mir ausführlichen Bericht über Ihre Zustände und Arbeiten zu geben. Schreiben Sie aber nur p. r., weil alles andere, wie ich an dem Beispiele Ihres Briefes sehe, Verwirrung und Verzögerung macht. Behalten Sie mich in gutem Andenken. Grüßen Sie Herrn Gützlaff und Bendemann.

Der Ihre L. Ranke.

77. An Heinrich Ritter.

Venedig, 6. August 1830.

Ohne Zweifel ist es Dir angenehm, lieber Freund, einen Brief von mir bereits aus Venedig zu empfangen. Wenn alle Deine Briefe mich zur Heimkehr auffordern, so siehst Du wenigstens, daß ich auf gutem Wege bin, Italien zu verlassen.

Deine letzten Zeilen enthielten gar mancherlei Ausstellungen gegen meine jetzige Art, zu sein. Ich danke Dir für die wahrhaft freundschaftliche Offenheit, mit der Du sie aussprichst. Indessen bin ich überzeugt, daß Du in den beiden wesentlichen Punkten, auf welche sie hinauslaufen, mir zuletzt vollkommene Freisprechung wirst angedeihen lassen. Der eine — Zerstreuung. Wisse denn, daß ich die Klippe recht wohl gesehen, und mit allem Fleiße zu vermeiden gesucht habe. Ich fürchte sogar, ich habe hierin zu viel gethan. Alles, was sich mir aus dem Mittelalter darbot, gar manchen Seitenweg, der mich in das Alterthum geführt hätte, habe ich geflissentlich vermieden; und wenn ich mich einmal mit einer preußischen Chronik, ein ander mal mit einem alten Heldenroman beschäftigt habe, so war die erste sehr klein, und der andere hing mit einer bereits in Wien angefangenen Arbeit auf das genaueste zusammen und traf herrlich in meine Untersuchungen. Uebrigens glaube mir, daß alle meine Sachen unmittelbar meine nächsten Zwecke betreffen. Mehr als die Hälfte meines Stoffes wird die Fortsetzung von Fürsten und Völkern wegnehmen; der Rest gehört einer anderen umfassenden Arbeit an, die ich ohne Zweifel ausführen werde, sobald mein Glück nicht ganz von mir weicht.

Was soll ich nun weiter sagen? Man giebt mir Mangel an philosophischem oder religiösem Ernste Schuld. Man hat nicht Unrecht, insofern man unter Ernst das Ergreifen irgend einer bereits im

System ausgesprochenen und hervorgetretenen Meinung versteht. Daß es mir aber an philosophischem und religiösem Interesse fehle, ist lächerlich zu hören, da es just dies ist, und zwar ganz allein, was mich zur Historie getrieben hat. Du glaubst, wie sich versteht, da Du mich besser kennst, von dergleichen Behauptungen nichts. Du hältst nicht dafür, daß jemand seine Resultate so geschwind als möglich auszusprechen und in Schulform zu fassen habe. Uebrigens weiß jeder Mensch ursprünglich und in sich selber, was er zu thun hat. Ist man vollends einmal auf eine Unternehmung eingegangen, so wäre es unmännlich, wesentliche Theile zu übergehen, (erschiene dies auch idealisch).

Uebrigens weiß ich, daß man in Berlin noch ganz andere Dinge von mir sagt. Wie wird mir, wenn ich an Berlin denke, und daß ich nun schon sobald wieder dort sein werde! Ich wiederhole Dir, was ich an Varnhagen schrieb: Das Leben spielt mir in leichten Wellen zu den Füßen; was ich aber aus Berlin höre, das greift mir ans Herz. Die Armuth, die ich dort vor mir sehe, die tausend Bedrängnisse von dem klatschenden Geschlecht, die Abhängigkeit von den Studenten: horreur!

Ich habe mich drei Monat in Florenz aufgehalten. Je mehr ich dort römische glückliche Zustände vermißte, um so eifriger war ich in den Studien. Über die Geschichte der Medici kann ich nun auch ein Wort sagen, und zwar von dem Anfang ihrer Gewalt an. Noch etwas anderes habe ich erbeutet, die Geschichte der deutschen Kriege unter Carl V., worüber dann mit großer Evidenz gesprochen werden kann. Ich habe in Florenz eine ziemlich starke Kiste von Büchern, die ich zum Theil aus Rom mitgebracht hatte, und von Mss. auf den Weg nach Hamburg gesendet. Ich werde Perthes schreiben, daß er sie, im Fall ich noch nicht nach Hause gekommen sein sollte, bei der Ankunft an Dich zu spediren hat. Die Kosten will ich ihn bitten vorläufig selber zu tragen.

Ich war noch in Pisa-Lucca. Der Morgen in Pisa gehört zu den glücklichsten meines Lebens: so viel Schönes sah ich. Mit der älteren toskanischen Kunst habe ich mich, soweit meine Fähigkeit reicht, beschäftigt. Über Bologna bin ich wieder hierher gekommen. Die Hitze stieg in Florenz bis über 28½ Gr. R., und natürlich reiset man unter solchen Umständen viel bei Nacht. Du kennst diese reizenden Nächte, heller, als der Tag in England (ich genoß sie mit vieler Genugthuung, da ich glücklicherweise sehr bequem war).

In Venedig ist es mir, als sei ich in una casa mia zurück-

gekehrt. Der Anfang meines Unternehmens läßt ein glückliches Ende hoffen. Doch glaube ich nicht, 6 Monat nöthig zu haben, wie ich anfangs dachte. Vielleicht kann ich gegen Weihnachten schon in Berlin sein.

Bleib gesund: habe keinen Zweifel an mir; grüße die Deinigen.

Dein Freund

L. R.

Ich bitte Dich, mir eine Anweisung an irgend ein venetianisches Haus, wie gewöhnlich in Gulden, zu senden. Übrigens habe ich von Herrn Grahl 70 Rthlr. in Florenz angenommen; da er aber kein Geld braucht, wird er nicht sogleich darauf dringen; er hat einen Zettel an Dich. — Adresse: calle delle acque 4304, casa di Marianna Gallerani.

78. An Heinrich Ritter.

[Venedig,] den 4. October 1830.

Ich setze voraus, mein theurer Freund, daß dieser Brief Dich in Berlin finden wird. Wenigstens meldete Dein letzter nichts von einer Reise, und Du schriebst mir so viel von Deinem häuslichen Glück, daß ich vermuthe, es hält Dich bei Deiner schönen und guten Frau fest (welche ich gleich beim Anfang dieses Briefes schönstens grüße). Ich freue mich auf Euer Haus nicht wenig. Auch mein geistlicher Sohn wird herangewachsen sein, und ein altes Kind, wie der geistliche Vater ist, wird dann und wann mit ihm spielen können.

In jener Voraussetzung komme ich mit etlichen Bitten. Eine spricht inliegende Quittung aus. Bei Fetschow oder Schickler in Berlin wird ein Wechsel unmittelbar an Herrn Schier oder Herrn Schielin, hiesige Bankiers, zu erhalten sein. Ich werde zwar ebenso viel verlieren, wie sonst; jedoch ist es um der übrigen Verbindung willen besser. Nun wäre möglich, daß Herr Aug. Grahl die Erstattung von 45 Scudi, die er mir in Florenz gelassen, forderte. Sag ihm doch, daß ich zu Weihnacht zurück zu sein und dann selbst zu bezahlen denke. Natürlich stünde ihm das Geld jetzt zu Gebote, wenn er es braucht.

Noch andere Schulden habe ich zu bekennen. Ich habe neuerdings Mss. in Padua gekauft. Ob ich wohl schon ziemlich im Engen mit meiner Kasse bin, so habe ich doch die Sünde nicht begehen wollen, diese Sachen, welche viele Historien in sich schließen, käuflich zu finden und nicht zu kaufen. Von 200 Gulden, die ich dafür zu bezahlen

habe, habe ich 50 jetzt abgetragen, 150 aber den ersten April in Berlin zu zahlen versprochen. Da nun hierüber ein Wechsel an ein Berliner Haus auszustellen war, so habe ich Herrn Groß gewählt, der die anderen Sachen besorgt hat. Er lautet: per tutto Marzo in da 20 k..ni, das heißt auf den 1. April in Augsburger Währung; so wenigstens hat es der paduanische Jude erklärt, und ich habe ihm deutlich gesagt, daß ich mich zu nichts weiter verstehe.

Solltest Du aber wider Vermuthen abwesend sein, und dieser Brief träfe Dich wo anders, so müßtest Du die Güte haben, an Perthes zu schreiben, der in diesem Fall mir Geld senden würde. Sonst wird er das Geld, das er mir versprochen, Dir anweisen, und es würden für solches zwei Wechsel, der eine auf Mailand, der andere auf München, wünschenswerth sein. Doch davon später einmal.

Jetzt melde ich Dir, daß mein altes Glück, in den Archiven wohl aufgenommen zu sein, und reiche Ausbeute zu finden, mich hier mehr als jemals begünstigt. Mein Bruder Heinrich schrieb mir einmal: Du bekommst noch in der Jugend, was Du Dir in der Jugend gewünscht hast! In der That, was ich in der Vorrede zu Fürsten und Völkern kaum zu wünschen, geschweige zu hoffen wagte, daß ich eine zusammenhängende Reihe venetianischer Relazionen vor mir sähe, ist mir jetzt, wenn nicht vollständig, doch über alles Erwarten gewährt. Wie viel ich lerne, wie viele große und neue Aussichten sich mir eröffnen, wie glücklich ich bin, kannst Du Dir denken. Von allem, was ich auf dieser Reise gethan, ist dies das beste. Meine Genugthuung ist außerordentlich; aber eben darum bin ich entschlossen, hiermit zu endigen, und mit diesem Gefühl der Befriedigung meine Reiseunternehmung zu beschließen. Meine Arbeit, in sofern sie von mir allein abhängt, wird über vier Wochen, in welchen ich mir noch reichen Genuß verspreche, vollendet sein; mein Copist wird aber wahrscheinlich 4 Wochen länger zu thun haben. Ich weiß noch nicht recht, ob ich auf ihn warte und indeß etwas schreibe, oder ob ich mir seine Copien nachschicken lassen soll. Ich bin sehr zu dem letzten geneigt, um wenigstens die Lombardei noch im October besuchen zu können. Also auch darum schreibe mir bald. Ich werde schwerlich länger als 14 Tage in Mailand bleiben, und Genua aus Geldmangel wahrscheinlich nicht besuchen können. Weihnachten dürfte ich zurück sein.

Ich bin über die politischen Ereignisse in der lebhaftesten Bewegung und überzeugt, daß wir unser Lebenlang mit den Dingen zu thun haben werden, die sich jetzt anknüpfen. Ich habe das traurige Loos, mich mit der öffentlichen Meinung in ziemlich entschiedener

Opposition zu erblicken. Der großen Nation wünschte ich einen König, der noch größer wäre und sie zu Paaren triebe, ohne gerade Europa erobern zu wollen. Leider scheint das unermeßliche Geschwätz über das Regieren die Fähigkeit zu diesem Geschäft sehr herabgedrückt zu haben (so wie wir voll Theorien und Systemen über die Kunst sind und von dieser selber kaum einen Schatten mehr übrig haben). Daß uns Handwerksburschen und Gassenbuben gouverniren wollen, ist das erträglich?

In alle Wege fürchte ich, wenn ich wieder nach Berlin komme, einen schweren Stand zu haben. Sehr arm und angefeindet und gar manchem suspect: schlimme Lage. Ich freue mich aber auf die Ausarbeitung meiner Sachen. Ich wünsche nur, daß ich alles glücklich nach Hause bringe. Auf einige Freunde, unter andern vornehmlich auf Dich, traue ich ferner.

Wüßtet Ihr etwa eine erträgliche Wohnung, welche an einem minder geräuschvollen Ort gelegen ein paar erträgliche Stuben darböte, ohne just über 10 Rthl. zu kosten, so könntet Ihr sie für mich derweil besorgen. Doch ist dies nicht meine Art Bitte, solche zu suchen; sondern nur, falls jemand aus Deinem Hause zufällig etwas wüßte, so mögt Ihr darauf reflectiren. Deinen lieben Bruder, den ich von Herzen grüße, bitte ich, Herrn Groß von obgedachtem Wechsel Nachricht zu geben und ihn zur Acceptation desselben zu vermögen. Lebe wohl, mein theurer Freund, und schreibe mir, sobald Du kannst.

Dein L. Ranke.

Hast Du das von meinem Bruder Ferdinand herausgegebene Buch gesehen?

79. An Heinrich Ritter.

Lindau am Bodensee, 28. Januar 1831.

Mein theurer Freund,

es liegt mir wie ein Stein auf dem Herzen, daß ich Dich so lange ohne Nachricht von mir gelassen habe. Kaum wirst Du mir glauben, woher mein Schweigen gekommen, und doch ist die Ursache, die ich Dir nenne, die einzige echte und wahre. Es ist die Abneigung, die ich habe, jemandem etwas Unangenehmes zu sagen, am meisten aber einem Freunde, wie Dir. Daß ich zu Weihnachten in Berlin sein zu können behauptet hatte und noch einen Theil des Januars in Venedig war, — dies zu erfahren ohne die Gewißheit, daß ich bald nach Deutschland zurückkäme, — einen solchen Ärger hatte ich ein ge-

wisses Bedenken Dir zu machen. Ich schreibe Dir den ersten Tag, daß ich aus Italien zurückgekommen bin, das ist heute. Heute bin ich zuerst auf deutschem Boden angelangt.

Um meine Historie dort anzufangen, wo wir im vorigen Jahre stehen geblieben, so ging es mir in Venedig fortwährend sehr wohl. Meine Arbeiten fanden unausgesetzt die Beförderung der Regierung und der Archivbeamten. Ich halte sie natürlich für wichtig. Auf jeden Fall sind sie es für mein eigenes Leben; sie geben mir zu den mannigfaltigsten Beschäftigungen Stoff und Anlaß. Diese Schriften, an die sich ein so großer Theil meiner Existenz knüpft, in den Händen der Schreiber zu lassen, ausgesetzt den Gefahren, die ein von seinem Herrn verlassenes Effect immer zu bestehen hat, war doch allzubedenklich. Da ich nun jeden Tag in den für mich wissenswürdigsten Kenntnissen Fortschritte zu machen Gelegenheit hatte, beschloß ich zu bleiben, bis meine Copien vollendet wären. Neben dem ersten, der den ganzen Tag von 8 bis 4 Uhr schrieb, nahm ich einen zweiten Copisten an, der nicht viel weniger that. Bei alledem ist mir die letzte Copie erst den Tag vor meiner Abreise eingehändigt worden.

Ich hätte die Kosten dieser und anderer Unternehmungen nicht bestreiten können, wenn mich das Ministerium nicht neuerdings unterstützt hätte; eine Unterstützung, die mir zwar durch die Art der Zusendung um ein Gutes verkürzt wurde, mich aber demohnerachtet in den Stand gesetzt hat, Euch und mir eine schwere Sorge abzunehmen. Der Wechsel, den Dein lieber Bruder, dem ich nicht genug danken kann, acceptirt hatte, konnte auf keine Weise negociirt werden, wie mein Verkäufer gehofft hatte. Einmal hat man wenig Relationen mit Berlin; sodann sah man mit Mißtrauen, daß er durch einen andern acceptirt war, als auf den er lautete. Es blieb mir also nichts übrig, als ihn selber zu realisiren. Ich habe den Wechsel zerrissen in meiner Brieftasche.

Mein Zustand in Venedig war um so tröstlicher, da ich nun auch Geld hatte. Ich nahm mir sofort eine schöne Wohnung am großen Canal, eine Stube da imperatore, wie einer, oder da papa, wie ein anderer meiner Archivisten sagte. Ich lebte auch sonst zwar in der mir natürlichen Einsamkeit, jedoch nicht, ohne daß sie von Freundschaft und, so viel ich sah, wahrer Theilnahme wäre unterbrochen worden. Indessen wie ungern ich auch wegging, so bin ich doch keinen Tag, keinen Augenblick länger geblieben, als ich mußte. Allerdings habe ich dann die Lombardei nur im Nebel gesehen, mit dem sie fast ganz verhüllt war. In Brescia hielt ich einen Tag inne, in Mailand eine

Woche. Soll ich sagen: glücklicher= oder unglücklicherweise? es gab mir nur für diese Zeit Beschäftigung; beide Bibliotheken sammt dem Archiv. In dem Archiv hätte ich wohl etwas mehr zu thun gefunden, doch gehörte eine Erlaubniß dazu, die ich nie würde erlangt haben. Ganz unthunlich war es, weiter in Italien umherzureisen. Was konnte ich in Genua sehen, da der Nebel, der seit Wochen anhielt, mir ohne Zweifel den Anblick des Meeres verhüllt haben würde? Ich nahm daher den Rückweg über die Alpen.

Dieser ist nicht so leicht, wie man sich denken mag. Man nimmt zwar Eilpost, allein diese ist bald Wagen, bald Dampfschiff, bald Schifferbarke, bald Bergschlitten, und nicht immer geht es ohne Gefahr ab. Im Fluge sah ich noch Como. Das letzte Gemälde, was ich sah, war ein schönes Werk des B. Luini. Darauf über den See von Como; langsam, gegen den Wind, nach dem See von Chiavenna. Der Wind ging so stark, daß Abends um neun der Schiffer erklärte, nicht weiter zu können. Statt, wie unser Conducteur wollte, die Nacht in der Barke zuzubringen und eine Wendung des Windes abzuwarten, hielt ich es doch für besser, ein Bauernhaus, das eine Viertelstunde weit entfernt sein sollte, aufzusuchen. Hier haben wir übernachtet, ich auf zwei Bänken, die zusammengerückt waren, als Kopfkissen einen Sack von Mehl zu Polenta. Tausend andere Mühsale und Gefährlichkeiten haben wir bestanden. Gestern endlich war die Höhe des Splügen überwunden. An einem schönen Tag in rascher Schlittenfahrt ging es an den gigantischen Ufern des Rheins, der noch ein Bach ist, herab. Heute Mittag bin ich hier angelangt.

Erwidere meine langen Historien mit der Schilderung Eurer Zustände und mit der Versicherung, daß Du mir mein Stillschweigen nicht übel deutest. Ich gehe morgen nach München ab. Wie Italien voll Nebel, so ist Deutschland voll Schnee, und ich verspreche mir nur sehr nordische Genüsse. Wie lange ich in München bleibe, kann ich Dir nicht mit Gewißheit sagen. Es wird nicht länger sein, als höchst nothwendig. Schreib mir dahin bei Herrn Professor und Bergrath Heinrich Schubert, bei dem ich zu wohnen eingeladen bin. Auf jeden Fall wird mich durch ihn jeder Brief am schnellsten treffen. Ich grüße Dich, Euch alle von Herzen.

Dein L. Ranke.

80. An Heinrich Ritter.

München, 3. Februar 1831.

Mein theurer Freund,

ich hoffe, daß Du meinen Brief aus Lindau erhalten und wohl aufgenommen haben wirst. Seitdem hat mich meine Reise durch Schwaben und Bayern nach München geführt. Hier nun, in der Gesellschaft von lauter Professoren (bei Thiersch hospitirte ich bereits einmal) erinnere ich mich stärker als je meiner Universitätspflichten und eile, Dir die Anzeige der Vorlesungen, die ich halten will, zuzusenden, deren Aufnahme in den Katalog hoffentlich noch möglich sein wird. Ich bitte Dich, sie dem Dekan mit einer mündlichen oder schriftlichen Entschuldigung über ihre Verspätung zuzustellen. Was das Geld anbelangt, das auf beiliegende Quittung in Deine Hände kommen wird, so können wir diesmal hoffentlich die Kosten des Wechsels ersparen. Mehr als die Hälfte davon gehört, wie ich öfter gemeldet, Herrn Grahl. Wie lange ich hier bleiben werde, kann ich noch nicht so genau bestimmen. Die Kataloge der Bibliothek fallen nach den italienischen etwas mager aus. Das Archiv werde ich heute sehen. Allerlängstens bleibe ich einen Monat.

Ein wenig Ruhe nach achttägiger Winterreise hatte ich nöthig; ich finde sie hier, wo mich Schuberts in ihrem Hause aufgenommen haben, vollständiger, als ich erwarten konnte, und angenehmer. Und so gehe ich denn Preußen und Berlin wieder entgegen: ich kann Dir nicht sagen, mit welcher Bangigkeit. Mein Eintritt in Deutschland war höchst schmerzlich. Das erste Zeitungsblatt, das ich in München zur Hand nahm, meldete mir auf der ersten Seite den Tod Niebuhr's, dieses unsres großen Verbündeten, an dem die Gemäßigten, Fleißigen, Wohlgesinnten eine herrliche Stütze verloren haben. Zwar hoffe ich zu Gott, daß die Weissagung in seiner Vorrede (zum 2. Theil der römischen Geschichte), doppelt unglücklich, weil sie fast sein letztes öffentliches Wort gewesen ist, nicht in Erfüllung gehen werde; aber fest stehen müssen wir allerdings, um nicht zu Grunde gerichtet zu werden. Du weißt, wie hoch ich Arnim schätze, um seiner Persönlichkeit und seines Talentes willen. Du kannst Dir denken, wie tief mich die Nachricht von seinem Tode, die mir Schubert in dem ersten Gespräch mittheilte, getroffen hat. Natürlich: diese Nachrichten, man nimmt sie hin und verwindet vielleicht bald den ersten Eindruck; allein

sie begleiten unsere Stimmung insgeheim, sozusagen mit dem schmerzlichen Nachschlag einer Saite.

Mit Vergnügen und Genugthuung höre ich, daß der Kronprinz von Bayern Dein Zuhörer ist, und wünsche Dir Glück dazu. —

Ich sah hier bereits Schelling, Roth, Ringseis und einige andere, zugleich ehrenwerthe Männer und Hausfreunde von Schubert. Ich finde mich bei ihnen in erträglichem Ansehen und einiger Erwartung; ich will sagen, sie scheinen noch gute Arbeiten von mir zu hoffen. Zu denen gebe mir Gott in Berlin Muße und Muth. Mein Freund, leb wohl; bald sehen wir uns wieder. Grüße die Deine; Zumpt, auch Schleiermacher. Bleib hübsch gesund und wohlgelaunt.

Dein L. Ranke.

81. An Heinrich Ranke.

[München, Februar 1831.]

Mein Heinrich

endlich bin ich denn doch wieder in Deutschland. Ich kann sagen, ich bin gleichsam bei Dir, ohne daß Du es weißt. Die Nichten und den Neffen (sie sollen statt meiner Nachkommenschaft sein) sehe ich täglich vor mir und Selma über ihnen. Du fehlst mir ganz allein, und ich würde Dich bitten, doch auf ein acht Tag herzukommen, wenn ich selber wüßte, wie lange ich hier bleiben werde. Ich schreibe Dir nichts davon, wie ich mich hier mehr als zu Hause fühle: Du kannst es Dir denken. Ja, wenn mir's in Berlin so gehen könnte!

Wenn das Hausmädchen mich reden und selbst lachen hört, behauptet sie sagen zu wollen: Herr Pfarrer! Diese ursprüngliche Ähnlichkeit ist uns doch geblieben. An der Stimme erkennen mich Deine Freunde, wie einst Faulstich.

Mein Herz schlägt mir, daß nun doch Hoffnung ist, daß ich Euch bald sehn werde. Sei es Euch so lieb, wie es mir ist! Ich schreibe nichts weiter: ich denke, lange, lange Gespräche mit Dir und mit unsrer trauten Selma zu halten; da soll alles vorkommen, was ich schreiben könnte.

Dein Leopold.

82. An Frau v. Zielinski.

[München, Februar/März 1831.]

Ich bilde mir beinah ein, gnädige Frau, daß irgendwie das Gerücht von meiner Wiederankunft in deutschen Landen zu Ihnen gelangt sein wird. Wo nicht, siehe da meine Meldung. Meine letzten Tage in Italien waren wenig minder als lebensgefährlich. Auf dem See von Como setzte sich uns ein Föhn entgegen, der in den Kesseln der Gebirge gewaltig tobte und den Staub, den die Wellen im Sturm bilden, wie Schneegestöber um uns hertrieb. Ich will Ihnen nicht sagen, wie wir den Splügen hinaufgekommen. Er lag in tiefem Schnee, und zwölf Rottner gingen vor uns her, uns den Weg zu bahnen. Desto reizender war es, hinabzufahren. Vornehmlich dort, wo uns zur Seite der junge grünliche Rhein über die beeisten Gesteine sprang zwischen himmelhohen Felsen, an denen die gewaltigen Eiszapfen wie umgekehrte Orgeln herunterhingen: es ist mir die letzte große Erinnerung.

Seitdem bin ich hier in München. Ich sehe fast zu viel Gesellschaft, übrigens bin ich zufrieden. München ist, wie Sie denken können, einer der wichtigsten Plätze für mich; und ich lerne es ziemlich kennen. Auch studiere ich Einiges. Am wohlsten ist mir, wenn ich mit Schubert's spazieren gegangen bin, die Sterne am Himmel aufgegangen sind; sie in ihrem Gespräch vorausgehen und ich hinterher in meinem Gott vergnügt mir eine Melodie lulle. Schubert liebe und verehre ich als einen in seiner Heiterkeit und seinem Ernst, in seinem Thun und seinen Gedanken gottverwandten unschuldigen Menschen, eine großartige, in sich vollkommene Natur. Ich habe ihr oft gesagt, sie sei die glücklichste Frau auf Erden; und sie hat es mir zugestanden. Es ist erhebend, die Wirkung eines solchen Umgangs, der die Seele läutert und sie zu Wahrnehmungen eröffnet, die ihr sonst verborgen geblieben wären, zu bemerken. An mir, der ich von hartem Stoff bin, bemerke ich leider nichts.

Zuweilen sehe ich Frau v. Cotta. Ich saß neulich einmal neben ihr; es gab Bonbons mit Frage und Antwort. Sie hatte: Obtiendrai-je ce que je désire? Ich: Je vous en assure. „Nun wünschen Sie aber auch." „Ich wünschte zu wissen, ob Sie Ihrer schönen Schülerin ernstlich die Cour gemacht?" Ich gab ihr eine Antwort, welche sie etwas diplomatisch fand. Im Ganzen sehe ich, daß Sie bei ihr in guter Erinnerung stehen.

Meine hiesige Zufriedenheit wird mir wohl in Berlin mangeln. Wieviel bedarf es, um eine Melodie so recht im Gefühl des Wohlbehagens vor sich hin zu singen! Jedoch es muß nun, und zwar bald geschehen. Nach Frankfurt zu kommen, meine Freundin, verspreche ich Ihnen gar nicht. Das Warum können Sie in Versen lesen, wenn Sie Platen's Gedichte haben, Nr. 16. Ich denke nach der Bewegung der ersten Wochen in Berlin so ruhig und still zu leben, als je ein andrer Mensch gethan.

4. Nach der Heimkehr bis zur Vermählung.

---

83. An Heinrich Ranke und Selma Ranke geb. Schubert.

Berlin, 24. März 1831.

Meine lieben Geschwister,

wollte ich Euch für alles das danken, was ich bei meinem Aufenthalt in Eurem Pfarrhaus Gutes genossen habe, so würde ich etwas zu thun versuchen, was doch unmöglich ist. Denn was der Mensch dem Menschen und dann auch der Bruder dem Bruder ist und wird, liegt mehr in seiner ganzen Existenz und seinem Wesen, als in irgend etwas, was er nach Gutbefinden thäte oder unterließe. Ihr erlaubt mir wohl, Euch zu sagen, daß Euch in Eurer Einsamkeit und Gemeinschaft gesehen zu haben, mir eine ganz neue Anschauung und eine sehr lehrreiche Erfahrung geworden ist. Ich vernahm die süße Harmonie Eurer Seelen; ich wünschte zuweilen einen Ton derselben wiederzuhören. Seid glücklich, blüht in Güte und Schönheit, Frömmigkeit und Demuth, Ihr meine Lieben!

Auf der Reise litt ich weder von Tabaksqualm noch von Geschwätz. Der jüdische Begleiter war in das Cabriolet verbannt, und nur je zuweilen bei Tisch mit seinen Literarkenntnissen hervorkommend, war er weiter nicht unangenehm. Mit einem Kaufmann, der in Baireuth zu uns stieß, machte ich erträgliche Bekanntschaft. Wir besahen die Kirchen von Hof. Montag Mittag waren wir in Halle. Ich habe Schmerzen gelitten, so lang wir uns Wiehischen Bezirken näherten, wie wir denn bis nach Wethau, 3/4 Stunden vor Naumburg gekommen sind; als wir entschieden den Weg nach Weißenfels und

Halle genommen hatten, verging meine Sehnsucht allmählich. In Halle blieben wir nicht fünf Minuten. Dienstag früh um 6 waren wir hier. Leider sind meine beiden Lederkoffer, die man in Nürnberg auf den Packwagen gebracht hatte, noch nicht hier eingetroffen.

Ich habe mich wieder — vom 1. April an — bei meiner alten Wirthin, Hinter der katholischen Kirche Nr. 2, jedoch in zwei anderen Stuben, als die ich früher bewohnte, eingemiethet; indeß habe ich hier eine Wohnung über Frau von Arnim bezogen. Ich habe sie auf einer neuen Stufe der Entwickelung angetroffen. Der Tod ihres Mannes hat einen großen Einfluß auf sie ausgeübt. Er ist so schön gestorben. Er schien kerngesund und wollte in wenigen Tagen nach Berlin kommen. Von einer Gesellschaft seiner ländlichen Bekannten in seinem Hause hinweg war er in sein Zimmer gegangen und hatte den Sternbald zur Hand genommen. Ich weiß nicht, welches Lied von Sehnsucht nach der Seligkeit er eben aufgeschlagen, als ihn, wie Frau v. A. sagt, Gott zu sich emporhob — er stehend niedersank. Die Bedienten glaubten, er sei ohnmächtig geworden; er that noch einen Athemzug und war hin. Seine Kinder sind hingereist. Der eine hat ihn im Traume gesehen und hat von ihm gehört, er sei selig; er hat am Morgen ein langes Lied gesagt, worin auch etwas für die Mutter, das ihm der Vater vorgesprochen habe. Sie selbst behauptet, ihn nicht verloren zu haben. Denn da die Menschen mit einander auch in der Liebe oft nur in einem Scheingespräch seien, von dem ihr wahres Dasein nichts wisse, in dem dies sich sogar verhülle, so trete man durch den Tod mit jemand in eine wahrere, tiefere Gemeinschaft, als die das Leben erlaube. Sie erkennt die Wahrheit der Religion, sie ist zu einer unmittelbaren Anschauung der Verhältnisse zwischen Gott und Menschen geläutert. Ich kann Dir nicht sagen, mit welchem Erstaunen und Wohlgefallen ich ihr wieder zuhöre. Es ist eben, als finge Malchen, indem Du mit ihr auf dem Sopha spielst, von göttlichen Dingen zu reden an, zwischen denen hindurch sie wieder einmal von Zuckerschaufeln phantasirte.

Auch einige Freunde habe ich bereits aufgesucht; noch wenige, da ich nicht einmal einen Frack habe; indeß doch den Gh. Rth. Schulze. Er hat mir erzählt, daß er die Ernennung Ferdinands zum Direktor am Gymnasium in Quedlinburg an die Stelle des verstorbenen Direktors, wobei Ferdinand einen älteren Lehrer überspringt, eben durchgesetzt habe. Von Ferdinands Buch kann ich niemand gründlich reden hören, doch soll Lobeck günstig geurtheilt haben. Schulze hat mich ge-

herzt und geküßt und war wie ein Bruder. Ich habe ihm denn auch von Dir gesagt. Er meint, zurückzukommen sei sehr schwer für Dich, da Du bereits in bayerischen Diensten seiest, und es sei besser, daß Du fürs erste dort fortzukommen suchest. Sollte es Dir, wie ich hoffe, mit Deinem Werke gelingen, so wird er wohl anders reden.

Glück und Segen sei mit Euch. Meine theure Selma, wie stehst Du vor mir so lebhaft, und ganz als wärst Du hier! Schreib dem Vater, daß die Arnim sein Buch über die Seele in drei Tagen ganz durchgelesen und darüber etwas zu sagen hätte. Von den Leuten, die ich über das Buch gesprochen, hat sie es am meisten capirt. Grüße mir die Kleinen. Die unschuldige Seele des Malchens ist mir in ihren ersten kleinen Athemzügen besonders nah gekommen.

Euer treuer Bruder Leopold.

Versucht doch im Anfang künftigen Monats die Gelegenheit, die wir besprochen haben. Das Paket an Wackernagel habe ich abgeschickt, jedoch den Knaben noch nicht gesehen.

84. An Chr. K. J. Bunsen.

Berlin, 28. März 1831.

Ich bin nun wieder in Berlin, mein hochverehrter Freund, und kann es nicht lange sein, ohne auch Ihnen von der Beendigung einer Reise, an deren gutem Erfolg Sie so vielen Antheil haben, Nachricht zu geben. In Venedig blieb ich bis in den Januar. Immerfort auf die alte Weise begünstigt, habe ich eine reiche Sammlung machen und dann auch davonbringen können. Die Papiere füllten meinen Koffer und konnten nicht alle darin untergebracht werden. Die Lombardei war mit Nebel bedeckt, wie ich sie sah. In Mailand erblickte ich die Sonne niemals. Ich habe mich dort in beiden Bibliotheken des für mich geeigneten Stoffes bemächtigt, die Kunstwerke nicht versäumt und meine Tage, ja Nächte in nichts als Studien genossen.

Darauf ging ich über den Splügen nach Deutschland. Der See von Chiavenna war sogar gefährlich, und wir mußten das stärkste Stürmen des Föhns in einem der Bauernhäuser eine Nacht lang abwarten. Der Splügen ward auf einem einspännigen Schlitten erstiegen. Zwölf Rottner, die den Schnee aus dem Wege schafften, gingen vor uns her, und ein Probeschlitten versuchte den Weg zuerst.

Es war ein glücklicher Wechsel, als wir aus Italien nach Deutschland kamen. Aus dieser unentschiedenen Winterluft, diesem trüben lombardischen Januarhimmel kamen wir in eine heitere, durch und durch erfrischende und entschiedene Kälte. Den Weg, den wir in 4 Stunden aufwärts gekommen, machten wir in einer halben abwärts. Nie werde ich den glücklichen Tag vergessen, da wir zwischen den hohen Thalwänden, unter denen der junge Rhein herabstürzt, entlang fuhren, flüchtig dahin getragen, in Anschauung einer großen, wunderbar gestalteten Natur.

Bald kam ich nach München. Schubert's, Schelling's, und viele andere haben nach Ihnen gefragt. Maltzan hatte geschrieben, daß Sie krank seien, und auch bei Küsters erregte dies viele Theilnahme. Ich höre denn hier, daß es nicht viel gewesen sein könne und wünsche Ihnen dazu Glück. In München hatte ich in Bibliothek und Archiv einiges zu studieren; jedoch noch mehr in „Staats- und gelehrten Sachen" zu sehen. Auf eine wahrhaft merkwürdige Art regiert dieser König. Indeß wird er Noth haben, die fast muthwillig hervorgerufene Opposition gänzlich zu beschwichtigen. In Universität und Stadt sind die Elemente der Bildung noch sehr wenig verschmolzen und stehen oft in geradem Gegensatz: jedermann steht für sich, um so mehr, da man unmittelbar von der königlichen Gnade abhängt, und der Sonnenschein derselben dort mehr, als anderswo durchwirkt. Vorzüglich merkwürdig war mir die Bekanntschaft mit Roth, einem Mann, der auf dem Grunde historischer und philosophischer Bildung sich zu einer entschiedenen, beides in Religion und Politik, völlig ausgebildeten Gesinnung durchgearbeitet hat, die völlig aus einem Stück ist. Er ist ein Geist, Niebuhrn verwandt.

In Nürnberg hatte ich das große Vergnügen, meinen Bruder, Schubert's Schwiegersohn, in seiner Pfarre aufzusuchen. Das Glück seiner idyllischen Häuslichkeit riß mich ganz hin. In ihm nahm ich eine bis in das Einzelnste auf milde und verständige Weise zu Werke gehende Seelsorge und sehr edle ernste Studien, vornehmlich des alten Testaments, wahr und wurde von ihm sehr erbaut.

So bin ich denn hierher gekommen. Ich sah Savigny, Ancillon und andere bedeutende Männer, von denen ich mit einer Güte aufgenommen worden bin, die mich doch noch überrascht. Viele fragen mich denn auch nach Ihnen. Ich bin entschlossen, ernstlich an die Verwaltung meiner Professur zu denken und sobald als möglich an Rom zu gehen, das ich in dem zweiten Bande von Fürsten und Völ-

kern behandeln will. Könnten Sie mir nicht die Memoiren des Pacca, die mir noch mangeln, verschaffen?

Meine Kisten, die ich aus Florenz und Venedig hierher gesandt, sind bereits angekommen. Nur von dem, was durch Herrn Wolf's Bemühung aus Rom hierher gelangen sollte, findet sich keine Spur. Dürfte ich Sie wohl ersuchen, ihn um eine Angabe derjenigen Stücke, denen er meine Bücher beigepackt hat, zu bitten? Weder Schadow, noch Rauch, noch Tieck wollen je eine auf dieselbe bezügliche Anzeige, viel weniger die Sendung empfangen haben. Natürlich muß mir an dieser Sache viel gelegen sein; auch ist jenes unglückliche Manuscript des Gigli[1]) dabei. Verzeihen Sie mir, daß ich Sie mit so vielem Vertrauen um diese Besorgung angehe.

Von Politik habe ich hier noch wenig vernommen. In München ging man mit dem Projekt einer Neutralität der kleinen Mächte um, jedoch ist dies an der Festigkeit des Königs gescheitert. Herr Cotta, der auch diese Sache besorgte, war noch zerstreuter, beschäftigter und auch weniger bei Geld, als sonst.

Ich grüße Ihr mir unvergeßliches Haus von ganzem Herzen. Auch an Gerhard werde ich meine Briefschuld baldigst abtragen. Allezeit von Herzen der Ihre.

Leopold Ranke.

85. An Heinrich Ranke.

Erfurt, 26. Mai [1831.]

Lieber Heinrich,

wo wohnen Sie? sagte ich neulich zu Herrn Heller. „Ganz nahe bei Ihnen; Sie könnens von Ihrem Fenster aus sehen." In der That ist die Missionsanstalt zwei Häuser von mir, auch hinter der katholischen Kirche. Denk' ich nun, daß Du da wohnen könntest — ich gönne dem langen Herrn sein Glück, aber daß da drüben ein Ort ist, wo Du mit Selma und Deinen Kindern wohnen solltest — ich kann mich nicht zufrieden geben.

Der Vater hat am 1. Mai starkes Seitenstechen und ein katarrhalisches Fieber gehabt, das seinem Leben gefährlich schien. Obwohl ich zu Pfingsten nicht eigentlich Ferien hatte, bin ich doch herbeigeeilt, ihn zu sehen, da ich ihn seit so langer Zeit nicht gesehen hatte.

1) Vgl. S. W. XXXIX 48 Anm. 1.

Wir haben seinen Geburtstag gefeiert, den ich seinen siebzigsten nenne, obwohl er nur 69 Jahr alt geworden; dann sind wir in Zimmern gewesen (ich schicke Dir den Brief an Schubert, weil ich denke, Du liesest ihn gern, er enthält noch einige Particularitäten), und jetzt in Erfurt. Denke Dir, während wir von Wiehe nach Zimmern reisen, das nur 2 Stunden von Erfurt ist, bricht Rosalie eine Stunde später, als wir abgereist, von Erfurt nach Wiehe auf. Natürlich verfehlen wir einander, und sie kommt in Wiehe an, wie wir in Zimmern. Dahin ist sie mit ihrem Mann dann später nachgekommen. Ich weiß nicht, wie Du Dich mit Deinen Brüdern-Amtsbrüdern finden wirst. Röhr hält hier, wie es scheint, seine Leute sehr zusammen; ich finde Schmidt ernst und wohlgesinnt, Cotta gut und empfänglich. Hannchen ist bei ihm in eine gute, geistige Schule gekommen. Wir wollen hoffen, daß sie darin aushält; für jetzt scheinen ihr die vollen Ställe und Böden, Küche und Speisekammern, und das Wohlleben, das sie mit sich führen, fast am meisten zu gefallen. Röschen ist ganz das liebe Kind wie sonst; ich gestehe Dir, ich gönne sie zuweilen dem Schmidt garnicht.

Ernst sah ich nicht; doch hat er Briefe voll guten Verstandes, wohlgeschrieben, aber außerordentlich altklug erlassen. Daß er so vielfach Onkel ist, scheint ihm nicht wenig zu behagen und Hannchens Stiefkinder, von denen die älteste 3½ Jahr jünger ist, als er, hat er mit väterlicher Weisheit vermahnt. Wilhelm schreibt mir, daß er viel Geld verdiene, gesund und zufrieden sei, und, unter uns, daß ihn seine Erwählte beglücke. Ferdinand ist zu seinem Rectorat wirklich bestätigt. Seine Schrift über den Hesychios ist sehr gelehrt und sie beweist auch das, was er will, so ziemlich; das Leben des Aristophanes ist noch nicht ganz vollendet, aber man sieht, daß es mit großem Fleiß gemacht ist; allein die Gegenstände sind etwas abstrus, und die Manier sehr philologisch. Daß er alle diese unnützen Bücher so durchgenommen und sich angeeignet, kann mich in Schrecken setzen.

Unter andern ist Allwill Baier bei mir gewesen, der vollkommen ein Student geworden, aus dem weißen, sanften Kinde, das er war, ein brauner derber Bursche. Er sagte mir, er hoffe viel bei Leo zu lernen, dessen Recensionen er mit großem Vergnügen gelesen habe; vornehmlich fand er eine über eine allgemeine Geschichte, ich weiß nicht von wem, sehr witzig. So geht es nun in dieser Welt, mein Heinrich. Ich fühle mich unendlich einsam, unendlich! Selbst was mit uns zusammenzustimmen scheint, ist doch auf die letzt ganz

etwas andres. Hier in unserem Haus bin ich entschlossen, jede Gesinnung gelten zu lassen, und wenn ich ja streite, nur zu plänkeln, um zu zeigen, daß noch etwas anderes auch gedacht wird. Die Gesellschaft vermeide ich fast ganz. Wochenlang sehe ich niemand und schreibe an niemand. In tiefer, einsamer, ungestörter Ruhe möchte ich mein Tagewerk vollbringen. Kein Recht möchte ich in Anspruch nehmen, als zu sein, wie ich bin, und zu denken, wie ich denke; auch beides zusammen in Worte zu fassen und in der Anschauung meines Stoffes — nein, ich sage nicht geltend zu machen, nur auszusprechen.

Dein Brief hätte selbst im guten Fall nichts nützen können. Erst müßte Tippelskirchen abgehen, dann müßte Bunsen gewonnen sein; eine andere Schwierigkeit giebt es hier nicht. In Berlin macht jetzt der Bischof Neander (aus Flemmingen und Merseburg) alle geistlichen Geschäfte und alle Anstellungen. Er ist weder kalt noch warm, aber allen Altgläubigen abgeneigt. Ich werde doch einmal ein Wort fallen lassen, da ich ihn kenne und er es gern haben soll, wenn man ihn angeht.

Mein Lieber! und Selma, ich denke Euer, wie Ihr mir glaubt, nie ohne innige, herzliche Liebe. Behaltet mich lieb. Grüßt und küßt Eure Kinder. Grüße auch die guten Leute in Nürnberg. Dem Vater habe ich noch versprochen, was ich ohnehin gethan hätte, zu kommen, wenn Ihr kommt. Schreibt mir das.

Euer Leopold.

Schmidt grüßt Dich viel mal wie alle andren.

86. An August Grafen Platen.

Berlin, 28. September 1831.

Daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe, mein theurer Freund, daran ist bloß Graf Fugger Schuld. Nicht etwa, weil er mirs widerrathen hätte, nein: er hat vielmehr immer darauf gedrungen. Allein die Sache war, daß ich von ihm immer Nachricht von Ihnen bekam. Sogar Gedichte waren dann und wann zu lesen, die ich noch mit keinem Briefe von Ihnen erwirkt haben würde. Daher hatte ich minderes Bedürfniß. Jetzt aber, da Graf Fugger sammt seinem Prinzen [1]) fort ist, weiß ich keinen andern Rath, als daß ich Sie bitte, nun an mich zu melden, wie es Ihnen geht.

1) Später König Max II. von Bayern.

Als ich in München war (sechs Wochen lang), hat man mich viel nach Ihnen gefragt. Auch hier stehen Sie in besserem Andenken, als Sie vielleicht glauben. Reimer ist sehr erbötig, das Märchen in Verlag zu nehmen. Ich verdenke Ihnen nicht, daß Sie es Cotta nicht geben. Schreiben Sie nur an Reimer und machen Sie Ihre Forderung; ich rathe: mäßig; denn die Zeiten sind schlecht. Die obgedachten Bayern sind an dem Tage abgereist, als die Cholera hier ausbrach. Die Furcht, die früher allgemein war, hat sich seitdem von Tage zu Tage gemindert. Nur in einigen Häusern wird man geräuchert. Seltsamer Zustand, wenn das Dienstmädchen Einen mit dem Rauchfaß umwandelt. So stelle ich mir vor, war den homerischen Göttern zu Muth, wenn sie κνίσση schlürften. Auch sonst giebt es hier Urzustände. Ein amerikanisches Volk nimmt an, daß alle Krankheiten von dem Thier Ayaqua kommen, welches unsichtbar ist, aber seine Pfeile hat. Wären Sie nun Berlinischer Homeride, hätten Sie zu beschreiben, wie diese Pfeile (denn die Cholera ist ein ähnliches Thier) durch die Unterweste, den Hosenbund, Nachtjacke, Ober- und Unterhemd, Leibbinde, Magenpflaster ꝛc. zu dringen haben, ehe sie bis auf die Haut kommen. Indessen ist es doch garstig, wenn sie bis dahin dringen. Mit Poesie, Politik und Historie ist es binnen wenig Stunden aus.

Von mir ist sonst wenig zu sagen. Ich habe wieder ein Halbjahr gelesen und finde mich so wieder hinein. Eine kleine Schrift, historische Untersuchung über eine Verschwörung gegen Venedig i. J. 1618, habe ich auch herausgegeben. Weder von dem Lesen noch von der Schrift spüre ich besondere Wirkung und muß mich eben bescheiden. Indem ich an die Bearbeitung meines römischen Stoffes gehe, fehlt mir just das erste Buch der Commentarien Pius' II. über die Zeit seines Papstthums, die ich einst in Rom mit den andern Commentarien vor dieser seiner Lebensperiode verwechselte. Sie thäten mir einen wahren Liebesdienst, wenn Sie mir dies Buch verschafften. Wäre es möglich, beiliegend aufgeschriebene für einen Musikfreund zu finden, so sollte der Preis sogleich in einer kleinen Anweisung folgen. Verzeihen Sie mir diese Bitte. Die Commentarien liegen mir sehr am Herzen; und dem Musikfreund Herrn Polchau habe ich einige Verbindlichkeiten. Wann kommen Sie wieder? Sie schreiben mir, nicht wahr? Wir müssen doch wieder ins Gespräch kommen. Dies Blatt schicke ich auf gut Glück, da ich nicht gewiß bin, ob Sie noch in Neapel sind.

Ihr L. Ranke.

87. An Heinrich Ranke.

[Berlin] 21. November [1831].

Lieber, Theurer —

was könnte ich Dir für Namen geben, die mein ganzes Gefühl für Dich aussprächen? Durch unser oder wenigstens mein Unglück im September, Dich nicht sehen zu können, ist es, wie natürlich, nur geschärft worden. Also könnte es sein, daß ich Dich, wenn ich Dich einmal besuche, an einem schönern und Euch bequemeren Orte fände? Von Herzen wünsche ichs. Du mußt auch nicht versäumen, mir auf der Stelle Nachricht zu geben, sobald sich etwas entschieden hat, sei es für oder wider. Bald kommt Dein Geburtstag. Vielleicht ein andermal feierst Du ihn wo anders. Geb es Dir Gott.

Ich fand Deinen Brief, als ich aus Frankfurt a. d. O., wo ich ein paar von den schönen Tagen des Octobers zugebracht hatte, zurückkam. Mit welchem Vergnügen nach so langer Abwesenheit habe ich die alten Spaziergänge wieder aufgesucht! An wie vielen Orten, auf der Brücke, an dem Judenkirchhof, an der steilen Wand, bist Du mir erschienen! Ich besinne mich, daß, als ich Dir dadrüben einmal auf der Brücke begegnete, mir es auffiel — und ich weiß nicht, ob ich Dir es auch sagte —, daß wir uns hier begegneten, zufällig, und uns so viel doch nicht daraus machten: wie leicht, daß wir uns Jahre lang nicht sehen würden! Leider nur allzuwahr ist es geworden.

Heydler ist ein wenig ein Philister geworden, was ihm herrlich läßt; er ist recht fromm, doch habe ich nicht gesehen, daß er davon Mißbrauch machte; ich will sagen, daß er es viel zeigte (prae se ferre) und unnütz einmischte. Er bettelt für die durch die Cholera in der Umgegend arm Gewordenen; er hat wirklich eine neue Entwickelung in sich selber genommen. Caroline Beer ist die Mutter der Kinder ihres Bruders; streng und vernünftig, so gut wie jemals: ich habe an ihr eine wesentliche Veränderung nicht wahrgenommen, wie denn auch keine nothwendig war. Sie hat mich sehr gepflegt; ich wohnte bei ihr oder vielmehr bei ihrem Bruder. Stange ist unwandelbar Stange.

Hier lebe ich in einer tiefen Einsamkeit. Regelmäßig sehe ich nur Ritter. Nicht selten speise ich bei Ancillon. Auch noch einige andere bedeutende Mitglieder des auswärtigen Ministeriums besuche ich zuweilen: ich muß Dir doch sagen, aus welchem Grunde.

Man hat den Plan, eine historisch-politische Zeitschrift zu veranlassen. Die allgemeine Meinung der hiesigen Notabilitäten, sagt

man mir, ist, daß ich sie zu redigiren, ja größtentheils zu machen hätte. Ich kann selbst nicht sagen, warum ich auf diesen Gedanken so leicht eingegangen bin. Einigermaßen läßt es sich entschuldigen. Just bis dahin bin ich in meinen bisherigen Studien gekommen, wo die neuen anfangen werden. Eine bessere Gelegenheit, die Geschäfte, die Lage, die Interessen der gegenwärtigen Welt kennen zu lernen, werde ich so leicht nicht finden. Die Mittheilung der Ergebnisse der ältern Studien wird dadurch nicht ausgeschlossen. Genug, ich habe zugesagt. Mein Plan ist gemacht. Der Minister[1]), den ich indeß seiner Krankheit halber noch nie sah, schreibt mir, er finde darin seine eignen Gedanken wieder. Die Sache wird wahrscheinlich Ostern beginnen.

Die ganze Schwierigkeit eines solchen Unternehmens wird Dir einleuchten. Mein Grundgedanke ist, von den Theorien weder die eine noch die andere, selbst nicht diejenige, die zwischen ihnen beiden liegt, zu der meinigen zu machen; sondern die Facten, wie sie sind, just wie sonst die Historie, zu erkennen, zu durchdringen und darzustellen. Die wahre Lehre liegt in der Erkenntniß der Thatsachen. Gewiß eine gefährliche, aber eine große Laufbahn, die sich mir eröffnet. Der Mäßigung, Vernunft, Einsicht, Weisheit bedarf ich mehr, oder wenigstens eben so sehr, wie irgend ein anderer Mensch in irgend einer Lage. Überdies der Stärke und des Muthes. Vor allem aber bitte ich um Einsicht, mit der alle anderen Dinge kommen.

Soweit bin ich also entfernt, an den Tod zu denken, daß ich erst hoffe, recht anzufangen zu leben. Bei den Listen derer, die an der Cholera gestorben, mußt Du nicht immer an mich denken. Allein man kann an allerlei Tod sterben: wenn es Gott gefällt. Ich danke Selma für den schönen Spruch, mit dem sie mich tröstet. Er ist wahrhaft schön und treffend. Für Selma schicke ich ein kleines Briefchen meiner Nachbarin, von der ich Erlaubniß hatte, es veralten zu lassen. Von der Freundin, nach der Du mich fragst, erzähle ich nur dies, liebe Selma. Sie hat einen Bruder, der sich eben verheirathet; sie ist mit ihm übereingekommen, wenn er eine Tochter bekommt, so soll diese ihr gehören und Selma heißen.

Wißt Ihr, daß Wilhelm die Zusage des schönen jungen Kindes, um das er warb, erhalten hat? Ich bin Dir wahrlich ein recht glücklicher Mensch, hat er mir geschrieben. Ferdinand hat wieder einen kleinen Sohn: er will ihn Johannes heißen; rathe, warum[2])? Er

1) Graf Bernstorff.
2) Vgl. Brief 96, unten S. 272.

hat eine neue Dissertation geschrieben, die wieder zwar abstrus ist, aber sehr gelehrt. Der eigenste Anblick ist es: diese Dissertation so gelehrt und seine Briefe daneben, so ganz kindlich, wie er schrieb, da er auf der Schule war.

Ich könnte schließen wie die Mutter: „Nun habe ich Dir alles geschrieben", wenn nicht der letzte Tag des Novembers in der Nähe wäre. Er soll Dir besonders gewidmet sein. Ich will irgend etwas besonderes in Gedanken an Dich vornehmen, etwa schreiben. Sei er Dir heiter und schön. Wie sollte er anders in diesem Deinem Haus unter so lieben Kindern mit so trauter Selma! Seid mir alle gegrüßt, ich herz und küß Euch. Und übers Jahr, wollt ich, ich adressirte meinen Brief nicht nach Rückersdorf. Obwohl es dort auch schön ist. Adieu! Ganz Euer Alter, den ihr kennt.

L. R.

88. An Karl Joh. Friedr. von Roth.

Berlin, 16. Februar 1832.

Mein hochverehrter Herr Präsident

an einem oder dem andern jener Sonntag Abende, welche Schubert's bei Ihnen zuzubringen pflegen, wird, denke ich, auch von dem Unternehmen die Rede gewesen sein, an das sich jener Gast gewagt hat, den Sie vor dem Jahr in diesen Tagen oft mit so viel freundschaftlicher Güte empfingen. Ein Unternehmen, das gewiß dringend und schwer ist. Dringend, denn wir sind in alle dem angegriffen, was uns lieb und werth ist; schwer: der Angreifenden ist eine Unzahl, ihre Heftigkeit ist nicht zu beschreiben: ihr Geschrei dringt an das Firmament. Indessen mein Wahlspruch ist: Il faut avoir raison et oser. Man hört doch auch von allen Orten Klagen und ein starker Widerwille macht sich Luft. Nur braucht man Hülfe.

Ich halte wirklich dafür, daß wir gegenwärtig nicht leicht etwas Wichtigeres zu thun haben, als diese Angriffe auf allen Seiten in ihr Nichts zurückzuwerfen. Unsere Zukunft beruht doch gewissermaßen darauf. Aber überdies scheint es mir unsere eigentliche Aufgabe, den deutschen Staat so zu sagen zu entdecken, seine Grundzüge in dem Vorhandenen aufzufinden und auszubilden. Dazu muß gewiß Einer den Andern unterstützen. Und so wende ich mich denn auch an Sie. Ich wüßte nicht an wen mit größerem Vertrauen.

Ich weiß wohl, daß Sie sehr beschäftigt sind. Allein ein kurzer Aufsatz schreibt sich doch. Aphorismen, leichte Bemerkungen, Parallelen

aus dem Alterthum. Ich hoffe allen Ernstes, von Ihnen unterstützt zu werden. Nicht auf eine Manier, welche die Bogen füllt, sondern die den Geist nährt. Jenes ist zwar auch nöthig, doch wendet man sich darum nicht an Männer, wie Sie. Ich werde Ihnen unser erstes Heft durch die Buchhandlung zusenden lassen. Wenn ich gleich nicht eine vollkommen beifällige Aufnahme hoffe, so halte ich mich doch fast für sicher, daß Sie die Tendenz billigen. Werde es mir so wohl, zu erfahren, daß Sie uns zu helfen entschlossen sind.

Ich denke nicht ohne Bewegung meines angenehmen Aufenthaltes in München: woran die Erinnerung an Ihre unschätzbare Bekanntschaft so vielen Antheil hat. Indem ich Ihnen eine so wichtige Sache vortrage, bin ich zugleich glücklich, mich in Ihrem und Ihrer Frau Gemahlin Andenken zu erneuern.

Mit wahrer, voller Ergebenheit

L. Ranke.

89. An Heinrich Ritter.

Frankfurt a. O. 25. August [1832].

Lieber Freund

ich hatte vorgestern, als ich den Gedanken faßte, hierher zu gehen, weil ich mich wirklich etwas angegriffen fühlte, keine Zeit mehr, es Dir anzuzeigen. Nimm also vorlieb, wenn ich Dir wenigstens gleich am ersten Morgen Nachricht von mir gebe. Es ist früh halb sieben, und ich habe schon unter den Bäumen in dem Berge (des Herrn Mann, wenn Du herkommen und mich besuchen willst), wo ich wohne, meinen Spaziergang gemacht. Ich athme diese Luft mit Vergnügen und hoffe bald wieder völlig in regelmäßigem Zustande zu sein.

Dein Aufsatz[1]) wird in das neue Heft kommen. Man wird Dir die Correctur zuschicken; ich habe bei zwei Worten, die mir auffielen, Fragezeichen gemacht. Sollte Dir noch etwas anderes vorkommen, das Du corrigiren möchtest, so schone die Leute nicht, die das von mir schon gewohnt sind.

Ich weiß nicht, ob ich acht Tage, oder etwas darunter, oder

1) „Die Theorie und die öffentliche Meinung in der Politik", Historisch-politische Zeitschrift Bd. I. — Die S. W. XLIX/L Vorrede p. VIII. Anm. 2 ausgesprochene Annahme wird hierdurch bestätigt.

etwas darüber bleibe. Solltest Du indeß wegreisen, so laß mir doch eine Notiz zukommen. Dich und die Deinen von Herzen grüßend

Dein L. R.

90. An Heinrich Ranke.

[Berlin,] 30. November 1832.

Ich weiß nicht, was geschehen wäre, wenn Dein lieber Brief nicht vor ein paar Tagen eingelaufen wäre, und ich will mich nicht loben; da er aber gekommen und mir ganz die Erinnerung an Dich und Euch angefrischt hat, so bin ich heute mit dem Gefühle erwacht, daß dies Dein Geburtstag ist; und bist Du zu weit und kann ich nicht kommen, um Dich zu herzen und zu küssen, als meinen ältesten Freund und trauten Bruder, so will ich Dir doch wenigstens schreiben.

Jahr für Jahr geht so hin. Ich bin zufrieden, daß Du — mich däucht, es sagt es Jean Paul in einer von den Idyllen — das Vollglück der Beschränkung genießest. Ich erkenne dies Euer Glück vollkommen an. Aber nicht einem jedem ist ein ähnliches beschieden; unter andern glaube ich nicht, daß mir.

Mein Glück ist, von diesem Punkte, auf dem ich stehe, die Welt zu beobachten, vergangene und gegenwärtige, sie in mich aufzunehmen, inwiefern sie mir homogen. Alles, was sie Schönes und Großes hervorgebracht hat, möcht ich an mich heranziehen und mir aneignen und den Gang der ewigen Geschicke mit ungeirrtem Auge ansehen, in diesem Geiste auch selbst edle und schöne Werke hervorbringen. Betrachtet, welch ein Glück, wenn es auch nur in geringem Grade erreicht wird! Man lebt mehr in dem Ganzen, als in der Person. Glaube mir, die Einsamkeit ist auch nützlich. Oft weiß man kaum mehr, daß man eine Persönlichkeit hat. Man ist kein Ich mehr. Der ewige Vater aller Dinge, der sie alle belebt, zieht uns ohne allen Widerstand an sich. Von einer andern Seite werdet Ihr das oft empfunden haben: ich von dieser. Freilich kann es nicht immerfort so sein; ach, und ich fühle alles, was Ihr mir sagen könnt — was da? man muß sich in das Unabänderliche finden und, wie Glück und Gutes, so dasjenige hinnehmen, was uns minder gefällt, aber doch mit dem andern genau zusammen hängt.

Ich bin sehr erfreut, daß Du in Deinem Werke fortschreitest. Ich wünsche nur, daß es recht vernünftig und überzeugend für jedermann gerathe. Komme ich im Sommer wieder an die alte Geschichte,

so denke ich Dir ausführlicher zu schreiben und Dir allerlei Fragen vorzulegen.

Mich entsetzt das, was Du mir von dem alten Freunde Dürr schreibst. Ich denke, er fällt noch einmal um. Vor kurzem bekam ich eine Zuschrift von Jahn, der den süddeutschen Liberalismus aus voller Seele verdammt; er empfahl mir einen Studenten. Das aber bekenne ich gern, daß es zwei Gesinnungen giebt, von denen die eine zu der weitesten Entwicklung aller materiellen Fähigkeiten, von denen die Thiere ein Analogon haben, und zur Negation alles höheren Positiven führt, die andere aber eine moralische und religiöse Grundlage entwickelt. Die Frage ist nur, ob es Creaturen geben kann, die der letzten entbehren.

Ich habe Dir geschrieben, wie glücklich mich die Gegenwart unsres Röschens in Wiehe machte. Ich kam auf einen vorausbestimmten Tag hierher und fand jemand andres, dessen Gegenwart mich noch glücklicher machte; doch nur auf drei Tage. Ihr könnt nicht wissen, wer das ist.

Seitdem habe ich die Staatsverwaltung des Kardinal Consalvi beschrieben: es ist ein ziemlicher Stoff gewesen, doch kein so rechter; dies kommt in das Heft. Schon habe ich eine größere Unternehmung auch begonnen, nach Deinem und, ich möchte sagen, dem Wunsche der halben Welt — so weit ich nämlich Welt habe —; Du wirst mir Gottes Segen dazu wünschen. Mein Umgang ist nicht sehr ausgebreitet, aber gut und geistig. Mein Glück, was ich Euch beschrieben.

Ferdinand ist während meiner Abwesenheit hier gewesen; er hat bei Heller gewohnt und ist erfrischt, wie er sagt, nach Hause zurückgekehrt. Ich sah ihn nicht. Wilhelm schreibt allerlei Entschuldigungen; er hat sich auf eine unerhörte Weise in seine Geschäfte geworfen, erwirbt 1500 Thaler des Jahres (wovon ich Dir die Hälfte wünschte), und bekommt noch dann und wann einen Brief von seiner gewesenen Braut. Wollte ich das Gemeinschaftliche unsrer Naturen (aller Brüder) angeben, so ist es, daß sich jeder irgend einer Sache ganz ergiebt, ohne im mindesten um sich her zu sehen und sich viel um andere zu bekümmern. Über unsere Arbeiten vergessen wir sammt und sonders unsere Freunde und einer den andern. Es ist eine gute Eigenschaft — so weit. Ich übertreibe sie leider auch. —

Und so Adieu. Grüße mir Schubert's viel tausendmal. Übers Jahr unternehme ich nun schlechtweg eine Reise, die, hoffe ich, mich zu Euch führt, wenn Ihr nicht im September nach Wiehe kommt.

Gott erhalte Euch! Sämmtlich, wie Ihr seid, groß und klein, grüße und küsse ich Euch.

L. R.

91. An Heinrich Ritter.

Berlin, 14. December 1833.

Theuerster, liebster Freund,

sei nicht ungehalten, daß ich Dir nicht eher, nicht ehe ich noch einen Brief von Dir hatte, geschrieben, und jetzt auch erst so spät antworte: ich wollte Dir von einer Sache, die ich gleich weiter berühren werde, gern etwas Sicheres melden und glaubte, es werde sich damit nicht so lange verziehen.

Zuerst sei mir gegrüßt da draußen! Guter Gott, wie nahe war dagegen die Münzstraße. Und so bewillkommne ich auch sogleich den kleinen Kieler, der Euch geboren worden; die liebe, gute, hübsche Mutter desselben, der es gut gehen möge; sei Euch Euer Otto in dem Kleinen ersetzt.

Ja, mein Freund, daß Ihr hier fort seid, kann ich niemals verschmerzen. Deine Freundschaft war mir wie angeboren, zugehörig, eines Bruders, eines nächsten Blutsfreundes. Ich bilde mir nicht ein, daß mir dieser Verlust jemals wieder ersetzt werden könne. Wie angenehm und angemessen auch irgend ein neues Verhältniß für mich ausfallen möge, so hatte sich zwischen uns eine Gegenseitigkeit ausgebildet, die nur mit Deiner Persönlichkeit möglich und denkbar für mich ist. Wie werth war mir Dein Haus; die liebe Frau, der ich in so herzlich-reiner Zuneigung anhing; die Kinder! Ich sage nur: Ihr werdet den Wechsel nicht so lange empfinden; neue Freundschaften werdet Ihr dort schließen und gebe Euch Gott, daß sie recht gut und förderlich seien. — Die Studenten — es trägt ihnen, wenn ich so sagen soll, am Ende nicht viel aus, bei wem sie hören. Aber ich habe den größten Verlust erlitten, den einzigen Freund, den ich in der Sphäre hatte, zu der ich selbst gehöre. — Jedoch genug des Klagens! Geh' es Euch nur gut!

Etwas anderes denn — die Akademie wünscht Dir eine Ehre zu erweisen und Dich nicht allein zum Ehrenmitglied, sondern zum auswärtigen Mitglied zu ernennen. Die Akademie, d. i. bei weitem die Mehrzahl. Indeß glaube ich auch hierbei die gewohnten Parteien zu bemerken und zweifle, ob wir es so leicht durchsetzen werden, wie wir glaubten.

In der hiesigen Kirchenzeitung hat sich ein Ungenannter, und des Nennens auch wahrhaftig nicht Werther, aufgemacht, Dir auf Deine Aufforderung in dem Aufsatze über die christliche Philosophie mit einigen guten Rathschlägen zu dienen; sie kommen mir ganz absurd vor.

Ich habe niemand gesprochen, der nicht über Deinen Abgang mehr entrüstet wäre, als nur mißvergnügt. In der Leipziger Zeitung, sowie in andern, hat man desselben gedacht.

Und nun noch einiges von mir. Das größte Vergnügen, das ich gehabt, hat darin bestanden, daß mein Bruder in Rückersdorf, Heinrich, endlich eine gute Pfarre bekommt; zu Thurnau bei dem Grafen Giech, der ihm auch von mir gesprochen, was mir denn ein sehr werther guter Ruf ist; er wird da Dekan, eine Art Superintendent.

Auch mit mir scheint es diesmal gehen zu wollen. Es ist wirklich ein Antrag gemacht, von Altenstein und Ancillon, und wie ich heute vernehme, ein günstiger Bescheid erfolgt. Ich bin der Sache noch nicht recht sicher, doch sollte ich glauben, daß diesmal etwas erfolgen müsse. Dann wäre mir Dein Schlüssel ein recht bedeutsames Andenken gewesen. — Bedenke ich aber, wie leicht es auch hätte Dir in kurzem gelingen müssen, und wie wir dann vereint uns hier allmählich hätten Wirkung verschaffen, durcharbeiten können, so erfüllt mich dies mit wahrem Schmerz. Welch ein Lebensglück wäre es gewesen, auf immer! Besonders, wenn wir uns erst recht sicher gewußt hätten.

Mit Vergnügen vernehme ich, daß es Dir dort wirklich so geht, wie es zu erwarten war.

Mein Band hat mir doch noch einige Arbeit gemacht. Wir wollen erst künftige Woche den Druck anfangen. Ich war in der Nothwendigkeit, zugleich die Handschriften zu protokolliren und einige kritische Untersuchungen für einen literarischen Anhang zu machen. Mit den Vorlesungen geht es zwar etwas besser als früher, aber noch lange nicht gut. Viel Vergnügen machen mir die Übungen.

Adieu, Theurer! Wenn Du mir wieder schreibst, so melde doch, was eure Juristen von dem Buche von Schulz gegen Niebuhr und Savigny urtheilen. Solltest Du Regungen zu neuen Fragmenten empfinden, so unterdrücke sie nicht. Im Anfang des Februar denke ich auch mit einem neuen Heft zu erscheinen. Nochmals Adieu. Wohlergehen Dir und ihr; glückliche Weihnachten, glückliches Neujahr!

Allzeit Dein

L. R.

Ich bleibe dabei, daß keiner von uns frankirt, wie ich es auch mit anderen Freunden halte.

Ich höre soeben, die Kabinetsordre laute für mich auf eine ordentliche Professur mit 1200 Rthr. Gehalt. Ich fürchte aber Schwierigkeiten wegen der Fonds; doch denke ich, ich gehe diesmal nicht leer aus.

92. An Heinrich Ritter.

Berlin, 21. Februar 1834.

Mein theurer, liebster Freund,

noch nicht ein einzig mal in diesem Jahre habe ich Dir geschrieben und wir sind schon so tief darin. Der Grund ist nur der alte, daß ich Dir über mancherlei Dinge, die Dich und mich angehen, etwas Bestimmtes schreiben wollte: leider ist daraus mehr geworden, als wir gefürchtet hätten.

Ist es nicht ein rechtes Leiden, daß wir den guten Schleiermacher verloren haben? Denn er gehörte Dir, wie er selber bekannte, und in anderer Hinsicht auch mir noch näher an, als der übrigen Welt[1]). Wir begraben nach und nach die Generation, die vor uns war. Es kommt mir doch beinahe vor, als würden wir nicht ganz fähig sein, sie zu ersetzen. Wie man auch sonst urtheilen mag, so beginnen die kräftigen, wahren, in ihrer innersten Tendenz der

1) In seinem Colleg über neuere Geschichte knüpfte Ranke an die Schilderung der kampfbegierigen religiösen Zerrissenheit Europas vorm dreißigjährigen Kriege einige Worte des Andenkens an den eben verstorbenen Schleiermacher, die nach der Aufzeichnung des Zuhörers G. Waitz etwa so lauteten: „Diese Betrachtung mahnt uns, des Mannes zu gedenken, der unter allen, die je lebten, am höchsten über diesen Zwiespalt erhaben dastand, der uns allen unvergeßlich aus unserer Mitte geschieden ist. Sein ganzes Sein, sein Streben, Thun und Leben war auf Versöhnung gerichtet; was er in sich selbst geschaffen, für die Welt zu wirken, war sein schönes Ziel. Theologie und Philosophie, in ihm zur höchsten Vollkommenheit geeint, hatten ihn dahin erhoben, daß seine Einsicht Tugend, seine Tugend Einsicht war; wie sein Denken war sein Leben: das Bild des schönsten Gleichmaßes. Sein Name ist auf ewig gegründet; wohl niemals wieder wird, wer ihm gleicht, geboren. Ein unvergängliches Denkmal ist seine Dogmatik, wo er das über allem Streit liegende, die gemeinsame hohe Wahrheit des Christenthums uns so herrlich entwickelt und sein Wort zur Wahrheit zu erheben sucht. Die Kirche ist ein Schiff, so groß und weit, daß wir alle darin Platz finden. Seine Erinnerung sei uns heilig, und stets weile sein Geist auf diesem Lehrstuhle!"

Wahrheit und nicht dem Scheine zugewendeten Geister, die auch fähig sind, sie zu fassen, zu mangeln.

Sehr schön ist der gute Schleiermacher gestorben. Er sah sehr bald, daß er sterben mußte. Er hatte eine Lungenentzündung, die sich aus einer nach seiner Art von ihm wenig geachteten Erkältung gebildet. Man versäumte ein paar Tage, ihm zur Ader zu lassen — er hat, wie ich höre, einen Gichtelianer zum Arzt gehabt —; als man es endlich that, erleichterte es ihn nicht mehr. Barez, der herbeigerufen wurde, fand ihn schon ohne Hoffnung. Er ergab sich sogleich darein und sagte den Seinigen, er werde sterben. Nachdem er sein Haus bestellt — sein Testament war schon vorher gemacht — auch über seinen schriftlichen Nachlaß verfügt hatte, als er seinen Tod sich nähern fühlte, sagte er oder ließ es seinen Kindern sagen — denn man hatte die alberne Fürsorge, sie nicht vor ihn zu lassen —: er lasse ihnen das Gebot: liebet euch unter einander! er sterbe auf den Glauben, den er sie immer gelehrt. Er soll von seiner Seligkeit im Glauben an Christum gesprochen haben. Dann ließ er sich Kelch und Hostie aus der Kirche bringen, consecrirte es, gab es seiner Frau und den übrigen Umstehenden und nahm es selbst. Vernehmlich sprach er die Einsetzungsworte; mitten darin ward seine Stimme schwächer; er legte seinen Kopf auf die Seite und entschlummerte, in Gottesbewußtsein, wie er davon immer so viel gesagt, ohne Schmerz und Kampf. Als er todt war, gab man seinen Kindern das consecrirte Abendmahl; sie knieten um das Bett des todten Vaters und beteten.

Dieser herrliche Tod hat hier viel Eindruck gemacht. Er hat die, welche an seinem Christenthum zweifelten, beschwichtigt und wenigstens für den Augenblick still gemacht. Sein Leichenbegängniß war ohne gleichen: 20 000 bis 30 000 Menschen erfüllten die Straßen. Alles ging zu Fuß. Ich ging mit Savigny und Karl Ritter. Gegen diesen dachte ich auch Deiner: Dich hätte ich unendlich gern herbeigewünscht. Ich weiß nicht, warum gerade. Aber es war mir so, als ob Du fehltest.

Man hat auch auf anderer Seite Deiner gedacht. So viel ich höre, zweifle ich nicht, daß man Dich zum Sekretär der Akademie wählen würde, wenn Du hier wärst. In der That erhebt sich auch deshalb bei einigen der Gedanke (namentlich — unter uns! — bei Savigny), daß Du wieder herzurufen wärest. Auch in der Fakultät haben Raumer, Bekker u. a. darauf angetragen, obwohl ohne Erfolg. Die Akademie hat Dich zum auswärtigen Mitglied gewählt, was so

viel sagen will, daß Du sofort wieder eintreten würdest, wenn Du wieder herkämst.

Ich traf gleich nach Schleiermacher's Tod den Joh. Schulze auf dem Universitätshof. „Wir machen ja ganz bankerutt", sagte ich. Er gab mir zu verstehen, daß es an den jüngeren Männern sei, sich der Universität ordentlich anzunehmen. „Sie müssen", sagte ich, „jemand herbeirufen". Wen aber? „Twesten", sagt' ich. — Den habe ich heute schon genannt, sagte er. Es ist ein alter Gedanke. Ich sagte es Neander. Der war ganz dafür und meinte: Twesten werde auch kommen; — nach Berlin kommt er und wird bald werden, was man einen berühmten Mann nennt. Wenn es zu einer Herausgabe von Schleiermacher's sämmtlichen Werken kommt, so wird man Dich wahrscheinlich bitten, die Durchsicht der Abhandlungen zur Geschichte der Philosophie zu übernehmen.

Was mich betrifft, so hat meine Angelegenheit noch manche Schwierigkeit zu bestehen gehabt. Der Finanzminister[1]) hat wegen des Zuschusses von 700 Thlr. angegangen werden müssen. Es ist eigentlich sein System, sich den Forderungen des Altensteinschen Ministeriums zu widersetzen; doch hat er diesmal nachgegeben. Darauf ist ein neuer Bericht von den drei Ministerien an den König gemacht worden und, so wie ich vernehme, auch eine neue bestätigende Kabinetsordre erfolgt. Ich kann nicht recht einsehen, woher neue Schwierigkeiten entstehen sollten, doch will ich nicht gut dafür sagen.

Adieu, liebster Freund. Über den Verlust Deines Umgangs, Deines Hauses komme ich wohl niemals weg. Aus Obigem nimmst Du wohl ab, wie sehr ich noch immer hoffe, daß Du wiederkommest. Bis Hamburg wollt ich Euch entgegenkommen, um Euch einzuholen. Tausend Grüße und mehr, wenn Du es erlaubst, an unsere liebe Wirthin und die Kinder. Dein

L. Ranke.

93. An Heinrich Ritter.

Berlin, 7. November 1834.

Ich habe eine so gute Meinung von Deiner Freundschaft für mich, liebster Ritter, daß ich auch von meinem langen Schweigen nicht fürchte, daß es Dich ungehalten gemacht haben könne. In der That ist mir ein bereits geschriebener Brief nur deshalb liegen geblieben, weil ich noch über Schelling's neueste Schrift einiges hinzusetzen wollte,

1) Maaßen.

was ich indeß selber vergessen habe. Ich schrieb nämlich gleich, nachdem ich von meiner Herbstreise wiedergekommen war.

Ich habe einmal bei Geschwistern und Eltern die Runde gemacht, auch fast alle kleinen Nichten und Neffen besucht. So von allem Familienwesen ausgeschlossen, fand ich ein ganz ungemeines Vergnügen darin, diesen ausgebreiteten Kreis der nächsten Angehörigen, wenngleich nur flüchtig, zu überblicken. Ich war in Quedlinburg. Ferdinand fand ich ganz, wie Du ihn kennst. Aber ich erstaune jedesmal wieder, wenn ich finde, daß er, ein so gründlicher Gelehrter, eifriger Schulmann, wahrer Hausvater, in seinem Herzen so noch ganz kindlich ist. Wir waren mit einander nach der Roßtrappe; einen herrlichen Tag im Genuß der Natur, brüderlicher Freundschaft und auch der Familie — alle die Seinigen erschienen — haben wir da genossen. In Wiehe fand ich die alten Eltern ziemlich, wie ich sie vor dem Jahre verlassen hatte. Doch verliert man immer mehr von der Heimath. In meiner Anwesenheit wurde das väterliche Haus verkauft; es ist doch schmerzlich, die Stätte seiner Jugend in fremde Hände übergehen zu sehen: ich habe eine Liebe zu dem Lande. Wir reisten miteinander nach Erfurt. Hier hielten wir Taufe. Mein Schwager taufte sein Kind selbst; alle Taufzeugen und andre Anwesende waren von Einer Familie: meine Mutter war ganz entzückt und gerührt. Ich war es auch und ich muß gestehen, auch durch den Akt selbst, der etwas für mich ergreifendes hatte: diese Einweihung des Neugebornen in das Mysterium so vieler Jahrhunderte; er wird in der That aus dem Stande der Natur genommen. Dann reiste ich nach Franken, von Rudolstadt allein nach Schwarzburg, Sonnenberg hinüber: dieses frische Wiesengrün, die stärkende Waldluft, die Einsamkeit des Weges kam mir herrlich zu statten. In Thurnau besuchte ich meinen Bruder Heinrich auf seiner neuen Stelle. Glückliche Tage hatte ich bei ihm in süßer Stille, Eintracht und Beschwichtigung von gar mancherlei, was mich sonst wohl bedrängt. Du kennst ihn nicht; Du würdest ihn aber lieben. Seine Frau ist ein Ideal von Einsicht, Güte, Weiblichkeit und Anmuth. Auch meine übrigen Geschwister habe ich gesehen: noch im September bin ich zurückgekommen.

Das erste, was ich hörte, war, was Dir mit Deinem Antrag von Leipzig begegnet ist. Ich will nur gestehen: an den Ruf hatte ich Hoffnungen geknüpft; aber es war mir doch eine große Genugthuung, zu vernehmen, daß die Sache sich so gut gewandt hat, und daß Du sobald zu einer noch günstigeren Stellung in Kiel gelangt bist. Im

Grunde wäre die Veränderung auch zu geschwind gegangen. In Gedanken habe ich Euch herzlich dazu Glück gewünscht. Euch! ich meine, Deiner lieben Bertha, wie natürlich, mit — schönstens begrüße ich sie. Soeben ist auch Dein neuer Band angelangt. Ich habe gleich einige Stellen, z. B. über den Einfluß der indischen Philosophie auf die griechische, noch in dem rohen Exemplare nachgelesen und mich an Deiner ruhigen und überzeugenden Auseinandersetzung erfreut.

Mein päpstliches Werk muß nun auch nächster Tage bei Dir ankommen. Denn leider bemerke ich, daß dies noch nicht geschehen ist. Ich habe auch neuerdings mein Heft zu Dir beordert; wenigstens der Vollständigkeit halber.

Billig solltest Du mich loben. Ich hatte bereits Erlaubniß, den Winter nach Paris zu gehen. Aber sowohl die Nothwendigkeit, das Buch zu vollenden, als auch die Rücksicht auf Collegium und Studenten haben mich bestimmt, diese Reise noch ein Jahr aufzuschieben. Ich wünsche nichts mehr, als daß in dieser Zeit das Buch wirklich, und zwar nach seiner Idee, fertig werde, und daß es auch mit dem Collegium gut gehe. Soviel ich jetzt sehen kann, scheint es wohl so werden zu wollen.

Wisse, daß sich meine Wünsche jetzt fast ganz auf diese Thätigkeit concentriren; andere Gegenstände eines Wunsches habe ich nicht recht. Geistige und leibliche Gesundheit sind dabei mit inbegriffen.

Und so Adieu, mein theurer Freund. Wir gedenken Deiner fortwährend mit größter Zuneigung und Anerkennung.

Der Deine

L. Ranke.

94. An König Ludwig I. von Bayern.

Berlin, am 1. Januar 1835.

Ew. Majestät

werden gewiß in aller Zeit — denn so viel darf die Anschauung der Gegenwart wohl der Historie vorwegnehmen — als Einer der vornehmsten Begründer der civilisirteren Zustände, der Aussichten und Hoffnungen des heutigen Griechenlands betrachtet werden.

In dem Jahre, das wir antreten, erfüllen sich anderthalb Jahrhunderte, daß die Venetianer bei der Besitznahme von Morea sich ein ähnliches Ziel der Regeneration dieses Landes vorzusetzen anfingen. Bisher wußte man nicht, wie weit sie es damit gebracht haben: ich

habe diese verborgenen Thatsachen in einer kleinen, aus den authentischen Documenten geschöpften Schrift ans Licht zu ziehen versucht.

Alle Zeiten verknüpfen sich. Ich hoffe, Ew. Majestät sehen es nicht als eine Belästigung an, wenn ich es wage, um des Gegenstandes willen Höchst Ihnen diese Schrift einzusenden.

Noch eine andere, die ich jüngst publicirt, räth man mir beizulegen.

Möchten Ew. Majestät darin nur die Huldigung der Verehrung erblicken, die ein entfernter einsamer Schriftsteller ohne den mindesten Anspruch den hohen Verdiensten Ew. Majestät um Kunst und Wissenschaft, um das ganze Vaterland unausgesetzt widmet.

Ew. Majestät

Allerunterthänigster

Leop. Ranke,

Professor zu Berlin, der Königl. Akad. zu München correspondirendes Mitglied.

95. An Heinrich Ritter.

[Berlin, 18. Februar 1835.]

Schon den 18. Februar 1835, und noch nicht einmal habe ich unter dieser Jahreszahl an Euch geschrieben!

Hab herzlichen Dank, lieber Ritter, für die freundliche Aufnahme, die Du meinem Buche gewidmet hast; ja wohl hätten wir über tausend Dinge dabei zu reden gehabt, und Du würdest wohl, wenn Du hier gewesen wärst, noch manches andere ebenso gut haben hören müssen wie den Anfang. Hier am Ort, wo mich ein zahlreiches und theilnehmendes Publikum umgiebt, hat es, wenn man mir nicht Lügen ins Gesicht sagt, auch eine recht gute Wirkung ganz nach meinem Wunsche hervorgebracht.

Was Du bemerkst, daß eine ähnliche Entwickelung wie bei den Katholiken auch bei den Protestanten stattgefunden, ist ganz wahr: darauf einzugehen, es zu erörtern hätte mich aber in Studien und Darstellung zu weit geführt. Überhaupt befestigt sich in mir immer mehr die Meinung, daß zuletzt doch nichts weiter geschrieben werden kann, als die Universalgeschichte. Alle unsre Studien streben nur dahin, diese hervorzubringen. In seinem vollen Lichte wird das Einzelne niemals erscheinen, als wenn es in seinem allgemeinen Ver-

hältniß aufgefaßt wird. Dahin arbeitest auch Du, und so sind wir in den Studien wie im Leben verbündet.

Ich bin nun jetzt an dem zweiten Theil; fürchte aber, er gelingt mir nicht einmal so gut, wie der erste. Vielleicht, meine Seele hofft es, werde ich im Sommer noch damit fertig.

Das größte Vergnügen machen mir meine Vorlesungen über das Mittelalter: hauptsächlich deshalb, weil ich dabei lerne, erkenne — was aber noch lange nicht das ist, was hier zu wissen wäre.

Hast Du mein Heft empfangen? Diesmal habe ich mich überzeugt, daß es abgegangen ist.

Übrigens leben wir hier auf die gewohnte Weise fort. Die Besetzung der philosophischen Professur erleidet noch immer die seltsamsten — wie soll ich mich ausdrücken? — Einflüsse, Modalitäten. Mit Gabler war man soweit, daß die Sache aufs neue zur Unterschrift vorlag. Ein alter guter Christ nimmt aber Anstoß an der Perpetuirung des Hegelianismus und trägt dem König Skrupel vor. Sein Schreiben wird an den Minister herabgeschickt und zur Widerlegung des Pietisten eine gewaltige Schutzschrift aufgesetzt. Indem man aber hofft, alles beseitigt zu haben, erheben sich neue Verwickelungen. Es tritt der Wunsch hervor, Schelling zu besitzen. Der Minister meint, man solle ihm nur 100 000 Rthlr. mehr geben, so wolle er schon noch andere Illustrationen nach Berlin ziehen. Es läßt sich nicht absehen, was daraus werden soll. Auf der einen Seite will man Gabler nicht aufgeben, auf der andern wird man sich hüten, zu neuen Bewilligungen zu schreiten. Das eigenste wäre doch, wenn der alte Schelling noch hierher käme. Ich glaub es aber im Leben nicht. Alles dies schreibe ich, obwohl Du es vielleicht anderswoher auch erfährst, nur Dir und wie ich Dir es mündlich erzählen würde.

Indeß wir uns aus Bayern zu ergänzen suchen, habe ich ein sehr gnädiges eigenhändiges Schreiben vom König von Bayern bekommen. Ich hatte ihm auf den Rath oder den Wunsch des bayrischen Gesandten den Aufsatz über Morea, den ich besonders abdrucken lassen, zugeschickt. Er schreibt mir, daß und wo er in meinem andern Werke gelesen: hohen Genuß, sagt er, habe er daraus geschöpft, und was des Schönen mehr ist.

Zur Rahel ist in dieser Woche Bettina gestoßen. Briefwechsel Goethe's mit einem Kind hat sie herausgegeben. Ich glaube aber nicht, daß sie so viel Wirkung machen wird, wie Rahel. Wenn Du es ansiehst und im dritten Band auf allgemeine Erörterungen stößest über Genius, Liebe, Schönheit und Kunst, so kannst Du dabei denken,

daß dies eben die Thränen oder Phantasien sind, welche ich im Jahre 26—27 so oft dort gehört habe. Dieses Buch ist die ganze Person: ebenso liebenswürdig, geistreich; aber auch ebenso bei allem Anspruch auf Unabsichtlichkeit doch absichtlich und in der Übertreibung nicht ohne Langeweile.

Schwatzen, Schwatzen! was wäre noch alles zu besprechen! Du tröstest mich, wenn Du mir sagst, daß Du mich vermissest. Mir fehlst Du leider noch viel mehr und wirst Du immer fehlen. Adieu! Leb wohl. Ich kehre zu ihr auch zurück. Anfang und Ende ist Euch beiden gewidmet, da ich Euch beide liebe. Ich grüße die Kinder.

Dein

L. R.

96. An Heinrich Ranke.

Berlin, 26. Februar 1835 Abends.

Soeben bekomme ich Deinen lieben Brief und will Dir einmal gleich in der nämlichen Stunde noch antworten. Drücke Dir denn zuerst meine Freude aus, daß Du Dir in Thurnau besser zu gefallen anfängst. Du wirst wahrhaftig nicht das erste Beispiel sein, daß reiner Eifer und ernstliche Anstrengung anfangs ohne Frucht blieben. Thäten nur alle ihre Pflicht, so würde es um Kirche und Religion besser stehen. Das Erfreuliche ist noch dabei, daß ihr euch, das Gegentheil von dem Haushalten mit dem ungerechten Mammon, mit den ewigen Wahrheiten Freunde macht. Zwar denke ich nicht, daß Du über den Berg bist, aber Du hast doch diese Hecke einer versteckten und selbstgefälligen Alltagsweisheit durchbrochen, die ihre Herzen umgab. Das ist dann schon die Hälfte.

Wie natürlich ist es, daß Dir Müller's Briefe so gefallen. Fleiß, Genius, Religion, Talent und Gemüth: er besaß so viel. Vor ein paar Jahren haben sie auf Ferdinand den nämlichen Eindruck gemacht, und Müllern und der Historie zu Ehren hat er einen seiner Knaben Johannes genannt. Ich glaube, Müller hat durch die Briefe am Ende mehr gewirkt, als durch alle seine Werke: von den Briefen habe ich schon viele mit Begeisterung reden hören; von der Schweizergeschichte nur wenige und nicht so feurig. Das Leben ist in den Briefen leichter zu fassen; ich meine, der ursprüngliche Quell seines Geistes rauscht uns da näher, vernehmlicher.

Ich höre von einem hiesigen Bibliographen und Buchhändler, daß Du das Sonntagsblatt nicht mehr redigirst. Von Herzen wünsch'

ich Dir, daß Du wieder zum Pentateuch zurückkehren und das angefangene Buch[1]) vollenden mögest.

Indeß Du die Päpste noch nicht gelesen hast, ist schon ein anderes Opusculum zu Dir unterwegs, das Du bei Rau (wenn ich den Namen recht behalten habe) in Baireuth abholen kannst; ein Heft meiner Zeitschrift, von dem ich Dir schon sagte und schrieb. Ich muß Dir dabei doch erzählen, daß ich von dem ersten Aufsatz über Morea einige besondere Abdrücke habe machen lassen und von den zwei ostensibeln Exemplaren das eine an den König von Griechenland, das andere auf den Wunsch des bayerischen Gesandten, bei dem ich einmal aß, an den König von Bayern geschickt habe. Der König von Bayern hat mich darauf mit einem eigenhändigen Briefchen beehrt, worin er mir erzählt, wo er meine früheren Schriften, auch das Buch über die Päpste (nämlich im vorigen Sommer im Kirchenstaat selbst) gelesen, und worin er mir dann viel Schönes sagt. Was man doch für ein Publikum hat! Soll ich Dir gestehen, daß mich dies demüthigt? Wieviel besser sollten, müßten eigentlich Arbeiten sein, wie die meine ist. Es ist eine ungemeine Empfänglichkeit vorhanden. Es fehlt nur daran, daß man nicht im Stande ist, ihr zu genügen, sie zu erfüllen. Das Briefchen vom König hat mich übrigens sehr glücklich gemacht, auch habe ich unserm wiederaufgelebten Vater davon geschrieben.

Ich bin jetzt bei dem schweren Werk der Vollendung des Buches über die Päpste. Ich bin mit der Ausarbeitung schon ziemlich vorgerückt, allein ich finde doch immer, daß ich hinter meinem Gegenstande zurück bin und daß ich ihn noch nicht völlig über- — wie soll ich sagen? überwältigt — in meinen Besitz gebracht habe. So arbeite ich, muthig und verzweifelnd. Niemand kann es doch weiter bringen, als er eben die Kraft und den Geist hat. Du mußt aber nicht glauben, daß ich darüber jene welthistorische Idee aufgegeben. Alles, was man arbeitet, führt immer darauf zurück. Eben das ist zugleich das Belebende der Vorlesungen. Schrieb ich Dir nicht schon in dem letzten Briefe, daß ich — indem ich jetzt Geschichte des Mittelalters lese — entzückt bin über die Erhabenheit, innere Consequenz der Entwickelung, und wenn wir so sagen dürfen, der Wege Gottes? Alle Wissenschaften fallen zusammen. Es ist auch hier Theologie, Philosophie: so viel wenigstens wie Jurisprudenz Es folgt zuletzt ein Resultat, was allen angehört. In meiner Einsicht in den Gang der Weltgeschichte und ihren wahren Inhalt bin ich in diesem Winter

1) Untersuchungen zum Pentateuch. I. Erlangen 1833.

um vieles vorgeschritten. Einmal giebt es wohl auch einen Anlaß, um das, was den Studenten mehr als Studium mitgetheilt wird, allgemeiner zu fassen.

In Deinem Briefe vermisse ich einige Partikularitäten aus Eurem mir so lieben Hauswesen. Daß es Euch gut geht, nehme ich aus Deinem Tone und der treuen Mitunterschrift Selmas wahr, die mir gesegnet sei, wie Du und wie Ihr alle.

Ja, ja! in meine Reisepläne werdet Ihr immer mit aufgenommen. Sollte ich auch im Herbst noch nicht nach Paris gehen können — ich gehe nämlich nicht dahin, ehe das Buch nicht fertig ist —, so mache ich doch eine größere Reise. Adieu! Gott mit Euch.

Euer, Dein getreuer L.

Schreib mir doch auch ein Wort von München und Schubert! Hiesigen, d. h. höchsten Orts hat man wirklich an die Berufung Schelling's gedacht. Doch glaube ich nicht, daß etwas daraus wird.

97. An Heinrich Ritter.

[Berlin, Mai 1835.]

Theurer, lieber Freund,

ich vermisse Dich noch alle Tage, und wenn ich nicht viel schreibe, so liegt das nur daran, daß ich viel sonstiges schreiben muß.

Du wirst nun wohl, wenn eine Berliner Zeitung bis zu Euch dringt, gesehen haben, daß ich wirklich zum Ordinariat aufgestiegen. Leider fordert man nun noch eine lateinische Dissertation und ähnliche Rede, die ich zu machen sehr wenig Lust habe: so daß ich noch nicht förmlich Mitglied der Fakultät bin. Ich denke, Du hast auch mein Heft empfangen. Der bosnische Aufsatz ist wenigstens von meinen Wiener Slavisten höchlichst gebilligt worden und mein Gewährsmann versichert mich, daß er viel aus demselben gelernt habe, was etwas sonderbar klänge, wenn er nicht hinzusetzte: durch die höhere Auffassung. Dir wird er minder gefallen haben. Ich setze selbst verschiedenes daran aus. Man kann es aber nun einmal nicht besser machen, als man kann. Das römische Werk ist bis auf sechs oder sieben Bogen gedruckt, so daß es demnächst erscheinen und mir viel Geschrei verursachen wird. So viel von mir.

Deine Sachen, die wir uns noch immer die Freiheit genommen, zu verfechten, sind nun leider, wie es scheint, ganz beseitigt. Es war eine starke Minorität, Savigny an der Spitze, die einen Antrag auf

Deine Zurückberufung behufs einer Wahl zum Secretariat an den Minister ergehen lassen wollte; allein wir sind nicht durchgedrungen. Auch in der Fakultät hat Raumer Deine Sache noch einmal zur Sprache gebracht, aber auch da ist es nicht gelungen. Die alte Opposition, die gegen Schleiermacher stattfand, setzt sich gegen dessen Freunde fort. Nachrichten, die Dich so sehr nicht afficiren werden, wie ich aus Deinem Briefe abnehme, Dir aber die gute Meinung, die von Dir verbreitet ist, beweisen müssen.

Was Deine Vermuthung anbelangt, man traue Dir eine starke Benutzung Schleiermacherscher Ideen über die Geschichte der Philosophie zu, so bekenne ich, niemals etwas davon gehört zu haben. In der griechischen Gesellschaft, zu deren Mitglied ich auch avancirt bin und die ich schon einen Abend bei mir gehabt, spüre ich davon nichts. Wir lesen da den Thucydides, wo sich Bekker wahrhaft als Virtuose zeigt.

Wird Twesten kommen? Savigny und Neander hoffen es noch immer. Auch ist wohl die Stellung so bedeutend und wichtig, daß sie jede andere Rücksicht zu nichte machen sollte. Daß H. nicht gekommen, finden ihrer viele recht wohlgethan. Twesten aber wünscht jedermann, und ich glaube fest, er verlöre an seiner Consideration, wenn er sich nicht endlich ergäbe. Einen Philosophen wird man schwerlich berufen. Man erwartet den, der da kommen soll. Indessen ist Steffens für die Spekulation hinreichend, Trendelenburg für die Geschichte der Philosophie.

Ich war Ostern in Frankfurt; morgen will ich nach Potsdam, — Pfingsten wahrscheinlich in den Harz. Bin ich nicht im Flug und Feuer der Arbeit, so fühle ich, ich will es nicht leugnen, etwas Unbefriedigtes, liege es worin es wolle, in meiner Existenz.

Die Pariser Reise will ich doch wohl noch verschieben: einmal um der Collegien willen, mit denen es diesmal, soviel ich wenigstens bis jetzt aus der Zahl der Anwesenden sah, wieder etwas geht; sodann auch wegen der Bücher, die ich nicht wieder unvollendet zurücklassen will, wohl wissend, wie es mir bisher gegangen.

Tausend Grüße an die liebe Hausfrau. Mein A und O ist: ach! daß Ihr fort seid! Dein

L. R.

Ich war in Frankfurt, als Dein Brief hier ankam. Ich habe die Inlage an Trendelenburg etwas spät an denselben besorgt.

98. An .....?

[Berlin, Oktober/November 1835.]

So eben bekomme ich Ihren Brief, liebe Freundin, und will Ihnen meine Dankbarkeit für Ihr Andenken wenigstens dadurch beweisen, daß ich Ihnen gleich antworte. Frau von Stieglitz habe ich nur wenig gekannt: ich bin ihr — mit ihrem Mann — ein paarmal auf einem Spaziergang begegnet und ein Stück Weg mit ihnen gegangen. Das ist alles. Ich bin nun freilich wohl ein schlechter Kenner: ein so tragisches Ende hätte ich ihr niemals angesehen; sie schien mir eher Talent zu einer guten Hausfrau zu haben. Sie zeigte Verständniß und machte einen recht angenehmen Eindruck. Das Buch wird nun wohl das Innere ihres Schicksals weiter aufschließen. Ihrem Manne begegne ich jetzt noch zuweilen: wir gehen dann dieselben Wege allein. Er scheint mir sein Schicksal ernsthaft zu nehmen, doch könnte ich nicht finden, daß dadurch etwas Wesentliches in ihm geändert wäre. Seine Poesie ist immer ein Effort gewesen: sein ganzes Wesen hat etwas Angestrengtes und einen dunkeln Hintergrund.

Was Sie mir Ihrerseits von dort melden, ist mir sehr tröstlich.

In der letzten Woche des September war ich in Frankfurt am Main. Über Erwarten gut aufgenommen und gleich in einem Meer von Manuskripten, welche die prächtigsten Entdeckungen verhießen und mir wohl ein päar Lebensjahre angenehm und nützlich beschäftigen werden.

Ich hatte dort das unverhoffte Glück, Schubert aus München zu finden. Es war eines Abends um acht, daß ich ihn in einer Gesellschaft ansichtig wurde: den andern Morgen saß ich mit ihm auf dem Wagen. Wir fuhren über Aschaffenburg durch den Spessart eines heitern, windstillen, mondhellen Abends; ich entweder auf dem Bock oder zu Fuß: den Main entlang über Würzburg, Bamberg — o warum muß man Jägerstraße Nr. 10 wohnen bei Frau Schweinsberger! Am 2. October kamen wir bei Selma an, eben an dem Tag, wo wir vor zehn Jahren ihre Hochzeit gefeiert hatten. Ich überlegte, wie glücklich es uns in den zehn Jahren ergangen: kein großer Verlust, kein bedeutendes Unglück; alles hat sich zum Besten gewendet: so habe ich sie doppelt und dreifach gesegnet. Mein Bruder war leider abwesend, doch wußten wir es voraus. Sein Hauswesen hat wieder den idyllischen Eindruck in mir gemacht wie immer. Gott segne ihn!

Seitdem bin ich nun wieder hier in Zug gekommen und sehe

doch, warum man Jägerstraße Nr. 10 und nirgends anders in der Welt wohnen muß. Da ist nun weiter nichts zu sagen: wenigstens will ich nicht anfangen, ich müßte sonst wahrhaftig noch ein drittes Blatt anbiegen. Ich setze voraus, daß auch Sie wohl sind und angenehm beschäftigt, wovon Sie nichts gemeldet. So mit Gott!

Ihr L. R.

99. An Heinrich Ranke.

[Berlin,] 26. November 1835.

Wieder ein Jahr vollendet, mein liebster Heinrich. Il mezzo della vita nostra haben wir nun beide überschritten. Ich durchdenke mir alles, was Du in dem Jahr gethan hast. Früh hast Du mit häuslichem Gottesdienst begonnen: möge es Dir nur mit Deinen Kindern gelingen, wie es ja allen Anschein hat, besonders mit dem Knaben, in dem sich der Großvater schon selber wieder erblickt! Dann hast Du in der Bibel gearbeitet, in der Gemeine eine oder die andere Seele zu gewinnen gesucht, Deine Predigt vorbereitet und die gelehrte Arbeit fortgesetzt, von der Schubert sagt, er habe von Schaffhausen bis Amsterdam davon reden hören. In Deinem Hause sind idyllische Unschuld, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit vereinigt. Es ist mir doch sehr lieb, daß ich wenigstens Deine Stätte gesehen habe, wiewohl Du entfernt warst. Sei mir gesegnet!

Indessen bin ich auf den weiten Gefilden der Welthistorie herumgewandert. Ich danke Gott täglich, daß er mich an diese Stelle geführt, mir diesen Beruf angewiesen hat. Dabei erkenne ich aber recht wohl, daß es unmöglich ist, ihn so recht zu erfüllen. Ich bin nur immer getrost, wenn ich fühle, daß ich auf dem rechten Wege bin, wenn das wissenschaftliche Gewissen, welches die Stimme der Wahrheit vernimmt — ich denke, wir besprechen das einmal — mich in meinem Thun bestätigt.

Den zweiten Band der Päpste drucken wir, und ich denke sogar, noch mit dem dritten in dem Winter hervorzukommen. Ich versuche eine Art von Geschichte, mit der ich mir wohl nicht allgemeine Theilnahme versprechen kann, die nun aber aus meiner Sinnesweise natürlich hervorgeht. Wollte Gott, ich könnte das Ideal erreichen, das mir vorschwebt. Die inneren Umwandlungen der geistlich-weltlichen Tendenzen der Welt, wie sie von Epoche zu Epoche erschienen, sich bekämpft, besiegt und immer erweitert haben: es ist darin eine Confe-

quenz, Lebensfülle und Erhabenheit der Entwickelung, daß uns jede geringe Wahrnehmung glücklich macht.

Mit meinen Vorlesungen geht es seit 3 oder 4 Semestern fortschreitend immer besser. Ich hege zuweilen die Hoffnung, mit der mir angebornen Gesinnung und Vorstellungsweise, so weit sie auch von der abweicht, welche jetzt so allgemein herrscht, doch am Ende noch durchzudringen. Es würde mich doch sehr glücklich machen.

Vor einigen Wochen habe ich ein etwas schweres Geschäft begonnen. Es lebt hier ein Prinz, der einmal König von Hannover werden wird, und nach der Prinzessin Victoria der nächste Erbe zum großbritannischen Thron ist: Georg von Cumberland. Bei einer so großen Bestimmung ist er blind. Doch hegt man die Hoffnung, ihn noch operiren zu können. Er ist 16 Jahr alt. Vor einiger Zeit nun ersuchte mich der hannöversche Gesandte, ihm historische Vorträge zu halten. Nach langem Bedenken habe ich es doch annehmen zu müssen geglaubt. Wahrlich nicht des Geldes oder der Ehre oder einer Absicht halber. Geld habe ich, soviel ich brauche; Höfe fliehe ich eher, als daß ich sie suchen sollte; und meine einzige Absicht für dies Leben ist, meine wissenschaftliche Idee durchzusetzen. Aber weil er doch einmal König wird, so hielt ich nicht für erlaubt, eine Gelegenheit von mir zu weisen, ihm über die wichtigsten Gegenstände — ich trage die neueste Geschichte vor — nach meinen Kräften gesunde Ideen beizubringen. Es ist nicht sehr anstrengend, nur zwei Stunden die Woche habe ich übernommen; aber es hat wohl etwas Verantwortlichkeit in sich. Der Prinz ist im 17. Jahre und gefällt mir ganz gut.

Ich denke wirklich im Sommer nach Frankreich zu gehen. Schon möchte ich aber fast zweifeln, ob ich daran wohlthue. In Frankfurt am Main habe ich Entdeckungen gemacht, die mich eigentlich nöthigen sollten, mich ein paar Jahr ausschließend der deutschen Geschichte zu widmen.

Unter Entwürfen und Arbeiten vergeht so das Leben! Mein geliebter Bruder, gehe es Dir wohl! Ich umarme Dich, küsse Dich. Wär ich nur den 30. bei Euch, bei Deiner Selma und den lieben Kindern — zuweilen überfällt mich doch der Gedanke: ich wollte, ich hätte auch so ein Kind, wenn auch nur eins! Ich grüße Euch alle tausendmal.

L.

100. An Heinrich Ritter.

[Berlin,] 13. December 1835.

Ja, es ist unverantwortlich, ich will es nicht leugnen, daß ich hier täglich an einem Arbeitstisch sitze, den ich gleichsam von Dir geerbt habe, und Dir doch so selten schreibe, mein theuerster, liebster Freund! Es ist ein Erbfehler, denke ich, des Rankischen Namens. Mein Bruder Ferdinand hat ihn eben, und vielleicht noch in höherem Grade, gegen mich begangen. Ich bin ihm darum doch nicht böse, und auch Du, so gut wie mein Bruder, wirst es mir nicht sein.

Seitdem haben wir nun gar mancherlei, Gutes und Schlimmes, erlebt. Du glaubst mir gewiß, daß ich mit der innigsten Theilnahme von dem Verluste Deines Bruders, der zugleich ein so beträchtlicher für Dich selbst ist, vernommen habe. Darf man bei einem solchen Unfall noch die gute Seite aufsuchen, so liegt sie hier darin, daß Dein Bruder, der all die frühere Zeit gedrückt, kleinlaut, verzagt war, durch den entschiedenen Ausbruch des Unglücks zu einem männlichen, resoluten Wesen zurückgekehrt ist. Eine harte Prüfung bleibt es für Euch alle, am meisten aber doch für ihn. Seine Natur muß in ihrem Fundament wacker und trefflich sein, wenn er sich, sobald alles geordnet sein wird, noch aufrecht erhalten soll. Manche Menschen haben doch recht unverschuldetes Unglück! Er so wiederholt. Ich begreife, daß es Dir schmerzlich ist, auch nur hierher zu denken; nichtsdestominder werden sich Deine Gedanken oft unwillkürlich hierher wenden.

Hier sind nun seitdem Twesten und Gabler eingetreten. Mit Gabler ist nun die Hegelsche Philosophie vollkommen in Besitz gelangt; jedoch an seinem Beispiel sieht man recht, wie diese Besitznahme auch ein inneres Gut ist, nicht von außen gegeben werden kann, sondern auf der Kraft beruhen muß, die man hat. Gabler entspricht den Wünschen und Anforderungen seiner eigenen Glaubensgenossen nicht; seine Verpflanzung scheint ihm selber nicht ganz zuträglich. Auch finde ich es bornirt, eine Lehre, die nur als geistiger Antrieb wirksam sein kann, als System fesseln und in Geltung erhalten zu wollen; wodurch sie doch eben die Eigenschaft verliert, die ihr Werth gab.

Dagegen reüssirt Twesten vollkommen, wie zu erwarten war. Natürlich kann er Schleiermacher nicht ersetzen. Männer dieser Art werden nicht ersetzt; aber er ist wohlgesinnt, geschickt, gelehrt; hält seine Leute fest: er erinnert mich, so oft ich ihn sehe, unmittelbar an Dich; wir sind auch recht gute Freunde.

Stenzel und der junge Fichte waren hier. Stenzel sehr gemäßigt

und recht tractabel; Fichte doch gar nicht ohne Liebe und Nachdenken; aber er hat, scheint mir, das Unglück, seine Meinungen zu gut fertig zu haben, alles am Schnürchen herzuzählen — und ist mit dem Gedanken behaftet, noch der Vollender der Speculation zu werden, was schon in sich einen totalen Widerspruch enthält. Ich will damit den guten Menschen nicht tadeln: Du kennst ihn ja selbst. Seine Freunde sagen mir: er werde es doch noch durchsetzen, nach Bonn zu kommen.

Unendlich freut mich der glückliche Fortgang Deiner Unternehmungen. Ich wünschte wohl, daß ich von dem speculativen Werke etwas Näheres erführe, was Du schreibst.

Im September liefst Du Gefahr, von mir einen Besuch zu bekommen. Ich schwankte wirklich lange; zuletzt war es wieder Wiehe, was den Ausschlag zu einer Reise nach dem Westen hin gab. Ich brachte es diesmal bis Frankfurt a. M. Ich ward da über alles Erwarten gut aufgenommen und saß sogleich in einem Meer von Manuscripten, die mir jenes mit Entwürfen und Hoffnungen vermischte Vergnügen machten, was ich in Italien so oft genoß. Ein wenig Egoismus mag dabei sein, aber nur soviel, als dazu gehört, um sich den allgemeinen Interessen zu widmen, die auch hier die Hauptsache ausmachen. Ich hatte das unerwartete Glück, in Frankfurt mit Schubert aus München zusammenzutreffen; ich ließ mich dadurch bestimmen, mit ihm nach Thurnau zu meinem Bruder Heinrich zu reisen. Prächtige Tage, unaufhörlicher Genuß von Sonne, Luft, Anblick des Landes, und dazu von Güte und Freundschaft.

Auch sonst geht es mir Gottlob! bis daher wohl. An dem zweiten Band der Päpste drucken wir ernstlich; der Inhalt ist noch wichtiger, als der des früheren: ich bin begierig zu vernehmen, ob Du glaubst, daß ich die Sache getroffen habe. Im Winter hoffe ich auch noch sogar mit dem dritten herauszukommen. Mein Collegium geht nach den Umständen sehr gut: der Numerus ist zwar nur etwas über 60, doch hatte ich es ja früher niemals so weit gebracht. Ich bilde mir sogar jetzt zuweilen ein, mit meiner Denkweise noch einmal Einfluß bei der Jugend bekommen zu können: was in Gottes Händen steht. Ostern wünsche ich zu verreisen; komme ich dann für den Winter wieder, so will ich die Sache mit verjüngtem Eifer angreifen.

So arbeiten wir, leider von einander getrennt, sei es in Einem Geiste! Wir arbeiten vielleicht zu viel, zu angestrengt; was bietet uns das Leben aber sonst viel dar? Ich grüße die liebe Hausfrau,

freundliche Wirthin tausendmal! ich habe sie in zärtlichem Andenken; sie wird mir das wohl erlauben.

Adieu! mein liebster Freund.

Dein L. R.

101. An Friederike Ranke, geb. Lehmike.

Berlin, 17. Mai 1836.

Liebe, geliebte Mutter

nun haben wir Dich nur noch allein; nun hast Du den guten Vater nicht mehr zu pflegen; nun hat Gott seinen Odem zu sich genommen[1]). O ich kann ihn mir denken, reinlich und lächelnd, in dem Bette seiner lieben Tochter; eingeschlafen, nicht gestorben; glückselig dahingegangen. Habe Dank, liebe Mutter, daß Du seine männlichen Jahre und sein schwaches Alter so treulich gepflegt hast. Was wäre er gewesen, wenn Du ihm nicht wärest zu Hülfe gekommen, wenn Du ihm wärest in frühen Jahren entrissen worden? Sein Leben war auf Dich gebaut; Ihr habt miteinander ausgehalten in den schweren Jahren des Krieges, der mühseligen Geschäfte und der Kinderzucht! Allmählich haben sich dann die Gewitter verzogen; ein Kind nach dem andern hat den Platz gefunden, den Ihr ihm wünschtet und mehr, als Ihr hofftet. Wie treffliche Geschwister habe ich, wie sind sie Euch zur Freude so gut gediehen! Ich kann vor Thränen des Dankes und des Schmerzes kaum weiter schreiben. Nie verdankten Kinder Eltern mehr, als wir Euch. Ihr gabt uns das gute Beispiel der Ordnung, der Eingezogenheit und des Fleißes; der ewige Gott segnete Euch in uns. Es wurde allmählich still um Euch her, stiller, als Ihr wohl wünschtet; aber Ihr waret zufrieden: ein Brief reichte hin, Euch zu trösten. Alles, was sich gefährlich und unglücklich anließ, ging vorüber; in dem Glücke, dem Fortgange der Entfernten saht Ihr Eure Freude. Treffliche Schwiegersöhne; auch der Jüngste gedieh und gedeiht. Es war wie an einem heitern Abend über Euch: alle Wolken waren verzogen; ein blauer Himmel, mehr als dies, ein Firmament irdischer Zufriedenheit mit so vielen Sonnen des Glückes that sich in Euch auf. Kein rauhes Lüftchen wehte den Vater an; Du nahmst ihn auch davor in acht. Da war auch seine Seele in sich glücklich.

1) Gottlob Israel Ranke starb den 13. Mai 1836 zu Erfurt, wohin er kurz vorher von Wiehe übergesiedelt, im Hause der an Pfarrer Heinrich Schmidt vermählten Tochter Rosalie.

Heiterer und tiefsinniger war sie, gottesfürchtig, mit den irdischen Dingen nur noch leicht verknüpft durch die Freude an seinen Kindern. Da ist er noch zu seiner jüngsten Tochter gezogen, in das Haus, wo ich im vorigen Herbst von ihm Abschied genommen. Ich besinne mich wohl: werden wir uns wiedersehen? sagte er; er saß da, wo er gestorben sein wird, ehe ich ihn wiedergesehen habe. Noch einmal hat er den Frühling genossen, — das Gärtchen am Hause und die Blumen darin; im Gefühle eines kommenden Glückes, von dem er nicht wußte, was es sein sollte, eines neuen Lebens hat er seine Tage vollbracht. So ist sein Schicksal vollendet worden, so ist er entschlafen: so hast Du ihm die Augen auf immer zugedrückt.

O geliebte Mutter, zürne nicht, daß ich nicht komme. Ferdinand wird gewiß kommen, wahrscheinlich Wilhelm; den Ernst schicke ich Dir; es möchte zu viel Gedräng werden. Auch halten mich Pflichten, von denen der Vater nicht wünschen würde, daß ich sie verletzte. Ich komme im August, wo wir alle gesammelter sind, wo Du auch beschlossen hast, was Du thun willst. Bleib Du nur bei uns! Recht lange! Komm, wenn Du willst, zu mir: ich will Dich im Herbst abholen; oder thue, was Dich verlangt. Halte Dich nur gesund.

Und Du, geliebtes Röschen, warst Du dazu bestimmt, Du, die zarteste von uns allen, nach Deiner Schwiegermutter auch unsern Vater zu begraben? Es ist zugleich ein Glück, daß Du noch seine letzten Augenblicke gesehen, sein sanftes Verscheiden, daß Dir sein Zutrauen zu Theil geworden ist, daß er zu Dir kam, zu Dir ziehen wollte. Wie bald ist das Glück geendet, von dem Du in Deinem letzten Briefe sprachst, als gebe es kein größeres für Dich.

Lieber Schmidt, immer mehr werden wir Brüder; wie bin ich Dir dankbar, daß Du noch die letzten Augenblicke des Vaters erleichtert hast: die Wohnung ihm so sorgfältig eingerichtet hast, die er nun freilich mit einer andern vertauscht hat, die ihn aber schon in der Aussicht glücklich machte. Hast Du noch ein Bild von ihm nehmen lassen? Laß es mir — oder gieb mir eine Copie: laß es mir!

Auch Hannchen und Cotta haben ihn noch zuletzt gesehen, seine Hände zum Abschied gedrückt: glücklich preise ich sie in unserm Unglück.

Er ruht nun, er der gute, milde, freundlich besorgte Vater. Nun werde ich ihm keinen Brief mehr schicken können, und sein Beifall wird mich nicht mehr erfreun; nun werde ich seine theure Handschrift nicht mehr sehen, und mich freuen, daß sie bis auf die letzten Tage noch nicht zitterte — glaube mir, so alt ich bin: ich verliere viel an ihm.

Wenn mir etwas Gutes geschah, das war mir auch darum lieb, weil er davon hörte, weil es ihn freute, sowie Euch alle. Nun ist seine Seele zurückgegangen in den Quell der Güte und des Wohlwollens, sein Hauch ist zurückgegeben dem Wehen des göttlichen Odems; — ach, ich kann nicht glauben, daß er darum ganz von uns geschieden: er würde ja nicht leben, wenn er nicht mehr Antheil nehmen dürfte an uns.

O liebe Mutter, Du bist nun alles, was wir haben; tröste Dich an unserer Liebe, die Dir nun doppelt gewidmet werden muß; all sein Antheil an unserer Liebe geht nun auf Dich über.

Ewig Dein L.

102. An Heinrich Ranke.

Berlin, 21. Mai [18]36.

Mein geliebter Heinrich

nun haben wir keinen Vater mehr. Es war mir so viel werth, in meinen Jahren noch eine Heimath zu haben, ein Zuhause; es gab mir einen Ruhepunkt, eine Aussicht. Dir konnte es nicht ganz so sein, da Du selbst ein Haus hast; aber er hielt uns alle mit geheimer Kraft zu einem unsichtbaren Bunde vereinigt; in seinem Herzen waren wir alle beisammen: nun ist er hin. Ernst ist hingereist, um ihn unter der Erde in seinem kühlen Grabe zu grüßen; da werden sie morgen seinen Geburtstag feiern, beinahe wie die Alten den Todestag den Geburtstag nennen. Da wird auch Ferdinand sein; da werden sie ihm die Thränen der Wehmuth und des Dankes widmen, wie denn wir die unsern nicht verwischen können. In diesem Augenblicke fühlt es sich am schmerzlichsten, daß wir so weit von einander sind; warum kann ich Dir, die wir ihn am längsten unter den Brüdern kannten, nicht um die Brust fallen? — Ferdinand wird zu Dir kommen, da siehst Du wenigstens Einen, — wie werdet ihr euch glücklich fühlen und innerlich Brüder! Vielleicht begleitest Du ihn auf dem Rückweg zur Mutter. Mir war es unmöglich, hinzugehn: ich bin mit zu viel angefangenen und zum Theil der Vollendung nahe gebrachten Arbeiten beschäftigt; auch fürchtete ich, all dieses Kommen und die gleich darauf unvermeidliche Trennung würde der Mutter nicht heilsam sein. Ich kann ihn nur mit meiner Erinnerung verehren: es ist das erste mal, däucht mich, daß ich mitten im Thiergarten des Abends in der Einsamkeit habe weinen müssen.

Was hatte unser seliger Vater für edle Eigenschaften. Wie war er so im Grunde seines Herzens redlich und ehrlich; man könnte sich nicht denken, daß eine Unwahrheit aus seinem Munde gekommen wäre: so von einfältigem und ungefärbtem Gemüth! Wie können wir es ihm danken, daß er von allen Dingen abstrahirte, daß er seit seinem vierzigsten Jahr vielleicht keinen Gedanken, keinen Wunsch, keine Absicht gehabt hat, der sich nicht auf seine Kinder bezogen? Und immer ruhiger, freudiger, stiller ward seine Seele. Wir haben es recht beobachten können, wie er sich von den irdischen Gedanken, die zu seiner Zeit freilich ihm nothwendig waren, immer mehr absonderte. Er hatte sich nicht gedacht, daß Gottes Gnade so reich sein würde über uns: alles, was uns geschah, war über sein Erwarten, seine Hoffnung. Um so festeres Vertrauen hat er dann gefaßt: immer gottesfürchtiger, gottvertrauender ist er geworden. War er nicht wie jener Greis der serbischen Lieder, der aus der Kirche kommt, und seine Seele ist, wie ein Duft, wie ein Hauch der Blume? So ist er selig gestorben, in den Armen unsrer Mutter, die so herzlich Leid und Freude mit ihm getheilt, einundvierzig Jahre lang; die sich durch alle die Noth und Sorge früherer Jahre mit ihm durchgewunden. Wie war auch zwischen ihnen Verhältniß und Stimmung von Jahr zu Jahr tiefer, wärmer und unzertrennlicher geworden: in der Möglichkeit der Dinge lag es nicht, daß er hätte leben können ohne sie. Wir haben sie noch: unsre liebe sorgsame Mutter — ich hoffe doch noch, daß sie über diesen Verlust hinwegkommen und eine Zeitlang leben wird —; aber der vornehmste Gegenstand ihrer Sorge fehlt ihr doch: sie wird nicht mehr wissen, woran sie zu denken hat den Tag lang, da sie den alten schwächlichen Vater nicht mehr pflegen kann.

Auch seine liebe Tochter war bei ihm. Er hatte sein Haus noch selbst bestellen und räumen müssen; alles hatte er verlassen, woran in früheren Jahren sein Herz so sehr hing; auch die Bäume, die er gepflanzt: da ist er uns weggenommen, da ist er zurückgekehrt zu der ewigen Gnade, die ihn mit ihrem Segen immer überrascht hat und sich seinen staunenden Augen herrlicher offenbaren wird, als er je geahndet. Wie wird seine Kindesseele selig sein, wenn sie die ewigen Harmonien vernimmt, wenn sie zwischen den Gestirnen wandelt; wenn sie zu erblicken gewürdigt wird, was wir alle glauben und verehren!

Seid von mir herzlich gegrüßt! Ferdinand und Du, und Eure Selma und Fanny und Eure Kinder; seid von Eurem ältesten Bruder herzlich gegrüßt und gesegnet. Unaussprechlich ist es für mich, welch' einen Segen ich gefunden habe an Euch reinen, liebevollen und gott-

seligen Geschöpfen: wie habt Ihr so viele Eigenschaften, von deren innerer Wahrheit und Tiefe ich keine Ahnung gehabt haben würde, wenn sie mir nicht in Euch so nahe getreten! Gott behüte Euch ferner, auch da wir den Vater nicht mehr haben! Schreibt mir einmal!

Ewig Euer Leopold.

Schreib' mir auch noch etwas von Schubert's Reise; die Zeit, wo Du während des Herbstes in Thurnau sein wirst: mich verlangt herzlich nach Dir.

103. An Heinrich Ritter.

Berlin, 16. October 1836.

Der Weg zwischen uns darf doch nicht ganz veröden, lieber Ritter. Grüß Dich Gott, nach so langer Zeit. Ich komme niemals nach Berlin zurück, ohne eine ganz besondere Sehnsucht nach Dir zu empfinden.

Vielleicht hast Du gehört, wie schwere Verluste unsere bis dahin so glückliche Familie getroffen haben. Vater und Mutter sind uns kurz hintereinander gestorben. Du weißt, wie sehr wir sie liebten, wie sehr sie das um uns verdient hatten. Die größte Hälfte ihres Lebens haben sie nichts vorgenommen, ich möchte sagen, nichts gedacht, was sich nicht auf die Erziehung und das Fortkommen ihrer Kinder bezog. Ihr Glück war, daß sie uns zuletzt alle in einem erwünschten Zustand sahen. Jetzt sind sie nun dahingegangen: ohne lange Krankheit, unerwartet, ohne Schmerzen; so kurz hintereinander, obwohl die Mutter um vieles jünger war. Gott habe sie selig miteinander, die Guten! Für uns und besonders für mich ist die Welt durch ihren Tod um ein gutes Theil ärmer und öder geworden.

Den Herbst habe ich größtentheils in Frankfurt a. M. zugebracht. Meine Schwester Röschen, die gerade von Rügen zurückkam, als die Mutter gestorben war, so daß ich die schmerzliche Aufgabe hatte, ihr dies anzuzeigen, begleitete ich nach Erfurt. Dann nahm ich den alten Weg nach Frankfurt. Ich wußte noch nicht, ob ich nicht wirklich nach Paris gehen sollte. Aber ich habe in Frankfurt so viel gefunden, mit so großer Bereitwilligkeit hat man mir die Benutzung des dortigen Archives, das für die Reichssachen von großer Bedeutung ist, erleichtert, daß ich ein Piaculum sozusagen und eine Thorheit begangen haben würde, mich ins Ausland zu begeben. Ich sehe vergnügten und glücklichen Studien auf den Winter entgegen, wenn nicht etwa wieder irgend ein Unfall den guten Muth beengt.

Von Frankfurt bin ich über Cassel nach Quedlinburg gegangen. Mein Bruder Ferdinand hat einen Ruf als Direktor des Gymnasiums in Göttingen erhalten und angenommen. Er ist unendlich begierig und freudig zu den Dingen, die seiner dort warten. Ostern wird er hingehen. Es ist ihm zugleich die Direktion eines pädagogischen Seminars und die Professur der Pädagogik an der Universität versprochen. Man wünscht hier sehr, ihn zu behalten, doch glaube ich nicht, daß etwas geschehen wird.

Auch in Brandenburg war ich einen halben Tag und sah, obwohl nur einen Augenblick, Deine Schwester. Ich habe erst nach und nach und aufs neue dort den ganzen Umfang des Verlustes kennen gelernt, der Euch und namentlich Dich betroffen hat. Wie Ihr dies alles hinnehmt und ertragt, dadurch werdet Ihr mir, erlaub mir den Ausdruck, aufs neue verehrungswürdig.

Du empfängst in kurzem meine neuen Bände über die Päpste, welche glücklich vollendet sind. Dein Bruder hat mir soeben Dein philosophisches Werk geschickt, das ich sogleich studieren werde. Vogt hat die Welt mit guten Nachrichten von Dir erfüllt. Bleib' gesund mit den Deinen, mit Bertha, die ich herzlich grüße, und den Kindern.

Dein L. R.

104. An Georg Waitz.

Berlin, 11. November 1836.

Sie empfangen hier, mein herzlich geliebter Freund, die Aushängebogen Ihres Buches[1]: Sie werden daraus sehen, wie nah es seiner Vollendung ist. Haben Sie zugleich Dank für Ihre liebevollen, inhaltsreichen Briefe.

Wie sehr es mich freut, Sie in Hannover zu wissen, kann ich Ihnen garnicht ausdrücken. Sie sind auf eine Laufbahn gekommen, die einem Bedürfnisse Ihres Geistes vollkommen entspricht: Sie widmen gleich die Kräfte Ihrer Jugend einem wichtigen großen Werk[2]; Sie haben dabei die schönste Gelegenheit, sich auszubilden und hervorzuthun. Ich wünsche Ihnen aus der Fülle meiner Seele Glück dazu. Für unser gemeinschaftliches Werk[3]) ist es auch sehr erwünscht,

1) Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Kg. Heinrich I.

2) Den Monumenta Germaniae, wozu Waitz durch Ranke an Pertz empfohlen worden.

3) Jahrbücher des Deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause.

daß Sie den ganzen Stoff unter die Hände bekommen, den wir bearbeiten. So bleiben Sie auch in der Ferne enger mit uns verbündet, als wenn Sie sehr nahe wären, aber andere Dinge treiben müßten.

Schicken Sie uns nun zunächst Ihre Nachträge so bald als möglich. Es soll gar nicht lang dauern, so sollen Sie auch eine Arbeit von Dr. Wilmans zur Recension bekommen. Herr Hirsch arbeitet jetzt seine Abhandlung über den Güterbesitz des sächsischen Hauses bis zur Thronbesteigung Heinrichs II. um. Eigentlich wäre das wohl eine unentbehrlichere Zugabe zum ersten Bande, als die Abhandlung über das Chronicon Corbejense, die zu ihrer Zeit schon noch immer zurecht kommt.

Noch muß ich Sie um etwas bitten, nämlich um Ihre Einwilligung, den Entwurf Ihrer Vorrede wegzulassen. Nicht deshalb, weil er mir nicht ganz gut gefiele: garnicht; sondern, da ich nun nothwendig auch eine Vorrede[1]) machen muß und darin eben die Dinge vorzubringen habe, von denen Sie sprechen, so machen wir gleich von Anfang den Eindruck der Breite und Langeweile, den wir eben hauptsächlich zu vermeiden haben. Unmöglich kann auch ein jeder eine Vorrede machen, das würde gar zu weitschweifig werden. Auch bitte ich Sie, nicht auf das Motto zu bringen. Da ich nun einmal der Herausgeber bin, so geht das doch nicht gut an.

Was die Relazionen in Kopenhagen anbetrifft, deren Sie gedenken, so nehme ich aus der Anzeige des Inhaltes des Einen Bandes, den Sie mittheilen, ab, daß es dieselben sein werden, die in den meisten Bibliotheken in größerer oder geringerer Anzahl Eingang gefunden. Nachdem ich im venetianischen Archiv gearbeitet, kann ich da schwerlich viel Neues finden. Dagegen möchten die spanischen Sachen leicht recht wichtig sein. Ich werde mich danach umsehen, wenn ich wieder auf Spanien zu reden komme. Es wäre merkwürdig, wenn die Geschichte des Südens aus dem entfernten Norden Erläuterungen bekäme. Jetzt liegen mir diese Sachen etwas fern. Ich lebe und webe in deutschen Reichstagsakten.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich so fort in gutem Andenken.

Ihr

L. Ranke.

1) S. W. LI/LII 477 ff.

105. An Heinrich Ranke.

[Berlin,] 18. December 1836.

Geliebter Heinrich.

Ich sende Dir die Werke des verflossenen Jahres, die Du schon längst hättest kennen sollen, zu Weihnachten. Du wirst es glücklich unter Deinen Kindern feiern. Ich, den Wahl und Schicksal zur Einsamkeit bestimmt haben, werde in Gedanken unter Euch sein. Lies denn einmal des Abends ein paar Passus in den Büchern, z. B. III 431; IV über die Jansenisten, und denke meiner dabei.

Einen großen Gefallen thätest Du mir, wenn Du mir schriebst, was Du von Schubert hörst. Wer hätte geglaubt, daß er, indem er nach Jerusalem geht, einer vielleicht größeren Gefahr in München entgeht! Was hörst Du von dort, von unsern Bekannten, z. B. der Linder? Vielleicht schreibt mir Selma dergleichen Dinge.

Nächsten Herbst denke ich noch ein wenig in Reichsstädten und fürstlichen Residenzen nach Archiven mich umzusehen. Nürnberg, Augsburg, Stuttgart, Karlsruhe fasse ich ins Auge. Da fange ich denn meine Reise in Thurnau an. Sei mir mit der lieben Selma und all den Deinen von Herzen gegrüßt.

Ewig Dein L.

106. An Ernst Ranke.

[Berlin,] 24. December 1836.

Ich sitze hier allein beim Thee, zwischen einer Masse von Büchern, so mit einer mühsamen Arbeit der ersten Zusammensetzung beschäftigt: so bringt mir Wunderlich Deinen Brief. Ja wohl hatte ich heute Deiner zehnmal gedacht und Dich herbeigewünscht. Herzlich gerührt haben mich Deine innigen Zeilen. Habe Dank für Dein reines Andenken. Trefflich sind Deine Vorsätze; so magst Du sie ausführen, mein trauter Bruder! Wie oft ich unsrer seligen Eltern denke, kann ich Dir nicht sagen: ich möchte fast behaupten, noch öfter, als so lange sie lebten. Alle Abend, wenn ich mir die Augen wasche, was mir die Mutter einmal gerathen hat, denke ich ihrer: ihre lieben Bilder umschweben mich in meiner Einsamkeit. Sie werden glücklich sein, jenseit, wenn sie uns andere auf dem einmal eingeschlagenen Wege standhaft beharren und auch Dich glücklich gedeihen sehen. Schon hier hatten sie ihre Freude an Dir.

Ich habe gleich den Hiob vorgenommen und bin Dir dankbar, daß Du mir die herrliche Stelle des 29. Cap. in Erinnerung gebracht hast. Die schönste Schilderung eines verehrten Oberhauptes aus jenen Zeiten, aus denen dies Buch vielleicht das einzige echte Denkmal ist. Man sieht ihn sich erheben, einherschreiten, gescheut von der Jugend, hochgehalten vom Alter, gepriesen von jedem Mund, seinen Rath mit Erwartung empfangen, mit Freude befolgt. Auch die Moral im 31. Capitel, die er sich rühmt beobachtet zu haben, Enthaltsamkeit, Wohlthätigkeit: „ich schloß einen Bund mit meinen Augen —“ orientalisch, historisch. Deine Übersetzung ist recht wohl gerathen, besonders in einzelnen Stellen. Doch beschränkt Dich der Reim nicht selten und nöthigt Dir Wendungen auf, die der Erhabenheit des Originals nicht entsprechen. Sollte es nicht besser sein, Du versuchtest es in Prosa? Mir schwebt die Idee vor, daß man sich Rückert in wörtlicher Genauigkeit nähern und doch dabei verständlich und lesbar bleiben könnte. Hast Du denn das Arabische angefangen? Wenn Du es noch nicht gethan hast, so möchte ich es Dir nicht gerade rathen, weil Du wohl in dem nächsten Vierteljahr Dich mit der positiven Theologie wirst zu beschäftigen haben. Aber später, besonders wenn Du zu Heinrich kommst, mußt Du es treiben. So oft ich in der Historie in diese Weltgegend komme, verstimmt es mich, daß ich ihr nicht tiefer nachgehen kann. Ich hatte eigentlich schon einmal auf den Orient entschieden Verzicht geleistet. Jetzt habe ich den Koran wieder einmal vorgenommen, nach Elmacin und Abulfeda auch Tabari. Nun bin ich weit entfernt, den Koran mit unserer heiligen Schrift vergleichen zu wollen — es wäre eine literarische Blasphemie —, aber diese Schriften enthalten schlechterdings etwas, was mich entzückt und hinreißt. Die Sprüche des Ali: es giebt nichts Erhabeneres. Wie wird es mich freuen, Dir einmal auf diesem Feld zu begegnen!

Genug für heute, mein guter Ernst. Ich werde des Abends auch mich bescheren sehen und muß mich auf den Weg machen. Gehe es Dir wohl: ich wünsche Dir Glück zum nächsten Jahr, das für Dich ja besonders entscheidend ist.

Dein getreuer L.

107. An Georg Waitz.

Berlin, Charfreitag [24. März] 1837.

Herzlichen Dank, mein lieber theurer Freund, für Ihre freundliche Aufnahme meiner Vorrede. Ich bin ganz wie Sie gesinnt.

Bei weitem weniger kümmert mich die Aufnahme, welche wir bei dem Publikum finden werden, obwohl nicht zu zweifeln ist, daß die Tüchtigkeit und Solidität Ihrer Arbeit von jedermann anerkannt werden wird — nur einige Animositäten könnten sich regen (wie mir das denn auch hier und da schon zu Ohren kommt) —, als die Fortsetzung und Vollendung des angefangenen Werkes.

Die letzte Arbeit des Dr. Dönniges war doch bei weitem besser, als die früheren. Ich habe mit ihm gesprochen, aber es liegt in der Natur der Sache, daß er die einmal in ihrem ganzen Umfang gefaßte Aufgabe nicht fahren lassen will. Ich habe ihm gerathen, sich mit Ihnen in Correspondenz zu setzen. Sie können mir und uns allen keinen größeren Gefallen erweisen, als wenn Sie die Arbeiten, die, sowie sie vollendet sind, Ihnen zugesendet werden sollen, einer genauen Prüfung unterwerfen und uns Ihre Meinung unumwunden anzeigen. Auch die Arbeiten von Dönniges sollen Ihnen gesandt werden. Vielleicht wäre es thunlich, daß Sie seiner Arbeit, wenn Sie sie im Ganzen billigen, durch einige ausführliche Excurse unter Ihrem Namen zu Hülfe kämen. Zunächst, denke ich, empfangen Sie etwas von Köpke, der sehr wacker fortgearbeitet hat.

Niemandem kann der neue Band der Monumenta[1]) erwünschter kommen, als mir; da er schon die spätern Jahrhunderte umfassen wird, welche meine gegenwärtige Arbeit unmittelbar berührt. Ich werde in wenig Tagen nach Dresden gehen, um auch in dem dortigen Archiv nachzusuchen.

Daß ich Sie in einer so angemessenen Beschäftigung weiß, ist mir ein fortwährendes Vergnügen. Gott erhalte Sie gesund und frisch, so werden Sie noch gar mancherlei schaffen.

Der Ihre

L. Ranke.

Was den Bergomensis[2]) anbetrifft, so wollen wir einen Entschluß fassen, sobald die Sache uns näher gekommen ist.

108. An Heinrich Ritter.

[Dresden, Anfang April 1837.]

Gewiß erinnerst auch Du Dich noch gern an 1827, unsere kleine Reise, unsern Aufenthalt in Dresden. Von da erhältst Du diesen

1) T. IV (Legum II).

2) Andreae presb. Bergomatis chronicon.

Brief; ich befinde mich wieder einmal hier und werde nun wohl allem Ansehn nach Winterberg und Bastei nicht besteigen, denn wir haben hier gleichsam noch vollen Winter: Schnee und Regen und geheizte Öfen und Stuben voll Dampf und Gesichter, die über alles dies mürrisch sind. Dagegen ist auch vieles besser. Den Manuscriptenkatalog, den mir Ebert damals versagte, was ich ihm noch nicht vergeben kann, händigte mir jetzt ein Bibliotheksdiener ohne alle Nachfrage ein; ich habe die Erlaubniß, in dem Archiv, das damals noch mit tausend Schlüsseln und Riegeln verwahrt war, nachzuforschen. So sind die Stürme der letzten Jahre doch zu etwas gut gewesen, und ich fühle mich im Ganzen befriedigt.

Erinnere mich dann auch Deiner doppelt und dreifach lebendig: in ein paar Morgen- und Abendstunden habe ich mich in Deinem Buche über die Erkenntniß Gottes in der Welt — das einzige, das ich mitgebracht — zu orientiren und heimisch zu werden versucht. Ich habe denn, wie Du ohnehin denken kannst, das meiste mit inniger Erbauung und inniger Beistimmung gelesen; obwohl ich von Einigem nicht deutlich sehe, wie Du es vertheidigen willst. So ist mir Dein Begriff von Ursache und Wirkung, auf den in Deiner Ansicht so vieles ankommt, noch nicht zu voller Deutlichkeit gekommen. Ist nicht dieser ganze Begriff mehr mechanischer Art? Wie Du auch das Beispiel einer Maschine anwendest. Ist nun aber in jeder Wirkung zugleich Ursache, wie ganz richtig, so sehe ich doch nicht, wie Du dadurch zur Freiheit gelangen willst, es wäre denn, Du identificirtest Leben und Freiheit. Denn hinter allem jenem Causalnexus ist doch ein unendliches, allverknüpfendes Agens, das mit ununterbrochener Continuität in allen Dingen Ursache und Wirkung, oder vielmehr umgekehrt Wirkung und Ursache, verknüpft. Dagegen die Freiheit individuell, moralisch, sich selbst bestimmt, aber auch höchst selten und nur in den wichtigsten Momenten sich selbst erzeugt. Es ist ein Glück für Dich, daß Du nicht hier bist; Du würdest nur allzuviel Mißverständnisse zu berichtigen haben.

Bei Deiner Einleitung habe ich noch einen besondren Gedanken gehabt. Sollte es nicht möglich sein, der Geschichte der Philosophie, wie sie jetzt mehr als ein Theil der allgemeinen Historie, Geschichte des Geistes, behandelt wird, auch einmal versuchsweise eine mehr dogmatische Haltung zu geben, eine Geschichte der philosophischen Dogmen zu machen, wie eine der theologischen? Man müßte von Zeit und Ort und, so weit es möglich, von den Ursprüngen selbst absehen; den gereiften Geist in der Betrachtung der wichtigsten Probleme, die gleich-

sam noch immer ungelöst sind, auffassen: wie es ein jeder angriff, in wie weit er bis zu einem Begreifen der absoluten Wahrheit durchdrang. Oder wolltest Du keine absolute Wahrheit — frei von aller Nationalität und aus den verschiedensten Präcedentien zur Allgemeingültigkeit emporstrebend — statuiren? Gewiß nicht. Also muß es Probleme geben, die für jedermann dieselben sind. Es müßte eine besonders merkwürdige Anschauung geben, wenn man alle die Versuche, jedes derselben zu lösen, so recht diplomatisch genau und sie durchdringend vor seinen Augen vorbeigleiten ließe, und zur Fortbildung der philosophischen Wissenschaft sehr viel beitragen. Gut, sehr gut! Halt es nicht für zu gering, mir darauf zu antworten.

So wie ich Dir frei bekenne, daß ein solches Gefühl, wie Du es über mein historisches Buch aussprichst, mich nicht selten beschlichen hat. Jedoch schien mir die Sache, die ich vortrug, so wichtig, umfassend und wahr, daß ich mich davon nicht stören ließ. Denn die erste Aufgabe bleibt mir, der historischen Wahrheit beizukommen: gebe es nun eine sehr glänzende Materie für die Darstellung, oder auch nicht. Ich bin jetzt mit deutscher Geschichte beschäftigt; viel besser wird es mir auch damit nicht gehen: die Einheit ist allenthalben und weder an Personen, noch Örter gefesselt.

Mein Bruder Ferdinand ist entzückt, daß Du nach Göttingen kommst — es komme da gleichsam ein Theil von mir mit: was Du nun wohl nicht zugeben wirst — und erbietet sich Dir zu allen Diensten. Wie Du Dich darüber erklärst, finde ich natürlich und verständig.

Adieu! Geliebter Freund: grüße Deine liebe Bertha tausendmal. Schreib mir einmal wieder und nimm mir meine Saumseligkeiten nicht übel.

Dein L. R.

109. An Heinrich Ranke.

Dresden, 8. April 1837.

Für eine Correspondenz wie die unsre, liebster Heinrich, wo keiner so recht Zeit hat oder sich nimmt, ist es doppelt schlimm, wenn dann einmal nach langer Pause die Briefe unterwegs bei einander vorübergehn. Sei denn gleich das Pactum gemacht, daß Du auf diesen heutigen Brief mir schreibst: ich schreibe Dir nicht eher wieder, als bis ich eine Antwort habe, u. s. w. in infinitum, wenigstens noch recht oft, so lang wir leben.

Habe nun zuerst noch herzlichen Dank für Deinen letzten liebevollen Brief, der mir alle die Stunden innigen Verständnisses und brüderlichen Vertrauens, die wir jemals gehabt haben, vor die Seele gebracht hat. Nach dem Tode der Mutter wollte ich meine Briefe in Ordnung bringen; ich bin damit zwar nicht zu Stande gekommen, doch habe ich gesehen, daß ich an den Deinen einen rechten Schatz besitze, besonders von der Zeit um die Frankfurter Periode her: die doch sehr eigen war und für mich wichtiger und entscheidender geworden ist — wie ja auch für Dich —, als Schule und Universität. Man hätte Tagebuch halten sollen. Indessen brachten mir Deine Briefe gar vieles von jener Zeit ins Gedächtniß; und ewig, hoff ich zu Gott, soll die Liebe zu Dir dauern, die sich damals in mir befestigte.

Du schriebst mir von der Fortsetzung Deines Buches, das nun seitdem in den Arbeiten von Hävernick und Hengstenberg gleichgesinnte Verbündete gefunden hat. Vielleicht ist auch diese Concurrenz der Grund der Zögerungen des Buchhändlers. Ich würde Dir doch nicht rathen, von ihm abzugehen; er ist einmal im Besitz des Publikums, für das Du schreibst, und muß doch schon um Deines Schwiegervaters willen alle persönliche Rücksicht auf Dich nehmen. Wenigstens getraue ich mir nicht, Dir ein besonderes Honorar auszuwirken. Ich gebe jetzt eine Arbeit meiner Zuhörer über die sächsischen Kaiser heraus, die sehr gelehrt, bisher wohlgerathen ist und bei der allgemeinen Theilnahme für die Historie gewiß ihr Publikum finden wird: Duncker giebt weder ihnen noch mir einen Pfennig Honorar; ich muß schon ganz zufrieden sein, daß er es übernommen hat. Sowie ein Buch aus der Studierstube, wo es mit so viel Liebe gepflegt ward, hinaus ist, verfällt es in den rein kaufmännischen Betrieb, wobei wir arme Leute dann immer schlecht weg kommen.

Den ganzen Winter habe ich in Reichstagsakten gesteckt; die ganze Stube ist mit Handschriften angefüllt gewesen. Wie viele Briefe, die seit 300 Jahren niemand mehr angesehen, habe ich zum ersten male wieder auseinandergebogen und gelesen: eben wie sie eingelaufen und entsiegelt worden, hatte man sie mir anvertraut. Ein ganz gewaltiges, dickes Manuscript habe ich nun auch zu Stande gebracht, das aber ebenso formlos und langweilig ist, wie diese Aktenstücke selbst. Du wirst schon ahnden, daß mich dieselben Studien auch hierher gebracht haben. Ohne viel Schwierigkeit ist mir auch hier das Archiv eröffnet worden, und ich suche nun aus all den Bänden, die man mir vorlegt, dasjenige heraus, was mir noch fehlt. Ich denke

im Herbst noch gar manche Bibliothek und vielleicht auch ein oder das andere Archiv vorzunehmen. Soviel ist richtig, daß die Sachen alle von Grund aus eine andere Gestalt bekommen; aber übrigens stehe ich für nichts: mir ist zu Muthe wie der Mutter Natur, als sie den Elephanten machte.

Liebster Heinrich, im Herbste denke ich dann gewiß auch Dich zu sehen. Ernst wird Dir schreiben, wie glücklich er in Bonn ist, wahrscheinlich finde ich den bei Dir. Wilhelm schwatzt immer noch von der Pfarre, die er ihm geben will, sobald er das kanonische Alter hat. — Bis dahin wird er mit dem größten Nutzen bei Dir sein und kann Dir wohl auch nützlich werden. Wilhelm selbst will jetzt in eine andere Carriere eintreten. Ferdinand hat mir noch in den letzten Tagen seines Aufenthalts in Quedlinburg geschrieben. Ich bedaure ihn recht, daß er mit den Kindern eine so beschwerliche Winterreise hat unternehmen müssen; doch denke ich wohl, sie werden alle gesund in Göttingen angekommen sein. So ist denn das ganze Rankische Geschlecht wieder einmal in starker Bewegung.

Ich wollte, Du hättest einen Ruf nach Halle oder sonst in meine Nähe: doch wie Gott will! Leb wohl mit Deiner Selma, die ich herzlich grüße, und mit Deinen lieben Kindern.

Ewig Dein getreuer L.

110. An Ferdinand Heydler.

[Berlin, Mai 1837.]

Geliebter Freund und Bruder,

die liebevolle Theilnahme, die Du mir bei dem Tod Ancillon's bewiesen, hat mich herzlich gerührt. Ja wohl bedarf man eines Gönners: ich verdanke Ancillon sehr viel; doch war er mir mehr als dies: er war immer gütig, wohlmeinend, voll von besondrem, so nicht weiter vorkommendem Geist; seine Gesellschaft war mir angenehm und erfreulich. Jetzt ist er zu jenen gegangen, die da drüben sind und von denen wir nur die Schatten behalten, mit denen wir Phantasie und Träume beleben. Wie viele sind deren schon! Auch Du hast solche Verluste erlitten.

In den Osterferien war ich in Dresden, um das Archiv zu benutzen. Da habe ich denn auch Deine alte Mutter aufgesucht, aber leider nicht recht Zeit noch Anlaß gefunden, mit ihr näher bekannt zu werden. Ich hätte ihr gern eine kleine Freude gemacht; aber ich wußte nichts rechtes aufzufinden, und zuletzt kam es mir wie An-

maßung vor. Die wenigstens hast Du noch! In dem Stück bist Du doch glücklicher.

Auch alte Pförtner Freunde, vor allen den herrlichen, reinen und sanften Magister Philipp, habe ich da wieder aufgesucht und an dem letzten, für den ich vielleicht mehr Sinn habe, als früher jemals, großes Wohlgefallen gefunden. Eines Abends erschien auch Berg in meinem Gasthof zu meinem großen Vergnügen. Ich selbst studierte viel und fand viel; da ging mirs im ganzen vortrefflich wohl.

Ich bin mit einer sehr schweren Arbeit beschäftigt, zu der ich wieder die Materialien aus allen Ecken der Welt zusammenholen muß. Hat man sie dann, so zeigen sie sich nicht ganz verwendbar und wollen sich zu keinem Buch fügen.

Da sende ich Dir wieder ein Opusculum, das Dir vielleicht einiges zu denken und anzumerken geben wird, was Du mir dann nicht verbergen wollest.

Übrigens geht es mir gut. Auch von meinen Geschwistern habe ich die besten Nachrichten. Ferdinand schwelgt in den neuen Göttinger Freundschaften. Heinrich erkundigt sich liebevoll nach Dir und Stange. Er erwartet seinen Schwiegervater im Juni oder Juli. Wilhelm hat eine große Reise vor: Ernst, der ein guter Theolog wird, das Examen. — So geht die Welt denn weiter! Adieu! Gehab Dich wohl mit den Deinen.

Dein L. R.

111. An Georg Waitz.

[Berlin,] 17. Juni 1837.

Aus Ihrem Briefe, lieber Freund, den mir Herr Dr. Schmidt soeben übergab, für den ich Ihnen herzlich danke, ersehe ich zu meiner Verwunderung, daß Sie die Arbeit von Dr. Dönniges noch nicht haben. Die Sache ist folgende. Im April kündigte D. an, er sei mit seiner Arbeit fertig und denke bald nach Italien zu reisen, vorher aber noch einen Ausflug nach seiner Heimath zu machen. Ich kam mit ihm überein, daß er seine Arbeit Ihnen mittheilen solle: ich hoffte, Sie würden die Kritik im Mai absolviren; wenn er dann, obwohl nur auf einige Wochen, zurückkomme, sollte diese Ihre Kritik mit seiner Arbeit zusammengestellt und alles zum Schluß gebracht werden. So reiste D. nach Soldin ab, und ich lebte der Zuversicht, Sie wären schon während des Mais mit der Durchsicht beschäftigt. Anfang Juni kam er allerdings nun wieder hier an;

jedoch erklärte er, er habe die Arbeit Ihnen zu spät (erst vierzehn Tage vorher) zugesendet, als daß Ihre Kritik schon jetzt anlangen könne. Es war mir höchst unangenehm; aber was ließ sich machen? Vorgestern ist D. nach Italien abgereist. Heute schreiben Sie, Sie haben die Arbeit überhaupt noch garnicht. Ich fürchte, wir gerathen damit in die größte Verlegenheit. Auch Dunckers erklären, daß D. ihnen nichts für Sie übergeben habe. Sobald Sie die Arbeit bekommen, haben Sie doch die Güte, es uns wissen zu lassen. Eile ist jetzt nicht mehr so nothwendig; es wäre denn, die Arbeit zeigte sich über Erwarten fehlerhaft. Denn dann wüßte ich garnicht, was zu machen wäre.

Herzlich soll es mich freuen, wenn Sie eine so schöne Reise, wie die projektirte, die gewiß sehr fruchtbar sein wird, unternehmen. Grüßen Sie Pertz! Wann würden Sie das Chronicon Berg. fordern? Adieu!

Ihr L. Ranke.

112. An Georg Waitz.

[Berlin,] 26. Juni 1837.

Es ist mir nur lieb, theurer Freund, daß die Arbeit nun in Ihren Händen ist. Verfahren Sie damit, wie Sie für nöthig halten. Einmal hat Sie die Erklärung des Verfassers dazu ermächtigt, sodann sind wir durch seine Abreise und sein ganzes Verfahren dazu gezwungen. Die Hauptsache ist, daß die Arbeit so gut, fehlerfrei und exakt, wie möglich, ausfalle. Würde sich ein Theil ganz verfehlt zeigen, so haben Sie meine vollkommene Zustimmung, daß Sie denselben von Grund aus ändern. In einer besonderen Vorrede mag dann das Nähere gesagt werden, oder Ihr Name erscheint gleich auf dem Titel.

Köpke's Arbeit sollen Sie sobald wie möglich erhalten. Sehr gern werde auch ich etwas zu Ihrem großen Werk beitragen; ich wünsche nur die nöthige Muße zu finden. Haben Sie doch die Güte, wenn Sie mir wieder schreiben, mir einen Conspectus des Inhalts von diesem neuen Band wenigstens im allgemeinen mitzutheilen, damit ich sehe, wohin Sie unsre Chronik rücken wollen.

Ihr Heinrich I. ist auf Ihren Wunsch Lappenberg angetragen worden. Von der Einladung, die an Sie ergangen ist, die Monumenta zu recensiren, wußte ich schon früher.

Herzlichen Gruß und Handschlag

Ihr L. Ranke.

113. An Heinrich Ranke.

Weimar, 19. September 1837.

Es wird Dir, mein geliebter Heinrich, mit mir gegangen sein, wie vor kurzem mit Ernst: Du wirst nicht gewußt haben, wo Du mich suchen sollst.

Ich bin in der Absicht, in diesen Ferien noch gar viele Archive zu durchsuchen, zuerst hierher nach Weimar gegangen; aber hier bin ich sogleich so fest geworden, daß mir alles zweifelhaft wurde, was ich noch thun könnte. Ich beabsichtige eine deutsche Geschichte in den Zeiten Maximilians I. und Karls V. zu schreiben. Es ist ganz unglaublich, welche Masse unbenutzter Materialien sich für diese Epoche in den deutschen Archiven finden. Nachdem ich schon in Frankfurt a. M., Berlin, Dresden Hunderte von Bänden und Convoluten durchgegangen, finde ich doch hier, namentlich über einige noch dunkle Punkte, nicht nur Nachlese, sondern eine Ernte.

Was ist das für ein sonderbares Geschick! Während alle Welt sich des Herbstes freut und von Ort zu Ort reist — meine Neigung wäre: von Freund zu Freund, von Berg zu Berg — mußt Du Dich zu Deinem Examen anschicken und ich muß mich nothgedrungen, da ich keine andre Zeit habe, in archivalischen Papieren vergraben. Haufen von Akten werden hier täglich in meine Wohnung geschleppt.

Denn das muß ich Weimar lassen, daß es mich sehr gut aufgenommen. Der Hof hat sich mir sehr zuvorkommend bewiesen und mich aufgesucht, ehe ich ihn; auch so die hiesigen Staatsmänner, die mir alle erwünschte Erleichterung gewährt haben; mit andern komme ich nach solchem Vorgang auch leicht zurecht. Wie gesagt: der Archivalstaub ist mir hier in der Nähe des Parks, wo ich mich einquartiert habe, gar nicht so unangenehm.

Nur das Eine quält mich, daß ich noch viele Arbeit vor mir sehe und indeß die Zeit Deiner Abreise nach Ansbach herannaht. Was wirst Du sagen, geliebter Bruder, wenn ich, obwohl unter herben Schmerzen, wirklich den Gedanken über mich kommen lasse, Dich diesmal nicht zu besuchen? Wirst Du mir auch glauben, daß ich schlechterdings nicht anders kann, ja daß ich Deinen und aller verständigen Menschen Tadel auf mich zu ziehen fürchtete, wenn ich eine Arbeit verließe, wo sich mir — ich kann beinahe sagen, wieder zum erstenmal — eine neue Welt aufschließt?

Ich hatte so schöne Hoffnungen: Deine Gespräche und einmal wieder gemeinschaftliche Studien sollten mich in der Tiefe meiner

Seele erfreuen und stärken. Die gute Adeline, die mir in Leipzig ein freundlicher Cicerone war, und ihre Pflegetochter hatten mich lebendig auf Euch vorbereitet. Dort hatten wir schon kleine Einkäufe für Eure Kinder gemacht. Selma! die ich nur zu nennen brauche, um meine Sehnsucht erweckt zu fühlen; und nun auch der liebe treffliche Ernst, nach vollendeten Studien noch reifer und gediegener, wie früher: ein guter Theil von dem, was ich in der Welt liebe, ist dort bei Euch in Thurnau beisammen — aber mein Schicksal ist es nicht, mich meiner Liebe zu freuen, und meine Neigungen habe ich schon manchmal verschlucken müssen. Genug, ich muß hier bleiben: so schiff ich, so bläst der Wind, so muß ich vorwärts.

Am Sonntag besuchte ich Röschen und fand sie vortrefflich. Früher Hannchen und Cotta. Auch Geld habe ich bei mir, doch sagen sie mir von andern Arrangements, die Du mit W. getroffen. Schreibe mir ein Wort darüber. (Adresse: Kämmerier Hahn.)

Adieu! Tausendfältig Dein L.

114. An Heinrich Ranke.

Berlin, am 26. Oktober 1837.

Mein geliebter Heinrich

Eine gute Nachricht bringe ich Dir, einen Antrag, den Du, wie mich däucht, nicht zurückweisen darfst, da er den inneren Bedürfnissen und Tendenzen Deines Wesens so sehr entspricht. In dem inliegenden Briefe des Oberconsistorialraths Ehrenberg, den ich kein Bedenken trage Dir mitzutheilen wie er ist, wirst Du das Nähere finden. Wittenberg, das Du nicht erreichen konntest als Schüler, ruft Dich als Lehrer. Schon vor meiner Abreise hatte ich Dich Ehrenberg, der in dieser Sache zu entscheiden hat, genannt, doch wollte ich nicht zu früh mit Dir davon reden. Ich zweifle nicht, daß auch unser Schubert dazu Ja sagen und Dir seinen Segen geben wird. Für unsern Ernst würde sich wohl auch eine Stelle unter den Seminaristen auswirken lassen, so daß er Dir noch immer würde zur Seite bleiben können. Wie glücklich wär ich, wenn ich Dich so nah hätte! Doch ist es nicht dies Motiv allein, sondern es wird Dir dadurch auch übrigens eine neue Bahn eröffnet. Entscheide Dich selbst, frage vor allem Dich selbst. Mach keine Einwendungen der Bescheidenheit: es wird wohl niemand sein, der Dich kennt und Dich nicht für tüchtig halten sollte.

Gehab Dich wohl und gieb eine günstige gewährende Antwort!

Ewig Dein L.

115. An Heinrich Ritter.

[Berlin,] 25. December 1837.

Lieber, theurer Freund

ich weiß nicht, ob die Aussicht, die Du in dem Briefe an Deinen Bruder eröffnest, mich verblendet; aber sagen kann ich Dir mit Bestimmtheit: 1. daß die hiesigen Hegelianer sämmtlich wenig machen; Trendelenburg ist der einzige, der in Logik (um die man sich übrigens nach wie vor reißt) und Geschichte der Philosophie, besonders wenn er sie in Einem Semester liest, erheblichen Beifall findet. Ich zweifle gar nicht, daß Du den alten Einfluß leicht wieder bekommen und gewaltig steigern würdest. — 2. Ein kleines Moment scheinen mir doch auch die 200 Rthlr. zu sein, die Dir bei der ersten Vakanz zufallen müßten. — 3. Nur meine ich: was Du thust, daß thue so bald als möglich; erwarte nicht die Nothwendigkeit; ein freier Entschluß giebt Dir, dem nicht implicirten, auch ganz andere Chancen. Ich wage kaum hinzuzusetzen, weil es zu unbedeutend ist, aber desto wahrer, daß Du für vorkommende Fälle jetzt auch auf mich zählen könntest. Adieu.

Dein L. R.

116. An Heinrich Ranke.

[Berlin,] 6. Januar 1838.

Mein geliebter Heinrich

Dein Geburtstag ist vorüber gegangen, Weihnachten und Neujahr, ohne daß ich Dir, wie doch sonst immer meine Sitte gewesen, geschrieben hätte; sei mir herzlich gegrüßt; seien Dir alle Güter der Erde und des Himmels, alle guten Gaben reichlich beschieden! Es wird ein wichtiges Jahr sein, Du magst Dich nun entscheiden, wie Du willst. Anfangs habe ich Dir nicht geschrieben, weil ich eine Antwort von Dir erwartete, später, weil ich erst genau sehen mußte, wie die Sache, welche die Deine ist, steht. Das ist nun so.

Das Ministerium beabsichtigt, dem König vorzuschlagen, entweder die Wittenberger Stelle Dir zu übertragen, oder sie so zu verbessern, daß sie Schmieder annehmen könne und in diesem Fall Dich in dessen Stelle in Pforta einzusetzen. Sehr wahrscheinlich ist, daß aus der schon mehrmals in Vorschlag gebrachten Verbesserung der Stelle nichts wird. Dagegen mußt Du Dich in Deinem Herzen entscheiden, ob Du sie unter den schon angegebenen Bedingungen (Ehrenberg giebt selbst

den Ertrag schlechtweg auf 1100 Rthlr. und freie Wohnung an) anzunehmen gedenkst. Du mußt mir hierüber definitiv schreiben, indem man, wie die Sachen stehen, Dir erst einen officiellen Antrag machen kann, wenn die Entscheidung des Königs erfolgt ist, natürlich aber, ehe man an den König geht, auch wissen muß, ob Du wirklich kommen willst. Ein junger Mensch aus Nürnberg hat hier erzählt, Du würdest nicht kommen, er habe das aus Deinem oder Bäumler's Munde. Deine Briefe schienen mir das Gegentheil zu enthalten: ich bin also ferner standhaft bei der Behauptung geblieben, daß Du nicht abgeneigt seiest.

Ich sehe wohl, wie schwer es Dir sein wird, eine Entscheidung zu fassen, doch mußt Du es thun und womöglich niemand davon sagen. Die pfortaische Stelle wäre auch sehr schön: sie hat 1200 Thlr. Gehalt, und Schmieder hat sie mit den Emolumenten von den Kostgängern auf 1600 Rthlr. angegeben. Sie vereinigt Unterricht und Predigtamt auf eine Weise, die Dir ganz besonders zusagen würde; sie ist überdies in unserm allerbesondersten Vaterland, und da einmal Ernst an Deiner Seite zu sehen, das wäre unvergleichlich. In Wittenberg hast Du eine noch großartigere Stellung; obwohl für den Anfang etwas Einschränkung nothwendig sein würde. Gehe also mit Dir zu Rathe und erkläre mir, daß Du den Antrag, wenn er an Dich kommt, nicht zurückweisen wollest. Fasse die Worte so, daß ich sie in ein Billet an Ehrenberg aufnehmen kann. So viel ich die Sache übersehe, steht sie ganz in Deiner Hand: der Minister wird erklären, er wisse keinen andern, der so gut passe wie Du. Sollte Dir Pforta angenehmer sein, so sage es grade heraus.

Und so gehe nur getrost und hoffnungsvoll einem neuen Jahre entgegen. Politisch und kirchlich beginnt eine wichtige Epoche. Es werden Dinge kommen, an die man jetzt nicht denkt. Ein jeder muß sich rüsten.

Du schriebst mir nichts von Deiner Gesundheit. Übernimm Dich ja nicht; Du hast Familie und es wird schon die Zeit kommen, wo Du mehr Muße hast. Seid alle von Herzen gegrüßt.

Dein L.

117. An Georg Waitz.

[Berlin, 31. März 1838.]

Herzlichen Dank, mein theurer Freund, für die inhaltsreichen Briefe und Zusendungen, die ich von Ihnen erhalten. Auch Ihre

gelehrten Recensionen, sowohl die gedruckten, als die handschriftlichen, für die ich Ihnen besonders verbunden bin, haben Ihr Andenken unter uns immer von neuem angefrischt und Ihnen viel guten Namen gemacht. Wahrhaftig, Sie sind auf dem Weg der Dufresne, Baluze, Mabillon. Ihr wackeres Vorschreiten erweckt meine innigste Theilnahme und Freude.

Unsere Arbeiten gehen auch allmählich wieder an. Köpke's Otto wird gedruckt, und Sie werden uns einen Gefallen thun, wenn Sie uns baldigst schicken, was Sie noch davon dort haben. Von Wilmans wird eine recht fleißige und gelehrte Recension über Hock's Gerbert erscheinen. Sybel hat zu seiner Promotion eine Abhandlung über Jornandes verfaßt, die schon im Umlauf ist, und vieles Merkwürdige enthält. Dönniges hat leider nicht vermieden, daß von seinem Fund[1]) in allen Zeitungen die Posaune erschollen ist; wir wollen hoffen, daß er die Sache mit der gehörigen Gründlichkeit ausführt.

Ich komme indessen in meiner deutschen Geschichte auch allmählich vorwärts. Die Periode der Bildung der spätern Reichsverfassung und der Reformation, die ich zunächst behandle, wird wenigstens viel Neues ans Licht bringen. Leider fehlt es, namentlich für das 14. Jahrhundert, an aller tüchtigen Vorarbeit. Aschbach, übrigens fleißig und achtungswürdig, geht in dem Sigismund doch auch zu sehr die gewöhnliche Straße der mancherlei Tagesereignisse.

Für die Zeitschrift fehlt es doch wohl eigentlich an hinreichenden Kräften und auch an dem nothwendigen Publikum. Besser ists, Herr Schmidt macht erst seine Arbeit fertig; vielleicht läßt sich daran eine allgemeine Unternehmung knüpfen.

Haben Sie Niebuhr's Briefe gelesen? Wie wird Einem so wohl in dem Umgang mit einer wissenschaftlich so großartigen, sittlich so reinen und nobeln Natur! Am meisten aber da, wo er nichts als Gelehrter ist. Grüßen Sie Pertz und bleiben Sie mir gewogen.

Ihr Ranke.

118. An Heinrich Ranke.

Berlin, 10. April 1838.

Ich war eben im Begriff, Dir zu schreiben, als ich Deinen Brief empfing. Nicht als hätte ich Dir eine bestimmte Entscheidung mitzutheilen; sondern nur, um Dich nach so langer Unterbrechung wieder

1) Der acta Henrici VII. imperatoris zu Turin.

einmal in Kenntniß zu setzen, wie Deine Sache steht. Da ist es nun ein besondres Zusammentreffen, wie Du denkst, und wie es wirklich geht. Nach einigen Weiterungen des Geschäftsganges nämlich ist der Bericht des Ministers ganz so, wie ich Dir schrieb, daß es geschehen sollte, an das königliche Cabinet abgegangen. Da hat, wie zu erwarten war, der Antrag auf eine Zulage für Schmieder vielen Anstoß gegeben, und die Akten sind eingefordert worden. In diesem Augenblick aber ist ein unglückliches Diakonat in Wittenberg erledigt worden; das Ministerium hat jetzt den Vorschlag gemacht, diese Stelle mit der am Seminar zu vereinigen, so daß dann nur noch eine geringe Zulage nöthig wäre, um Schmieder's Wünsche zu befriedigen. Die Resolution ist noch nicht erfolgt, aber sie wird hier täglich erwartet.

Und so ist es wirklich wahr, daß unsre Aussicht für Wittenberg sich verdunkelt. Desto lebendiger erhebt sich die pförtnische. Ich habe zwar immer erklärt, daß Dir Wittenberg viel lieber sei, als Pforta; doch habe ich mich wohl gehütet, den ganzen Inhalt Deines Briefes ahnen zu lassen. Ich schreibe Dir in kurzem über die definitive Entscheidung des Cabinets; dann erst kann von Pforta die Rede sein; dann erst brauche ich eine Erklärung von Dir. Ich bekenne den Wunsch, Dich an dieser Stelle zu wissen, dort am Wege in unserm besonderen schönen Vaterlande. Und wie würden die Birnen aus dem Berge Deiner Jugend schmecken! ich meine, aus unserm Berg zu Wiehe. Jedoch Dir zuzureden bin ich weit entfernt; ich habe aber an mir selbst bei verschiedenen Anträgen erprobt, worauf man zu hören hat.

Du weißt wahrscheinlich, daß man mir eine Stelle in Göttingen anbot; allein weil dies eigentlich bloß auf zufälligen persönlichen Verhältnissen beruhte, so war dabei nur wenig zu überlegen. Ich war im ersten Augenblick entschlossen, abzulehnen. Mehr zu schaffen machte mir ein andrer Antrag von hier. Der König selbst wünscht eine Verbesserung der Staatszeitung; sie sollte eine unparteiische, wissenschaftliche Sammlung für die Zeitgeschichte werden und zugleich ein Organ der Aufklärung und Versöhnung für die streitigen Angelegenheiten so zarter Natur, die jetzt die Welt bewegen; ich war es, dem man zu dem Ende „die höhere Leitung" der Redaktion dieses Blattes antrug. Wirklich habe ich einen Augenblick geschwankt. Die Aussicht auf eine Wirksamkeit, welche historisch wichtig werden konnte, wenn sie gelang, zog mich einen Augenblick an. Du wirst aber begreifen und billigen, daß ich doch zuletzt auch diesen Antrag ablehnte. Gründe waren für und wider; was mich entschied, war eine ganz unbedingt

gebietende innere Stimme, welche Nein sagte. Dieser folgte ich: und trat zurück. Ich muß nun freilich einigen Tadel über mich ergehen lassen; doch bereue ich keinen Augenblick; ich bin überzeugt, daß ich recht gethan habe. Ich wünsche nur, daß ich in allen wichtigen Angelegenheiten meines künftigen Lebens einen ähnlichen Warner in mir vernehme.

Alles andre, was Du mir schreibst, ist mir höchst erwünscht. Deine Wirksamkeit in Thurnau, Deine Fortschritte im gelehrten Buch, der Succeß Deiner Predigten: den habe ich Dir vorausgesagt; der wird Dich auch heute oder ein ander mal von Th. wegführen. Ach! wie schön wäre es, wenn ich nach München kommen könnte! Ich bin aber zu sehr gebunden, zu tief in meinem Buch, als daß ich es mir selber vergönnen dürfte. Aber meine schönsten Wünsche begleiten Dich; zunächst der, daß ich einmal Deine silberne Hochzeit mit Dir feiern kann.

Was Lebensweise und Lebensglück anbelangt, da muß ich Dir zugestehn, daß Du doch den bessern Theil erwählt hast. Ich wüßte garnicht, wie ich leben könnte, wenn ich nicht unaufhörlich in den Studien vergraben wäre. Zugleich eine Anstrengung und eine Schwelgerei. Ich bitte nur Gott, daß mir meine jetzige Arbeit gelingt; ich halte sie für die wichtigste, die man jetzt unternehmen könnte; die Schwierigkeiten sind aber beinah unübersteiglich.

Wie geht es Ernst? was treibt er und warum schreibt er mir gar nicht ein einziges Wort? Seid mir alle gesegnet!

Dein L.

119. An .....?

[Berlin, 1838.]

Wie sehr habe ich es zu bedauern, hochzuverehrender Herr, daß Ihnen ein Mann wie Herr Alexandre de St.-Chéron, oder vielmehr eine Faktion, die sich desselben bedienen wird, in der Übersetzung meines Buches zuvorgekommen ist [1]). Die sonderbaren Irrthümer, mit denen er sich in der Vorrede breit macht, irren mich wenig; von mir mag man eben sagen, was man will, zumal über ein Buch, das jedermann vorliegt, wo sich ein Jeder eines Besseren belehren kann. Aber daß man mich selber Dinge sagen läßt, an die meine Seele nicht ge-

1) Ranke's Päpste erschienen ins Französische übersetzt von Haiber, eingeleitet von Saint-Chéron in 4 Bänden, Paris 1838.

dacht hat, das ist unerträglich. Ich sehe beim ersten Blick, daß diese angebliche Übersetzung mein Buch durchaus verfälscht. Einiges ist mißverstanden, z. B. die Stelle über das Buch „Deutsche Theologie", I p. 115 der Übersetzung, I p. 77 des Textes; woraus man sieht, daß der Autor der Übersetzung wenig Deutsch verstand (ebenso p. 209 der Übersetzung, wo ich nur irgend aufschlage); anderes ist complet verfälscht, z. B. die Vergleichung zwischen Luther und Ignatius, I p. 249 der Übersetzung, wo man mich sogar sagen läßt, Luther habe die Bibel nicht verstanden. Am schlimmsten geht es mir in dem vierten Bande (p. 371), wo ich bemerke, daß die Königin Christina keinen Tadel am protestantischen Dogma gefunden, was der Übersetzer wegläßt; wie er denn auch den ganzen Schluß durchaus alterirt und meine Gedanken verpfuscht.

Jetzt halte ich eine neue Übersetzung beinah für nothwendig. Sollten Sie mir dazu behülflich sein können, so wäre mir dies ein sehr wesentlicher Dienst. Ich ersuche Sie, mir einen Vorschlag zu machen und zu dem Ende Rücksprache mit einer dortigen Buchhandlung zu nehmen. Wir beginnen soeben den Druck einer zweiten Ausgabe, die, wiewohl nicht sehr zahlreiche, aber doch immer einige Veränderungen und Zusätze haben wird; nach dieser müßte dann Ihre Übersetzung abgeändert werden. Zuvor aber wäre es auch wohl nothwendig, das französische Publikum auf den Betrug, den man spielt, aufmerksam zu machen. Schon die oben angedeuteten Stellen müßten zu einem eben so belustigenden, als das Verhältniß klar darstellenden Artikel Stoff geben. Sollten Sie nicht, da Sie diese Sache einmal halb und halb zu der Ihrigen gemacht haben, geneigt sein, in irgend einem, aber freilich einem der gelesensten Journale, z. B. den Débats, einen solchen Artikel einrücken zu lassen? Es ist doch empörend, daß man eine Arbeit der Unparteilichkeit zu einem Werke der Faktion mißbrauche. Wenn die Sache einmal im Gang ist, so bin ich bereit, sofern es noch nothwendig, die Histoire de la Papauté vollkommen zu desavouiren. Wäre ich der französischen Sprache Meister, so würde ich selbst und unverzüglich Hand anlegen. Fürs erste sei die Sache Ihnen bestens empfohlen.

120. An Ernst Ranke.

[Berlin,] 30. November 1838.

Mein geliebter Ernst,

schöner feierte ich nie Heinrichs Geburtstag, als heute. Einen solchen Brief von Dir zu empfangen, Dir mit Ja antworten zu

können, wie ich in der Tiefe der Seele unbedacht es aussprach, macht mich glücklich, selig. Ich wünsche Dir Glück: in unseres entschlafenen Vaters Namen gebe ich Dir meinen Segen. Du veränderst wohl die angestammte Landesart; aber Du gehst nicht aus „von Deiner Freundschaft“: diese Fremde ist durch die Nähe Heinrichs schon Deine eigenste Heimath. Ich sehe mit Freuden, wie Dein Lebensgang sich so ruhig, so naturgemäß entwickelt: Du warst ein Kind voll Hingebung und Hoffnung, junger Mensch von Eifer und wissenschaftlichem Bestreben, in Deinen theologischen Studien begierig suchend; allenthalben hat Dich Liebe empfangen, umgeben und gepflegt. Jetzt bist Du nun ruhiger und fest geworden; bei dem Eintritt in die Mannesjahre findest Du das erwünschte Amt, dem Du Dein Leben widmen willst: die Hand des Bruders führt Dich selbst dahin. So gehe es Dir nun ferner! Die Ordnung, die die gnädige, ihr Geschöpf liebende Gottheit den Dingen setzt, werde wahr an Dir! Das Wohlwollen der Menschen begleite Dich alle Tage Deines Lebens! Deine Seele sei fest und stark und kindlich offen für den Hauch des Geistes, der von Anbeginn her durch die Weltgeschichte zieht und unsere Häupter umweht. Gott mit Dir, mein Bruder.

Dein Leopold.

121. An Georg Waitz.

[Berlin, 9. December 1838.]

Mein theurer Freund.

Ich war sehr erfreut, bei meiner Rückkunft von einer kleinen Ferienreise nach Schlesien Ihren lieben Brief vorzufinden: die Begrüßung eines lieben Freundes hat etwas Heimathliches, wenn er auch fern ist. Seitdem haben Sie einen Theil der Arbeit an Dönniges zurückgeschickt, und es ist mir im ganzen lieb, daß Ihre Veränderungen nicht zu zahlreich, noch zu augenscheinlich sind; Ihre Durchsicht bewirkt, daß ich sie nun mit doppeltem Vertrauen dem Buchhändler übergebe. Dann sind wir doch mit Einem Bande fertig.

Sehr begierig bin ich auf Ihre Excurse über das Verhältniß Ottos I. zu den Bischöfen. Ich hätte nur gewünscht, dies wichtige Moment der ganzen deutschen Geschichte schon von Ihnen erörtert gesehen zu haben, ehe ich die Einleitung zu meinem neuen Buch geschrieben, welche von den karolingischen Zeiten anhebt und eine Ansicht mittheilt, die Ihnen zum Theil von sonst her bekannt ist, zum

Theil aber auch nicht. Der vierte Band der Monumenta ist mir dabei sehr zu statten gekommen.

In Schlesien sah ich auch Stenzel; ich will ihm die Wichtigkeit seiner Theilnahme an den Monum. nochmals ans Herz legen, doch kann ich für den Erfolg nicht einstehn.

Was mich selbst anbelangt, so gebe ich die Bearbeitung des Bergomensis noch nicht auf. Ich habe deshalb in den historischen Übungen Paulus Diaconus vorgenommen, und finde, daß Berg. von vorn herein bloß aus Einschaltungen in den P. D. besteht, den er zugleich abschrieb. Da fragt sich nun, in wie fern da der Text des P. D. wiederaufzunehmen ist, oder nicht. Bei Berg. sind doch einige neue Abweichungen. Was sind hierüber Ihre Grundsätze überhaupt, und wie stellt sich die Ausführbarkeit derselben praktisch heraus? Sollten die Stellen aufgenommen werden, so müßten sie doch wenigstens mit der neuen Recension harmoniren.

Über P. Diac. selbst bin ich dabei auf mancherlei merkwürdige Wahrnehmungen gekommen. Halten Sie nicht auch die Fassung des Bamberger Codex für die ursprüngliche? Unglücklicher Weise hat es dem neuesten Bearbeiter Spruner an gehöriger historischer Vorbildung gefehlt; erschrecklich ist die Wiederholung des alten Gefabels von dem Leben des Autors selbst; allenthalben sind Spuren von Flüchtigkeit. Aber die Abweichungen sind doch höchst merkwürdig. Wenn Ihre Recension erschienen ist, will ich mich an noch eine genauere Untersuchung des historischen Gehaltes von P. D. machen. In den ersten drei Büchern ist er höchst gering. Kritischer betrachtet, gewinnt die ganze longobardische Geschichte ein anderes Ansehen.

Jedoch hiervon ein ander mal! Heute wollte ich Ihnen noch von einem Gedanken sprechen, der mich zu beschäftigen anfängt, und über den ich Ihre Meinung zu hören wünschte.

Für die ganze Geschichte des Mittelalters historisch, und für den gegenwärtigen Augenblick politisch, wäre nichts wichtiger, als eine kritische Durchforschung der Geschichte des alten Papstthums. Es giebt hier noch eine Menge absichtlich mit Fabeln verhüllter Regionen, welche aufzuklären ein Verdienst für die Menschheit sein würde. Eine solche Arbeit müßte allerdings mit größerer Umfassung unternommen werden, als z. B. unsere sächsischen Kaiser, schon weil sie in einem viel größeren Kreise spielt; allein sie müßte sich doch auch hüten, das ganze Gebiet der politischen und kirchlichen Historie umspannen zu wollen, weil sie dann unausführbar wird, sich so viel möglich

immer an Rom halten und besonders in dem Mittelpunkt Moment für Moment kritisch erörtern.

Ich sollte denken, daß eine solche Arbeit auch von Mehreren und zwar grade von uns unternommen werden könnte. Die Perioden müßten ziemlich umfassend abgegrenzt, die Arbeit überhaupt in größerem Stile gemacht werden, wie denn auch die Kräfte um vieles gereifter sind. Vorläufig dächte ich zu sondern: 1. bis zur Theilung des Reiches; 2. bis zur Ankunft der Longobarden; 3. bis zur fränkischen Königskrönung (Angelsachsen); 4. bis zur Auflösung des karolingischen Reiches; 5. bis zu Gregor VII. Hier, glaube ich, müßten wir fürs erste stehen bleiben, und an die späteren Zeiten des päpstlichen Weltreiches erst dann gehen, wenn wir die früheren absolvirt hätten. Ich dachte für die erste Periode an Schmidt; 2. Sie (es ist das die Zeit der eigentlichen Gründung der geistlich-weltlichen Gewalt, überhaupt der lateinischen Kirche); 3. Köpke, der einzige, dem ich ein Wort davon gesagt habe; 4. und 5. wer von den andern zu gewinnen ist. Wäre Giesebrecht nicht zu beschäftigt, so würde er für 4 sehr gut passen. Sie sehen, die Sache ist noch nicht ganz gereift; ich wünschte darüber Ihre Gedanken und Absichten zu hören. Ich meinerseits würde ebenfalls eine bestimmte Theilnahme zusagen.

Adieu! mein theurer Freund: erfreuen Sie mich bald mit ein paar Zeilen. Grüßen Sie Pertz und Kohlrausch.

Ihr L. Ranke.

122. An Georg Waitz.

Berlin, 27. Januar 1839.

Mein theurer Freund

ich bin höchlich erfreut, daß Sie auf den Plan, den ich Ihnen vor kurzem mittheilte, eingegangen sind und mir Ihre Theilnahme versprechen. Was Sie in Bezug auf die Wahl einer Ihnen angemessenen Periode sagen, verstehe und billige ich vollkommen. Nach weiterer Rücksprache ist nun folgende Anordnung getroffen. Den ersten Theil bis 461 übernimmt Wilmanns. Er hat allen Eifer dafür, hat sich diesen Abschnitt selber gewünscht und wird die kirchenhistorischen Studien mit Liebe ergreifen. Den zweiten bis zum Anfang des 8. Jahrhunderts übernimmt Köpke. Er hat nur noch eine Arbeit über Liutprand zu beseitigen, dann wird er anfangen: er ist ganz der Mann dafür. Den dritten bis 962 hat sich Hirsch ausgebeten: er ist voll

Feuer. Dann folgt Ihre Periode. Ich will es ganz von Ihnen selbst abhängen lassen, wie weit sie ausgedehnt werden soll. Bis zum Concordat scheint am natürlichsten: jedoch der Abschnitt, den dies macht, ist nicht sehr merklich. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie noch weiter gehen wollen, allenfalls bis 1197; die Sache würde dabei nur gewinnen, doch will ich Sie nicht überhäufen. Das dreizehnte Jahrhundert übernähme dann Giesebrecht; er wünscht eine Epoche, wo er darstellen kann, was ihm reichlich zutheil wird. Auch Dönniges ist sehr geneigt, Antheil zu nehmen. Ihm würden die Avignonschen Päpste und die Concilien zufallen.

So würden wir noch weiter kommen, als ich anfangs dachte, und das ganze Gebiet auf einmal umfassen. Ich denke den lebendigsten Antheil zu nehmen; wenn wir die Sache durchführen, will ich die Stunden ewig segnen, in welchen unsere kleine Gesellschaft sich bildete. Wir werden dann den Gesichtspunkt der Kritik und der Objectivität festhalten: der päpstlichen Gewalt nichts nachtragen, aber auch nichts schenken. Die große Entwickelung soll in allen ihren Einzelheiten und ihrer Totalität vor uns entstehen. (Sie werden namentlich der Entstehung der scholastischen Philosophie, wenn Sie sich einigermaßen über das zwölfte Jahrhundert ausbreiten, eine gewisse Aufmerksamkeit zuwenden.)

Über Paulus Diaconus machen mich Ihre Ankündigungen höchst begierig. Daß der Bamberger Codex interpolirt sei, kann ich deshalb nicht glauben, weil ihm viele Stellen des gewöhnlichen Textes fehlen. Gleich in dem ersten Kapitel ist die Fassung desselben von großer Merkwürdigkeit. Ich halte dafür, daß P. D. sein Werk noch einmal überarbeitet hat, und daß der B. C. der ersten Recension angehört — salvis melioribus!

Gott erhalte Sie gesund und muthig zu Ihren schönen Arbeiten!

Ihr

Ranke.

N. S.

Das MS. von Dönniges ist ausgesetzt; Sie sind bestens gebeten, das Übrige bald zu schicken. — Ist die fleißige Anzeige Ihrer Preisschrift von Dahlmann? Wer ist der Verfasser der zweiten? — Herrlich ist es, daß die Sache so ins Klare kommt.

Unser Plan bleibt fürs erste unter uns — auch für Honorar wird diesmal gesorgt werden.

123. An Ernst Ranke.

[Berlin,] 21. August 1839.

Ich muß auch ein Wort an Dich hinzufügen, mein theurer Ernst, Dir danken für Deinen letzten Brief, Dir Glück wünschen, daß Du das garstige Examen überstanden hast. Auch ich bin einmal examinirt worden und weiß, welch' ein mißlicher Zustand das ist. Ich erinnere mich des Chalifen Omar, der, als er von Jerusalem zurückreiste, in der Wüste die Stelle fand, wo er seines strengen Vaters Kameele geführt hatte. Gelobt sei, Gott! rief er aus, jetzt ist niemand zwischen mir und Dir! So denk' auch ich in Bezug auf diese Repräsentanten des Staates, der Kirche und der Wissenschaft. So wirst Du nun bald denken. Gott gebe Dir weiter sein Gedeihen! Übers Jahr komme ich wohl zu Dir.

Dein L.

Zum Andenken habe ich Dir ein Exemplar meines neuen Buches[1]) bestimmt, das in den Zeiten gemacht ist, als Du Dich zum Examen vorbereitetest. Zu Deiner Einrichtung sollst Du auch Geld von mir bekommen.

124. An Heinrich Ranke.

Berlin, 24. November 1839.

Lieber, theurer Bruder.

nach alter Gewohnheit (wie alt ist sie nun schon!) komme ich, Dir zu Deinem Geburtstag Glück zu wünschen. Du bist im Ganzen doch auch immer glücklich gewesen. Laß uns Gott dafür loben! So mag es auch in Zukunft sein! Man sprach mir hier von einer Aussicht, die Du nach Erlangen hättest. Wir können über alle Dinge ruhig sein: wenn es geschieht, wird es zu Deinem Besten gereichen.

Ich bin sehr verdrießlich, daß mein Buch nicht an Dich gelangt ist, und schicke Dir hier ein andres Exemplar. Frage doch bei Heyder nach. Das Erlanger Exemplar fällt dann an Ernst, dem sonst gegenwärtiges bestimmt war.

Du wirst vielleicht Nachricht aus Bonn von mir haben und wohl auch wissen, daß ich nicht allein in den Rheinlanden, sondern in Brüssel und in Paris gewesen bin. Ich will nicht anfangen, von der

1 Deutsche Geschichte Bd. I.

Reise zu erzählen: so viel wäre davon zu sagen. Paris hatte ich zu lange versäumt; man muß wohl von Zeit zu Zeit wieder einmal dahin gehen.

Mich beschäftigt die Fortsetzung meines Buches, das über alles Erwarten aufgenommen worden ist. Die Fortsetzung macht mir viel Gedanken, und ich bin noch keineswegs über den Berg. Die Streitigkeiten zwischen den beiden evangelischen Confessionen beengen mir das Herz.

Alles andre geht den gewohnten Gang. Du weißt, mein ganzer Ehrgeiz geht dahin, die Stelle auszufüllen, wohin mich Gott gestellt hat. Das will aber nicht wenig sagen. Ich sehe immer noch bessere Zukunft vor mir.

Sei mir gegrüßt. Ich gebe Dir in Gedanken meinen Bruderkuß. So unserm Ernst und Deiner Selma. Lebt alle wohl: seid glücklich.

Dein L.

125. An Heinrich Ranke.

Berlin, 6. April 1840.

Mein geliebter Heinrich

Es war mir doch sehr lieb, daß ich die Nachricht von Deiner Ernennung für Erlangen schon durch Deinen lieben Brief empfangen, ehe ich sie in der Zeitung las. Was für herrliche erwünschte Nachrichten habe ich überhaupt die letzte Zeit von Dir erhalten!

Jetzt sind wir mit Einem Male Collegen, was uns in Frankfurt a. O. nicht gelingen wollte. Du besteigst das theologische Katheder, was schon unser Großvater beabsichtigte, aber nicht erreichte; in Dir, dem Enkel, den er noch kurz vor seinem Tode gesegnet, realisiren sich seine frommen Entwürfe. Empfange nun meinen innigen Glückwunsch!

Ich sehe wohl, Du wirst es nicht leicht haben. Du mußt Dich erst auf dem Katheder einarbeiten; Du wirst auch noch mehr, als bisher, in die theologischen Streitfragen verwickelt. Du mußt Partei ergreifen, in jeder Rücksicht Deinen Mann stehen; — allein das wird Dir alles leicht werden. Deine Orthodoxie macht mir nicht bange, da sie mit so viel Seele und Gemüth verknüpft ist: eher hoffe ich, daß Du starrere Meinungen zu mildern berufen bist, Du, wie Dein Schwiegervater. Die Jugend, die für Gelehrsamkeit und echte Lehre so empfänglich und eines Vorbildes bedürftig ist, wird sich Dir anschließen, wie

es die beiden Gemeinden gethan haben, die Du doch so verwahrlost fandest. Das Eine thäte mir leid, wenn Du da auf immer von der Pflicht und auch von dem Recht der Seelsorge ausgeschlossen sein solltest. Aber ich zweifele nicht, daß sich das bald wieder finden wird. Ich erinnere mich, welch' einen Eindruck es auf mich machte, als wir Schleiermacher begruben, und die ganze lange Straße hinab an allen Fenstern, an allen Thüren geweint ward. Alle die, welche er vorbereitet und eingesegnet hatte, alle die bei ihm gehört, und die besonders, die des Sonntags gegangen waren, um ihr inneres Leben an seinen Worten zu erbauen und zu erfrischen. So möge es Dir einst gehen! Spät, wenn ich lange dahin bin. Bis dahin eröffnet sich Dir aber erst noch eine schöne und große Laufbahn.

An dem Artikel der Allg. Zeitung hat mich gefreut, daß wir beide darin öffentlich [mit einander genannt werden. Sonst ist er zu splendid für mich.

Auch Du nimmst einen so schönen Antheil an meiner Reformationsgeschichte. Ich denke, es ist Dir zuweilen, als hättest Du daran mitgeholfen, und Du sagst in Deiner Seele Ja dazu. Den zweiten Band wirst Du jetzt nicht lesen können. Den wirst Du als Professor der Dogmatik lesen. Indessen komme ich wohl mit dem dritten zu Stande. Ich bin den Winter über gesund und fleißig gewesen, Gott sei Dank; er helfe nun weiter; denn ein schweres Stück Arbeit habe ich noch vor mir.

Also leb wohl: schreib mir noch einmal von Thurnau.

Ewig Dein L.

126. An Heinrich von Sybel.

Berlin, 25. April 1840.

Vor allem, mein theurer Freund, bitte ich Sie, mir ja nicht böse zu werden, daß ich meine Antwort auf Ihre Zusendungen und freundlichen Briefe, die Sie, wie es scheint, mit Verlangen erwarten, doch so lange verzögert habe. Aber Sie wissen, wie mich Leben und Studien, Vorlesungen und Schriften in Anspruch nehmen, und an einem oberflächlichen Urtheil kann Ihnen ohnehin nichts gelegen sein. Es hat daher natürlich einige Zeit dauern müssen.

Nachdem ich nun aber Ihre Arbeit[1]) gelesen und namentlich den kritischen Theil geprüft habe, kann ich nicht anders, als Ihnen zu den

1) Geschichte des ersten Kreuzzugs.

Fortschritten, die Sie gemacht, zu der zugleich ernsten und geistigen Richtung, die Sie eingeschlagen haben, von Herzen Glück wünschen. Ich sehe mit Freude, wie der Same, der hier ausgestreut sein mag, auf so guten und fruchtbaren Boden gefallen ist und reiche Früchte zu tragen verspricht. Ich bin jetzt vollkommen überzeugt, daß Sie bei fortgesetztem Fleiß und in Lebensverhältnissen, wo Sie nicht zerstreut werden, etwas durchaus Tüchtiges und Bemerkenswerthes hervorbringen werden.

Was nun Ihre Arbeit näher anlangt, namentlich den kritischen Theil, so habe ich folgende Bemerkung zu machen. Die Abschnitte über die einzelnen Berichte der Augenzeugen und Theilnehmer enthalten sehr vieles Gute und treffend Bemerkte. Dagegen habe ich einen Zweifel, ob die Grundlage der ganzen Untersuchung, die Kritik des Wilhelm von Tyrus und des Albertus Aquensis eine vollkommene Evidenz und Festigkeit erlangt hat.

Bei Wilhelm von Tyrus wäre vielleicht zu wünschen gewesen, daß Sie auch die späteren Partien seines Werkes kritisch geprüft hätten; das Verfahren desselben überhaupt und im Ganzen würde dann noch anschaulicher geworden sein. Auch würde gut sein, vieles an sich Gewisse für die Nichteinverstandenen noch näher zu erweisen.

Über Alb. Aquensis sind noch mehrere Fragen übrig. Die Hypothese von der zweifachen Quelle hat mich wenigstens nicht überzeugt. Die Hauptsache, in wiefern er wirklich offenbare Falschheit erzählt, ist auch hier nicht vollkommen dargethan. Ein Mitglied der Gesellschaft hat über diesen Abschnitt einige Bemerkungen gemacht, die ich Ihnen senden werde.

Haben Sie die Güte, mir überhaupt anzugeben, was nun mit dem Manuscript geschehen soll, ob ichs Ihrem Herrn Vater senden soll, dem ich doch auch wieder antworten muß, oder Ihnen. Ich setze voraus, daß Sie noch in Darmstadt sind und freue mich, daß Sie die treffliche Gesinnung eines lieben Freundes, Herrn Gh. Hofr. Feder erproben. Grüßen Sie ihn und die Seine tausendmal von mir.

Sehr sollte es mich freuen, wenn Ihr Vorhaben mit der Kölner Geschichte sich ausführbar erwiese. Das giebt dann Arbeit und Richtung der Studien auf viele Jahre.

Sie sehen diesem Briefe hoffentlich an, daß ich den herzlichsten Antheil an Ihnen nehme, der durch die neueren Mittheilungen und Verhältnisse zwischen uns nur gewachsen ist.

Gehe es Ihnen wohl in Leben und Studien.

Ihr L. Ranke.

127. An Heinrich Ritter.

Berlin, 21. Juni 1840.

Mein theuerster, liebster Freund,

Sei mir nicht böse, daß ich wieder eine Weile geschwiegen: man muß mich nur nöthigen, wie Du heute gethan, so säume ich keinen Augenblick.

Guhrauer ist mit der Erdmannschen Ausgabe Leibnitzischer Werke unzufrieden und beabsichtigt eine neue monumentale Ausgabe — denn so drückt er sich aus — selbst zu veranstalten. Monumental soll heißen: zugleich kritisch, vollständig und splendid. Er hat jedoch dazu noch wenig vorbereitet. Seine Meinung ist eigentlich, von der Akademie empfohlen zu werden. Dann hofft er Unterstützung in Rußland, in Frankreich, wo ihm Cousin früherhin die besten Versprechungen gemacht, vielleicht auch in England. Ein Buchhändler in Paris hat sich, wie er versichert, schon bereit erklärt, ein Bedeutendes an das Unternehmen zu setzen.

Die Akademie kann ihre Theilnahme an einem solchen Unternehmen natürlich nicht verweigern. G. hat sich überhaupt so speciell mit dem Gegenstand beschäftigt, daß man ihn unterstützen muß. Doch ist noch nichts beschlossen, ja sogar noch kein eigentlicher Antrag geschehen. G. sagte mir, er werde es sehr gern sehen, wenn man z. B. in Hannover einen Theil der Arbeit übernähme, der dann der Gesammtausgabe einzuverleiben wäre. Doch ist noch alles in weitem Felde.

Soviel von Guhrauer. Und nun noch herzlichen Dank für Deine freundlichen Sendungen. Ich meldete Dir wohl schon, daß mir auch einige von Deinen Recensionen, z. B. über Chalybäus, sehr werth geworden. Ich weiß kaum Jemand, dem ich auf historischem Boden lieber begegne, als eben Dir. Um so mehr ist mir auch alles lieb und werth, was Du mir über meine eigenen Arbeiten sagst. Sollte ich mich auch nicht gerade in Gefahr glauben, an der Klippe, die Du bezeichnest, zu scheitern, so ist es immer nicht so übel, wenn man sich in Acht nimmt, ihr nicht zu nahe zu kommen. — In dem Druck meines dritten Bandes bin ich jetzt ziemlich vorgerückt. Die Schwierigkeiten, von denen ich früher sprach, haben sich hier verdoppelt, und ich zweifle, ob mir die frühere günstige Aufnahme wieder zutheil werden wird. Indessen thue ich mein Bestes, und damit gut.

Sei herzlich gegrüßt; sammt den Deinen. Was ich im Herbst thue, weiß ich noch nicht. Euch zu sehen, trage ich das größte Verlangen.

Dein R.

128. An Ernst Ranke.

Berlin, 24. November 1840.

Nach langer Unterbrechung grüße ich Dich einmal wieder, lieber Ernst. Dein letzter Brief war in meiner Abwesenheit hier angelangt; wohl über einen Monat hatte er hier gelegen, als ich ankam. Dann ist Röschen hier gewesen, und jeder Moment, der nicht der Arbeit gehörte, ward von häuslichen Einrichtungen — ich habe eine neue Wohnung bezogen, Luisenstraße 16a — in Anspruch genommen. Nach Röschens Abreise hat mich in Folge einer Erkältung ein Augenübel heimgesucht, bei dem ich nur glücklich preisen kann, daß es nicht schlimmer geworden ist. So ist es recht spät geworden, ehe ich Dir schreibe; aber unmöglich kann ich den November vorbeilassen; unmöglich darf Dir an dem Geburtstag unsres Heinrich mein Andenken durch eine Wolke getrübt sein.

Über alles, was Du mir von Zeit zu Zeit geschrieben, habe ich mich herzlich gefreut. Ein so ernster Sinn, wie Du ihn zeigst, mit so viel menschlichem schönen Wohlwollen gepaart, muß Dir ebenso glücklichen Erfolg verschaffen, wie der, welches Heinrich sich freut. Ich habe zwar einige Sorge, daß ich Dich dort so allein weiß — indeß bist Du in den glücklichen Jahren, wo der Mensch sich noch in dem Gedanken an die Zukunft weidet, und die Phantasie eine mangelhafte Realität ergänzt. Es freut mich recht, daß Du Musik treibst. So eine Zeit der Einsamkeit, gut ausgehalten, ist auch höchst förderlich.

Mir ist es ganz wohl ergangen: sowohl in Weimar, wo ich viel Neues fand, als hier. Die Hauptsache, die mich quält, ist die Unzulänglichkeit des menschlichen Lebens und unsrer physischen Mittel, um zu unsrer vollen Ausbildung zu gelangen und unsre ganze Aufgabe zu erfüllen. Jedoch: Gott weiß es besser.

Adieu! mein lieber Bruder.

Ewig Dein L.

129. An Heinrich Ranke.

[Berlin,] 5. Mai 1841.

Herzlichen Dank, mein theurer Heinrich, für Deine Briefe, die mir die größte Freude machen, aber auch einige Sorge. Vor allen Dingen wie geht es mit Deiner Selma? Wie die Mutter Deiner Kinder, so ist sie die Schwester Deiner Geschwister. Wilhelm meint,

ich werde ihn beneiden, daß er die Aussicht hat, im Laufe des Sommers eine Zeitlang mit ihr in Streitberg zusammen zu sein. Das Gefühl, das sie nicht überwinden kann, theile ich bis auf einen gewissen Grad. Es ergriff mich neulich unendlich lebhaft, als ich in der neuen Sammlung von Rückert's Gedichten auf die Elegie „Rodach“ stieß, die mir noch unbekannt war. Ich tröste mich jedoch damit, daß doch in Thurnau zu viele Schreibereien Dich in Deiner höheren Entwickelung aufhielten; Deine jetzige Anstellung sehe ich zumal nach Deinem letzten Brief nur als einen Übergang zu einem definitiven Amte an, sei es in dem einen, oder in dem andern Fache; oder in einer Verbindung von beiden, die eigentlich erst Dir völlig genug thun könnte, und die ich Dir wünsche. Hier am Orte selbst bedürfen wir eines solchen Predigers und Seelsorgers. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, Dich noch einmal hier zu sehen. Oder in Bonn? Die Nachricht von Augusti's Tod, die ich in der Zeitung sah, erweckte diesen Gedanken bei mir. Wenn ich mich recht besinne, war es auch bei Olshausen der Fall. Die Bonner Fakultät müßte Dich nur vorschlagen, worauf wohl Nasse wirken könnte. Zum Historiographen bin ich nicht ernannt, obwohl davon die Rede sein mag. Du denkst Dir wohl, daß ich nicht ambire.

Unser Ferdinand ist in recht widerwärtige Verhältnisse verwickelt worden, die ihm das Leben verbittern. Das Beste auch für ihn wäre, weg von da. Ich denke, wir versammeln uns noch einmal alle unter die Fittige des Adlers, unter dem unsre kleine Heimath liegt. Für mich ist es ein Glück und Lebensbedürfniß, einem Staate anzugehören, mit dessen Intentionen — im allgemeinen verstanden — ich übereinstimme. Für euch wird es kein solches Bedürfniß sein, aber ein Glück wäre es auch. Wie sehr hätte ich es Deinem lieben Schwiegervater gewünscht. Weißt Du, daß sich wirklich der Wunsch, die Idee geregt hat, auch ihn zu berufen. Freilich ist es damit noch in weitem Felde.

Was denkt Schubert im Herbste zu thun?

Dein getreuer L.

Lieber Bruder, solltest Du in Verlegenheit sein oder auch Ernst darin wissen, so findet Ihr immer eine kleine Kasse bei mir.

Frau Professor Stahl sieht mich darauf an, ob wir wie Brüder aussehen, kann aber keine Ähnlichkeit entdecken. In der Ecke über meinem Sopha ist ein Bild von Dir befindlich, das mir Reimer geschenkt hat. Besonders ähnlich ist es aber auch nicht.

130. An Georg Waitz.

[Berlin,] 15. Juni 1841.

Mein theurer, lieber Freund,

daß Sie mich kennen und mir wohlwollen, davon ist mir auch das ein Beweis, daß Sie mir mein langes Schweigen nicht unrecht auslegen. Habe ich Ihnen doch noch nicht einmal für Ihren Ulphilas gedankt, eine Arbeit, die jedem alten Akademiker sowohl in Inhalt als Form Ehre machen würde und die hier überall Beifall gefunden. Ich bin ganz beschämt, wenn ich aus Ihrem Briefe sehe, wie lange ich Ihnen nicht geschrieben habe. Ihrer gedacht aber habe ich unzählige mal, Sie auf Ihrem Wege immer begleitet; die Gedanken, die Sie in Ihrem Brief äußern, habe ich sogar selbst alle gehegt.

Ich stimme ganz mit Ihnen überein, daß Sie in eine bestimmte, und zwar in die akademische Laufbahn eintreten müssen. Auch habe ich schon längst mit dem Decernenten in diesen Angelegenheiten, GhR. Schulze, und neulich mit dem Herrn Minister[1]) davon gesprochen. Der letztere meint, ob es nicht andere verletzen würde, wenn man Sie aus dem Ausland berufe; ich habe ihm gesagt, daß Sie eigentlich der Unsere seien und hierher gehören. Ich hoffe, das soll keine Schwierigkeit machen. Meine Meinung wäre, Sie gingen ihn gradezu mit einer Bewerbung an. Da fragt sich nun freilich, wohin? Zunächst ist in Bonn die Lücke, die unser Papencordt ausfüllen sollte, leider wieder geöffnet. Aber sollte nicht auch Halle ein geeigneter Platz sein, um eine gelehrte und forschende Schule daselbst zu gründen? Würden Sie da nicht mehr im Mittelpunkt der Gelehrsamkeit bleiben, auch leichter an den Monumentis mit fortarbeiten können? Sagen Sie mir darüber Ihre Meinung; besprechen Sie sich auch mit den Ihren. Freilich kann ich nicht für den Erfolg gut sagen, aber ich hoffe das Beste.

Warum haben Sie mir nicht mehr von den Absichten von Pertz geschrieben? Ich für meinen Theil wünsche nichts mehr, als daß er herkäme; dann könnten Sie gleich hier bleiben.

Der Sigbert[2]) ist endlich fertig; alles andere in gutem Zuge! Adieu.

Für immer Ihr L. Ranke.

Wollte Pertz hierher kommen, so hat er freilich anfangs viel zu

1) Eichhorn.
2) S. Hirsch, de vita et scriptis Sigiberti.

thun, auch schwierige Verhältnisse zu überwinden; aber später wird er Zeit haben, und sollte er nicht hier allmählich in eine noch weit bedeutendere Lage kommen können, als dort?

131. An Georg Waitz.

[Berlin,] 30. December 1841.

Mein theurer Freund.

In jedem menschlichen Leben — ich habe es an mir und meinen Brüdern öfter erlebt — kommen Augenblicke vor, in welchen man einen für die ganze Zukunft entscheidenden Entschluß fassen muß. Es kommt dabei darauf an, daß man sich den Blick frei macht von Nebenbetrachtungen, die in der Regel eine reine Entscheidung erschweren. In einem solchen Augenblick, lieber Waitz, befinden Sie sich jetzt.

Ich kann so viel Werth nicht darauf legen, wie Sie, ob unser Minister Sie zum Professor ernennen will oder nicht; ich weiß, es würde ihm schwer werden, da er erst vor kurzem in einem Schreiben an die Fakultät über die große Zahl der außerordentlichen Professoren geklagt hat; doch will ich es ihm nochmals ans Herz legen. Die Hauptfrage ist, ob Sie sich einer freien Universitätsthätigkeit widmen oder ferner hauptsächlich den Monumenten hingeben sollen?

Bedenken Sie: so lange Sie Ihren vornehmsten Gehalt von den Monumenten ziehen, müssen Sie alle Universitätsthätigkeit doch mehr als Anhang dazu betrachten. Auch würde das hier so bald nicht anders werden. Von Berlin gilt jetzt, wie einer meiner Freunde sagte, wie einst von Leipzig: vult expectari; nur mit dem Zusatz: oder man muß als fertiger und namhafter Mann herberufen werden.

Also das ist die Frage, ob Sie sich — verzeihen Sie meiner Freundschaft das Wort — für fähig und berufen halten, an einer Universität die Stelle eines Professors, d. i. eines solchen, der es wirklich ist, nicht bloß den Titel führt, zu erwerben und auszufüllen; oder ob es Ihnen überhaupt und für das ganze Leben lieber wäre, die Herausgabe der Monumenta zu fördern.

Das eine oder das andere von beiden muß die Hauptsache, das eine oder das andere — denn auch, wenn Sie die Universität wählen, ist ja die fernere Theilnahme an den Monumenten nicht ausgeschlossen — die Nebensache bilden.

Sie wissen, wie unendlich gern ich Sie hier sähe, und was alles sich an diese Aussicht mir knüpft. Aber sehe ich Ihre Zukunft an,

Ihr Leben in seiner Totalität, dann, mein Freund, bin ich für Kiel. Es steht Ihnen dort eine bei weitem freiere Entwickelung bevor, als hier.

Ich würde Ihnen jedoch rathen, erst künftigen Herbst dahin zu gehn, was wohl leicht zu erreichen sein wird; im Frühjahr mit hierher zu kommen, und die Arbeit an den Monumenten in befreundete Hände, namentlich Hirsch's und Köpke's, die beide sehr geeignet sind, hinüberzuleiten, — vielleicht auch noch die projektirte Reise zu machen und alsdann das neue Amt mit aller Kraft in Gottes Namen anzutreten.

Wenn es Ihnen gelingt, werden Sie wahrhaftig in Kiel nicht bleiben; und glauben Sie mir nur: es ist ein großer Beruf, Geschichte des Mittelalters oder der neuen Zeit zu lehren. Ich war nicht wenig erfreut, als neulich der Kronprinz von Würtemberg, der recht eifrig bei mir hört, mir sagte: Geschichte ist Religion; es ist wenigstens dazwischen der innigste Zusammenhang. Andern habe ich es längst gesagt: er war selbst darauf gekommen. Widmen Sie sich dieser Sache nur immer. Mit aller Reinheit der Gesinnung und dem starken Willen, der zu dem Arbeiten nothwendig ist, ohne den wir nichts leisten.

Ich schreibe Ihnen dies unmittelbar, nachdem ich Ihren Brief erhalten habe. Ich werde noch heute oder doch morgen mit dem Herrn Minister sprechen. Doch, wie gesagt: viel hoffe ich nicht.

Ganz der Ihre

Ranke.

Lieber Freund. Den Herrn Minister fand ich sogar ein wenig verwundert, daß Sie Ihren Wunsch wiederholen, nach dem, was er Ihnen mündlich gesagt habe; sehr bereit, wenn Sie kommen und sich habilitiren wollen, Sie zu unterstützen, so daß Kiel wohl in pekuniärer Hinsicht nichts voraus haben dürfte; aber durchaus abgeneigt, Sie zum Professor zu ernennen. Wie gesagt, es sind Dinge vorgekommen, die ihm dies unmöglich machen.

Also mein Freund, alles liegt in Ihrer Wahl, die Gott Ihnen zum Besten leiten möge.

3. Januar 1842. R.

Grüßen Sie Pertz tausendmal! Seine Angelegenheit ist, wenn ich recht unterrichtet bin, bereits vom König genehmigt. Wir erwarten ihn mit Freuden.

132. An Ernst Ranke.

Berlin, 1. September 1842.

Ist es mir doch, als wäre es vor acht Tagen gewesen, daß ich mit Dir im Schönhauser Garten spazieren ging und theologisirte: und sieh, indeß bist Du schon ein paar Jahre Pfarrer und wirst jetzt etwas thun, wozu ich es nie gebracht. Nun ich möchte fast sagen: der Gott unsrer Väter, ich meine, der lebendige Gott, der sich uns oft gegenwärtig und gnädig erwiesen und unsre Dinge — denn er nimmt sich der kleinsten an — bisher so gut gemacht, der segne Dich. Ich habe an Deinem Leben schon oft mit Freuden bemerkt, daß es so regelmäßig, in richtigen Stadien, ohne viel Umschweife zum Ziel gelangt; das nehme ich nun wieder wahr. Ich habe Dich wohl schon ermahnt, Dich zu verheirathen: es ist nun gerade die rechte Zeit. Und eine Schwester, hoffentlich einmal Freundin, führst Du uns zu, von der wir nichts als das Beste gehört. Grüß Deine Oda von mir. In unsrer deutschen Geschichte kommen gar manche Odas vor, die dann immer treffliche Familien gründen. Denen soll sie gleich sein.

Dein künftiger Schwiegervater hat mir eine der schönsten Einladungen zu Eurer Hochzeit zugehen lassen, die ich jemals empfangen habe. Und was könnte schöner sein, als dort einmal ein paar Tage in seinem Hause verweilen, die trefflichen Menschen kennen zu lernen, welche uns so nahe stehen werden, dort an dem schönen Rheine, in den Tagen großartiger öffentlicher Feste, wo die Berge, die Deiner Verlobung zuschauten, in freudigen Flammen strahlen werden? Ich bin ungehalten auf mein Schicksal, daß ich nicht dabei sein kann. Denn vernimm!

Eben lasse ich den vierten Band meiner Geschichte drucken, der mit dem fünften zugleich ausgegeben werden soll, und bin mit der Vollendung des noch nicht Fertigen und dem Drucke vollauf beschäftigt. Die meiste Zeit hämmere ich und poche ich die kleine Arbeit. Dann erscheint wohl auch eine ruhige und glückliche Stunde zu allgemeiner Auffassung und Composition. Ich kann mich davon nicht trennen, ohne meine Gedanken zu unterbrechen, vielleicht den Zusammenhang. Auch kann ich nicht verschieben. Für künftiges halbes Jahr habe ich ein neues, überaus schweres Collegium angekündigt, zu dem ich ebenfalls freie Zeit haben muß. Und dann sind weitere Entwürfe; ich bin im voraus weggenommen und mein eigner Herr nicht mehr. Ich glaube jetzt: Gott hat mich eigens zum Cölibat bestimmt.

Auch eine Hochzeit zu besuchen, fällt mir schon fast unmöglich. Wir wollen den Tag hier mit einem Familienfest celebriren!

Nun aber habe ich Dir noch etwas zu sagen. Du gehörst mir diese paar Tage doch im Grunde noch mehr an, als Deine Braut. Um so eher kannst Du mir angeben, womit ich ihr wohl ein Vergnügen machen könnte, so daß sie etwa in Buchau bei ihrer Ankunft damit empfangen würde. Rede offen mit mir, wie wohl sonst über eins und das andre, was Du brauchtest. Ich schicke Dir dann auch die neue Ausgabe meiner deutschen Geschichte mit.

Und nun reise glücklich, unter dem Geleite aller guten Geister. Schreib mir doch bald und ausführlich! Ich zahle gern das Postgeld für Deine Briefe.

Dein Leopold.

133. An Christ. Friedr. Nasse.

Berlin, 10. September [1842].

Mein verehrter Herr Geh. Rath

Ihren lieben Brief, der mich mit dem Ausdruck herzlichen Wohlwollens recht in der Seele erfreut hat, zu beantworten, habe ich bis auf den heutigen Tag verschoben; eigentlich in der geheimen Hoffnung, daß ich Ihrer freundlichen Einladung, einer der angenehmsten, die mir je zutheil geworden, doch am Ende noch folgen, zu dem Ehrentage Ihrer Oda und meines theuren jüngsten Bruders in Bonn würde erscheinen können.

Aber Ernst wird Ihnen schon gesagt haben, welche Beschäftigungen, die weder aufgeschoben, noch auch — und das in der That noch weniger — auch nur unterbrochen werden können, mich hier festhalten. Ich hatte mir die gegenwärtigen Ferien schon längst ausersehen, mein Buch über die deutsche Reformation zu Ende zu bringen. Ich will nicht sagen, daß besondere Aufreizung dazu gehörte, aber ein ruhiges, ungestörtes Dabeibleiben. Diesen Beschluß, wie begonnen, auszuführen, was ich Neues und Wahres über ein so wichtiges Ereigniß gefunden zu haben glaube, nun der Nation ohne längeren Verzug mitzutheilen, ist doch wohl die höhere Pflicht. Ein ander mal werde ich wieder Reisen machen; dann werde ich Ihre Tochter in dem Rankischen Haus und Sie selber in Bonn aufsuchen und mich der neuen Verwandtschaft in persönlicher Gegenwart erfreuen.

Wir haben einen berühmten Vers darüber, daß das Böse fortzeugend Böses hervorbringe; in das allgemeine Bewußtsein ist es wohl

noch nicht so fest eingeprägt worden, daß auch das Gute Gutes in langer Folge hervorruft. Der Geist ruft den Geist auf. Wo wollte bei den Verwirrungen unsrer Zeit und ihrer Lehrer Religion herstammen, wenn sie nicht, einmal erschienen, fortwirkend in der unsichtbaren Kirche, unvertilgbar geworden wäre. Ich knüpfe an das Allgemeine das Individuelle an: auch Wohlwollen, Freundschaft und Güte wirken so fort. Es ist, wenn ich mich recht besinne, ein Viertelsäculum, daß Sie, verehrter Gönner, meinen Bruder Heinrich, eigentlich wohl hauptsächlich aus Wohlgefallen an seinem Wesen, dessen Vorzüge Sie erkannten, in Ihr Haus aufnahmen. Das damals gegründete Verhältniß hat nach vielen Jahren unsern Ernst ebendahin geführt, den Sie nun Ihren Sohn nennen wollen. Sie kennen ihn lange, seine Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, seinen unermüdlichen Eifer, es sich auch selber anzueignen. Er ist, da er ein Spätling war, etwas anders erzogen, als wir übrigen; der Vater ließ der Mutter größere Freiheit über ihn; auch war das Haus überhaupt stiller geworden. Aber um so ruhiger, naturgemäßer hat er sich entwickelt; ich war glücklich, als ich vor dem Jahre von Graf Giech hörte, wie brav er in seiner kleinen Gemeinde ist. Denken Sie, wie es mich erfreut, daß er nun mit einer uns von jeher so theuren Familie in die engste Verbindung tritt! Ich schließe aus dem Anfang, daß alles sich demgemäß, gut und denn auch, so viel das Menschen gegeben ist, glücklich entfalten wird. Auch dort in Buchau werden die beiden beitragen zu Ihrem Glück und, setze ich hinzu, zu dem meinen.

Sie, Ihre verehrte Frau Gemahlin, Ihre Kinder begrüße ich, leider von meiner Zelle aus, aber darum nicht minder herzlich und wahr als theure Verwandte.

Der Ihre

Leop. Ranke.

134. An Oda Ranke, geb. Nasse.

Erfurt, 30. April 1843.

Liebe Oda

Du bist mir nicht böse, daß ich Dir auf Deine herzlichen Worte, die mich recht innig gefreut haben, noch nicht wieder geschrieben. Du weißt recht wohl, wie es in so einem Professorenleben zugeht. Den ganzen Winter über habe ich nur zwei Hauptgedanken im Kopfe dulden können; für alles andere, insofern es nicht gleichsam mit den

äußern Fähigkeiten des Geistes abzumachen ist, habe ich mich nur receptiv verhalten. Hier aber in Erfurt, wo ich gestern die Gräber unserer seligen Eltern besucht, in Rosaliens Stube, wo ihre Bilder hängen, empfinde ich recht, welch ein Glück für uns alle Deine Verbindung mit Ernst ist. Sei mir von hier aus herzlich begrüßt, im Kreise dieser großen Familie, in welcher der Geist der Verstorbenen, ein Geist, der für alles Gute empfänglich war und das Unrechte wie durch Naturtrieb von sich stieß, immerfort vorwalten möge!

Dein Freund und Schwager
Leopold Ranke.

135. An Clara Graves.

[London,] 17. October 1843.

Dear Clara

Do you desire to know, where I read your first letter from the lakes?

Not surrounded, you believe, by the newspapers of the Atheneum club, — nor midst the German friends at Carltonhouse-terrace — nor even, to be sure, in the small studyroom, too replete by books and writings of a different kind.

I read your letter in Kensingtongardens under one of the lofty proud trees we admired there together: in pure air and the not too powerfull sunshine of an Octoberafternoon; alone with myself and you.

You see, my walking and writing proves it, that the fruit of the witch not had killed your friend. You will see him again within few days in the, perhaps doubtful, reality he possesses.

I wish with all my heart that it may be Sunday next; though I fear, that your mother, who is very kind and busy in our little affairs, finds difficulties in so early a day. She will write you; I am content, whatever you may determine. The most probable is, that we will arrive Tuesday midday; surely no later; it is very necessary, that we sail from Hull Saturday following. They assure me, that we can hope after the equinoctial storms, which are over, a tolerably quiet sea.

Generally, sweet Clara, I flatter myself with the prospect of quietness and a peaceful love, as that of your brother Robert.

Reading your letter, I feel again all the confidence you have

impressed into my heart, which, I think, will be steady and rather increasing as yours for me.

Yours for ever

L. R.

My kindest regards to Robert and his wife.

136. An Heinrich Ranke.

[Berlin,] 4. November [1843.]

Lieber Heinrich!

Auch diesmal bin ich nach Berlin zurückgekommen — gestern — ohne Dich und die Deinen, was ich sehnlich wünschte, wiedergesehen zu haben. Ferdinands Nachrichten von Euch, die ich in London empfangen, hatten Euer Andenken bei mir noch besonders belebt. Aber ich kam über Hamburg zurück, den von Euch fernsten Weg, den ich hätte einschlagen können.

Und wie bin ich wieder gekommen? Erfahre es mit Einem Wort: „Mit einer Frau". Der famose Hagestolz, Dein ältester Bruder hat sich noch verheirathet. Donnerstag, den 26. Oktober bin ich in Westmoreland, in der Windermere-Pfarre, in einer kleinen Dorfkirche getraut worden.

Wie soll ich Dir aber beschreiben, mit wem?

Ihr Name ist Clara, ihr Vater war ein barrister (Rechtsgelehrter) in Dublin, des Namens Graves; ihre Mutter ist aus dem Hause Perceval, einem der ältesten in Irland — ihre Brüder nennen sich Perceval-Graves. Ich lernte sie in Paris kennen: sie kam dann, nach mir, mit ihrer Mutter ebenfalls nach London. Da habe ich mich — am 1. Oktober — wenn Du es so nennen willst — mit ihr verlobt. Eigentlich freilich war alles anders, als was man so nennt.

Oda kennt sie; sie war eine Zeit lang in Bonn, um einer Schwester beizustehen, die in der Obhut Nasse's war; sie meint, sie sei damals sehr geängstigt gewesen und werde nicht die beste Figur gemacht haben. Laß Dir aber erzählen, was Oda von ihr weiß.

Mir wirst Du zutrauen, daß ich nicht ohne die reiflichste Erwägung diesen Schritt gethan habe; mich ängstigte das Wesen mehrerer alter Hagestolze, die ich kurz vorher kennen gelernt. Bei ihr fand ich, was ich immer gesucht und gewünscht hatte: ich denke, ihr sollt sie alle herzlich lieb haben; ich hatte in Israel nie solchen Glauben gefunden.

Und so wurde ich dort, in einer der schönsten Gegenden Englands — im Angesicht der von einer herrlichen Sonne wiederscheinenden Seen und Berge, zu Bowneß von ihrem Bruder, der dort Pfarrer ist, getraut. (Ich zeichnete des Vaters Namen Gottl. Isr. R. in dieses ferne Kirchenbuch ein.)

Seitdem bin ich hierher geeilt, und wenigstens bis Hamburg in der erwünschtesten Einsamkeit mit ihr. Dann hat uns die deutsche Landluft auch trefflich wohlgethan.

Jetzt weißt Du alles, mein ältester Freund, theurer Heinrich; jetzt kannst Du für zwei beten: ich bringe Dir sie bald.

Seid alle herzlich gegrüßt.

Dein L.

137. An Ernst Ranke.

[Berlin,] 4. November [1843.]

Lieber Ernst,

Als Du Dich in Bonn verheiratheteſt, wünschten zwei junge englische Damen die Ceremonie einer deutschen Trauung zu sehen und waren, von Dir unbemerkt, dabei, als Du von Pastor Wichelhaus mit Oda eingesegnet wurdest. Eine von diesen, die jüngste, Caroline Graves, hatte eine schwere Krankheit in dem Hause Deines Schwiegervaters überstanden; die andre, um eine ganze Anzahl Jahre ältere, Clara Graves, war zur Theilnahme an ihrer Pflege herübergekommen. Einem Briefe von ihr hat der gute Vater Nasse den Anfang der Heilung ihrer Schwester, glaube ich, zugeschrieben.

Diese Clara, mein lieber Bruder, ist jetzt meine Frau. Ich habe sie gestern von England mitgebracht. Sie grüßt Dich, den sie wenigstens gesehen hat, und Oda, das einzige Mitglied unserer Familie, mit dem sie bekannt ist.

Wie alles gekommen ist, erzähle ich Dir, ich denke, im nächsten Frühjahr; es sind dabei so wunderbare Umstände vorgekommen, und beinah romantische Begebenheiten, daß Du ein Gedicht daraus machen kannst; wenn Du noch jezuweilen, in den Stunden, die Dein Amt Dir übrig läßt, Verse machst.

Du schriebst mir herzliche Zeilen, die ich in London empfing. O wie fern war ich an Deinem Geburtstag, an dem Tauftag Deines Kindes von Dir! Daß Du mich in eine neue Verbindung mit Deiner entstehenden Familie gebracht hast, ist mir tröstlich und von Herzen

lieb. Wir sind die neuesten Familien im Haus und müssen ein bischen zusammenhalten.

Gott mit Euch und Eurem Geist.

Ewig Dein L.

138. An Heinrich Ritter.

[Berlin, November 1843.]

Vernimm, theurer Freund, ohne alle Vorrede, daß ich mich während meines Aufenthaltes in England verheirathet habe; und sag es gleich Deiner Frau.

Wie konntet Ihr nur früher wünschen, daß es geschehen möchte, da das Schicksal es so und nicht anders verhängt hatte! Mit gutem Muth, trotz aller Verspätung, habe ich angefangen, — gebt mir Euren Segen! Ich wünsche nichts mehr, als daß Ihr hier wäret, um mir ein wenig zu Hülfe zu kommen.

Meine Frau heißt Clara. Ihr Vater war ein Rechtsgelehrter (barrister) in Dublin; ihre Mutter gehört einem der vornehmsten Geschlechter im Irland an (den Perceval): in einem guten Peerage findest Du (doch denke ich, Du wirst nicht suchen) ihren Namen. Sie selber — nun Ihr werdet mir einen nur zu verdächtigen Panegyricus erlassen; schon genug, wenn ich Euch sage, daß sie, wonach Ihr zuerst fragen werdet, zwar um vieles jünger ist, als ich, aber nicht zu jung.

Was wollten wir schwätzen, wenn Ihr hier wäret! Alles das aber einem Briefe anzuvertrauen, das ist unmöglich.

Adieu tausendmal und bleibt mir befreundet.

Euer alter L. Ranke.

L. R. grüß doch Havemann; ich danke ihm für die beiden hübschen Billets, die ich von ihm bekommen habe, und die mir sehr werth sind. Wenn mir etwas der Rede werthes vorkommt, will ich ihm gewiß schreiben.

5. Von der Vermählung bis zum Tode der Gattin.

139. An Georg Waitz.

[Berlin,] 5. Juni 1844.

Mein verehrter theurer Freund,

Selten habe ich ein Geschenk mit so vieler Genugthuung in die Hand genommen, als das Buch[1]), das Sie mir gewidmet haben. Einst in meiner Lebensbeschreibung soll man mir als ein Verdienst anrechnen, daß ich dazu beigetragen habe, eine Kraft wie die Ihre für das Studium der Geschichte zu entscheiden. Sehr gut, daß Sie die deutschen Rechtsalterthümer wieder einmal von Grund aus vorgenommen und manchen allmählich gang und gäbe gewordenen Begriff, den man nicht mehr untersucht, wieder in Frage gestellt haben. Sie schneiden an mehreren Stellen tief ins Fleisch.

Man wird Ihnen einwenden, daß Tacitus nicht als eine eigentliche Urkunde behandelt werden dürfe, daß er manches mißverstanden haben werde und aus den folgenden Zeiten erklärt werden müsse. Auch will ich nicht in Abrede stellen, daß sich noch manche Combinationen werden machen lassen. Unter andern hat Sybel in einem Buche, das nächster Tage erscheinen wird[2]), eine solche versucht. (Beiläufig gesagt, wir müßten auf ein Mittel denken, Concurrenzen dieser Art zu vermeiden; Sybel selbst war darüber sehr betreten.) Indessen da ist zu antworten, daß vor allem ein Versuch der Mühe werth ist,

1) Deutsche Verfassungsgeschichte, Bd. I.
2) Entstehung des deutschen Königthums.

Tacitus mit aller Strenge aus sich selbst zu erklären und nichts anzunehmen, was nicht aus den Worten hervorgeht. Diesen Versuch haben Sie gemacht und sich dadurch ein wahres Verdienst erworben. Auch gut geschrieben finde ich das Buch und wünsche Ihnen Glück dazu.

Für die Theilnahme, die Sie mir und meinen Sachen widmen, bin ich Ihnen herzlich verbunden. Im August denke ich mit zwei neuen Kindern aufzutreten: 1) einer Erneuerung des Buchs über Serbien, 2) aber einem aus Fleisch und Blut, wie ichs der Welt noch nicht gezeigt. Sind Sie nicht auch in diesem Falle? In meinem späten Ehestande bin ich doch, Gott sei Dank, unendlich zufrieden und wünsche nur, daß das so fort gehen möge.

Ihre liebenswürdige Schwägerin hat dieser Tage den Freunden viel Sorge gemacht, doch scheint es nun wieder gut zu gehn.

Um auf das Literarische zurückzukommen, so habe ich den Druck des sechsten Bandes der deutschen Geschichte bis nach Vollendung des serbischen Buches verschoben. Indessen arbeite ich in der Geschichte des 18. Jahrhunderts, wo die Hauptsache wohl auch noch erst zu machen ist. Wie weit denken Sie mit Ihrer Verfassungsgeschichte zu gehn? Nun, was Sie auch unternehmen, ich bin sicher, es wird immer trefflich ausfallen. Bleiben Sie mein Freund, wie ich der Ihre.

L. Ranke.

140. An Heinrich Ranke.

[Berlin,] 20. August 1844.

Lieber Heinrich.

Zum ersten male schreibe ich Dir in der Würde, von der mir neulich jemand sagte, es gebe keine größere, und die Du lange schon bekleidest — der eines Vaters.

Vorige Woche ist Clara mit einem Knaben niedergekommen. Es war ihr Namenstag: sie hat die Leiden, die sie dabei erfuhr, nicht so schlimm gefunden, als man sie ihr geschildert hatte, und befindet sich über Erwarten wohl. Der Knabe ist kräftig und groß; sein Gesicht ist nicht ohne Charakter: ich wünsche nur, daß etwas aus ihm wird.

Ich will Dir nicht schildern, was ich dabei erlebt und erfahren: Dir ist es längst bekannt; mir war das erste Eintreten eines menschlichen Geschöpfes auf diese Welt noch nie so nah gekommen. Bei

aller Hülflosigkeit doch dies Vollendetfertige, Lebensfähige mit allen Anlagen des Geistes und des Charakters, hat einen großen Eindruck auf mich gemacht; es ist ein Wunder, beides Gottes und der Natur.

Indessen empfinde ich, daß eine neue Pflicht für mich begonnen hat, der ich schon so manche habe, welchen schwer zu genügen ist; ich denke, Gott und Natur werden auch da das beste thun.

Fanny hat meiner Clara recht schwesterlich beigestanden, wie früher unser Wilhelm. Hast Du Nachricht von Wilhelm, oder ist er nicht vielmehr bei Euch? Denn das letzte im Grunde setzen wir voraus.

Schreib mir bald und wenn Du gute Nachricht giebst und Ihr alle wohl seid, so daß Ihr noch jemand bei Euch sehen könnt, so ist nicht verredet, daß ich nicht mit Ferdinand im Anfang October Dich besuche.

Grüße Selma tausendmal und die Kinder.

Dein L.

141. An Heinrich Ranke.

[Berlin,] October 1844.

Theurer Bruder.

Ich bin gestern auf der Straße, indem ich meine Augen nach den Wolken richtete, über einen eines Baues halber tief unten ausgespannten Bindfaden gefallen und habe mir dabei die Hand verstaucht, so daß ich Dir mit einer fremden schreiben muß, hauptsächlich, um Dir zu sagen, daß ich nun doch schwerlich kommen dürfte. Das Wetter ist bereits zu schlecht; ein wenig erkältet sind wir alle, auch Ferdinand u. s. w.

Übrigens geht alles gut. Unseren Knaben haben wir am 1. October, dem Tage unserer Verlobung getauft, er heißt Otto Carl Egmont. Den letzten Namen haben wir ihm gegeben, weil das Oberhaupt der englischen Familie diesen Titel führt; es ist altdeutsch Agimund. Carl heißt er, weil seine beiden Pathen, der Minister von Savigny und unser Bruder, so verschieden sie sonst sind, in diesem Namen zusammentreffen; Otto zur Ehre der sächsischen Kaiser und unseres Memleben-Wieheschen Thales. Wir hatten eine kleine Gesellschaft, wo alles ganz gut und angenehm verlief. Um zu beweisen, daß mein Ehestand meiner literarischen Thätigkeit nicht Eintrag thun soll, vertheilte ich die neue Ausgabe meines serbischen Buches, das

ein ganz neues geworden ist und das auch Du bald bekommen sollst, an die vornehmsten Gäste.

Gestern bekam ich auch von Ernst erwünschte Nachricht. Bringe ihm meine Gratulation. Ich hoffe, daß Du recht erfrischt von München zurückgekommen sein magst; mir hat man immer gesagt, daß Du noch ein recht jugendliches Äußere habest, was Dir noch recht lange beschieden sein möge, denn bei Dir schließt es Gesundheit ein. Clara und der Säugling sind ganz wohl.

Wir grüßen Euch tausend mal.

142. An Heinrich Ranke.

[Berlin,] 26. November 1844.

Lieber Heinrich

Nochmals schreibe ich Dir nicht mit meiner Hand, aber nicht, weil mein Arm noch weh thäte, sondern weil Clara meine Hand zu sein behauptet und mit meinem Glückwunsch zu Deinem Geburtstag den ihren ganz unauflöslich vereinen will. Aus ihrer friedlichen und heimlichen Stube, wo wir Thee zu trinken und den Abend über etwas zu lesen pflegen, wo wir Deiner tausendmal gedacht haben, kommen Dir diese Glückwünsche.

In den letzten Abenden lasen wir mit großem Vergnügen in den Büchern Samuelis, deren einfache und tiefsinnige Fassung alle Rückertschen Saultragödien weit hinter sich läßt. Heute aber bekommen diese Bücher für uns noch ein neues Interesse. Der König hat, wie man in der Stadt erzählt, über Tschech entschieden; er hat das Todesurtheil, das über den Mörder gefällt worden ist, bestätigt, jedoch die Ausführung desselben erst seinem Nachfolger überlassen. Die Juristen finden dies etwas willkürlich, wir andern alle finden es menschlich schön und recht. Da haben wir nun die Geschichte Davids und Simeis nachgelesen, die der König bei seiner Entscheidung wahrscheinlich vor Augen hatte.

Du mußt doch nicht glauben, daß wir uns immer mit so ernsten Dingen beschäftigen. Meistens lesen wir Englisch; einen Dichter, wohl auch einen neuen Roman, wo dann Clara die Geschichte vorher durchliest und mir dann die merkwürdigsten und wichtigsten Stellen vorliest.

So bringe ich jetzt die meisten meiner Abende in stiller häuslicher Zurückgezogenheit zu, während ich sonst aus einer Gesellschaft in die andere ging und die Mitternacht als ein umgekehrter Faust bei

Wein und Gespräch heranwachte. Und doch habe ich nun auch eine kleine Helena erworben, nur aber eine solche, die sonst mit jener nichts gemein hat, denn mehr zu schreiben will sie sich nicht bequemen, obgleich sie meine Hand ist.

Dazu aber dient sie um so williger, Dir nach alter Sitte, die noch eine Weile andauern möge, zu Deinem Geburtstage Glück zu wünschen. Die Theilnahme, die Du uns bewiesen hast während Deines letzten Lebensjahres, hat uns jedesmal in unseren Herzen wohlgethan. Wenn wir beide von Dir reden, so schließen wir Deine Selma allemal mit ein. Glaub nur, es ist ein rechter Herzenswunsch bei uns, Euch zu sehen. Dies Jahr war es unmöglich: wir wollen es von dem nun kommenden erwarten. Dies schließt aber viel ein: viele müssen sich wohl befinden, wenn es geschehen soll — bei Euch eine kleine Schaar, bei uns zwar nur Einer, der aber noch sehr klein und nicht sehr stark ist; doch geht es jetzt mit ihm zur Zufriedenheit und so fortan!

Deine Dich liebenden Geschwister

Leopold und Clara.

Leopold hat nicht Zeit diesen Brief durchzulesen. Ich bitte Dich die Fehler zu verzeihen.

Clara.

143. An den Kronprinzen Max von Bayern.

Berlin, 30. August 1845.

Ew. Königlichen Hoheit

brauche ich wohl nicht die Freude zu verbergen, mit der mich die Nachricht, daß Höchst-Ihnen, wie die Engländer sagen, „ein Sohn und Erbe" geboren ist, erfüllt hat. Ein Ereigniß von Bedeutung nicht allein für Ihr Königl. Haus, Ihre eigene Stellung, das bayrische Volk, sondern für alle Deutschen. Man hat so viel von einer imaginären Einheit Deutschlands geredet, daß man das Nöthigste, Eintracht, darüber zuviel vergessen hat. Ein Pfand dieser Eintracht sehe ich in dem Neugeborenen, der den Häusern Hohenzollern und Wittelsbach zugleich angehört. Sei Gott, der ein Gott ist der Katholischen und der Protestanten, dafür gepriesen. Er hatte einst Ew. Königl. Hoheit nicht umsonst auf unsere Universität geführt.

Mit tiefer Ehrfurcht und herzlicher Hingebung Ew. Kgl. Hoheit unterthänigster

Leop. Ranke.

144. An Karl Lanz.

Berlin, 28. October 1845.

Hochgeehrter Herr Doktor,

ich bin Ihnen für die Gesinnung, die Sie mir wieder in Ihrem letzten Briefe aussprechen, sehr verbunden, kann und darf Ihnen aber nicht verhehlen, daß der Inhalt der Vorreden zu Ihren beiden Publikationen[1]), von denen Sie die eine mir zusenden, mich einigermaßen befremdet. Die Documente, welche Sie mittheilen, habe ich, wie Sie wissen, fast alle in Händen gehabt, großentheils abschreiben lassen, die wichtigsten, den Archivaren unbekannt, in Ihrer Gegenwart aus dem Staube hervorgeholt. Auch sagten Sie mir, durch die Vorrede zur ersten Ausgabe meines dritten Bandes seien Sie auf den Weg gekommen; in Ihrer Vorrede ignoriren Sie aber das vollständig. Allein noch mehr: diese Documente, insofern sie historischen Werth haben, sind in den beiden Ausgaben meines Buches mit wenigen Ausnahmen sämmtlich benutzt: in Ihren Vorreden sieht es aus, als lasse sich darauf eine ganz neue Arbeit gründen.

Ich abstrahire von allen persönlichen Beziehungen: keine Bitterkeit komme in mir auf; aber ich halte dies für unrecht in Bezug auf das Publikum, dem das wahre Verhältniß unverhohlen anzuzeigen war, sowohl, als auf das Buch, von dem Sie mir mit so viel Anerkennung schreiben, das aber, wenn diese Documente neu sind, unvollständig erscheint, so wie meine Forschung sehr ungenügend und oberflächlich. Verzeihen Sie, daß ich mich hierüber ganz offen ausdrücke: ich denke, es liegt jetzt nicht außer Ihrer Macht, Ihre öffentlichen Erklärungen mit Ihren privaten Äußerungen in Übereinstimmung zu bringen[2]).

Mir wenigstens würde es unendlich leid thun, wenn ich bei der Herausgabe eines sechsten Bandes selbst ein Wort davon sagen müßte.

Sonst geht es hier ganz wohl. Mit Hochachtung Ihr alter guter Bekannter

L. Ranke.

1) Correspondenz des Kaisers Karl V. 3 Bde. — und: Staatspapiere zur Geschichte des Kaisers Karl V.

2) Lanz versuchte in der Vorrede zum 3. Bande der Correspondenz vom Mai 1846 sich zu vertheidigen.

145. An den Kronprinzen Max von Bayern.

Berlin, 26. December 1847.

Ew. Königlichen Hoheit

überreiche ich den zweiten Teil meines preußischen Buches; ich weiß nicht, warum ich mir einbilde, daß ich gerade für diesen in Ew. K. H. einen recht theilnehmenden Leser finden werde. Dann werden Ew. K. Hoheit wieder ein paar Stunden oder Tage mit mir leben und mir die gewohnte Nachsicht zutheil werden lassen. Ich leugne gar nicht, daß ich an dem Ereigniß, das ich schildere, der Hebung des hiesigen Staates, einen lebendigen Antheil an den Tag lege; aber ohne einen solchen würde ein Buch dieser Art gar nicht möglich sein. Die allgemeinen deutschen Interessen habe ich keinen Moment aus dem Auge verloren. Welche Ideen Friedrich darüber hegte, wird erst im dritten Bande zum Vorschein kommen, wo Kaiser Carl VII. als Kaiser auftritt.

Ew. K. H. brauche ich nicht zu versichern, daß ich indeß, soviel öffentliche Nachrichten und private Kunde erlauben, mit Ihnen, meinem gnädigsten Herrn, gelebt habe. In meinem Hause, wo Ihr Bild hängt, wird man Ihre Anwesenheit nie vergessen. Das kleine Wesen, das Ihren Namen trägt[1]), ist voll von Leben und soll demselben, hoffe ich, einmal keine Schande machen.

Möge es Ew. Königlichen Hoheit in Ihrer Familie fort und fort so recht wohlgehen, und das Kind gedeihen, an dem Ihre und des Landes Liebe hängt. Möge Ihnen das nächste Jahr ein recht glückliches sein: ein Wunsch, denke ich, der das Heil Bayerns und Deutschlands in sich einschließt, denn das eine wäre ohne das andere nicht möglich.

Meine Frau verbindet ihre innigsten Wünsche mit den meinigen.

Mit herzlichster Liebe und Ehrfurcht

Ew. Königlichen Hoheit

ganz unterthänigster

Leop. Ranke.

1) Ranke's Tochter Maximiliane Helene, geb. 1846, Pathchen des Prinzen.

146. An Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen.

Berlin, den 18. October 1849.

Ew. Königliche Hoheit

legen heute gleichsam die männliche Toga an und treten in ein neues Lebensstadium, in welchem Sie sich auf den hohen Beruf, zu dem Sie geboren sind, unmittelbar vorzubereiten haben.

Unter den Unzähligen, welche heute das Auge auf Ihre höchste Person richten, befindet sich auch ein Mann, der den Versuch gemacht hat, die Ereignisse, Gedanken und angestrengten Kämpfe, durch welche Brandenburg eine Macht in der Welt geworden ist — die Idee, den Ursprung und das Wachsthum der preußischen Macht und Größe — zu vergegenwärtigen. Die weit zurückliegende Vergangenheit mit einer Zukunft, die er nicht erleben wird, verknüpfend, fühlt er sich unwillkürlich gedrungen, dieses Buch seinerseits Ew. Königlichen Hoheit mit tiefer Ehrerbietung darzubringen.

Wir leben in andren Zeiten, als jene waren, und noch andre, als die jetzigen, werden folgen; aber Reinheit der Absicht, geistiger Schwung und Energie der Thatkraft haben immer denselben Werth und können in der Regel auf Erfolg rechnen. Mögen Ew. Königliche Hoheit sich den besten Namen Ihrer großen Ahnen dereinst würdig anreihen. Möge die glückliche Bedeutung, die der 18. October für Preußen, Deutschland und die Welt hat, sich in Ihrem ganzen Leben bewähren.

Mit tiefer Ehrfurcht Ew. Königlichen Hoheit unterthänigster

Leopold Ranke.

147. An Clara Ranke, geb. Graves.

Hannover, 6. September 1850.

Also deutsch soll meine Correspondenz mit der geliebten Hausfrau, nach der meine Gedanken sich unwillkürlich jeden Augenblick zurückwenden, diesmal sein. Ich kann sie doch nicht fragen, wie sie sich befindet, wie sie geschlafen hat, ob sie noch an Kopfweh leidet; ich kann ihr nur erzählen, wie es mir seit gestern und heut gegangen ist.

Die Reise war nicht geradezu langweilig. Bis nach Potsdam unterhielt uns ein Landmann aus der Gegend, der jedes Haus am Wege kannte. Er erzählte uns, wie sich ein orthopädischer Arzt mit vielen Kosten bei Zehlendorf angebaut habe, mehr um den Reisenden

einen guten Anblick zu verschaffen, als zu seinem eigenen Besten. Bis Genthin unterhielt mich eine angenehme junge Dame aus der dortigen Gegend von den Verhältnissen des Landes; sie war eine Schülerin der Elisabethschule und zeigte eine gewisse Cultur. Bis Magdeburg war ich mit einem kleinen wilden Mädchen allein, aus einer zerrütteten Haushaltung in Berlin: der Vater, der verschwenderisch gewesen, gestorben, die Mutter war seit vorgestern in der Charité; sie erzählte mir tausend Dinge, die diese Lebensweise, welche so nah und so ferne liegt, zu lebendiger Anschauung brachten. So begleitete mich Berlin bis an die Elbe. Dann kamen Kaufleute aus Leipzig und Riga: der rigaische höchst conservativ, großer Bewunderer des Kaisers; der demokratische Leipziger wußte sich der öffentlichen Meinung im Coupé gegenüber; denn auch ein alter preußischer Oberst war zugegen, der den Märzerrungenschaften kein Loblied sang. In Braunschweig traten Franzosen ein; eine Dame, die es auch für erlaubt hielt, sich auf die Schultern ihres „Du" zu lehnen, wie jene Berlinerin von Neustadt her, obgleich sie nicht so sanft ruhte. Ich hörte von ihrem Begleiter viel Sentimentalitäten über deutsche Städte, wie Nürnberg.

Diesen Morgen ließ ich mir nicht nehmen, Hannover zu besehen. Ich wanderte mit einem Lohnbedienten über die Promenade, den Waterlooplatz und den ältesten Theil der Stadt. Was mir daran auffällt, ist die beinahe groteske Verbindung von Alt und Neu. Da sind alte, kleine, winkelige Straßen, die ältesten der Stadt, die noch bei den Gemeindewahlen die erste Stimme führen, nicht viel anders, als in Quedlinburg mit vorgebauten ersten und zweiten Stockwerken; und daran auf dem einst von dem Stadtgraben eingenommenen Boden Gebäude im neueren Stil, mit einem gewissen Anspruch auf Eleganz. Das Schloß, welches nicht bewohnt wird, nimmt sich von der Promenade her recht stattlich aus; es ist erst vor kurzem fertig geworden. Aber daneben stehen, dazu gehörig, vier uralte Häuser in dem ältesten städtischen Stil, unter einander selbst zu zwei verschieden, wo die Diener wohnen. Der König hat seine Behausung in einer daran stoßenden Straße; auch hier war ein an sich anständiges Gebäude durch ein paar Privathäuser verunziert. Die Straße ist nicht gerade still; doch begreift man, daß der König nach dem Tode seiner Gemahlin keine neue Einrichtung machen wollte. Der Front des Schlosses gegenüber steht eine Mühle, die der ersten Zeit der Stadt angehört, wie sie in jedem Dorf vorkommen könnte, ein memento mori für alle Pracht. An das alte Rathhaus, ein echtes altes Rathhaus einer Mittelstadt, ist ein Neubau angehängt worden, der weder alt noch neu

ist. Das schönste Giebelhaus hat man in modernem Sinne von unten her unterbaut. So sieht es im größten Theil unsres Deutschlands, in den Staaten selber aus: nichts fertig, noch in einem Sinne, Altes und Neues hart aneinander, im Kampfe mit einander. Berlin hat noch den Vortheil, eigentlich durchaus modern zu sein. Was ich hier sah, schien mir zuweilen nicht eben die gelungenste Nachahmung des Berliner Baustils; z. B. das Theater, das aber ganz terrassenförmig geworden ist, und das Denkmal des Generals Alten, das an den Übelständen des modernen Costüms leidet und auf der einen Seite einen noch kräftigen, auf der anderen einen schon gebrechlichen Mann darstellt. Einen guten Eindruck macht die Büste von Leibnitz in ihrer Umgebung von jonischen Säulen; ein recht bedeutendes deutsches Gesicht mit Lebenskraft und Falte des Nachdenkens auf der Stirn. Auch in dem Wohnhaus desselben war ich und stieg die dunkle, sonst breite und schöne hölzerne Treppe hinauf. Man hätte seinen Büchersaal conserviren sollen, doch ist alles dem Gewerbe übergeben.

O wie gern hätte ich meine theure und sinnvolle Freundin mit mir gehabt, um alles mit mir zu besehen und ihr Urtheil zu sagen. Ich wiederhole meinen alten einzigen Wunsch: haltet Euch gesund! Treffe Euch kein Unglück. Dieser Brief ist zugleich für den theuren Ferdinand; es ist mir ein großer Trost, ihn in Eurer Nähe zu wissen. Sage Eichhorns, daß es mir am letzten Tag unmöglich war zu kommen, der Beschäftigung halber, die er kennt. Tausend Grüße an Manteuffel. My love to the children.

L. R.

148. An Clara Ranke, geb. Graves.

Brüssel, 7. September 1850.

Aus weiter Entfernung schon sende ich meine Grüße oder, wie ihr Engländer sagt, meine Liebe der theuren Frau, an die ich immer denke; möge es Euch allen, die Ihr alle eins seid, Kindern und Mutter, indessen wohl gegangen sein.

Meine Reise war denn auch ferner nicht ohne einiges Angenehme. Ein Aufenthalt der Waggons zu Minden ließ mir Zeit, diese kleine Stadt, die älteste Erwerbung des Hauses Brandenburg an der Weser, zu besehen. Ein Festungsstädtchen, das sich ohne viel Zuthun von außen wieder aufnimmt; mit altem Dom und altem Rathhaus — ein paar schöne mittelalterliche Gebäude, das Neue nicht ganz unpassend. Wundervoller Blick von der Brücke, wo sich das Thor von

Westfalen, noch genannt die Porta — ein paar einander gegenüberliegende, waldbewachsene Anhöhen, Georgenburg und Katharinenklus, zwischen denen der Fluß dahinströmt — dem Auge darstellt. In kurzem fuhren wir in vollem Regen dahinein. Es wäre unverantwortlich gewesen, das schöne Land so mit Windesfittichen zu durchfliegen, hätte nicht das Wetter, das zwischen Sonnenschein, Hagel und Regen schwankte, in diesen Tagen doch jeden Genuß unmöglich gemacht. All die Wege, die durch Wiesen und Baumgänge in das Land führten, waren viel zu naß, um sie mit Vergnügen zu beschreiten. Ich mußte mich begnügen, das altväterische Herford und das nette Bielefeld mit seinen beiden starken Thürmen sich an der Straße präsentiren zu sehen. Keinen Augenblick läßt die Fahrt ohne Interesse; ich bedurfte keines Gesprächs und vermied es, in meine Ecke gedrückt. Wie wir uns dem Rheine näherten, erschienen dicke, wohlgenährte Holländer; von Köln gesellten sich Belgier, Engländer und andere Holländer erschienen. Besonders ein Belgier, voll von Leben und Widerwillen gegen Frankreich, mit der Miene eines Weintrinkers, der sich auch zuletzt als Weinhändler zu erkennen gab, immer gesprächig und nicht ohne Lebenswitz; ein paar junge Offiziere aus dem Haag, wohlgekleidet und sehr angenehm, ruhig und fein, wie die bessere Klasse dort; unausstehlich die Repräsentanten John Bull's, breit, dick, essend, lesend, laut und unbequem, aber stattlich; es war ihnen am wohlsten in ihrer Haut. Dabei Deutsche, kränkelnde Männer, sorgsame Hausfrauen; Polinnen — ein ganzes Babel von Sprachen und Landesarten.

In Köln hatte ich noch Zeit, dem Dom meinen Besuch zu machen. Ich habe ihn als Student besucht und schon ein paarmal als Professor. Der erste Eindruck der Jugend bleibt immer der größte. Das Großartige der Anlage stimmt zu dem Unvollendeten, Ruinenartigen. Um zu sehen, was der Mensch Würdiges, Edles durch seiner Hände Werk hervorbringen kann, muß man hierher gehen und sich diesem Eindruck still überlassen. Nur hier herumzuwandern, war damals und jetzt für mich Gottesdienst. Daß man dieses Werk nun vollenden will, ein großes Portal und den hohen Chor wirklich vollendet hat, mit vereinten Kräften ohne Unterschied der Religion, des Nordens und Südens, ist eine der besten Sachen, die man gethan hat. Ich bewundere zwar die Reihe von gemalten Fenstern, welche der König Ludwig geschenkt hat, nicht so sehr, wie die meisten. Ich finde in den neuen Arbeiten im Chor, den Fresken u. s. w. manches, was mir nicht ganz homogen erscheint; allein mag denn die Arbeit entfernter Jahrhunderte sich im kleinen unterscheiden lassen: das Ganze ist doch

das Uralte, Unnachahmliche, so gesetzmäßig wie Naturwerk. Von dem hohen Chor kann man sich kaum wieder losreißen. Die alten Glasmalereien wurden, eben als ich da war, von der hellen Frühsonne mannigfaltig beleuchtet; es hätte nichts gefehlt, als eine für den Geist befriedigende öffentliche Andacht; Messe las man eben; dieser stille und werktagsähnliche Dienst mag für jetzt der beste sein.

Noch ein anderes Menschenwerk habe ich unterwegs bewundert, den Bau der Eisenbahn von Aachen nach Lüttich. Das Land kann nicht schöner sein: allenthalben grüne Flächen mit Bäumen eingehegt, Rinder darauf weidend, schmale Fußsteige hindurchgehend, schlanke Bäume mit flatterndem Laub, in Alleen an den Weg gepflanzt. Dazwischen fährt der Wagen viertelstundenlang; dann senkt er sich in lange, 5—10 Minuten lange Tunnels, wo die Lampe des Wagens wie ein Kohlenlicht im Bergwerk brennt; dann kommt er zwischen Anhöhen hervor: wohl Felsengeschiebe zu beiden Seiten, oder grünbekleidete Berglehnen, Bäche und Flüsse: kleine Ortschaften voll Arbeit und netten Häusern werden durchflogen. War das die Gegend dort an der Maas, wo meine „Freundin in Liebe" ihre frühesten Jahre zugebracht und ihr Madonnenhaar etwas zu stark von der Sonne des Continents hat dunkeln lassen?

Hier in Brüssel bin ich bloß die Straßen auf und ab gewandert; ich zog es vor, auch liebe Freunde unbesucht zu lassen; auch hatte ich keine Zeit. In einer Stunde will ich das letzte Viertel der Reise antreten; davon hoffentlich bald. Seid alle gegrüßt in beiden Häusern. Mama und Kindern jedem einen Kuß auf die Stirn, und Gottes Schutz!

L. R.

149. An Clara Ranke, geb. Graves.

Paris rue des petits Augustins
Hôtel de Londres, 9. September 1850.

Und so bin ich denn glücklich — das heißt ohne Unfall und Unannehmlichkeit, und schon das ist Glück genug — hier angelangt. Diese vier Tage innerer Ruhe bei der rapidesten äußeren Bewegung sind mir recht heilsam gewesen.

Im Wagen habe ich die Franzosen sehr schweigsam gefunden: sie lesen Journale, ohne mit einander darüber zu sprechen, und legen sie schweigend nieder. Selbst die Anwesenheit eines Kindes und zwei artiger Frauen konnte keine Theilnahme des einen am andern hervor-

bringen. Als wir uns Paris näherten, sahen wir ein Wahrzeichen der Revolution von ominöser Art. In Pontoise hat die Menge den Bahnhof verbrannt. Direction und Stadt processiren darüber, wer ihn aufzubauen habe; indeß bleibt er in diesem ruinirten Zustand, von allen Seiten offen, mit jenen schwarzen Streifen an den Brandmauern, welche die herausschlagende Flamme hinterlassen hat.

Angenehmer sind mir aber doch einige Veränderungen gewesen, welche die Revolution hervorgebracht hat. Während man sonst mit dem preußischen Paß nicht zufrieden einen französischen begehrte, fragte man jetzt gar nicht mehr nach dem Paß. Die Visitation war leicht und ohne Beschwerde. Sonntag Abend 7 Uhr langte ich an meinem alten Hotel an. Wirth und Wirthin empfingen mich mit Händedruck und herzlichem Willkommen wie einen alten Bekannten.

Heute war mein erster Gang nach dem Archiv, wo ich denn morgen meinen alten Sitz wieder einzunehmen gedenke. Auch eine und die andere Bibliothek ist offen. Ich ging in die Bibliothek des Arsenals und hatte gleich eine recht ergiebige Stunde. Dann wanderte ich die Boulevards, die lauter verkrüppelte Bäume haben, entlang; in der Nähe der Madeleine wandte ich mich unwillkürlich nach der Rue Dussot; ich ging dann nach dem Tuileriengarten und suchte die Stelle auf, wo ich mit meiner geliebten Freundin das erste vertrauliche Gespräch hatte. Stühle, vielleicht die alten, standen auf demselben Platz. Der Abend war heiter, kühl und ruhig; der Himmel von der untergehenden Sonne beleuchtet; goldene Streifen säumten das leichte Gewölk.

Noch habe ich niemand besucht, mich nach niemand erkundigt. Ich will den Eindruck der Stadt ganz als Fremder wieder aufnehmen; Persönlichkeiten würden mich im Anfang stören.

Meiner lieben, zarten, trauten Hausfrau und den Kindern möge es indeß wohlgegangen sein. Schreib mir bald.

L. R.

150. An Clara Ranke, geb. Graves.

[Paris] 21. September 1850.

Sollte sich jemand wohl einbilden, daß es einem Menschen wie mir, der nichts ist und keine besonderen Aufmerksamkeiten zu erwarten hat, dennoch so recht angenehm und behaglich sein könnte, in einer großen Stadt incognito zu leben? Besuche habe ich bisher so gut wie garnicht gemacht, Gespräche, die so genannt zu werden verdienen,

nicht zwei gehabt; da doch diejenigen, auf die es mir hauptsächlich ankommt, nicht da sind, so kann ich das allenfalls verantworten. Es ist mir zuweilen zu Muth wie vor 22 Jahren, da ich zuerst nach Venedig kam. Ich arbeite immer fünf Stunden auf dem Archiv mit unglaublichem Genuß; ich suche eben das, was mir fehlt, und habe das Glück, es zu finden. Ich erstaune, daß die Franzosen es mir überlassen, hier in Paris, wie ich wenigstens denke, einen Theil ihrer Geschichte zu entdecken. Eigentlich kümmert doch die Vergangenheit die lebenden Menschen nicht ernstlich; sie suchen nur Hülfsmittel für die Bestrebungen des Momentes in der Geschichte.

Nach diesen Archivstunden durchwandere ich Straßen und Plätze. Ich habe mich wieder recht einheimisch gemacht, denn alles ist noch wie es war; außer einigen Überschriften und ein paar tricoloren Fahnen, die mit unsern Berlinern an Verfall wetteifern, zeigt sich keine Spur von Republik. Darauf käme es auch zunächst nicht an. Das Auffallende ist das Treiben, Thun und Lassen dieser romanischen Menschen; ihr Lärmen und ihr Schmutz. In den kleinen, engen Straßen ist es mir auch oft wie in Venedig: dasselbe Rufen und Sichbehaben, ihre Feinheit und angeborene Gabe der Conversation, welche die geringste Frau und der Mann in der Straße, sowie sie angeredet werden, an den Tag legen: so wie auf den Straßen das schwere normännische Pferd einen Karren daherschleppt, dessen Form der Urzeit angehören könnte, und dazwischen die eleganteste Citadine, in der man vielleicht einen Blusenmann sitzen sieht, dahinfährt. Der Unterschied der Stände ist hier nicht mehr, wie in Deutschland und England. Und was sie alles aufstellen: die zierlichste Arbeit, die keinen Augenblick eines langen Abends unbeschäftigt läßt; das Schauspiel, das in seiner modernen Gestalt hier entstanden ist; man sollte glauben, sie hätten den Tanz, wie er heutzutage gang und gäbe ist, erfunden. Und diese Quais, diese Brücken, diese Paläste, alles so groß und breit und glücklich entworfen, auf immer ausgeführt.

Jedoch genug. Wir hatten die ganze Zeit daher das schönste Wetter, höchstens am Morgen kühl, sonst warm und zu Wanderungen einladend. Es ist doch ein wirklicher Unterschied im Klima; was in Deutschland und Belgien nicht vorgekommen: gleich sowie man Frankreich betrat, erschienen die Menschen in Sommerkleidern. Ich kam gestern erst nach Mitternacht nach Hause (aus dem Theater), es war nicht nöthig, den Rock zuzuknöpfen. Da bin ich denn auch nicht immer in der Stadt geblieben. Ich habe die schönste Portraitsammlung, die es giebt, in Versailles, gleich den ersten Sonntag besucht. Der Park

war wundervoll und prächtig; und ich durchbrach oft die Umzäunungen, um mich an dem Naturwald hinter denselben zu weiden. Die Bäume glänzten durchsichtig im Strahl der Sonne; nur Sonntagnachmittags giebt es diese Farbe und diese Stille dabei. Die wunderlichen Franzosen, die in großer Zahl nach dem Museum gekommen waren, wandelten auf dem Rasen an dem großen Aufgang auf und ab, wo eine sehr mittelmäßige Musik gemacht wurde. In der Tiefe des Parkes fand ich ein junges Paar gelagert: er schlief, sie las ein Journal. Dann bin ich zum ersten mal in Vincennes und Charenton gewesen. Wie glücklich wäre ich gewesen, hätte ich die Clara von St. Germain, wo sie noch muthig wanderte, hier auf dem Waldweg bei mir gehabt, der von Vincennes nach Charenton führt, ein Fußsteig vom Laub der Bäume überwölbt! Aber wir wollen ein Gelübde thun, hierher zu gehen, sobald das ihr nur erst wieder möglich ist.

Die Hauptsache ist der Besuch, den ich in Ruel, wo Cardinal Richelieu sein Schloß hatte, gemacht habe. In gar nicht alten Büchern hatte ich gelesen, Schloß und Park, die an den Marschall Masséna übergegangen, seien von diesem in guten Stand gesetzt worden. Meine Anfrage im Ort nach dem Schloß wurde jedoch nur zweifelhaft beantwortet; das Falscheste behauptete ein Mann, der der gebildeten Classe angehören mochte, seinem Begleiter und mir einredend und demonstrirend, woran nicht zu denken war. Endlich kam ich an eine großartige Besitzung; aber es war Malmaison, Josephinens und Christinens, für die ich jetzt keine Andacht hatte. Da aber in der Nähe fand ich eine ältere einheimische Frau, die mir Bescheid sagte, und mit der ich dann über die benachbarten Höhen, zwischen Weingärten und Kartoffelfeldern und langen Mauern entlang, nach dem Eingang des Chateau Masséna, das einst dem Cardinal gehört hatte, gelangte. Das Schlößchen ist ganz modern; recht hübsch, aber nur nicht, was ich suchte. Schon jene Frau hatte mir gesagt, daß alles zerstört sei. Die Masséna hätten die ganze Besitzung zersplittert und das Schloß des Cardinals demolirt. Mancher aber habe sich der Thränen nicht enthalten können. Jetzt sei ein Mann von der Bank der Besitzer. Indem ich eine alte Grotte besah, welche das einzige sein sollte, was noch vom Cardinal übrig sei, erschien dieser selbst. Er hatte seinen Klappstuhl unter dem Arm, eher das Ansehen eines Aufsehers, als eines Besitzers; der gute Mann wünschte mir alles zu erklären, doch war er an der Zunge gelähmt und konnte die meisten Buchstaben nicht herausbringen. Aber einiges zeigte er mir doch: den Platz, wo das Schloß gestanden, wo er sich einen Pavillon gebaut

hatte; eine uralte, sehr schwere steinerne Bank; die stattlichen Kastanien, die der Cardinal selbst gepflanzt habe, sein bestes Denkmal. Er sagte mir, daß er keine Kinder habe; jedes Wort athmete Wohlwollen und Verstand. Aufmerksamer kann der Cardinal Richelieu nicht auf die Worte des Pater Joseph gelauscht haben, wenn er ihm Geheimnisse der Politik mittheilte, als ich auf jeden Laut meines Begleiters. Ich sagte, dem Garten des Cardinals sei es ungefähr so gegangen, wie der Monarchie, zu deren Gründung er so viel beigetragen habe. Der schwer verständliche Freund sagte mir, daß er die Revolution mit durchgemacht habe. Ich sagte, glücklicherweise seien die späteren Revolutionen nicht so blutig verlaufen, wie die erste. Er antwortete: warten Sie nur, attendez! Er zeigte eine unendliche Sorgfalt für jedes Überbleibsel der alten Zeiten. Wenn ich etwas durchaus nicht verstehen konnte, rief er jemand von der Dienerschaft herbei, um es mir zu sagen. Vielleicht war es ein Irrthum, daß ich seine Einladung, etwas bei ihm zu genießen, abschlug. Aber man muß eben in der Welt nicht alles erschöpfen.

So, Liebe, lebe ich hier, denke Euer unaufhörlich, bin glücklich, daß Ihr Euch erträglich wohl befindet. Zeitungen sendet mir nicht mehr: ich lese sie doch nicht. Die süße Familie küsse ich in Gedanken und gebe dem trauten Ferdinand meine Hand. Gott mit Euch.

L.

151. An Clara Ranke, geb. Graves.

[Paris] 28. September 1850.

Auch in alten Zeiten war es mir wahrhaftig nicht einerlei, wie Familie und Angehörige sich befanden, aber einen großen Unterschied bemerke ich zwischen damals und jetzt. Mit einer Art von Unruhe und Ängstlichkeit warte ich jetzt immer auf den Brief, der mir sagt und ferner sagen möge, daß die Kinder wohlauf sind und die theure Frau trotz allen Kopfwehes sich doch erträglich befindet. Sonst lebe ich hier, wie ich nach dem Rathe von your poor mama zuweilen thun sollte: in der früheren bachelor-Art.

Vorigen Montag habe ich viel an sie denken müssen, in Fontainebleau, wohin sie einst gern mit mir gegangen wäre. Jetzt fährt man in noch nicht zwei Stunden dahin. Ich hatte einen schönen, warmen, hellen Herbsttag getroffen und weidete mich nicht wenig an Garten, Park und Wald. Nirgends sah ich das noch besser von einander unterschieden, als in Fontainebleau. Der Garten besteht

aus weiten Grasteppichen, mit Blumenbüschen eingefaßt; sehr lebenskräftige, aber französisch verschnittene Baumreihen mit breiter Krone, die durchaus keine Allee bilden; nur der Vordermann in jeder Reihe hat einen Nachbar, dessen Krone mit der seinen ein Thor bildet. Der Garten ist sonst schattenlos und wird nur durch einen Springbrunnen in der Mitte eines runden Bassins belebt; alles ist offen, geräumig und stattlich. So ist der Garten; der Park, der um ein gutes Theil tiefer liegt, macht einen ganz andern Eindruck. Er ist von einem Canal durchschnitten, den Heinrich IV. hat graben lassen. An der linken Seite, die ich durchwanderte, finden sich die schönsten Alleen, überraschende Fernsichten, mannigfaltige Gruppen, allenthalben ein herrlicher Baumwuchs an den Bächen und Quellen, die dem Ort seinen Namen gegeben haben. Eine edle Kunst ist doch die des Gärtners, der die Werke der Natur zum Wohlgefallen der Menschen aufzuwachsen nöthigt, so daß sie den künftigen Geschlechtern nicht allein Schatten geben, sondern Gemüth und Seele beschäftigen! Aber über alles ging mir diesmal der Wald, der mich mit einer Frische anhauchte, wie ich seit der vorjährigen Harzreise nicht empfunden. Buchen, Eichen und Fichten; zwischen den Laubgängen plötzlich entgegenstarrende Felsen; Tropengewächse und Alpengewächse nahe bei einander. Ich wanderte über den Berg Heinrichs IV. immer tiefer in das Gehölz, bis ich auf einer Anhöhe Felsengruppen traf, wie sie auf den Bildern seiner Jagden erscheinen. Ich kletterte darauf herum wie ein Jüngling, brach ein paar Pflänzchen, die darauf gewachsen sind, und genoß von der höchsten eine stille Aussicht über den dunkeln, unendlichen Wald. Jägerstiege, künstlich durch das Holz geführte Spaziergänge und große Landstraßen wechseln in demselben. Im Dickicht begegnete mir ein junges Mädchen, von weicher und doch zierlicher Schönheit, aus dem geringen Stand; natürlich mit ihrem Begleiter, der auch ein sehr wohlgestalteter Mann war. Ich glaube bei beiden Geschlechtern mehr Schönheit zu finden, als bei uns.

In der Mitte dieses Waldes haben sich nun die alten französischen Könige ein Schloß oder vielmehr eine ganze Reihe von Schlössern gebaut. Ach, wenn man niemals etwas verändert hätte —! Es würde einen unvergleichlichen Cursus der französischen Geschichte geben. Jetzt ist eigentlich nur das Älteste und das Neueste übrig. Von Ludwig IX. aus dem 13. Jahrhundert ist ein Säulengang in einem der Höfe übrig, zierlich und harmonisch; auch in einer nahen Halle weht noch der Geist der alten Zeit, doch fängt schon da die Restauration an, welche in alles andere einen gleichmäßigen, aber falschen Ton gebracht

hat. Aus der neuesten Zeit sieht man unfern von einander das Boudoir von Marie Antoinette, das Badezimmer Napoleons und das Brautbett der Herzogin von Orleans. Das Badezimmer des Kaisers, noch antikem Muster, könnte Neid erwecken; was er nach eigenen Einfällen machen ließ, ist auch nicht viel werth. Wo das Bett Ludwigs XVI. stand, hat er seinen Thron aufschlagen lassen; es ist aber ein königliches Schlafzimmer geblieben und durchaus kein Thronsaal geworden. Der Charakter des Ganzen ist nicht im mindesten modern; es sind fürstliche Landhäuser im Stil des Palais Royal.

So vergnügte ich mich an jenem Tage, es war Sonntag; sonst begnüge ich mich wieder mit Wanderungen in der Stadt. Auf einer solchen war ich Mittwoch Abend begriffen, als ich mich plötzlich anrufen hörte und in einem stillhaltenden Wagen einen wohlbekannten Freund sah: wen denkst Du wohl? den Pater Confessor, der aus Dieppe kam. Auch seine Frau und seine Tochter waren mit ihm; ich habe am anderen Tage mit ihnen gegessen, und bin dann lange in den Straßen mit ihm auf und abgegangen. Der Mann wird mir immer werther. Er versprach, sein erster Gang, wenn er nach Berlin komme, was sehr bald sein wird, soll nach der Luisenstraße sein.

Morgen bin ich drei Wochen hier, schon die Hälfte der Zeit, die ich mir gesetzt hatte: unnütz wird sie nicht gewesen sein. In ein paar Tagen wird auch die große Bibliothek eröffnet und ich werde ja sehen, wie viel ich mich ausdehnen kann. Ich habe einige Besuche zu machen versucht, aber wie weise in der That war meine ursprüngliche Entsagung: ich finde beinah niemand. Auch Laboulaye, der so freundlich geschrieben hat, ist auf einer Reise; man sagt mir, er werde Anfang October wiederkommen; Madame Mohl erst in fünf Wochen, so daß ich sie nicht sehen werde. Und doch hätte ich jetzt Zeit, mich dem Umgang mit Menschen zu widmen, was in Berlin fast unmöglich ist. Ich gehe viel ins théatre français.

Tausend Grüße nicht allein an Ferdinand, sondern auch an Manteuffel. Ich hoffe M. v. W. wird die geliebte Frau nicht allzusehr bestürmen: take care of yourself, rest your own dear self and kiss the children, Otto twice for his letter. Goodbye!

L. R.

Tell me what you wish for.

152. An Clara Ranke, geb. Graves.

Paris, 11. Oktober 1850.

Die Krankheit unserer kleinen zierlichen Helene setzt mich in Schrecken; da sie aber vor kurzem so wunderbar gerettet worden ist, so kann ich nicht glauben, daß sie uns genommen werden sollte. Es würde meine Gedanken von der persönlichen Vorsehung erschüttern, wenn wir sie dennoch verlören. Ich glaube des Doktors und Deinen Versicherungen, daß ich sie gesund wiedersehen werde. Soll ich gar nicht, niemand etwas mitbringen? Denke, was etwa für jeden.

Diese Woche habe ich Besuche zu machen angefangen und einen oder den andern meiner alten Bekannten wirklich zu Hause getroffen; aber in ganz anderem Zustand, als in welchem ich sie 1843 verlassen hatte. Villemain, damals Minister, in einem Hotel, das an den Receptionsabenden von der Menge überfluthet war, wohnt jetzt ganz einsam, in einer kleinen Behausung im Institut; wie ein Einsiedler, sagt er selbst. Ich war glücklich, nach so viel glatten Gesichtern wieder einmal eins zu sehen, in dem sich Spuren von Gedanken und Überzeugungen kundgaben: ein durchfurchtes, altes, runzeliges Gesicht, aber ernst und bedeutend. Niemals hat mir ein Mensch mehr Gutes von mir selber gesagt, viel zu viel; er überredete mich fast, daß es sich der Mühe verlohne, nicht zu schweigen. — Einen schwereren Stand hatte ich mit Mignet. Auf den breiten steinernen Stufen, die ich ihm sonst wohl beneidet, stieg man nicht mehr zu ihm hinauf, sondern auf Treppen, wie zu andern Menschenkindern, und zwar in die vierte Etage. Er saß da enge, jedoch comfortabel, bei einem lustigen Kaminfeuer. Er überschüttete mich mit Politik und sprach, d. h. in der Form, vortrefflich; auch das, was er sagte, ließ sich hören, doch gab es da manche Differenz zwischen uns. Sehr gut, sehr mitbrüderlich (confrère) aber nahm er mich auf. — Und nicht allein diese, welche dem früher herrschenden System angehörten, hatten verloren, noch mehr fast der demokratische Michelet. Ich fand ihn ganz entfernt, außerhalb Paris in einem kleinen, kleinen Gartenhause etablirt; ich kann nicht begreifen, wo er seine Bücher hat, und konnte ihn nicht dahin bringen, mir seine Studierstube zu zeigen. Er gab mir in einem Gartensaal zu ebener Erde, der sehr niedrig war, Audienz. Er ist nicht gealtert; sein weißes Haar ist sehr dicht; er macht immer den Eindruck eines gutmüthigen Enthusiasten. — Auch Augustin Thierry sah ich wieder, der ebenfalls in einem Garten wohnt; vor der Thür stand der Wagen, in dem sich der blinde Mann herumrollen läßt, um

Sonne und Luft zu genießen. In der Politik stehen wir einander ziemlich fern; doch hat er Sinn für die meine. —

Übermorgen, Sonntag, will ich noch einige Besuche mehr machen; nach und nach treffen die Menschen ein, und es wird mir schwer werden, fortzukommen. Die Arbeiten in der Bibliothek gehen vortrefflich. Ich fürchte, ich fürchte, ich werde mir ausbitten müssen, das Jahresfest unserer Verheirathung auf den Tag unserer Ankunft in Berlin zu verschieben. Wenn nämlich alles dort gut geht. Warum schreibt mir Ferdinand nicht von der großen Veränderung in seiner Familie? Aus der Ferne stimme ich ihm jedoch bei. Tausend Grüße an ihn. Wenn Helenchen wieder wohl ist, soll sie auch zwei Küsse haben. Mein Herz hängt sehr an Euch.

L.

Meinen Willen, am 26. wieder in Berlin zu sein, zeigt der einliegende Anschlag, der nach der Universität geschickt werden muß.

153. An Clara Ranke, geb. Graves.

Paris, 22. Oktober [1850].

Es bleibt also dabei, daß ich, wenn kein Unfall mich trifft, den 27. Abends zu Euch zurückkomme. Wie gut seid Ihr, daß Euch nach mir zu verlangen scheint!

Ich fände hier wohl noch manches zu thun, und die Gesellschaft würde mich anziehen und beschäftigen. Zumal Thiers jetzt hier ist und noch andere Freunde ankommen; allein mein Platz ist in Berlin und hauptsächlich bei Euch. Helenchen mag noch so blaß aussehen, wenn sie nur lebt und gedeiht! Ich freue mich auf den braven Otto, das herzige Friedchen, von den trauten Freunden den trautesten, meinen Bruder, und vor allen auf die geliebte Frau, die wieder so viel ausgehalten hat und zu der meine Gedanken immer unwillkürlich zurückkehren. Laut dem Buche müßte ich halb 10 Uhr von Magdeburg her ankommen. Vielleicht finde ich Ferdinand auf dem Bahnhof, Dich, Liebe, zu Hause. Also à revoir le dimanche prochain.

L. R.

Sonnabend den 19. habe ich einen Vortrag in der Akademie des sciences morales et politiques gehalten[1]) — hm! hm! hm! . Doch ging alles gut. Was ich noch ferner zu sagen habe, werde ich schriftlich abmachen; man wird beides drucken.

1) Vgl. S. W. XII 117 ff. (oder 158 ff.?)

154. An Clara Ranke, geb. Graves.

Straßburg, 3. September 1851.

Aus dem mit Nebel bedeckten Thale von Wildbad aufklimmend, hörten wir noch sechs Uhr schlagen; der Nebel verdichtete sich bald zu Regen, doch wirkte er mehr erfrischend auf den Wanderer. So überstiegen wir den ersten Bergrücken. Über die Eyach, die das nächste Thal durchzieht, ward ich vom Führer auf dem Rücken getragen; die Wolken schienen sich zu heben. Aber der zweite Bergrücken war noch viel beschwerlicher. Der kleine Fluß brauste mit prächtigem Geräusch neben uns; die Bäche, die ihn nähren, kamen uns entgegen. Zuweilen mußten wir eben in ihrem Bett unsern Weg machen. Hier und da lagen Baumzweige darüber her. Guten Muthes schritten wir fort; wenn einer klagte, war es der Führer. Doch wurden wir gründlich naß; als wir an den Punkt kamen, wo die schönste Aussicht sein sollte, sah ich nur ein Meer von Nebel und Regen über einem Abgrund liegen. Glücklicherweise ließ der Regen nach, als wir den steilen Weg hinunter nach Lautenbach gelangten; der Anblick der dunkeln Höhen, auf denen die Regennebel, die uns bedrängt hatten, sich in langen Streifen tummelten, ward bei jedem Schritt reiner und großartiger. Burg Eberstein erschien; der Fußweg nach Gernsbach und aus Gernsbach ist einer der angenehmsten, die man machen kann. Die Murg ist der prächtigste Bergstrom, den man so leicht sieht, viel wasserreicher und mächtiger, als die Nagold bei Calw; doch ist die Lage des Ortes bei weitem nicht so malerisch. Wenn man sich auf dem steilen Fußweg, der nach Baden führt, umkehrt, sieht man den Schwarzwald mit seinen mannigfaltigen und dunkeln, nebeldurchzogenen Höhen den Horizont einnehmen, und hat die lieblichsten Thäler im frischen Grün vor sich. Alles athmet Ruhe und Zufriedenheit; doch darf man sich nicht täuschen: auch in den Bergen sucht uns die Weltbewegung auf; in Gernsbach baute man eben an einem in dem letzten Tumult verbrannten Hause. Nach Baden hin werden die Tannen immer höher und ausgebildeter; hohe und breite Buchen stehen nach den Abhängen hinunter. Es läutete zwölf in Baden, als wir uns dem Orte näherten.

In Baden selbst war wenig zu genießen, da der Regen sich erneuerte; ich wechselte nur eben die Kleider und setzte mich an die Wirthstafel. Die Eisenbahn führte mich hierher; ich hatte noch Zeit genug, den einzigen näheren Bekannten, den ich hier habe, auf seinem

Landhaus in der Nähe aufzusuchen und schicke mich eben an, das Münster zu besuchen. Das Wetter ist besser. So weit mein Bericht. Meine kleine Frau möge indessen sich nicht ängstigen, mit ihren Geschwistern wohlauf sein, für sich selber sorgen und viel an diesem Brief studieren.

L.

155. An Clara Ranke, geb. Graves.

Frutigen, 5. September 1851.

Wie ferne bin ich nun schon wieder von der theuren Freundin, der es indeß wohl gegangen sein möge; manches Wunder Gottes und der Menschen habe ich seitdem gesehen.

Ich wüßte nicht, daß jemals ein Bauwerk einen größeren Eindruck auf mich gemacht hätte, als das Münster in Straßburg; man faltet seine Hände unwillkürlich, so wie man in dieses heilige Dunkel tritt. Ich stieg von der Krypta ältester Zeit, wo die Inschriften vor Alter zerfallen, zu der Höhe des Thurmes, dem leichtesten Werk, das je Menschenhand in die Luft wagte. Nichts Herrlicheres, Sinnvolleres, Größeres, als das Portal des alten Münsters. Man versteht seine Figuren nicht mehr.

Nachmittag fuhr ich nach Basel. Das Elsaß ist wenigstens ebenso deutsch wie die Schweiz; bei Straßburg sind ganze Dörfer, wo man nur deutsch redet. Man fährt immer längs der Vogesen. Ich glaubte zu bemerken, wie der Regen sich auf und an den Höhen sammelt und die Wolken dann niederfallen immer wieder und wieder, bis sie auch dann und wann den flüchtigen Dampfwagen erreichen.

In Basel war mein erster Gang nach den Bildern der Holbein, einer sehr zahlreichen Künstlerfamilie, wo dann dieselbe Geistesrichtung, welche die Dome schuf, sich in Bildern ausprägt. Das Münster ist der am besten zum protestantischen Gottesdienst eingerichtete alte Dom, der mir vorgekommen ist; jeder Raum ist schicklich und würdig benutzt. Ich wohnte am Rhein und schlief bei seinem Rauschen. Besuche machte ich nicht.

Gestern früh sah ich das Münsterthal. Hie und da scheint die Natur auf den Höhen der beiden Bergreihen Castelle angelegt zu haben oder befestigte Städte; tiefere Mauern umschließen die Bäume der Gärten. Bald aber sind diese Felsen jenseit aller Vergleichung: unermeßliche Wände, die sich von der Höhe nach der Tiefe ziehen. Die Birs, grünlich, wo sie ruhig läuft, in weißen Schaum umgestaltet,

wo sie kleine Fälle bildet, meist das eine und das andere, windet sich durch diese Felsgelände, und neben ihr der Weg. Über einem Felsenthor zeigt eine römische Inschrift, wem wir die Straße verdanken; dann ersteigt man ablenkend die letzte Höhe des Jura: welch ein Anblick! Die Kette der Alpen, sechzig Stunden, breitet sich vor den Augen aus. All die größten Höhen vom Montblanc her, wie ebenso viel einzelne Granitfelsen, ebenso viel gigantische Edelsteine.

Heute Morgen besah ich Bern und fand noch Zeit, eine Stunde in der Bibliothek zu arbeiten; aber die Reinheit des Himmels der Alpen hatte mir Muth und Lust gemacht. So eilte ich nach Thun, genoß den wundervollen Anblick des Ortes und des grünen Sees, ließ mich aber nicht verlocken, etwa nach Interlaken zu gehen; sondern sogleich in die Mitte der Alpen einzudringen. Heute Abend bin ich hier in einem ansehnlichen Bergdorf, wo Schafmarkt war und alles ziemlich lebhaft ist. Morgen will ich, wills Gott, die Gemmi übersteigen.

Mich verlangt recht nach Nachricht von Euch: oft vermisse ich die traute Freundin und Gefährtin.

L. R.

156. An Clara Ranke, geb. Graves.

Leuker-Bad, 7. September [1851].

Gestern habe ich denn also wirklich einen Alpenpaß zu Fuß durchwandert. Die Höhe der Gemmi ist siebenthalbhundert Fuß höher als die Straße über den Gotthard, über 800 Fuß höher als die Straße über den Simplon; in der neuesten deutschen Reisebeschreibung (1850) finde ich, daß die Reisenden den Paß vermeiden, weil er zu gefährlich sei. Ich wußte nicht, daß ich etwas so außerordentliches unternahm, als ich mich auf den Weg machte.

Von Frutigen fuhr ich früh am Morgen in einem kleinen, vorn und an einer Seite offenen Wagen nach Kandersteg. Auf dem Sitz, der für drei eingerichtet ist, konnte ich mir's bequem machen; der alte Mantel that mir den Dienst, den Liegenden zu bedecken; die Luft war frisch, die Höhen oben beschneit; die Straße gut gehalten, die Umgebung mannigfaltig. Der Führer, den ich mitgebracht hatte, nahm nun Felleisen und Mantel, auf den er seinen Hut schnallte, über den Nacken; er versicherte mich, und so ließ sich alles an, wir würden gutes Wetter haben; rüstig überholten wir eine Gesellschaft, die wenigstens halb zu Pferde war. Es geht nichts über das frische

Lebensgefühl, das man an einem Reisemorgen zwischen den bethauten Gewächsen, von Bergluft angeweht, in sich fühlt!

Zuerst begegnet man den schon angeschwollenen, der Ebene gefährlichen, geschwinden, brausenden Gebirgsflüssen, die zuweilen lange Strecken hin in Schaum aufgelöst sind. Dann kommen die starken Bäche, wie hier von den Alpen her, die jene nähren. Darauf folgen, von hoch her herabstürzend, die ursprünglichen kleinen Bäche, die sich wie Silberströme in langen Streifen durch die nackten Felsen daher ergießen, von verschiedenen Seiten zusammenströmend. Weiter in mancherlei Windungen aufsteigend geht man an ungeheuren Felsblöcken vorüber, von welchen die lebendigen Wasser tropfenweis herabfallen; nicht Regen noch Schnee, sondern aus ihnen selbst hervorbringend, als hätte sie Moses mit seinem Stab berührt. Immer reiner und erquickender wird die Luft; man nähert sich der Höhe, aus der uns das erste Jodeln entgegentönt, die Stimme der Natur im Menschen, in dieser Bergregion: eine leichtgeschürzte, nette Sennerin, welche das Vieh auf den Alpen gehütet, eine Hacke auf der Schulter, eine kleinere Schwester zur Seite, tritt uns entgegen. Sie wechselt ein paar Worte mit dem Führer, und bald hören wir von unten her ihre wohllautende Stimme durch die Felsen im Wiederhall; von oben antwortet ein Knabe, der seinen Esel schon abwärts nach Holze treibt. Denn schon haben wir die Höhe erstiegen. Die ferne Thalebene, die noch durch die umgebenden Berge zu erblicken war, wenn man ein wenig ruhend sich umsah, ist verschwunden; wir befinden uns auf dem Kamm des Gebirges, zwischen den Gletschern mit dem ewigen Eis.

Zur Seite war uns der Altels, mehr als 11 000 Fuß hoch; das Rinderhorn, das noch bis auf seine Spitze hinan Spuren von Alpenwiesen zeigt. Der Weg führt zwischen Gestein und Felsen auf und ab, durch eine Art Wüste, welche durch herabstürzende Lawinen vor einigen Jahrzehnten gebildet worden; man sieht nur hie und da ein einsames hölzernes Haus, bei dem ein Pferd oder eine Kuh weidet. Ich fand alle diese Alpenthiere bei weitem muthiger als die unsern: die Kuh in ihrem Gehege umherschreitend, halb wie ein Löwe in seinem Käfig, die Schafe von kräftigem Aussehen und bei weitem stärkerem Blähen, als die Thiere der Ebene. Nur die Knaben, die wir trafen, blaßgelb, neben den Steinen hockend; doch scheinen sie, nach dem Führer zu urtheilen, gute Männer zu geben.

Die ganze Region ist groß und still. Man wandelt zwischen den Bergen, wie sie vor Jahrtausenden waren, von keiner Menschen-

hand berührt, nur durch die ewigen Gesetze des Weltalls wachsend und abnehmend und erschüttert, aber fest in sich selbst. Alles Weltwesen weicht aus den Gedanken: hier oben ist der Gott des alten Testaments: so mag es dort sein, wo Mose mit ihm sprach. Ein grüner Alpensee, in welchem keine Spur von Bewegung, und der doch ohne Zweifel mit allen jenen Gewässern zusammenhängt, welche so laut nach der Ebene herabstürzen, ruht zwischen den gleichsam vulkanischen Felsentrümmern. Bald gelangt der Pfad an ein einsames Wirthshaus, in welches ein deutscher Poet[1]) seine furchtbarste Dichtung, die jedoch seine ganze Seele ausspricht, „den 24. Februar", verlegt hat. Damals aber war alles äußerst heiter: vor dem Hause Maulthiere und Pferde, und muntere Treiber; in demselben eine Carawane von Franzosen und Französinnen bei Wein und reichlichem Frühstück, das sie nicht genug preisen konnten. Mein Führer wechselte mit einem andern, bald hörten wir ihre Stimmen von fern her erschallen.

Aber der weitere Weg war nun nicht so angenehm wie der frühere, wie das Aufsteigen ohnehin immer belebender ist, als das Niedersteigen. Wir hatten den langen Daubensee zu umschreiten; oft mußten wir durch Schneestreifen wandern. Von der Gemmi her ward es trübe und fing an naß zu werden, doch ohne Regen; ich bewunderte die prächtigen Felsenschlösser mit gigantischen Giebeln, welche die Natur über dem See aufgebaut. Nachdem wir eine halbe Stunde von ihm weg waren, rief der Führer aus, daß wir nun erst die letzte Höhe erstiegen, und indem ich vortrat, sah ich tief unter mir, unter unsern Füßen das Leuker Bad aus einer tiefen Schlucht zwischen grünen Matten heraufschauen. Das ist nun eigentlich der Gemmipaß: man hat 1600 Fuß herabzusteigen, fast gerade herab. Es ist ein Weg hoch oben wie für Gemsen, weiter wie eine Wendeltreppe, noch weiter wie für Saumthiere hergerichtet, zwischen unergründlichen Schluchten, welche Schwindel erregen sollen, in welchen das lebendige Wasser die Felsen hinabrauscht. Der junge Führer lief oft nach dem Wasser — denn noch war es warm — um davon zu genießen; ich beugte mich, als ich darüber ging, auch einmal, um meine Zunge zu benetzen. Wenn man sich umkehrt, ist der Weg verschwunden; man sieht nicht, wie man heruntergekommen ist. Aber indem man noch ging, entsprang aus dem Felsen gleichsam eine Regenwolke und breitete sich wie ein Nebeldach über uns aus, ergriff uns auch ein wenig

1) Zacharias Werner.

und gab mir gleichsam ein Zeichen, daß nur dieser Tag für die Alpen mir gewährt gewesen. Die ganze Nacht hat es dann geregnet und noch ist es nicht heiter. Die Ruhe war mir unendlich erquickend.

Wüßte ich nun nur, wie es Euch dort geht, und wie den Unsern in Berlin. Ferne, bin ich doch nahe.

Dein L.

157. An Clara Ranke, geb. Graves.

Sitten, 7. September Abends [1851].

Das Leukerbad ist noch 4400 Fuß über dem Meere, und ein zweiter Paß, den man aber fahren kann, führt zur Ebene. Ich hatte ein eigenthümliches Vergnügen. Anfangs war ich von Nebel umhüllt, man sah eben noch die Felsen und die daraus hervorstürzenden, aber geregelten Wasser auf der einen Seite, auf der andern die Bäume, welche die Straße schützen. Die schwarzen Wolken, Regen enthaltend, waren unter mir; nach einiger Zeit gelangte ich in ihren Bereich und hielt den Tag für verloren. Sie hielten aber eine bestimmte Tour; wie glücklich aber waren wir beide, ich und mein junger Kutscher, als wir erst den Weg sich in die Ferne hinziehen sahen, und endlich ein prächtiges Thal sich öffnete, welches die Rhone sich durch die Berge gebrochen hat! Von oben her sieht man am besten, wie weit sich ihr Bett in dem Thale hin erstreckt; sie hat ein mit Steingeröll erfülltes Gebiet, das sie sich nicht nehmen läßt und das sehr breit in die Augen fällt.

Die Straße ist sehr wohlgehalten, neu und hauptsächlich für das Bad bestimmt. Das Rhonethal dagegen war von den Römern besetzt. Ihr Turris magna haben die Deutschen in Turtmann verwandelt. In Leuk sollte man altrömische Gemäuer von einem andern Thurm zu sehen glauben. Die Rhone hörte ich auch von einem Mädchen des Landes „den Rhodan" nennen. Das alte Leuk, so schmutzig es ist, wenn man sich darin befindet, nimmt sich aus der Ferne, wo man nur die ruinenartigen Gebäude wahrnimmt, stattlich aus. Es liegt an einem Abhang über der Rhone, die man hier überschreitet. Tiefgrün wogt sie daher; in den oberen Thälern scheint sie besser eingeschlossen gewesen zu sein, als in den niedern.

So bin ich wieder in dem Gebiete voll menschlichen Thuns und Treibens. Das Thal ist, je höher oben, je schöner, aber die Höhe war unaufhörlich mit Nebel umzogen; ich befestigte mich in meinem

Entschlusse, mich nicht wieder in die Region der Wolken zu wagen. Das untere Land hat fast einen südlichen Charakter. Orangen sah ich nicht, aber wunderschöne Fruchtbäume. Eine der angenehmsten Spazierfahrten, die man machen kann, seinen Gedanken vorwärts und rückwärts, jedoch hauptsächlich rückwärts, sich überlassend.

In Sitten versäumte ich nicht Valeria, ein altes Schloß, wo jetzt ein Priesterseminar ist, zu besuchen. Ein nicht mehr junges, aber nettes Mädchen wies mir den Weg. Sie erklärte mir den Hut, den die Walliserinnen tragen. Es ist ein niedriger Strohhut, an der Krempe von einem schwachen, kunstreich und kostbar zusammengewobenen Bande umgeben und dann von einem andern, mit Goldrand verzierten über und über. Die Hüte nehmen sich aus wie kleine Thürme. Das gute Geschöpf sagte mir, daß ihr Vater ein Deutschländer sei, ein Hohenzoller; ein Schuhmacher, der aber nicht mehr verdient. Ihr Bruder sei einer von den Einfältigen, wie ihrer viele seien, ein anderer sei ihnen gestorben. Ich sah den Armen thierähnlich krank an der Thür sitzen. O menschliche Natur, die allererbärmlichste, wenn sie nicht von Geist belebt wird!

Das höhere Schloß Tourbillon will sie nicht mit mir besteigen, weil sie an Schwindel leidet. Ich begab mich dahin und ward recht belohnt. Auf dieser Höhe, die das Thal überschaut und beherrscht, thronte einst Matthäus Schinner, der den europäischen Fürsten an Macht gleich war. Altes, mit Zinnen versehenes Gemäuer; ein einziges Gewölbe darin erhalten, das zur Kapelle gedient hat. An den Fresken unterscheidet man eine Kreuzigung, nicht übel entworfen, und in den Fenstern Verzierungen eines wallisischen Raphaels. Weithin nach dem oberen und nach dem unteren Thal reicht der Blick; recht geeignet für ein geistliches Parteihaupt.

So kehrte ich zurück und wartete der Post, die mich nach Lausanne führen sollte. Ich sah nun zwei Thäler der Gletscher, den höchsten Paß, ich war ein paar mal in dem Gebiet der Wolken; nun will ich wieder zur Stätte der Menschen und zur genießbaren Schönheit der Ebene.

158. An König Max II. von Bayern.

Berlin, 17. Februar 1852.

Ew. Königliche Majestät

haben mir durch Verleihung eines Ihrer hohen Orden und die überaus gütigen Zeilen, mit denen Sie dieselbe zu begleiten geruhten, ein

unschätzbares Zeichen von Dero fortdauernder Gnade gegeben. Ich bin sehr glücklich darüber und bringe Ew. Majestät meinen tiefgefühlten Dank dar. In Zeiten religiöser und politischer Parteiungen hat die Historie ein besonders schweres Amt. Worin besteht ihr wissenschaftlicher Beruf, als darin, sich von denselben nicht ergreifen zu lassen und doch in keinerlei Indifferenz zu verfallen; mitten in der Afterrede und Schmeichelei, welche auch die alten Zeiten verdunkeln, die Wahrheit zu suchen; nur dem Großen und Würdigen ihre Anerkennung zu widmen; die ewigen Ideen, die das geistige Leben der Menschheit bedingen, nie aus dem Auge zu verlieren? Auch in der Historie soll das Heilige, wie das Sinnbild des Ordens wahr und künstlerisch schön es darstellt, den Sieg über das Gemeine und das Böse erfechten. Ew. Majestät billigen in meinen unvollkommenen Leistungen doch das Bestreben.

Möge es Ew. Majestät gelingen, wovon ich wohl weiß, daß es Allerhöchstdero Gedanke ist, der Wissenschaft, die sich der Wahrheit widmet, in Ihren Staaten weitere Bahn zu machen. Möge Gottes Segen Ihre Regierung begleiten.

In tiefer Ehrfurcht Ew. Königlichen Majestät alleruntertänigster

Leop. Ranke.

159. An Georg Waitz.

[Berlin,] 8. Juli 1852.

Wenn Sie wirklich beabsichtigen, theurer Freund, ein besondres Buch über Wullenweber erscheinen zu lassen, so dürfte es allerdings so übel nicht sein, daß Sie nach Brüssel gingen und alles einer Revision unterwürfen, was wir andern von dorther mitgetheilt haben. Vielleicht spreche ich selbst im Laufe des Herbstes daselbst ein. Paludan Müller hatte mir, die Mittheilung des Interrogatorium höchlich anerkennend, die Aktenstücke überschickt; sie sind mir bei der Bearbeitung einer dritten Ausgabe von größtem Nutzen gewesen. Ich vermisse nur die Folge, die Ihnen von Schwerin her zu Händen sein wird. Von allem, was Sie außerdem Neues haben, sollte ich den Königsberger Papieren das meiste zutrauen.

Aber die Holsteinische Geschichte kommt darum doch nicht in Rückstand? Nur bitte ich Sie, einige Noten hinzuzufügen, namentlich wo Sie nur eine Ansicht vortragen.

Daß Sie nicht nach München gehen, begreife ich wohl; es hat mir aber in vieler Rücksicht Leid gethan. Ohne Streit geht es nun

einmal in der Welt nicht ab. Und was hätten Sie dort alles aus den Archiven der Welt noch mittheilen können!

Ich verstehe ganz, daß der Verlust eines Kindes auf Ihre Frau Gemahlin nachwirkt. Ich habe dasselbe erlebt, vor zwei Jahren[1]), und noch laboriren wir an den Nachwirkungen. Gott erhalte Sie kräftig und mannhaft, wie Sie sind.

Der Ihre

L. Ranke.

160. An Clara Ranke, geb. Graves.

Brüssel Place des Palais,
den 2. September 1853.

Es ist früh am Morgen, doch hat mich die gute Frau nicht aufgeweckt; Fried wird aus dem kleinen Buche den Tagestext, wenigstens mir nicht vorlesen, noch Otto sein Frühstück sputen, um in die Schule zu kommen, noch Helene umherspringen — vor meinen Augen; doch Ihr seht, daß ich Euer denke.

Auf der Reise war ich stumm und still; nur einmal ward ich gesprächig, als ich sah, daß die Erscheinung Ferdinands, sein würdiges und gutes Gesicht, vielen Eindruck auf meine ersten Reisegefährten gemacht hatte. In den Eisenbahnwagen findet man meistens Leute, die in das Land gehören, nur unter einem etwas erweiterten Horizont; es ist die Physiognomie der Landschaft, in wiefern sie von den Nachbarn durchzogen wird und in Communication steht; darauf beziehen sich alle Gespräche.

Ich wählte den Weg von Düsseldorf nach Aachen, der neu und noch nicht sehr geordnet ist. Im ersten beginnenden Schlummer (um 11 Uhr) ward man aufgeweckt und höflich gebeten, etwa fünf Minuten weit nach dem andern Wagen zu gehen. In Aachen wanderte ich um Mitternacht von einer Station eine Viertelstunde weit zur andern mit meinem Träger — mir sehr recht: die Nacht war wunderschön. Mit Vergnügen ging ich dann vor dem Bahnhof auf und ab, doch wollte mir der Geist Karls des Großen nicht erscheinen über all dem Getöse der kommenden und gehenden Wagen. Ungefähr um sieben Uhr (1. September) langte ich hier an, schon erfrischt durch die veränderte Luft.

1) Ein dritter Sohn Ranke's, das jüngste Kind, starb im ersten Lebensjahre 1850.

Hotel Moremmes oder Morian existirt nicht mehr; der Conducteur führte mich nach einem anderen in der inneren Stadt, wo das erste, was mir aufstieß, ein Priester war, der sich die Stiefeln auf der Treppe stehend im vollen Ornat abputzen ließ; in der Nähe ein Schmied und ein Schlosser: da war es nicht auszuhalten. Zufällig aber, die altbekannten Regionen durchwandernd, gelangte ich hierher, wo ich schreibe. Ich könnte Dich hier aufnehmen, liebe Clara: vier Zimmer, für Studien, Schlafen, und Empfang, das letztere recht schön. Ich habe die Aussicht nach dem königlichen Palaisgarten und den Boulevards. Ich wünsche, daß Klio zuweilen ihren Weg her findet.

Noch am Morgen besuchte ich das Archiv und ward sehr wohl aufgenommen. Ich hoffe, daß meine Ausbeute reichlich ausfallen soll; die ersten Aktenstücke, die ich mir geben ließ, übertrafen meine Erwartung. Ihr dort nun, haltet Euch gut und bleibt ja wenigstens so gesund, als Ihr waret. Tausend Grüße an Ferdinand, für den dieser Brief mitgeschrieben ist. Yours very affectionately

L. R.

J'ai pris mes appartements pour une quinzaine de jours.

161. An Clara Ranke, geb. Graves.

Brüssel, 12. September 1853.

Die größte Freude, my dearest Clara, haben mir Deine guten Nachrichten gemacht; ich setze voraus, daß es Euch ferner wohl geht. Wie oft denke ich hier im Parke: o wenn doch die kleine Frau auf einem dieser Stühle säße; wenn mir doch die Kinder aus den Baumgängen entgegensprängen, wie hier so viel andere! Neulich, indem ich durch die Straßen schlenderte, hat mich ein kleiner Junge angerufen, ihm doch an der Hausglocke zu schellen: er war noch zu klein, um an die Klingel hinaufreichen zu können.

Ich denke jetzt, noch acht Tage länger zu bleiben, hauptsächlich, weil nächste Woche ein Congreß von Statistikern aus ganz Europa sich versammeln wird und man mich bittet, recht dringend bittet, dazu hier zu bleiben. Ich will kein so ungeselliger Einsiedler sein, um gerade zu gehen, wenn die anderen kommen. Mancher auch für mich interessante Mann könnte sich darunter finden. Da ist bereits Mr. Labbay von London hier, eine der merkwürdigsten Erscheinungen: scharfsinniger Mechaniker, und immer mit neuen Erfindungen beschäftigt. Er hat sein Leben nach strengen Prinzipien eingerichtet und zwar von Anfang an; einige

seiner Grundsätze sind eben auch die meinigen. Mit der Regierung von England und den dortigen Gelehrten ist er zerfallen; er hat mir einige Schriften geschenkt, die ich mitbringen werde.

Sind nicht zwei Miß Maury's, aus Nordamerika, die mit ihrem Vater reisen, bei Dir vorgekommen? Die älteste, eine eben aufknospende, frische kleine Persönlichkeit; der Vater ein Mann von Verdienst. Schreib mir recht ausführlich; alle Kleinigkeiten sind erwünscht. Tausend Grüße an Ferdinand und Manteuffels, ich küsse die Kinder.

Ewig Dein L.

162. An Clara Ranke, geb. Graves.

Brüssel, 22. September 1853.

Die letzten Tage sind wir hier in Brüssel sehr lebendig gewesen. Nach und nach sind die Mitglieder des Congresses angelangt und eine große europäische Gesellschaft hat sich gebildet. Den jungen Lord Ebrington, der fein Französisch mit Geläufigkeit spricht und zu sprechen liebt, von Philanthropie erfüllt ist und gern alles wissen möchte, eine große Gestalt mit schwarzem Bart und angenehmer Gesichtsbildung, sah man im eifrigen Gespräch mit dem schon bejahrten kahlköpfigen, ernsten, demonstrirenden Spanier Ramon de la Sagra. Da ist ein liberaler Holländer aus Utrecht, Ackersdyk, der, wenn seine Theorie ihn verläßt, zu allgemeinen Überzeugungen über das Heil und den Fortschritt der Menschheit seine Zuflucht nimmt: theosophisch wie der Schwede Geijer, den wir einst in Berlin sahen, weniger genial, aber liebenswürdig; und ein Mann, mit dem sich reden läßt: ein Österreicher, Baron Czörnig, der an der Administration von Venedig und Dalmatien großen Antheil gehabt hat und jetzt an der Spitze der Institutionen für die Mittel des Verkehrs steht, der ganz in der Gegenwart lebt, kräftig und entschlossen, von weitem Blick in die Welt. Ein Bayer, Hermann, von der Münchener Universität, der sich mit großer Anstrengung, die in seinem Gesicht ausgedrückt ist, zu einer bedeutenden Stellung in dem Staat und der Literatur durchgearbeitet hat; er ist ganz dafür, daß ich auf einige Zeit dahin komme, und sieht darin ganz und gar keine Schwierigkeit; nur müsse man nicht glauben, in München einheimisch zu werden, er sei 27 Jahr dort und noch immer ein Fremder. Dann findet sich ein älterer Franzos Villermé, der äußerst communikativ zuweilen recht merkwürdige Geschichten mittheilt; er verehrte mir eine kleine Schrift über das alte Gallien, und da ich sie billigte, vertraute er mir an, daß der Verfasser sein

Schwiegersohn sei, mit dem und seiner Tochter er glücklich zusammen lebe: er umarmte mich dabei. Ein anderer von mittlerem Alter, ganz weißem Haar, lebendigen Augen, Horace Say d. J., gemachter Mann ohne viel Tiefe zu verrathen, und andere noch jüngere, mit denen ich mich, ihre Allerweltsweisheit mit Paradoxien durchbrechend, in einigen Streit gesetzt habe. Dazwischen diese Belgier, welche sich nicht wenig darauf einbilden, daß die Welt sich bei ihnen versammelt; Männer mehr von allgemeiner Bildung, als von Wissenschaft, wie der Gastfreund Quetelet; solche, die nach den Ministerien streben, oder die sie in Besitz haben: der Mann des Vertrauens des Königs, von Praest, schien mir der geistvollste von allen; und unsre Norddeutschen, die sich hier aufs neue überzeugen, daß die Versammlung zu nichts weiter führen wird. Das Wesentliche bei diesen Zusammenkünften ist, daß man sich sieht; für mich, daß ich wieder einmal inne werde, welches die vorwaltenden Überzeugungen der Menschen sind. Ihren Sitzungen und Verhandlungen wohne ich nicht bei; nur die Ouvertüre habe ich gehört, nicht das Stück.

Noch immer hat mich das Archiv auf die mir angemessenste Weise beschäftigt. Ich habe da sogar ein paar glückliche Stunden verlebt. Die beiden Altmeiers machen sich wieder recht verdient um mich. Den Geburtstag des kleinen Friede haben wir durch einen großen Spaziergang, von 2—10½ Uhr, gefeiert, und dabei habe ich den lieben Jungen nicht vergessen. Sie führten mich nach dem einzigen hübschen Ort, den man hier hat, Boitsfort; eine artige Menschenansiedlung zwischen Wald und Teich und grünen Angern, mit einem Landhaus, wie die englischen sind. Wir machen ein sonderbares Trio. Altmeier übertäubt mich zuweilen mit seinen Höflichkeiten. Er nennt alles beim Namen, denn er hat die ausgesprochensten Sympathien, ist aber ehrlich und in der Geschichte des Landes sehr zu Haus. Madame A. hat eine ungefährliche wohlthuende Liebenswürdigkeit. Unser Gespräch ist immer in beiden Sprachen: wenn es vertraulich wird, spricht sie, wenn etwas Grobes vorkommt, spricht er gern Deutsch.

Gestern machten wir einen Ausflug nach Gent und Brügge. Da habe ich denn den Belfroy bestiegen, den ich vor dem Jahr nur aus der Ferne sah. Die Aussicht, die sich darbietet, ist bei weitem nicht so schön, wie auf dem Thurm von Genf oder Lausanne: das Meer konnte ich nicht, auch nicht mit bewaffnetem Auge erreichen; aber es ist immer der Mühe werth hinaufzuklettern, um dieses niederländische verfallene Lübeck mit seinen Giebelhäusern in den gewundenen Straßen vor sich

liegen zu sehen. Der Belfroy und das Hotel de Ville sind mit einer Sauberkeit und Grazie ausgeführt, welche bei so großen Bauwerken doppelt in Erstaunen setzt. Welch eine Stadt, wenn man sich denkt, daß einst auch die Privathäuser in demselben Stil ausgeführt waren! Noch giebt es einige Überreste davon, die man aufsuchen kann; sonst ist alles in Verfall: man sieht nur Priester und Bettler auf den Straßen; auch ein schmutziger Kapuziner zeigte sich uns. Erinnerst Du Dich an die Galerie der Memlings und van Oost in dem Hospital zu Brügge? Die Memlings scheinen alle dort entstanden zu sein. Da ist ein Johannes, der die Apokalypse empfängt, mit bloßen Füßen, das Buch auf dem Schoß, in heiligen Einsamkeiten den Eingebungen des Himmels lauschend: er sieht nicht nach den Erscheinungen des offnen Himmels hin, er hört sie; sein Mund ist halb geöffnet. Eine der schönsten Conceptionen, die mir von einem Niederländer vorgekommen sind; leider hat man keine Nachbildung davon. Brügge ist insofern wie eine große italienische Stadt, als es eine durchaus einheimische Galerie aufgestellt hat. In Gent sahen wir noch ein Kabinet von Merkwürdigkeiten, das ein begüterter Sammler aufgestellt hat, des Namens Verholst; ein kolossaler Mensch von markirtesten Gesichtszügen, wie ein alter flandrischer Volksführer gewesen sein mag. Das Kabinet enthält: Glasmalereien von wunderschöner Ausführung, geistlichen, aber auch weltlichen, zuweilen auch anstößigen Inhalts, für mich eine neue Welt; ebenso wohl erhaltene Sculpturen in Holz von höchster Vortrefflichkeit, Thüren und Wandbekleidungen; Glas- und Thongefäße. Er hat mit gutem Takt seine Auswahl getroffen; man könnte sich da ein mittelalterliches Kabinet aussuchen, welches uns die alten Zeiten ganz vergegenwärtigte. In diesen Communen lebt noch immer etwas von dem alten Geist der Verfassung und Kunstbestrebung. In Gent haben sie, seit ich nicht da war, ein Theater gebaut, mitten in einer Straße, durchaus originell, in städtischen Formen ohne alle Nachahmung des Gewohnten.

So habe ich gestern einen Tag zugebracht mit Vergnügen und Belehrung. Ich war glücklich, als ich Abends um ½11 Uhr zurückkommend Deinen Brief vorfand, mit guten und angenehmen Nachrichten. Ich denke Sonnabend Nachmittag (24. September) abzureisen und noch 14 Tage in Hannover zu bleiben, wohin Du den nächsten Brief richten kannst: abzugeben bei Herrn Archivdirector Schaumann. Gott schütze Dich arme Gelähmte und helfe Dir wieder auf, und behüte die Kinder sowie meinen Ferdinand und gebe uns ein frohes Wieder-

sehen. Grüße auch Miß Russel und vor allem die Manteuffels, Frau von Tresckow ꝛc.

Unwandelbar

Dein L.

163. An Heinrich Ritter.

Berlin, 20. November 1853.

Ich weiß nicht, ob Du meine Handschrift noch kennst, lieber Ritter: so lang ist es schon her, daß unser Briefwechsel unterbrochen ist; doch ich weiß: nicht unsere Freundschaft.

Vor allem muß ich Dir für die Zusendung Deiner Geschichte der Philosophie danken und Dir zur Erreichung des von Anfang an — ich besinne mich recht wohl, wie Du auf die Unternehmung kamst — gesteckten Zieles Glück wünschen. Sind wir aber nicht jetzt soviel weiter gekommen, daß das Ziel noch einige Stadien herausgesteckt werden kann? Seitdem ist die zweite Philosophie von Schelling so gut wie öffentlich geworden; das Hegelsche Wesen ist zu einer praktischen Entwickelung gediehen, die auch schon abgespielt hat. Ich sehe nicht ein, warum Du nicht, ungefähr in derselben Weise wie bisher, auch die letzte Epoche behandeln könntest; selbst nach Erdmann: ich denke, er hat Dir noch einiges zu sagen übrig gelassen.

Ferner hab ich folgendes (geheim zu haltendes) Anliegen. Auch ich bin Mitglied der Commission der Fakultät zur Besetzung der bei uns vakant gewordenen philosophischen Professuren und möchte mir eigentlich bei Dir, der Du unsere Verhältnisse und Bedürfnisse kennst, Raths erholen. Wen würdest Du vorschlagen? Und wenn Du Dich zu keinem Vorschlag verstehen willst, was ist Dein Urtheil über Männer, wie Lotze, Waitz in Gießen, Hartenstein? Für Geschichte der Philosophie brauchen wir niemand; auch keinen Schönredner, keinen Hegelianer, sondern einen Mann von soviel speculativem Talent, daß er das philosophische Interesse den Strebenden unter den Studierenden erwecken und festhalten kann. Ich bitte Dich, mir mit altem Vertrauen und so ausführlich motivirt wie möglich Deine Meinung zu schreiben (besonders über Lotze). Ich werde keine Indiscretion begehen.

Im letzten Oktober fühlte ich ein recht lebendiges Verlangen, vollends zu Euch hinüberzukommen, als ich zu Rothenkirchen in Eurer Nähe war; aber meine Stunden waren gezählt, und es war unmöglich. Aber ich muß noch einen zweiten Aufenthalt in Hannover

machen, dann denke ich es nicht wieder zu versäumen. König Georg hat mich gewissermaßen beauftragt, Einem von euch zu sagen, wie sehr er sich über die gute Haltung eurer Universität freut. Unbeschreiblich war mein Vergnügen, den Herrn, den ich früher viel gesehen hatte, körperlich und geistig vortrefflich entwickelt zu finden.

Wie geht es Dir mit Deiner Gesundheit, Deiner Familie, vor allen der theuren Frau, der ich noch immer treulich anhänge? Daß Ihr hier weggegangen seid, ist für mich immer einer der größten Verluste, die ich in Berlin überhaupt erlitten habe. — Wir leben so ruhig weiter. Ich habe doch auch einen Knaben, der in die Schule geht. Meine Frau war im August in Rehme, was ihr wohlgethan hat, sodaß sie sich wieder etwas besser bewegen kann, als die letzten Jahre. Kommt Ihr einmal hieher, so findet Ihr uns noch immer in der alten Wohnung.

Noch einen Gefallen könntest Du mir erweisen: wenn Du bei der Bibliothek vorübergehst, nachsehen, ob sie die Procès verbaux du clergé de France und das nouveau journal du parlement de Paris 1648 et 1649 besitzt, die ich beide gesehen, aber noch einmal wieder haben möchte. Von den Procès verbaux brauche ich 1641—1682; es werden 2 Folio sein.

Werde nicht unwillig über meinen Brief, der so manches von Dir fordert; wolltest Du von dem allen auch nichts thun, so würde es mich doch nicht reuen, Dir geschrieben zu haben. Indem ich Dir schreibe, fühle ich die alte, innige Freundschaft vollkommen wieder, die ich vor so vielen Jahren für Dich hegte: Ihr steht mir jetzt ganz lebhaft vor den Augen.

Dein alter Freund

L. Ranke.

164. An Georg Waitz.

Berlin, 20. Mai 1854.

Ohne Zweifel, geliebter Freund, haben Sie selbst bemerkt, wie unendlich angenehm es mir neulich war, Sie wiederzusehen, über die Dinge der Welt und unsere historischen Studien mit Ihnen zu sprechen. Ich hoffe, Sie wiederholen einmal, wozu Sie hier so vieles einladet, Ihren Besuch. Und zwar alsdann nicht allein als Geistes- und Studienverwandter, sondern auch als geistlicher, wozu Sie mich erkiesen, und was ich mit Freuden annehme. Hat nicht die Wahl eines Pathen etwas von der Dedication eines Buches? Ich weiß

aus Erfahrung, wie herzlich Vater und Mutter es damit meinen. Ich bin Ihnen beiden für diesen Beweis Ihrer Freundschaft dankbar und verpflichtet.

Die Sendungen, sowohl der Bibliothek als Ihres Buchhändlers in Ihrem Namen habe ich erhalten und danke Ihnen für alles. Die erste und was damit zusammenhängt, haben mich aber so sehr beschäftigt, daß ich an die zweite noch nicht mit dem gehörigen Ernst habe kommen können.

Wird mich nicht mein Freund Ritter bei Ihrer Taufe vertreten? Ihm und den geehrten Mitpathen, Ihrer Frau Gemahlin und der Frau Hofräthin Ritter meine besten Grüße. Wie unsre Alten sagten:

Ihr ewiger

L. R.

165. An Clara Ranke, geb. Graves.

Berlin, 24. Juli 1854.

Ich fürchte, die Hitze, nach der Dich verlangte, theuerste Clara, wird Dir jetzt fast zu viel werden; Du wirst Dich nach unserer Nordseite zurücksehnen. Ich habe überhaupt ein rechtes Verlangen zu hören, wie es Dir geht; was der Arzt sagt, was Du selbst denkst. Ich freue mich, daß alte Freundinnen Dir die Tage der Einsamkeit erheitern werden, daß Otto bei Dir ist.

Zu meinen übrigen Arbeiten kam in diesen Tagen noch die Verpflichtung, eine akademische Abhandlung[1]) zu schreiben — oder vielmehr zu diktiren, denn geschrieben habe ich nicht daran; sodaß ich umsomehr auf das Haus und die Bibliothekzimmer angewiesen war. Doch besuchte ich einmal Mrs. Pertz: ich kam eben, als ihre ganze Familie angelangt war, und sah ihren Vater; noch ein frischer alter Mann, durchaus ein Engländer. Auch wohnte ich einer Gesellschaft von Lady Bloomfield bei (she wishes to be remembered to you). Ich fand gute Bekannte und angenehmes Gespräch. Dann wanderte ich in den Thiergarten. Im Dickicht der Bäume, unter den funkelnden Sternen, ich selbst sehr angeregt, hörte ich Mitternacht schlagen. Vorgestern machte mir der österreichische Gesandte, Graf Thun, einen Besuch; ein kräftiger Mann im jugendlichen Mannesalter: er brachte mir einen jüdischen Gelehrten, der von Schmeicheleien überströmte. Alles nennt mich Staatsrath: das ist eine neue Unannehmlichkeit.

1) Zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten, S. W. LI/LII 93 ff.

Gestern kam Ferdinand wieder. Erst der Regen, dann die Hitze waren ihm beschwerlich geworden: er sah mehr braun und gereist aus als stark; Wilhelm hat er gar nicht getroffen. Seine Erscheinung war mir unendlich angenehm, und er nahm sogleich eine Correctur mit. In kurzem hoffe ich auch Dich wiederzusehen; es sind heut schon vierzehn Tage, daß Du abreistest. Sollte das Bad da nicht doch etwas helfen? Ich hoffe zu Gott und kann den Glauben an die Heilkräfte der Natur nicht ganz aufgeben.

Ewig Dein

L. R.

166. An Clara Ranke, geb. Graves.

Berchtesgaden, 22. September 1854.
Villa S. M. des Königs v. Bayern.

Ich bin also glücklich hier; laß Dir, Theure und Gute, den Moment schildern, wie ich empfangen wurde.

In München, wo ich Dienstag Abend (d. 19.) anlangte, fand ich die Post schon abgegangen, und ich entschloß mich, die Nacht und den nächsten Morgen noch dazubleiben. Da fand ich denn Zeit, alle die neuen Bauwerke, die ich erst im Entstehen oder noch gar nicht gesehen hatte, sowie die Industrieausstellung in Augenschein zu nehmen. Einen gewissen Eindruck machte mir doch das Ensemble aller der Brauchbarkeiten des menschlichen Lebens von den Paar Handschuhen an bis zu der prächtigen Staatskarosse oder der gewaltigen Lokomotive von 120 Pferdekraft, die hier geschickt und anmuthig — neben plätschernden Springbrunnen und Modellen der Kunst — aufgestellt sind. Auch das altrömische Amphitheater von Nismes erschien in einer hölzernen Abbildung. Von der Ausstellung begab ich mich nach der Bonifaciuskirche, die Du wahrscheinlich gesehen hast. Für mich die schönste moderne Kirche; so wohl stimmt die Basilikaform mit den marmornen Säulenhallen, die sie tragen, zusammen. Ich hatte schon die Umgebung durchstreift und auch das sehenswürdigste Atelier betrachtet: in dieser Kirche ruhte ich mit Behagen und mit Bewunderung dieser aus dem Alterthum stammenden, unsterblichen Formen aus. Ich ließ mich sogar vor einem der Betstühle auf die Knie nieder, in einem sonderbaren Gemisch von angeregtem Gefühl und Leibesmüdigkeit; denn diese Stellung ist für den Ermüdeten recht erquicklich.

Um 1 Uhr verließ ich München wieder. Es war der schönste

Sommernachmittag: blauer Himmel und milde Luft. Der Weg nach dem Gebirge zu erinnerte mich an unsre Fahrt nach dem Schwarzwald zu; doch erschienen diese bayrischen Berge bei weitem großartiger, wie sie es sind; zuweilen von einzelnen Punkten aus wie Schweizer Alpen. Meine Ermüdung bewirkte, daß ich die Nacht über ziemlich schlafen konnte; an dem Morgen befand ich mich inmitten der Gebirgslandschaft, nur noch einige Stunden von Berchtesgaden.

In der Villa des Königs traf ich ein, als die angespannten Wagen im Hofe hielten, um den Tag im Gebirge zuzubringen. Der wohlbekannte Freund Dönniges empfing mich mit Gesundheit verkündendem Angesicht, im Jägerhabit, das sie alle tragen, und führte mich nach dem für mich bestimmten Zimmer. Der König ließ mir anbieten, mich sogleich zu sehen, wenn ich es nicht vorzöge, nachzukommen. Ich wählte das Letztere und stieg dann mit Dönniges drei bis vier Stunden lang die Berge hinauf: bis wir in die Nähe der höchsten Spitzen kamen, auf deren einer der Hof sein Mittagsmahl eingenommen hatte. Wir gingen an der Lehne derselben hin, als wir den König von unten her, wo er einen merkwürdigen Baum besehen, heraufreiten und nun auf uns los kommen sahen. Er stieg vom Pferd und begrüßte mich mit aller Herzlichkeit. Er war in seinem Jägerhabit, über das er zur Unterscheidung eine Art von Ordenskette über Brust und Schulter trug; so jugendlich wie in seinen Universitätsjahren. Oben auf der Höhe war auch für uns ein Mittagsmahl zubereitet, und er lud mich ein, ihm dahin zu folgen. Ich bestieg das eine der beiden Gebirgspferde — sie sind norwegischen Ursprungs — und ritt dem König zur Seite, der das seine ebenfalls wieder bestiegen hatte, die Höhen hinauf, von denen uns der Gesang der Sennerinnen entgegenschallte. Denn alles Volk war auf die Kunde, daß der König dort oben sei, aus den Bergen zusammengelaufen; bestellt war nichts.

Oben fanden wir die Königin, die zu Fuß heraufgekommen war; sie begrüßte mich ebenfalls mit großer Freundlichkeit; sie ist eine leidenschaftliche Gebirgssteigerin geworden und nahm sich sehr frisch aus. Da die Luft etwas rauher daherwehte, so ließ der König seinen Mantel bringen und legte ihn mir um die Schultern; denn er könne nicht zugeben, daß ich mich bei ihm erkälte. In diesem Kostüm setzte ich mich mit Freund Dönniges zu unserm Mittagsessen nieder; bald setzte sich der König zu uns, um ein Glas Champagner mit uns zu trinken. Er brachte meine Gesundheit aus; ich erwiderte zum Schluß die seine: wir leerten die Gläser bis auf den Grund. Dazwischen

das schallende Gejodel der heiteren Sennerinnen; eine ganze Anzahl heiter und glücklich versammelter Menschen; ein wundervoller Tag, der den Mantel sehr bald unnöthig machte. Ein Spaziergang begann nach einigen entfernten Bergspitzen, wo wir tief unter uns, nicht allzu entfernt, Salzburg sammt dem Streifen der Salza und den Untersberg sahen, in dessen Tiefe Karl der Große schlafen soll, um dereinst zu erwachen und das Reich zu seiner alten Größe zu erheben: wie in dem Kyffhäuser Friedrich der Rothbart. Der König drang mir das kleine Perspektiv auf, dessen er sich bediente und welches das Entfernte sehr nahe brachte. Liebenswürdiger kann man nicht sein, als er war. Du kannst denken, daß es an dem lebhaftesten Gespräch nicht fehlte. Endlich ward der Rückweg angetreten, der gewiß auch drei Stunden kostete und zuletzt, da die Nacht einfiel, bei dem Schein von Fackeln, welche die Bauern und Landmädchen trugen, jedoch nicht ohne Schwierigkeit fortgesetzt wurde: es waren viel störrige Wasserwege da.

Ich war glücklich genug, keine besondere Ermüdung zu spüren: die Nacht hat alle Kräfte wieder hergestellt. Meine Gedanken sind heute morgen sehr bei Euch; ich vermisse den kleinen Friede, mir meinen Tagesspruch zu lesen; überhaupt die Theesitzung, um zu erfahren, wie die kleine Frau sich befindet. Gehe es Euch allen wohl, haltet Euch möglichst gesund. Hat denn Faust mein Packet noch an jenem Abend besorgt? Wie sehr habe ich den geliebten Bruder und Freund vermißt; aber wohl begriffen, daß er gern gekommen wäre, wenn er Zeit gehabt hätte. Ich werde nicht zu lange ausbleiben, schon der Korrekturen wegen. Yours affectionately and for ever

L. R.

Der König fragte sehr theilnehmend nach seinem Pathchen und dessen Mutter. Das versteht sich eigentlich von selbst, doch müßt Ihr es auch ausdrücklich erfahren. Ist Otto recht folgsam und fleißig? Ich küsse ihn und Euch alle.

167. An Clara Ranke, geb. Graves.

Berchtesgaden, 1. Oktober 1854.

Mitten in den Bergen empfing ich gestern Morgen Deinen Brief, meine liebste Clara, und sah daraus, daß Ihr Euch erträglich wohl befindet; dann lassen sich alle übrigen kleinen Lebenssorgen überwinden. Man muß es damit nicht zu schwer nehmen; ob ich die Thüren altersgrau oder neu angestrichen, den Saal neu tapeziert oder mit den

alten Rissen wiederfinde, soll mich wenig kümmern, wenn Ihr nur alle wohl seid, die Kinder gut und sonst kein großer Übelstand weiter. Ich danke Euch allen, besonders Ferdinand sammt dem kleinen Friede, für Euer herzliches Andenken.

Laßt euch nun schildern, wie ich den gestrigen Tag zubrachte. Wir waren in Wimbach, ziemlich in der Höhe des bayrischen Gebirgs an dem Fuß des Watzmann, der höchsten Spitze, der nach Buch über 9000 Fuß hoch emporsteigt. In einem Gebirgsthal, das ein Bach bildet, der dort unter dem Gestein verschwindet und später mit rapider Gewalt wieder hervorbricht, haben die alten Pröpste von Berchtesgaden sich ein Jagdhaus gebaut, wo man ein paar Tage und Nächte zubringen kann, um der Jagd zu pflegen. Wer sollte den Mann der Studierstube, den Spaziergänger von Moabit, im höchsten Gebirg bei der Gemsjagd suchen? Es war aber schon der dritte Tag, den wir da zubrachten. Die Umgebung des Königs brachte die Nächte auf einer Art Streu zu; für mich war so viel Sorge getragen, daß ich in einem kleinen Zimmer ein Bett fand, in dem ich mich noch befand, als ich Deinen Brief bekam. Ich sah von da die eben in dem ersten Morgenstrahl vergoldeten Gipfel der nächsten Bergkuppen: ein poetischeres Schlafkämmerchen könnte es nicht geben.

Ich eilte zu dem Frühstück, wo ich den jägerischen Hof bereits in vollem Werk begriffen vorfand. Er besteht aus dem Adjutanten des Königs, einem älteren General (La Roche), der zu den französischen Emigranten gehört, gern und gut französisch spricht, sich die Zeitungen nachkommen läßt und das Gebirge kennt: ein Mann von allgemeiner Bildung und auch aus Ehrgeiz unermüdlich; ein paar jungen Offizieren, Baron Leonrod aus Franken, der den Tag vorher ein paar glückliche Jagdabenteuer bestanden hatte — es war sein Geburtstag gewesen — Graf Rechberg, der größeren Ernst verräth, unserem Dönniges, dem Forstmeister und noch ein paar andern. Alles freute sich des heiteren Tages, des guten Windes; und bald darauf brachen wir auf.

Der König erschien in voller Jugendlichkeit vor dem Hause. Ich ging mit ihm, soweit der Pfad reichte, zu Fuß; wo der Weg steiler und schwieriger wurde, setzten wir uns zu Pferd, auf jene kleinen, norwegischen Thiere, von denen das eine, genannt Olaf, mir ganz besonders zugesprochen worden ist. Wovon sprachen wir wohl? Nicht von Tagesereignissen, noch von Persönlichkeiten, nicht von Politik, selbst nicht von Historie; sondern von Religion. Mit meiner Anschauung vom Christenthum fand ich hier volles und entgegenkommendes Verständniß.

Der König ist der erste, der mir vorkommt, der in der That etwas von Schelling gelernt hat und durch philosophische Bildung auf Geschichte und Religion der Menschen zurückgekommen ist. Seine Einwendungen auf dem Gebiete allgemeiner Gedanken sind oft sehr gut und treffend. Als wir den König nach dem Bergesabhang geleitet, wo er seinen Stand hatte (den ersten Tag war ich bei ihm geblieben, und er hatte Zeit gefunden, mir ein Gedicht vorzulesen, diesmal aber ging es nicht), ging ich mit dem Grafen Ricciadelli auf dessen Stand. Das ist ein Jäger durch und durch; aus Istrien gebürtig, mit schwarzem, eben ergrauendem Lockenkopf; sein Stand war an dem Abhang tiefer unten, wo wir den ganzen Bergkessel übersahen.

Ein von Anfang der Welt von tausend Rinnen und Strömen zerrissenes Felsenmeer, die Gipfel bis tief herab von Schneestreifen durchzogen; der Himmel nah und blau darüberliegend, die Sonne warm und wohlthuend. Dann und wann stieg eine Lerche zu uns herauf, die Gebirgsdohle umkreiste uns — übrigens allenthalben die tiefste Stille. Da rauscht kein Baum; von allen Gefährten ward keiner gehört noch gesehen; das tiefe Schweigen des ewigen Gebirges berührt wie ein leiser Luftzug auch das Ohr. Nur aus der Ferne hörte man das Geschrei der Hirsche, die man jedoch nicht sah; es mochten ihrer zwei sein, einander zurufend. Vor uns auf dem Felsen lagen die Gewehre. Nicht die leiseste Regung war erlaubt: „um Gotteswillen, in Gottes Namen", rief mein Gefährte mir zu, „das Schnupftuch weg, keine Lorgnette!" Mir ganz recht: ich genoß die Einsamkeit und Ruhe und das Schweigen und die Luft und die Sonne mit unendlichem Behagen — bis endlich die Stimme der Treiber erscholl und ihre Figuren auf den höchsten Bergspitzen, die kein Mensch für zugänglich halten sollte, erschienen. Die Treiber scheuchen die Gemsen aus den Gebirgswänden auf und treiben sie dann in die Nähe der Jäger und womöglich des Königs. Wir hörten das Hinabrollen der Steine und sahen dann hie und da wie dunkle bewegliche Punkte die Gemsen erscheinen. Ich sah es nur ungefähr, mein Gefährte wollte Rudel von Gemsen zählen, die alle ihren Weg in die Nähe des Königs nahmen. Von der Höhe hörte man dann bald ein kleines Pelotonfeuer erschallen. Neben dem König pflegt ein Büchsenspanner zu knieen, mit gespanntester Aufmerksamkeit und scharfem Auge, um ihn sogleich aufmerksam zu machen, wo und wie das Wild sich zeigt. Dann werden die beiden geladen angelehnten Büchsen eine nach der andern ergriffen. Dem König war es wirklich gelungen, vier Gemsen zu treffen; uns kam an unserm Orte nichts

ins Gesicht. Mein Gefährte wäre so nicht abgegangen; er schoß denn seine Büchse nach einem bestimmten Ziele an dem Felsen, wo wir dann später im Vorbeiklettern das Blei an der Felsenwand haften sahen. Auch ich versuchte einen Schuß — aber nur in die Luft. Ich gestehe, es war mir nur um den Knall und um das Echo zu thun; denn nichts ist prächtiger, als diese daherrollenden Donner der Büchse, welche über den Bergen wie ein Luftrausch zu vernehmen sind. Allmählich hörten die Treiber auf zu rufen, man suchte die von dem König geschossenen Gemsen; er schießt in der That gut und hatte die Ehre des Tages. Alles sammelte sich dann wieder um ihn her am Fuße der Bergwand.

Nachdem alle ausgetauscht hatten, was ein jeder erlebt hatte, nahmen die übrigen ihren Rückzug nach dem Jagdschlößchen. Der König wollte noch eine Schlucht des Gebirges besuchen, welche er noch nie gesehen. Wir setzten uns wieder zu Pferd; ein Führer schritt vor uns, ein Reitknecht hinter uns her. Der Pfad war zuweilen so steil und schwierig, daß der König abstieg; ich hielt mich, so lange dies möglich, zu Pferde, stieg aber doch zuletzt auch herunter. Mein Olaf gewann das Freie und vergnügte sich in dem Steingeröll und den kleinen Fichten, wurde aber sehr traurig, als er die beiden andern Pferde etwas höher regelmäßig einhergeführt sah; bald kam auch er herauf und ließ sich gutwillig fangen. Seiner Reitkunst darf man sich bei diesen Thieren nicht rühmen, sie gehen von selbst; mir erregte die Bewegung des Trabens wie eine Jugenderinnerung aus alter Zeit. Die Schlucht ist von unendlicher Schönheit und Großartigkeit. Man war ringsum von Felsen eingeschlossen, die bald mehr grau, bald braun, bald röthlich, die Mannigfaltigkeit der bildenden Naturkraft auch in diesen höchsten ödesten Höhen bezeugen. Lärchenbäume und kleine Fichten wuchsen in den Klüften. Als der Weg zu Ende ging, kehrten wir um; wir nahmen nun auch unsern Weg nach Wimbach. Der König bezeigte seine Freude, daß ihm die Zeit so kurz vorgekommen sei, als wir anlangten; doch war es mehr sein Verdienst, als das meine. Er knüpfte an das Gespräch vom Morgen an, das er sich überlegt; er hatte meine Ansicht von dem Geheimniß der Erlösung mit der Lehre von der Sühne, wie er sie in der Jugend gefaßt hatte, in Verbindung zu bringen gesucht. Die Region unsers Gesprächs wurde von den Differenzen der christlichen Parteien nur wenig berührt.

In Wimbach ward dinirt, wo ich dann dem General mit meiner Auffassung des französischen Adels — denn jetzt waren wir wieder

Historiker und Politiker geworden — ziemlich zu genügen das Vergnügen hatte. Unmittelbar nach der Tafel traten wir den Heimweg nach Berchtesgaden an: zuerst zu Fuß, ich immer neben dem König den übrigen voran daherschreitend, dann neben ihm im Wagen, in unaufhörlichem Gespräch; es war Abend geworden. Die Königin empfing ihren Gemahl an der Terrasse stehend.

Wir haben hier historische Vorträge begonnen; auch in Wimbach war ein solcher gehalten worden. Ein Stenograph, der am Hofe in der Kanzlei ist, nimmt jedes Wort auf; er war zweimal nach dem Gebirg beschieden worden. Der König ließ mich nicht los, bis ich ihm noch am Abend nach der Rückkehr einen solchen Vortrag gehalten hatte, bei dem er dieselbe Lernbegier und aufnehmende Freude bewies. Ich habe nicht die Spur eines Buches bei mir und bin selbst begierig, wie sich meine Rhapsodien ausnehmen werden, wenn man sie mir einmal, was man versprochen hat, reinlich abgeschrieben zuschickt. Meiner Historie habe ich mich, glaube ich, noch nie so von ganzem Herzen und vollkommen erfreut, wie hier am Ort. Aber Du siehst wohl, daß es neben Vergnügen und Leibesübung an geistiger Arbeit nicht fehlt. Der König ist in beidem unermüdlich. Es war schon nach 10 Uhr, als er mich entließ, und ich konnte den Thee der Königin nicht besuchen. Ich ging vor dem Schloß noch ein wenig auf und ab. Von der liebenswürdigen Königin und den Damen des Hofes will ich Euch ein andermal erzählen; denn noch gar vieles hätte ich zu sagen. Ich muß gewiß noch die künftige Woche bis zum 7. oder 8. bleiben; dann denke ich nicht nach Bayern zurück, sondern vielleicht nach Wien zu gehen, wo ich jedoch nur ein paar Tage bleibe, so daß ich bald nach dem 15. zurückkäme. Bis dahin bleibt gesund und heiter. Soeben bringt mir Dönniges die Nachricht, daß Sebastopol gefallen sei. Ein kurzer Aufenthalt in Wien könnte denn unter diesen Umständen sehr interessant werden. Gott mit uns allen.

L.

168. An Clara Ranke, geb. Graves.

Berchtesgaden, 6. October 1854.

Zu meiner Freude ersehe ich aus Deinem Briefe, daß der schwere Tag des zweiten October glücklich vorübergegangen ist, daß Ihr alle wohl seid; Gott behüte Euch weiter. Ich habe Euch ausführlich geschrieben, wie wir hier leben: auf eine ähnliche Weise geht es alle

Tage. Spaziergänge, Spazierfahrten, mittagliches und abendliches Beisammensein beschäftigen mich jedoch nicht allein: ich habe einen Vortrag begonnen, den ich noch zu Ende führen muß, so daß ich nicht nach Wien reisen kann, wie ich beabsichtigte, sondern wahrscheinlich auf ein paar Tage mit nach München gehen werde, wo die Cholera jetzt erloschen ist. Eine Antwort auf diesen Brief möchtet Ihr wohl am besten nach München adressiren: abzugeben an den kgl. Kabinetsrath Herrn Rath Pfistermeister.

Ich wollte Dir noch ein Wort von dem Hofe der Königin sagen. Du wirst nicht eifersüchtig werden, wenn ich Dir erzähle, daß die Königin, als wir auf einem Spaziergang bei einer uralten Linde ankamen, die auf einer Höhe alleinstehend ungeheure Äste ausbreitet, einen Zweig abbrach, und eine der Damen mir denselben am Hut befestigte. Heute kamen wir wieder bei demselben Baume an, doch wiederholte sich diese Gunst nicht; denn sie gehört nur dem Zuletztgekommenen. Aber etwas anderes geschah heute. Es ward versucht, den Baum auszumessen; unsrer zehn reichten wir eben hin, ihn zu umspannen. Ich berührte die Hand der Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, die vor einigen Tagen mit ihrem Gemahl und Hofe hier angekommen ist. Die beiden Fürstinnen wetteifern an Liebenswürdigkeit und selbst Schönheit. Die Königin ist die Einfachheit und Lieblichkeit selbst; sie wandert mit Leidenschaft auf den Bergen, und dieser Gewohnheit mag sie die vortreffliche Gesundheit, deren sie sich erfreut, verdanken. Sie sucht dem König seine Wünsche an den Augen abzusehn. Die Großherzogin ist nur um wenige Jahre älter; sie ist eine geborene Fürstin Reuß und hat ihren Gemahl schon in früher Jugend auf immer gefesselt, was man begreift, wenn man sie sieht. Ihre Augen haben etwas, was die Männer besticht und hinreißt; ihre ganze Art zu sein ist voll von Anmuth.

Größe des Hofes und Anspruchslosigkeit des Landes sind hier vereinigt. Wir fahren in mehreren vierspännigen Wagen aus, der Vorreiter voran, Lakaien jeden Augenblick zum Dienst bereit; dann steigen wir aus, und wandern in fortwährendem Gespräch auf den Bergpfaden, um die stillen Teiche und Seen. Dann wird wohl, wenn die Damen allein sind, auch ein Kaffee genommen: wir kehren in einer Holzbaracke neben dem Gasthof ein. Die Lichter blaken und man trägt die übrigen hinaus; nur eins bleibt in der Mitte des Tisches stehen, um den sich die Königin und Großherzogin setzen; eine königliche Majestät und königliche Hoheit mit ihrem Gefolge, bei denen die Damen und Herren als Excellenz begrüßt werden. Ein Gespräch

entspinnt sich, zu dem ein jeder sein Wort giebt, und das allen Vergnügen zu machen scheint. Eine Tasse Kaffee wird genommen; die Großherzogin rühmt den Käse und das Wasser, die ich dann beide auch kostete. Von den beiden Hofdamen ist die eine, Gräfin Fugger, recht hübsch; die andere, Fräulein von Gumppenberg, nicht ohne Bildung und Geist. Diese und die Herren bilden eine angenehme und unschuldige Gesellschaft, in der ich mich jetzt beinah schon zu Hause fühle; ohne jedoch mein wahres Haus und meine Familie zu vergessen. Fried's Gesundheit haben wir neulich getrunken, weil er hat herkommen wollen. Der König lobt zuweilen sein Pathchen. Ich freue mich, daß Otto eine gute Censur nach Hause gebracht hat. Herzlichen Dank an Ferdinand für seine lieben Zeilen. O wohl, so geht das Leben hin: es stiftet sich aber ein Gedächtniß an den Lebendigen.

Auf ewig Dein L.

169. An Clara Ranke, geb. Graves.

[Berchtesgaden, Mitte Oktober 1854.]

Meine geliebte Clara,

Ich denke Montag den 21. einzutreffen. Ich kann weder nach Stuttgart noch nach Wien gehen; der König wünscht, daß ich bei ihm bleibe, so lange es mir möglich ist. Ich denke Sonnabend Nacht abzureisen, sehr wenig englischer Weise den Sonntag auf der Eisenbahn zuzubringen und Montag schon früh halb acht in Berlin einzutreffen. Doch braucht Ihr Euch nicht um mich zu bekümmern, da es doch möglich wäre, daß ich erst im Laufe des Tages oder Abends um 8, selbst gegen 10 Uhr käme. Wahrscheinlicher ist doch 7 Uhr 30 Min. früh.

Wie sehr sehne ich mich, Dich und die Unsern wiederzusehn, die Hälfte der Sorge, die Du bisher allein getragen, wünsche ich wieder auf meine Schultern zu nehmen. Mein hiesiger Aufenthalt bekam durch die Anwesenheit des Königs von Griechenland einen neuen Reiz. Von der ganzen Reise wäre viel zu erzählen; ich könnte darüber ein kleines Buch schreiben, doch rufen mich größere Arbeiten. Gott mit Euch und frohes Wiedersehn!

Dein L.

Ferdinand schließe ich immer ein, wenn ich schreibe.

170. An König Max II. von Bayern.

Berlin, 30. December 1854.

Allergnädigster Herr,

Ew. Königlichen Majestät bringe ich zu dem Jahr, das wir anzutreten im Begriffe stehen, meine innigsten Wünsche dar. Es schien soeben, als ob dem großen Verluste, den Ew. Majestät im letzten Oktober erlitten haben, ein anderer nicht minder schmerzlicher folgen sollte: möge er dem Herzen Ew. Maj. noch lange erspart bleiben!

Eine dunkle Gefahr schwebt über Deutschland und über Europa. Jene Befürchtungen, von denen in Berchtesgaden so oft die Rede gewesen ist, scheinen sich erfüllen zu sollen. Anerbietungen und Ermahnungen zum Frieden haben nichts gefruchtet. Eine Politik, die im mittleren continentalen Europa niemand eigentlich will, scheint es doch zu ergreifen und jedermann eine Stellung zu geben, in der er nicht mehr ganz er selber ist. Denn die Furcht regiert die Welt; ich will nicht sagen: Feigheit, sondern Furcht vor dem Schlimmen. Was hat in unserer Nachbarschaft einen Kaiserthron aufgerichtet? Die Besorgniß vor einer socialen Umwälzung, mochte sie gegründet sein oder nicht. Was treibt ein anderes Kaiserthum in die gefahrvollen Bahnen von Verbindungen, die es nicht übersehen noch beherrschen kann? Die Furcht vor der Einwirkung mächtiger Nachbarn auf seine inneren Zustände. In dem übrigen Deutschland hat man ähnliche Stimmungen zu erwecken gesucht, bisher ohne Erfolg: möge das nächste Jahr uns so viel Heil bringen, daß wir unsere eigenen Herren bleiben! Ich habe ein lebendiges Mitgefühl für die großen Schwierigkeiten, in die sich Ew. Majestät verwickelt sehen würden, wenn der Krieg ausbräche. Möge Sie dann immer im rechten Augenblick den rechten Entschluß fassen.

Die fünfzehn Fragen habe ich, als ich hier ankam, sofort vorgelegt: sie fanden die lebendigste Theilnahme. Ich wünschte nur jede Bemerkung, die bei den verschiedenen Punkten gemacht ward, sofort und für immer fixiren zu können. Ich hoffe, Ew. Maj. haben das Original, das ich nicht überliefern konnte, obwohl es gewünscht wurde, durch Herrn v. d. Pfordten zurückerhalten.

Wer kann sagen, ob es in dem nächsten Jahre noch Tage geben wird, die zu stillen Studien, wie Ew. Majestät sie wünschen, die nöthige Ruhe lassen werden? Von mir selber muß ich auch bekennen, daß ich die alte Geschichte nicht so oft durchdacht und durchgearbeitet

habe, wie den Theil, von dem zuletzt die Rede war. Es macht mich glücklich, daß die aufgenommene Abschrift Ew. Majestät eine genugthuende Beschäftigung gewährt hat[1]).

Als ich hierher zurückkam, machte ich der Wittwe Schelling's meinen Besuch, um ihr, was sie freilich nicht bezweifelte, den lebendigen Antheil Ew. K. Majestät an jenem Todesfall zu schildern. Ich sagte ihr: ich halte den König für den besten Schüler Schelling's. Das, antwortete sie mir, war auch Schelling's Meinung; der es daraus schloß, daß der König bei seiner letzten Anwesenheit, als ihm Schelling eine Mittheilung machte, die er bisher zurückgehalten, in die Worte ausbrach: das haben Sie mir früher nicht gesagt.

Arnold, von dem ich Ew. Maj. schrieb, ist nicht katholisch.

Ich kann nicht schließen, ohne meinen tiefsten Dank für Ew. Majestät überaus gnädiges Schreiben auszusprechen. So schrieb mir noch kein Fürst.

Mögen alle guten Genien Ew. Majestät, wie in Ihren Arbeiten so in Ihren Studien, wie in Ihrer Familie so in Ihrem Lande zur Seite stehen! J. Mt. der Königin lege ich mich zu Füßen. Mit tiefer Ehrfurcht und Dankbarkeit Ew. Königl. Majestät allerunterthänigster

L. Ranke.

171. An König Max II. von Bayern.

Berlin, 30. April 1855.

Ew. Königliche Majestät

haben mir einen neuen Beweis Allerhöchst Ihrer unschätzbaren Gnade gegeben. Aus einem Briefe von Dönniges entnehme ich, daß Ew. Maj. geruht haben, zur Ausführung der von mir und einigen jüngeren Freunden beabsichtigten kritischen Bearbeitung der karolingischen Periode aus Allerhöchst Ihrer Hofkasse eine recht ansehnliche Summe zu bewilligen. Mit unterthänigstem Danke im Namen der jungen Männer und, wenn ich es sagen darf, im Namen der historischen Studien, welche, wie ich hoffe, in diesem Zweige bedeutend gefördert werden sollen, nehme ich dies reichliche und unerwartete Geschenk an. Wir werden noch einige Zeit brauchen, ehe wir öffentlich

1) Vgl. Weltgeschichte IX, 2, Vorwort S. XXI—XXII. Auf die dort mitgetheilten Stellen aus einem Briefe des Königs vom 1. December 1854 bildet Obiges die Antwort.

hervortreten können: möchte es uns zur Genugthuung Ew. Maj. gelingen!

Haben aber Ew. Maj. meiner nicht vergessen, so darf ich wohl sagen, daß ich eben in den letzten Wochen Ew. Königlichen Majestät unzählige mal gedacht habe. Ich habe mir vorgestellt, wie mannigfaltig Sie von den inneren Verlegenheiten Ihrer Regierung und von den Schwierigkeiten der äußeren Lage in Anspruch genommen sein werden, besonders von den letzteren.

Auf der einen Seite der Wunsch, den Bund gegen jede einseitige Forderung seiner Mitglieder und die Eingriffe fremder Mächte zu schützen; auf der andern die Gefahr, die in einer engen Verbindung von Frankreich und Österreich bei einem solchen Versuche gerade für Bayern liegen würde, wenn es denselben widerstreben wollte; zumal in dem Fall, daß die übrigen deutschen Fürsten nicht dagegen festhielten. Soll Bayern allein eine übermächtige Gewalt gegen sich herausfordern? Wie aber vollends dann, wenn Preußen die jetzt eingenommene Stellung auch in dem Fall einer Verbindung jener Mächte behauptet, und der lang befürchtete Zwiespalt endlich wirklich ausbricht?

Indem ich mir Ew. Maj. Zweifel und Besorgnisse lebhaft vergegenwärtige, habe ich es Höchstderselben schuldig zu sein geglaubt, mich über die hier gefaßten Entschlüsse und deren Motive, so genau ich konnte, zu unterrichten. Das Resultat ist, daß man hier für alle Fälle zur Innehaltung der neutralen und diese Neutralität für Deutschland vertheidigenden Position fest entschlossen ist. Die Motive dazu, wenn mir Ew. Maj. fortzufahren erlauben, sind folgende.

1. Man will es doch nicht wieder dahin kommen lassen, wohin es so oft in den Zeiten des Reiches gekommen war, daß Österreich die Kräfte desselben zu seinen einseitigen Zwecken mit sich fortreißt. Denn wozu dann die Selbständigkeit deutscher Fürsten und Staaten, eine Bundesverfassung, wie sie besteht? Im jetzigen Fall ist man völlig überzeugt, daß Rußland den Bund der zwei ersten Garantiepunkte, die ihn hauptsächlich angehen, versichern wird; so daß jedes weitere Vorschreiten kein wesentliches Interesse, weder für den Bund noch selbst für Österreich, wenn es seine Lage versteht, haben würde. Man glaubt sogar Österreich einen Dienst zu leisten, wenn man es verhindert, auf der gefährlichen Bahn, auf welcher es einhergeht, weiter zu gehen und Kriegshandlungen zu unternehmen. Ich weiß nicht, ob man sich darin nicht täuscht, daß man meint, Österreich zurückhalten zu können; doch gebe ich zu, daß die bisherige Erfah-

rung und die Äußerungen im englischen Parlament diese Hoffnung noch übrig lassen. Wie dem aber auch immer, hier am Ort ist man entschlossen, die Neutralität und den friedlichen Zustand, der für Deutschland der beste sei, um jeden Preis zu behaupten.

2. Ein anderes Motiv liegt in der plötzlich so gewaltig anwachsenden Macht im Westen. Die Conferenzen waren im besten Zuge, Österreich und England gar nicht abgeneigt, auf den russischen Vorschlag, der die an den Küsten des schwarzen Meeres den Verbündeten zu gewährenden Stationen betraf, einzugehen — ich habe selbst mit Lord J. Russell gesprochen und ihn vom kosmopolitischen und historischen Standpunkt aus sehr zugänglich für eine solche Auskunft gefunden —, als plötzlich alles eine andere Wendung nahm: aus Rücksicht auf Frankreich. Schon ist die Position Louis Napoleons ungeheuer. Er hat die Hauptstädte der alten Welt inne, Rom, Athen und Constantinopel. Den Engländern erscheint eine Allianz mit ihm als eine unbedingte Nothwendigkeit; beiden folgt Piemont; er beherrscht Österreich durch Furcht, Beispiel und Unterstützung mit französischen Kapitalien: vor unseren Augen richtet er, ehe er sich noch in Frankreich recht sicher fühlt, das Empire seines Oheims wieder auf. Er bedarf den Krieg und die englische Allianz, die daran geknüpft ist; sollen wir Deutsche es auf uns kommen lassen, abermals nicht gesehen zu haben, was uns zum zweitenmale droht? Wäre Österreich verblendet genug, dazu die Hand zu bieten — Preußen will es nicht thun. Die Franzosen sind liebenswürdig an sich; aber unerträglich ist ihre Herrschaft: man hat hier zu viel davon erfahren.

3. Das dritte Motiv bezieht sich auf die inneren Angelegenheiten; denn der europäische Kampf hat alle inneren Gegensätze wach gerufen. Da Rußland den prinzipiellen Widerstand gegen den Liberalismus repräsentirt, Österreich und Frankreich romanistische oder fast eine Begünstigung der ultramontanen Grundsätze vor sich hertragen, so haben wir erlebt, daß sich eine Coalition zwischen liberalen und ultramontanen Tendenzen gebildet hat, welche die Regierungen in den Krieg gegen Rußland fortzureißen sucht. Welche Folge aber wird es haben, wenn man ihnen in einer so wichtigen Sache den Sieg einräumt?

Dies ungefähr sind die Motive, welche hier dazu bestimmen, die neutrale Stellung unter allen Umständen behaupten und verfechten zu wollen. Ich habe mir die Freiheit genommen, sie kürzlich auseinanderzusetzen, weil es doch sein könnte, daß eines oder das andere von anderen Seiten her Ew. Majestät nicht so klar vorgelegt würde. Ich

maße mir nicht an, Ew. Majestät mit einem Rath beschwerlich zu fallen; aber das ganze Gewicht der diesseitigen Gründe vorzulegen, hielt ich gleichsam für eine Pflicht der persönlichen Hingebung und Dankbarkeit. Denn ich weiß, daß Ew. Majestät, um Ihre Entschlüsse zu fassen, erst von allen Seiten unterrichtet zu sein Sich zum Grundsatz gemacht haben. Mein heißester Wunsch ist, daß Ew. Maj. in diesen schweren Momenten das Rechte, für Bayern und Deutschland Heilsamste, für Sich Selbst Ruhmvollste wählen.

In tiefer Ehrfurcht Ew. Königlichen Majestät alleruntertthänigster
L. Ranke.

172. An König Max II. von Bayern.

Berlin, 29. Mai 1855.

Ew. Königlichen Majestät

allergnädigstes Handschreiben und vertrauensvolle Botschaft trafen mich glücklicherweise noch gerade zur rechten Zeit, ehe ich, was ich zu thun im Begriffe stand, eine Reise nach Hannover, zu archivalischem Zwecke, antrat. Ich konnte Herrn Hofrath Dollmann noch alles ausführlich mittheilen, was ich über die zu den Professuren Vorgeschlagenen zu sagen wußte. Ich will deshalb darauf nicht zurückkommen.

Unendlich glücklich hat es mich gemacht, daß Ew. Majestät meine politische Rhapsodie so überaus nachsichtig aufgenommen. Gestern sprach ich einen französischen Gelehrten, der unter der Präsidentschaft Minister gewesen ist und sich der dortigen Regierung angeschlossen hat, Mr. Giraud, der mich versicherte, daß in Frankreich nur Eine Stimme für den Frieden sei; es fehle nur an der Auffindung der Formel, unter welcher man abschließen könne. Ebenso ergiebt sich aus unsern Privatbriefen aus England, daß die friedlichen Gesinnungen täglich Fortschritte machen, wiewohl es noch zum guten Ton gehört, sie öffentlich zu verläugnen. Die Schwankungen der österreichischen Politik legen den Wunsch des Friedens jedermann vor Augen. Die Schwierigkeiten einer Abkunft liegen allerdings in der Verwickelung der Frage selbst; aber wenigstens nicht minder, ja vielleicht noch mehr in den inneren Convenienzen der verschiedenen Staatsgewalten: in Wien, wo man sich wie in einem Netz mannigfaltiger und widersprechender Verpflichtungen gefangen hat; in London, wo die ministerielle Stellung die Privatmeinungen, z. B. Lord John Russell's, unterdrückt; und in Paris, wo man sich scheut, einen Frieden ohne eclatanten Erfolg zu machen.

Recht unangenehm ist, daß die Wahlen in Bayern gerade in einen Augenblick fallen, wo die Leidenschaften der Parteien sich an diesem Zwiespalt entzünden oder nähren. Ew. Majestät Minister werden es nicht leicht haben, die neuen Kammern zu leiten. Man muß die Kriegsfrage verrauchen lassen; dann wird sich der altbayerische Geist hoffentlich wieder in voller Kraft erheben. Jedoch was rede ich von Dingen, die Ew. Majestät tausend mal besser bekannt sind, als mir selbst? Ich bekenne nur, daß ich mich unwillkürlich mit der dortigen Lage der Dinge beschäftige, weil sie Ew. Majestät so nahe berührt.

Mit Ehrfurcht und Hingebung Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigster

L. Ranke.

173. An Clara Ranke, geb. Graves.

Paris, 15. August 1855.

Meine theure Clara,

Unendlich angenehm sind mir die im ganzen so guten Nachrichten von Euch, die Du mir giebst; sie beruhigen meine Seele. So ist es auch mir bisher wohl gegangen. Die Reise war zwischen angenehmer Einsamkeit und nicht ganz widerwärtiger, im ganzen schweigsamer Gesellschaft getheilt. Die Straßen von Köln durchfuhr ich am Morgen: ich sah wenigstens das Portal des Domes; die von Brüssel am Mittag; die Pariser erst um oder nach Mitternacht. Unser Brief war nicht angekommen; man mußte erst den Schlüssel des kleinen Zimmers herbeiholen, das Bett überziehen; nie hatte ich größere Mühe, zu einem Nachtlager zu kommen. Seitdem hat aber Madame Mohl ihr Möglichstes gethan, mich erträglich comfortable einzurichten; sie selbst ist so munter, geistig angeregt und liebenswürdig wie immer.

Ich sah schon die meisten meiner Bekannten und bekam manch artige Schmeicheleien anzuhören: que je suis le plus grand historien de l'Allemagne et peutêtre de l'Europe; que je vois les choses présentes en historien — Mr. Thiers hat das letzte gesagt, und dadurch fühle ich mich doch ein wenig geschmeichelt, denn es ist eben meine Ambition. Ich denke diesmal nicht lange hier zu bleiben; was ich finden kann, scheint nicht bedeutend zu sein, und länger hier zu verweilen, wäre kein Grund vorhanden.

Das Wetter ist prächtig; mit Vergnügen durchwandere ich die Stadt und freue mich ihrer großartigen Anlagen, ihres Glanzes, ihres Lärmens. Auch die Ausstellung besuchte ich; sie ist ethnographisch merk-

würdig; denn die ganze Welt hat dazu beigesteuert; man sieht Frauenschmuck und leichte Umhüllungen von Tahiti und die für den Schnee von Norwegen, das Eis des entferntesten Nordens bestimmten Trachten. Es ist doch ein Mangel, daß Rußland fehlt, ich meine, in dieser ethnographischen Beziehung; denn in Kunstfertigkeit würde es wohl das nicht übertreffen, was das geschickte Frankreich, das solide England, das eifrig strebende Deutschland geleistet hat.

Genug hiervon, zumal da ich wenig davon verstehe. Du weißt, daß — you suppose, I believe, that a certain remembrance accompanied your husband on the terraces of the Tuileries of the time, when you walked with him there — in your juvenile amiability: I hope still, God will strengthen your forces: how happy should I be to walk with you there again!

The enclosed letter is to be send to Hannover; ask Mr. Pertz, if there is a book particularly wanting, then perhaps Ferdinand might look for it. The servant may be excused, because he knows nothing. My kiss to the children; kindest regards to Mdlle. Gombert; my love to Ferdinand and principally to you.

L. R.

174. An Clara Ranke, geb. Graves.

Paris, 24. August 1855.

Meine theuerste Clara!

Ich wurde schon ängstlich, als Dein Brief ein paar Tage länger als versprochen ausblieb und freue mich umsomehr über die befriedigenden Nachrichten, die er enthält.

Ich lebe hier zwischen Arbeiten und dem Saus und Braus von anstrengenden Vergnügungen. In wessen Gesellschaft glaubst Du wohl, daß ich den Einzug der Königin Viktoria gesehen habe? Es war Mrs. Kerr; ich hatte sie noch nicht gesehen; eines Morgens ließ sie mir sagen, daß sie mir einen Platz an einem Fenster auf die Boulevards geben könne. Ich fand sie Faubourg St. Honoré in sehr eleganten und wohlgelegenen Zimmern. Ich begrüßte sie als bella traditrice; sie war sehr liebenswürdig, denn sie wollte es sein; ein wenig älter geworden, aber recht wohl aussehend. Die kleine Missy weniger gewachsen als unsere Kinder, aber mehr entwickelt; schon ein kleines Wesen und im Hause nützlich. Wer war aber die erste Person, die mich an dem Hause in den Boulevards begrüßte? Mlle. Maas mit ihrer Schwester, die in Begleitung einer englischen Familie

den Zug sehen wollte. Sie war so erstaunt wie ich selbst. Das Haus gehört einem französischen Kaufmann von protestantischer Confession, der sogar meine Reformationsgeschichte besaß. Ich war also von allen Seiten wohl aufgenommen. Her gracious Majesty ließ uns lange, lange warten; doch gab es immer Gespräche und Unterhaltungen. Ich richtete meine Augen auf die Nationalgarden, welche den ganzen unermeßlichen Weg, hinter sich das Volk, besetzt hielten. So hatten sie einst im Anfange der Revolution Ludwig XVI. empfangen. Das Cortège langte erst an, als es fast dunkel geworden; man konnte nichts unterscheiden, als das Neigen der Königin nach beiden Seiten; doch machte das gleich einen gewissen Eindruck. Die den Wagen vorantrabende, und wieder zwischen ihnen gescharte Reiterei — es hatte eine gewisse Haltung und Größe. Der Abend war still, der Enthusiasmus mäßig.

Gestern habe ich den Ball im Stadthause besucht, in einer Uniform; denn auf meinem Einlaßbillet, wo ich als conseiller d'état qualificirt wurde, war mir dies ausdrücklich zur Pflicht gemacht. Die Abwechselung der Illumination des Hauses, der Façade, des Eingangs, der Treppen mit Lampen, und dann der mannigfaltigen Säle, größeren und kleineren Zimmer mit Kronleuchtern, war unbeschreiblich schön; soviel Eleganz und Reichthum sieht man selten. Die Kleidung der Damen ebenso geschmackvoll als glänzend; doch fand ich nicht eine einzige Bekannte unter ihnen. Die Männer nicht mit Orden überhäuft, so daß sich meine beiden noch recht gut ausnahmen. Hie und da ward getanzt. Ziemlich nahe bei mir sah ich endlich auch den Kaiser und die Königin passiren; sie war mit ihrem Diadem geschmückt. Ich hörte doch sagen: elle n'est pas belle, wovon bei einer geborenen Königin garnicht die Rede sein sollte.

Indessen hat man mir hier das Archiv doch wieder eröffnet, und einige wichtige Punkte kann ich verificiren. Ich denke Euer alle Tage und wünsche nichts mehr, als Euch alle bei mir zu haben. Das kleine Zimmer von Madame Mohl könnte aber fürwahr niemand mehr fassen als mich. Sie selbst ist schon lange verreist. Ist der Brief nach Hannover abgegangen? Nach der Antwort wird sich meine Rückkehr bestimmen. Ich denke, etwa in vierzehn Tagen könnte ich wiederkommen. Herzliche und warme Grüße an alle und besonders an die geliebte, theure und fleißige Hausfrau.

L. R.

175. An Clara Ranke, geb. Graves.

[Paris, Ende August 1855.]

Höchst angenehm sind mir die Briefe, die Du mir schreibst, meine theuerste Clara; doch werde ich wohl keinen mehr erwarten: nächste Woche, zwischen Mittwoch und Sonnabend, könnte ich wohl zurückkommen. Denn aus Hannover habe ich Nachricht, daß meine Abschriften fertig sind; hier ist meine Arbeit ziemlich gethan. Ich freue mich wieder auf die Ruhe der Studierstube und des häuslichen Herdes.

In der Uniform, die ich jedoch nur geliehen hatte — in Berlin könnte ich sie nicht tragen — habe ich nun noch den großen Ball in Versailles besucht. Ich kam mir sonderbar vor, als ich, den Degen an der Seite, über den Schloßhof dahinschritt, mit viel Ehrerbietung begrüßt, denn Kleider machen Leute; zwischen den Großen des neu-napoleonischen Hofes. Das Fest war in einem großen Saal Ludwigs XIV. unter Kronleuchtern, die von Marie Antoinette herstammen sollen. Es gab zu denken, daß Napoleon III. mit seiner spanischen Gemahlin, die Königin von England und ihr Gemahl mit einander diese Räume durchwandelten; nicht ganz mit soviel Glanz, wie z. B. der preußische Hof erscheint, auch nicht mit gleicher Devotion empfangen — was würde Napoleon I. und was würde vollends Ludwig XIV. dazu sagen? Wäre Wellington noch am Leben, so wäre es wohl nie geschehen.

Der Saal ist eine Gallerie, vielleicht zehn Mal länger als er breit ist, doch ist die Breite ansehnlich genug, um darin eine fünffache Beleuchtung anzubringen. Beide Seitenwände prangten mit Kerzenbündeln; in der Mitte eine unabsehbare Reihe tief herabhängender Kronleuchter; zu jeder Seite derselben eine Reihe kleinerer, tiefer herabhängender. Und dieses fünffache Licht zurückstrahlend in hundert großen Spiegeln. Doch fühlt man sich nicht unbequem. Die Damen nahmen sich noch besser aus, als im Hôtel de Ville. Ich nahm mit Vergnügen diese Gruppen wahr, anständig auf einander hörend, aufmerksam auf einander. Die Fenster waren geöffnet; doch ist das Gebäude so gut angelegt, daß man den Windzug nur erfrischend, nicht unbequem fühlt. Die Gesellschaft war nicht übermäßig zahlreich; leider fand ich keinen von meinen literarischen Freunden. Doch war Conte Sclopis aus Turin da, Marq. Moustier aus Berlin, die preußische Gesandtschaft ziemlich zahlreich. Fürst Pückler, Graf

Redern und einige andere Bekannte. Einer und der andere Franzose näherte sich mir. Das Sonderbarste war, daß ein Kabylenhäuptling — diese Afrikaner mit ihrer weißen Tracht geben den hiesigen Festen überhaupt ihren Charakter — an mich herankam und mir verschiedene Worte ins Ohr sagte, die ich nicht verstand; vergeblich versuchte ich mit ihm zu sprechen. Mrs. Kerr (die auf keinem dieser Feste erschienen ist) meint: er werde mir mein Geschick geweissagt haben. Was kann mir aber Besonderes begegnen? Er müßte mir meinen Todestag oder eine große Krankheit angekündigt haben. Genug, ich versuchte vergebens mich mit ihm zu verständigen. Aber es war genug, sich nur niederzusetzen oder umhergehend einen Blick auf die Bilder alter Zeit, Madame de Longueville, Turenne, Condé, mancherlei Staatsactionen Ludwigs XIV., die hier abgebildet sind, zu werfen. Die allgemeine Aufmerksamkeit wendete sich dem Feuerwerk, das draußen abgebrannt wurde, und hauptsächlich der Illumination einer das Parterre draußen vor dem Saal umgebenden architektonischen Echafaudage zu, die in tausend Farben glänzte und sich in dem Wasser, das ebenfalls ringsher und in der Mitte erleuchtet war, wiederspiegelte. Jedermann drückte sein Entzücken darüber aus. Ich bekenne, daß ich nie etwas Ähnliches gesehen habe.

Ich bin dann noch zwei Tage in Versailles geblieben, habe noch ein paar Bekanntschaften, z. B. mit dem Autor von St. Cyr, La Vallée gemacht und über Madame de Maintenon in den Handschriften studiert, die er besitzt. Er räumte mir sein Zimmer, seinen Stuhl ein; seine Nichten, unter denen eine sehr junge schöne war, kamen herbei, mit dem sonderbaren Fremden zu schwatzen. Jedermann kennt mich; und ein einziges Vergnügen macht es mir, mit diesen alten und neuen Freunden zu sprechen, die alle den Gegenstand, mit dem ich mich beschäftige, kennen, und meine Kräfte, meine Kenntniß der Sache mit der ihren zu messen. Es fehlt nicht an politischen Disputen, und zuweilen gelingt es mir, wie Aug. Thierry, der anfangs sehr heftig gegen die preußische Politik sprach, eine bessere Meinung von derselben beizubringen. Diese Männer sind alle zu sehr von der Frage des Tages eingenommen: ich suche immer den historischen Standpunkt zu gewinnen. So lebt Lothario — mais je vous prie de croire que je vous ai toujours présente en ma mémoire, vous et les enfants. Comment je souhaitais au parc de petit Trianon, de vous avoir là avec moi! à revoir en bonne santé

L. R.

Tausend Grüße an Ferdinand, an Mdlle. Gombert. Ich denke den Weg über Düsseldorf zu nehmen und dort einen Abend zuzubringen; am Mittwoch muß mich ein Brief dort finden.

Mrs. Kerr is reasonable, she will write to you. Miss Graves did not arrive yet.

176. An König Max II. von Bayern.

Berlin, 10. October 1855.

Ew. Königliche Majestät

tragen einen Namen, der die größten Erinnerungen erweckt. Der erste Kaiser, der ihn führte, hat die europäische Stellung seines Hauses begründet; er war thatkräftig, unermüdlich, tiefsinnig, ritterlich, immer in bedeutenden Unternehmungen begriffen. Der zweite Kaiser Maximilian, in die Mitte der beiden Religionsparteien geworfen, durch und durch gemäßigt, geistvoll und fein; aber dabei festen Sinnes. Ihm verdankt man es großentheils, daß nicht sein Vetter, König Philipp II. von Spanien deutscher Kaiser wurde. Der Name ging dann auf die jüngere Linie des Hauses Wittelsbach über, von der ihn zwei Fürsten trugen, deren Politik ich nicht lobe, die aber große persönliche Eigenschaften besaßen. Der eine Maximilian, erster Kurfürst von Bayern, war standhaft, energisch, ein guter Staatswirth. Der andere von unvergleichlicher Tapferkeit in den Waffen (Max Emanuel). Unter dem letzten Fürsten dieser Linie (Maximilian Joseph) suchte Bayern die übrigen deutschen Stämme in den Künsten des Friedens einzuholen. Da lebte der Rechtsgelehrte, dem man ein Standbild in der Hauptstadt gesetzt hat[1]); da ward die Akademie gegründet; deutsche Schulen wurden eingerichtet: so daß er ein gesegnetes Andenken hinterlassen hat. Dann ist der Name mit dem Anspruch an das Land auf die ältere pfalzgräfliche Linie übergegangen, die Ew. Königl. Majestät jetzt vornehmlich repräsentiren.

Ich kann mich in der That nicht ganz genau darauf besinnen, wie ich am 12. Oktober 1854 diesen Namen zu feiern suchte. Ich denke, ich habe Ew. Majestät den guten Ruf gewünscht, welchen die rühmlichen Eigenschaften der früheren Träger dieses Namens demselben verschafft haben; die Standhaftigkeit und Mäßigung der einen, die Thatkraft und hohe Bildung der anderen: vor allem das Glück und die Popularität Ihres erlauchten Großvaters. Von allen kann man

1) Kreittmayr.

wohl sagen, daß sie in die erste Reihe der Zeitgenossen gehört haben, die in ihre Epoche fielen. Ich bin dessen gewiß, daß dies das Urtheil der Mit- und Nachwelt auch über Ew. Majestät sein wird. Es macht mich glücklich, daß Ew. Majestät noch meines damaligen Trinkspruches gedenken wollen: er mag damals in Allerhöchstdero Nähe — zwischen Ew. Maj. und mir saß nur Ihre Majestät die Königin — sich besser ausgenommen haben, als heute mein Brief. Aber meine Anhänglichkeit an Ew. Majestät ist ebenso warm als innig: auch heute bringe ich heiße Segenswünsche dar.

Das gnädige, von Ew. Majestät Hand gezeichnete Schreiben vom 7. August habe ich allerdings damals erhalten; aber bis heute noch nicht die darin angekündigte Beilage, welche erst eine Antwort möglich gemacht haben würde. Ich ging in jenen Tagen nach Paris und hatte Veranstaltung getroffen, es mir nachschicken zu lassen; doch ist es niemals hier angekommen. Der Aufenthalt in Paris, wohin mich archivalische Studien zu gehen nöthigten, war nicht allein in dieser Beziehung erfolgreich, sondern überhaupt ebenso instruktiv wie angenehm. Ich weiß aber, Ew. Majestät sind anderweit über die dortigen Zustände vollkommen informirt, und ohnehin ist dieses Schreiben schon vielleicht zu lang.

Genehmigen Ew. Majestät nur den Ausdruck der tiefsten Hingebung und Ehrfurcht, mit der ich bin Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigster

L. Ranke.

177. An Heinrich von Sybel.

Berlin, 9. December 1855.

Mein hochgeehrter theurer Freund.

Recht unangenehm sind die Münchener Verzögerungen; doppelt, da sie zuletzt in einen der Erwartung nicht mehr entsprechenden, beschränkenden Antrag auslaufen. Ich fühle das vollkommen mit Ihnen, fürchte aber, gegen das letzte ist nicht viel zu machen. Den König darüber anzugehen, würde sich nicht recht geziemen; den Minister zu drängen, wird nicht helfen. Mich däucht, er sagte mir schon, die Universität habe zu geringe Fonds; er müsse die Kammer deshalb angehen. Eine Ablehnung von Ihrer Seite würde ich begründet finden und vielleicht dazu rathen, wenn von einer gewöhnlichen Beförderung nach einer anderen Universität die Rede wäre. Aber viel höher schlage ich die Veränderung an, welche Ihnen bevorsteht. Sie

bedürfen eines Ihren Talenten angemessenen Schauplatzes; München bietet Ihnen einen solchen dar: sollen Sie sich denselben wegen einer Gehaltsdifferenz verschließen? Sie sind glücklich genug, darauf nicht Rücksicht nehmen zu müssen, wie andere Männer unseres Standes. Ich bezweifle nicht, Sie werden sich in München besser befinden und gleich nach Ihrer Eigenthümlichkeit entwickeln, die angenehmsten, ehrenvollsten Verhältnisse gewinnen. Wollen Sie sich selbst in den Weg treten? Weil ich Sie liebe und ehre, weil ich Ihnen das Beste gönne, wünsche ich, daß Sie annehmen.

Von ganzem Herzen der Ihre

L. R.

178. An König Max II. von Bayern.

Berlin, 1. November 1856.

Ew. Königlichen Majestät

überreiche ich allerunterthänigst anbei den vierten Theil meiner französischen Geschichte.

In Ew. Majestät Namen bin ich gefragt worden, welche aus der Reihe der späteren Bände Friedrichs des Großen sich wohl am meisten für Ew. Maj. Lectüre eignen würden. Den meisten historisch militärischen Werth hat ohne Zweifel die Correspondenz Friedrichs mit seinem Bruder Heinrich im 26. Bande; ein großes philosophisches Interesse bietet die Correspondenz mit Suhm im 16., und der Anfang der Correspondenz mit Voltaire (Bd. 21) dar. Diese hat zugleich den Reiz jugendlichen Strebens. Von den Werken über Friedrich ist Büsching's Charakteristik wegen ihrer Beziehung auf die innere Staatsverwaltung besonders belehrend.

Indem ich aber Ew. Königlichen Majestät das Studium dieser Schriften empfehle, gebe ich doch die Hoffnung nicht auf, daß Allerhöchstdero Zeit es erlauben wird, auch auf mein Buch einen Blick zu werfen und ihm dieselbe huldvolle Aufnahme zu Theil werden zu lassen, welche den früheren Bänden geschenkt wurde.

In tiefer Ehrfurcht Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigster

L. Ranke.

179. An Clara Ranke, geb. Graves.

[London] Fitzroy-square 22. März 1857.

Das Datum zeigt Dir, meine geliebte Clara, daß ich zur rechten Zeit glücklich angekommen bin. Aber ganz leicht war es nicht. Mit

einem gewissen Vergnügen stieg ich zu Ostende auf das Dampfboot, das dann auf der Stelle abging. Wir haben gut Wetter, sagte der eine; we have a capital wind, Sir, sagte der andere von den Seeleuten. Da wir sogleich in See waren, machte ich einige Versuche, auf dem Verdeck sicher einherzugehen, die ziemlich gelangen. Es war ein prächtiger Abend; die erscheinenden Sterne mischten sich unter die aus dem Kessel aufsteigenden Funken oder diese unter jene; aber allmählich ward der Wind stärker und uns minder günstig. Je näher wir England kamen, um so mehr versuchten die Wogen ihre abwehrende Kraft gegen uns. Das schwimmende Haus, in dem wir fuhren, schwankte gewaltig hin und her. Gern begab ich mich aus der Cajüte, die an sich nicht unangenehm war, da sich wenig Passagiere eingefunden hatten und niemand rauchte, auf das Verdeck; aber hier wurde ich von einem heftigen Windwehen empfangen. Der Himmel war heiter, aber es war rauh; die weißen Wogen spritzten auf und benetzten mir Hut und Kleider. Ich fühlte mich nicht eben angenehm, hielt aber aus, bis die Leuchtthürme der Küste und bald darauf die durch eine Menge Lampen und Lichter hellen Klippen von Dover erschienen, die wir nicht ohne Mühe gegen Mitternacht erreichten.

Ich brachte die Nacht in Dover zu. Am Morgen erlaubte die dauernde Heftigkeit des rauhen Windes keinen Besuch des Meeresufers. Einen höchst angenehmen Contrast mit dem unfruchtbaren Meere bildet aber die glückliche, grüne, jeden Fuß breit angebaute Insel. Das Buch, das ich gekauft hatte, legte ich über Seite, um mich an dem Anblick der wallenden Hügel, Landhäuser und Farms, der vorüberfliegenden Dörfer und Städte zu laben — bis endlich der Landbau aufhört und nur noch Häuser übrig bleiben und man sich inmitten des großen Welthandelshauses befindet.

London machte mir denselben Eindruck, wie da wir es zusammen vor einigen Jahren durchfuhren. Bald war Fitzroy-square erreicht; und das stille Haus, wo mich eine gastliche Aufnahme erwartete. Heinrich ist stärker und brauner geworden, aber auch an Geist hat er zugenommen; er ist in einer medicinisch-physiologischen Untersuchung begriffen, die viel verspricht, und hat einige Praxis. Die neue Nichte ist gut und still und überaus liebreich; sie wird Dir ebenso gefallen wie ihre Briefe; sie ist keineswegs unschön, sieht vielmehr recht gut aus. Als ich heute erwachte, vermißte ich die Kinder und das Lesen des Evangeliums; aber hauptsächlich eine Antwort auf die Frage: how is mama? Ich thue sie an Dich selbst: ich hoffe, das Unwohlsein des letzten Donnerstags ist leicht vorübergegangen und die

mit meiner Abreise eingezogene Stille wird Dir gut thun. Daß ich Frl. Gombert im Hause weiß, ist mir eine nicht geringe Beruhigung. Ich grüße sie, vor allem den theuren Ferdinand, und küsse die Kinder. Dein getreuer

L. R.

Mara Twining besuche ich heut; schon gestern machte ich in einem Flug eine Menge Besuche. Herzliche Grüße von Heinrich und Luise.

180. An Clara Ranke, geb. Graves.

[London] Fitzroy-Square, 26. März 1857.

Zuerst, meine liebe Clara, Dank für Deine guten Nachrichten, und nun die meinen.

Sonntag (22.) besuchten wir die deutsche Kirche. Ein 84jähriger Mann, Dr. Steinkopf, predigte; dann und wann mit zitternder Stimme, wie man im Alter mit zitternder Hand schreibt, bald aber wieder fließend und kräftig. Seine Ermahnungen und sein Segen, die wie von jenseit des Grabes herkamen, rührten mich in tiefster Seele. Dann besuchten wir, in Schnee und Regen, Mr. Tooke, wo wir Amelia fanden, endlich auch den Kranken selbst sahen. Es scheint wohl, als würde er davon kommen. Er nahm uns mit Herzlichkeit auf und erzählte uns einige Anekdoten. In dem Hause, besonders in Amelia, ist doch ein Gefühl von Verwandtschaft. Mittag aß ich in Clapham. Beide Twinings, anfangs etwas steif und einsilbig, thauten nach und nach auf; Mara zeigte große Liebe zu Dir. Ich freute mich, in dem alten Hause zu sein, in dem Garten, wo jetzt die kleine Angenommene, der das Glück wahrhaft wohl will, etwas mehr Leben hervorbrachte.

Montag früh wanderte ich nach dem britischen Museum, das gar nicht fern ist. Mr. Panizzi zeigte mir den neuen Bau, das schönste Lesezimmer wohl, das man in Europa haben wird, rings umgeben von eisernen Vorrichtungen zur Aufstellung der Bücher „Werden Sie auch Leser finden, die die Räume füllen?" „Ich baue das Nest, vielleicht finden sich die Vögel." Dann ward ich in dem Handschriftensaal an der alten Stelle installirt, und begann meine Studien, für die ich, wie es scheint, guten Stoff finden werde. Ich bin seitdem alle Tage dagewesen. Heute hat mich Luise dahin begleitet und mit vielem Eifer für mich copirt, da wir sonst niemand gefunden hatten, der das thun könnte.

Um drei ließ ich mich bei Prinz Albert melden; ich ward von seinem Sekretär und gleich darauf von ihm selbst empfangen. Ein stattlicher Mann von jugendlich blühendem Aussehen, der sein sächsisch-thüringisches Vaterland nicht verleugnen kann, aber ihm alle Ehre macht. Er zeigte Geist und Kenntniß. „Ich komme, um in England zu studieren.“ „Das ist recht, denn Sie werden hier studiert.“ War das nicht ein feines Compliment? zumal da ich weiß, daß ich nicht gerade allzuviel hier studiert werde. Wir sprachen über allgemeine und preußische Angelegenheiten. Der Prinz zeigte sich vollkommen kundig; er hat das Gefühl eines deutschen Fürsten und die größeren Anschauungen seiner jetzigen Position.

Dienstag besuchte ich Macaulay. Ich fand ihn in der Nähe von Kensingtongarden, den wir einst beide durchwanderten, in einem schönen Landhause; er ist durch sein Buch wohlhabend geworden. Ich hatte großes Vergnügen, einmal gut englisch sprechen zu hören. Er spricht ähnlich, wie er schreibt, mit demselben Interesse, derselben Bestimmtheit und in derselben politischen Meinung. Ich sagte ihm, daß ich die Form seiner Schriften bewundere und besonders die Art, wie er die Gegenwart durch die Vergangenheit erläutert, ohne in jedem Punkt mit ihm übereinzustimmen. Daß ich mich selbst mit englischer Geschichte beschäftigen will, schien ihm doch nicht ganz recht zu sein.

Mittwoch aß ich bei Hof in Buckingham Palace. Das Empfangszimmer ist ein großer länglicher Saal, eine Art von Bildergallerie; eine kleine Gesellschaft sammelte sich, bis die Königin erschien, der wir uns anschlossen. Ich hatte auch meine Dame und saß bei Tisch zwischen dieser, Lady Granville, und der Fürstin von Hohenlohe. Der Speisesaal ist für seine Länge vielleicht zu hoch, doch war alles königlich und würdig. Eine nicht lärmende Tafelmusik war hinreichend unterbrochen, um das Gespräch möglich zu machen. Meine Nachbarinnen wetteiferten an Liebenswürdigkeit, doch hatte die deutsche Fürstin den Preis. Erst nach Tisch, in jenem Saal, fand die Vorstellung statt. Die Königin, wohl aussehend, verbindlich; wenn sie spricht, schlägt sie gern die Augen nieder. Aber das Juwel dieses Hofes ist die Princeß Royal. Wie eine volle, sich eben öffnende, eine reiche Blüthe verheißende Knospe. Sie hat mir wahrhaft einen Eindruck gemacht. Ich weiß nicht, ob ich sie geradezu schön heißen kann; aber sie hat eine unvergleichliche jugendliche Frische, Anmuth und Natürlichkeit. Sie spricht vollkommen gut deutsch. Sie wird für Berlin ein Schatz

sein: der König wird sie zärtlich lieben, geschweige denn ihr Bräutigam.

So gut ich in Berlin behandelt werde, so fand ich, daß ich hier noch besser behandelt sei. Sehr gut auch hier im Hause. Luise ist das Ideal einer Nichte. Heinrich kann noch ein bedeutender Mann werden. Wir sprechen viel von der Familie. Gott mit Euch.

Dein L.

Der Brief von Manteuffel ist angekommen.

181. An Clara Ranke, geb. Graves.

Cambridge, Scroop Terrace, 29. März [1857].

In der zuversichtlichen Hoffnung, daß Du wohl bist, meine liebe, liebe Clara und so die Kinder, setze ich mein Tagebuch fort.

Freitag Abend besuchte ich mit Mrs. Tiarks, der Tante unsrer Luise, bei der ich ein kleines Dinner tête à tête eingenommen hatte, die Gallerie von Mme. Tussaud, die aus Wachsfiguren der eben namhaftesten Männer besteht. Sie sind in Lebensgröße, einige sitzen. Man setzt sich neben Mr. Penn nieder; und da er zu athmen scheint, so ist es gleichsam schwer, die Lebenden von den Todten zu unterscheiden. Die jetzt regierenden Monarchen, die Königin und ihre Familie, die alten Königinnen und Könige, Elisabeth, Maria, Heinrich VIII., die Stuarts, auswärtige und einheimische Celebritäten alter und neuer Zeit sieht man da vor sich. Die Portraitähnlichkeit kann nur allgemein sein, doch ist sie unverkennbar; das Beste und Echteste sind wohl die Trachten, die mit Sorgfalt hergestellt und unterhalten werden. Ein besondrer Raum enthält die Reliquien Napoleons und seiner Zeit, seine Carosse von Waterloo, sein Feldbett, seine Toilette, die Wiege des Königs von Rom, die Portraits seiner Generale. Es hat etwas Gespenstisches, zwischen den erhaltenen Überresten des Lebens mit leicht erregter Phantasie sich die Figuren dieser Menschen, wie sie uns so wohl bekannt sind, erscheinen zu lassen. Es sieht aus wie Historie, ist aber das Gegentheil davon; denn nur das äußere Leben tritt in den Gesichtskreis. Die blassen Schatten dieser Menschen, wie sie um den Besitz des Irdischen rangen, steigen vor Dir auf; man muß das wieder los zu werden suchen. Noch etwas Schlimmeres aber folgt: die sogenannte Kammer of horrors. Da sieht man die Verbrecher, welche die letzten Jahre beschäftigten: Manning und sein Weib, die O'Connor in ihrer Küche umbrachten;

Palmer, Dove und wie sie alle heißen; Gesichter, wie sie einem täglich in der Straße aufstoßen, von gesteiften Halskragen eingefaßt. Es folgt die Guillotine, welche echt sein soll, unter der Ludwig XVI. fiel. Marat; ein paar ägyptische Mumien, allerlei Werkzeuge des Mordes oder der Marter — es ist, als wenn man in den Zugängen der Hölle und dann in ihr selbst wäre; ein neues Inferno ließe sich dichten. — Es ist fast eine Erleichterung, wenn man zu dem Bild eines Gefängnisses der Bastille kommt, wo ein Mensch kniet unter dem Kreuz. Ja wohl wäre Christi Höllenfahrt nöthig, um die Erlösung bis hierher zu tragen. Für manchen meiner Collegen ist die Historie auch eine Kammer, nicht gerade immer von Greueln, aber von Albernheiten und Verbrechen. Mrs. Tiarks begleitete mich nicht in diese reservirten Räume: es ist eine kleine, lebendige Frau, die beste Freundin unsers Heinrich; Luise verdankt ihr ihre Erziehung.

Heinrich wollte mich nach Cambridge begleiten, der Brief eines Patienten hielt ihn davon ab; ich langte Sonnabend 1/2 11 allein hier in dem Haus der guten Millers an. Sie empfingen mich nicht wie einen Bekannten, sondern wie einen blutsverwandten Freund. Prof. Miller legte seinen Universitätsrock an und wir machten uns sogleich auf, die Merkwürdigkeiten zu sehen. Eine Universitätsstadt, wie wir in Deutschland keine haben: siebzehn Colleges mit ihren Masters, Fellows, Scholaren, von denen viele in ihrer habituellen Tracht leicht einherschreitend auf den Straßen sich zeigten. Breite Trottoirs, wenig Wagen, alles still und bürgerlich oder vielmehr geistlich. Den größten Eindruck machte ein kleineres College, Corpus Christi, in dessen inneren Hof wir eintraten, auf mich. Es hat eine beinahe vollkommene Einheit der Architektur. Leider war Mr. Whewell in Trinity-College nicht zu Hause; aber ein anderer Inwohner, Mr. Clarke, zeigte uns alles, was zu sehen war: die Bibliothek, die Wohnung Newton's. Besonders von Newton ist allenthalben ein lebendiges Andenken; er hat eine sitzende Statue, die ein offenes, ruhiges Gesicht darstellt, was auch seine Todtenmaske ausspricht. Auch Lord Bacon hat eine gute Statue; man sollte, wenn man den in sich selbst versinkenden Blick des Philosophen sieht, nicht glauben, daß er sich jemals hätte bestechen lassen können. In der Bibliothek findet man die Portraitstatue Lord Byron's von Thorwaldsen, wie er auf den Ruinen von Athen sinnend und etwas zum Childe Harold schreibend dasitzt: wenn irgend etwas, unvergleichlich fein und lebendig. Er hat einen Griffel in der Hand; poetische Bilder oder Gedanken, oder treffende Worte ziehen vor seinem Auge — ich meine das innere,

das sich in der gespannten Stirn auch im Marmor darstellt — vorüber. In der Bibliothek hat man die Handschrift des Richard Bentley, des Philologen, der die Alten nicht herstellte, sondern corrigirte, dem seine Töchter ebenfalls hier ein Denkmal gestiftet haben (eine Büste), und manche andere. In diesen Bildern ist Leben und Historie, nicht in jenen von Wachs. Welch eine schöne Aufgabe für den Bildhauer, das Lebendig-Geistige dem vorübergehenden Tage abzulauschen und in Stein zu fesseln!

Während wir besahen, hörte ich unaufhörlich die Glocken gehen: es war der Wahltag für das neue Parlament. Die Universität hatte schon gewählt; der Freund führte mich nach der Wiese vor der Stadt, wo die Vorwahl für die Stadt gehalten wurde. Zur Linken des Mayors die Conservativen, zur Rechten die Liberalen. Wir bestiegen die Hustings, Mr. Clarke verschaffte mir einen Platz in der vordersten Reihe, unfern des Candidaten, welcher sprach, Mr. Macaulay, Cousin des Historikers.

[London 1. April.]

Soweit hatte ich geschrieben, als mich Prof. Miller zu einem Besuch abrief. Und seitdem habe ich noch keine Zeit gefunden, eine Silbe weiter zu schreiben. Aber die Fortsetzung folgt, wie es in den Unterhaltungsblättern heißt; ich denke, das Beste kommt noch. Am Montag kam ich wieder hierher zurück: die unermüdliche Luise begleitete mich seitdem wieder in das britische Museum. Sie ist ein wahrer Schatz von Fleiß, Kenntniß, Verstand und Güte. Heute Morgen empfing ich Deinen Brief, der mich zufriedenstellt, und so will ich nicht zögern, diesen abzusenden. Solltet Ihr mein Gekritzel nicht lesen können, so legt es bei Seite. Ich küsse die Kinder und die Mama. Beste Grüße an Ferdinand, Mathilde, Hedwig und Frl. Gombert.

L.

182. An Clara Ranke, geb. Graves.

[London] Fitzroy-Square, 4. April 1857.

Es war also eben heut vor acht Tagen, daß ich in Cambridge auf der Hustings stand. Ich übersah die nicht allzu zahlreiche Menge, die dem Redner in großer Aufregung zuhörte, ihn unaufhörlich mit Geschrei oder mit Einwendungen unterbrach; jeden Augenblick zischte ein Fluch auf; Mr. L. Macaulay opponirte der Opposition mit guter Laune und unermüdlich; als er ausgeredet, und sein Gegner zu reden

begann, mußte er seine Partei, die nun diesen nicht zu Worte kommen lassen wollte, beruhigen. Er sagte mir, seine Rede werde ihm ungefähr 10 Stimmen mehr gewonnen haben; den andren Tag ist er wirklich gewählt geworden. Die Wahlen beschäftigen jedermann in ganz England; man kennt alle Wahlkreise und alle Candidaten: man sprach eine Zeit lang von nichts anderem.

Sonnabend Abend hatten mir die Millers eine kleine und passende Gesellschaft zum Dinner gebeten; ich war einmal ganz unter Engländern, kein deutsches Wort wurde gehört. Sonntag früh besuchten wir die Sternwarte und eine Universitätspredigt, die in gutem modernen Stil, ohne viel geistige oder geistliche Anstrengung gesagt und gehört wurde. Um 4 Uhr dinirten wir in der großen Halle in Trinity College. Ein kolossaler Speisesaal mit einigen hübschen Bildern, von denen eines, wie man mir sagt, von der königl. Familie zum Dank für genossene Gastfreundschaft. An verschiedenen, die Länge des Saales ziemlich erfüllenden Tafeln die Scholaren und Undergraduates; quer vor, die Breite einnehmend, eine Tafel für den Vicemaster und eine andere für die Fellows. Vicemaster ist Sedgewick, dessen Gast ich war, ein ziemlich großer Mann mit dem Ausdruck von Geist und Gutmüthigkeit und gutem Humor. Neben mir saßen ein soeben für die Universität gewähltes M. P. und der Master des Cajus College, der John kannte. Das Essen verlief angenehm. Eine genaue Zählung ergab, daß 371 Mitglieder anwesend gewesen waren. Wir hatten noch bei dem Vicemaster eine Art Nachtisch, wo der andere M. P., den die Universität gewählt, sich zu mir gesellte, so daß ich mancherlei Politik von denen zu hören bekam, die daran mitzuarbeiten haben werden.

Als wir hinaustraten, gingen oder liefen, denn es regnete, die jungen Leute in weißen gowns über den Hof; der Vicemaster nahm ein ähnliches in seinem Wohnzimmer um sich; in wenigen Minuten war alles in der großen Kapelle versammelt. Welch ein Anblick! Der prächtige Langsaal, an dessen Ende ich Newton und Bacon aufgestellt gesehen hatte, erfüllt von jungen und kräftigen, schwarzlockigen Männern in mönchischer Tracht; vier Reihen von Kerzen von einem Ende nach dem anderen ihn durchziehend; an der bevorzugten Stelle, sie alle überschauend, der Vicemaster und sein Gast. Wir hatten Psalmbücher in Folio vor uns. Der Gesang dieser unvergleichlichen Überreste des hohen Alterthums, in den Weisen, die man ihnen im Mittelalter gegeben hat, ward mit großer Vollkommenheit ausgeführt, ohne daß eigentliche Reden diesen Genuß unterbrochen hätten. Denke,

ob ich gerührt, ob ich erbaut war. Der große Zug der Gottesfurcht, der alle Jahrhunderte verbindet, schug in meinem Herzen und machte es erbeben. Man fürchtet von den Wahlen eine Verstärkung des radikalen und destructiven Elementes. Diese altenglischen Kirchen-institutionen werden dadurch nicht umgestürzt werden. Hustings und Kapelle constituiren England.

Für den Abend versammelte sich alles, was sich in Cambridge mit Literatur beschäftigt, bei dem Vicemaster. Ich fühlte mich glücklich, jedermann bekannt zu sein. Was hat man mir alles gesagt! Das Beste, das ich auch wohl wiederholen darf, war der Ausruf des Vicemasters: We admired him before, but now we see, that he is a good fellow. So war ich denn sehr glücklich unter diesen Universitätsgenossen, die doch einer anderen Welt angehören. Auch die Kinder von Mrs. Miller habe ich gesehen, die mich dann viel nach den unsern fragten. Sie hat einen Knaben, der danach aussieht, als ob etwas aus ihm werden könnte. Für jetzt hatte ich jedoch nur Sinn für die einfache Biederkeit des Vaters, für die Güte und Weiblichkeit der Mutter. Bei Millers erschien auch Brabington. Er hatte sich die ausdrückliche Erlaubniß seines Bibliothekars erbeten, mir das Original de Beneficio Christi zu Millers mitzubringen. Ich freute mich sehr an dem alten, durch keine Nachahmung wiederzugebenden Druck; vollkommen ähnlich ist nur das Titelblatt.

Montag kehrte ich wieder nach Fitzroy-Square zurück, ich schrieb Dir schon, wie wohl mir hier im Hause ist. Dienstag besuchten wir wieder das Theater. Mr. Kean hat Richard II. für seine Bühne eingerichtet. Die drei ersten Akte sind Shakespeare mit einigen Weglassungen; dann folgt ein vierter, der eine populäre Scene enthält, die auch von Garrick gegeben ward; dann ein fünfter Shakespeare-Akt. Kean hat sich große Mühe gegeben, die Kleidung, die Waffen, die Art und Weise des Mittelalters wiederzugeben, soweit es möglich war, nach gleichzeitigen Denkmalen, deren wir aus dieser Epoche viel haben. Die Dekorationen sind wirkliche Bilder der Schauplätze. Der Tanz in der populären Scene nahm sich nicht übel aus. Auf mich machte der alte Poet, den ich nie so gut verstanden hatte, den größten Eindruck. Zu seinen Verdiensten gehört, daß er immer mit den großen Fragen umgeht, welche die Historie beherrschen. Ich vermißte bei der Darstellung den vierten Akt, der in dieser Hinsicht das Beste ist.

Nach dem Theater begab ich mich zu Lady Clarendon. Ich fand die officielle und fashionable Welt in einigen Zimmern zusammengedrängt. Nicht allein Leute wie bei uns; sondern auch Perser mit

ihren ungeheuren Turbanen waren zugegen; schöne Gestalten, mit mannhaftem Ausdruck in dem Gesicht. Ich sah L. Mahon, Granville, Lord W. Russell, und andere. Lord Clarendon war liebenswürdig genug, mir manche berühmte und ausgezeichnete Männer zuzuführen. Andere stellten sich selbst vor, z. B. ein aus Amerika zurückgekehrter Diplomat, der mich versicherte, nicht allein seien dort meine Bücher in englischen und deutschen Nachdrucken zu haben, sondern in den Schaufenstern der Läden habe er L. Ranke gesehen, ein schön geformtes Gesicht mit stattlichem Schurrbart. Fides rei penes autorem. Denn noch etwas von dem Präsidenten Pierce hat er mir erzählt, das ich mich nicht getraue wiederzusagen. Der Abend war wohl der Gipfel meiner hiesigen Löwenschaft.

Tags darauf gab mir Lord Granville, derselbe der in Moskau war, ein sehr gewähltes historisches Diner. Ich sah Macaulay wieder, der das große Wort führte, und Mr. Grote, mit dem ich Freundschaft machte. Lady Granville, neben der ich saß, war zu Haus vollkommen liebenswürdig. In diesem Saale wurde doch auch Politik gesprochen, die der unsern, oder vielmehr der des Königs Gerechtigkeit widerfahren ließ, was sonst selten geschieht. So lebt Lothario vergnüglicher als jemals.

Einmal habe ich mir doch auch in dem Atheneum einen stillen Leseabend verschafft. Die Hauptsache ist, daß wir im britischen Museum täglich fleißiger werden. Gestern und heute habe ich fünf Stunden daselbst zugebracht, ohne mich von der Stelle zu rühren; Luise war ebenfalls ein paar Stunden da; künftige Woche werde ich noch andere Hülfe haben.

Künftige Woche, in welche meiner theuren Frau Geburtstag fällt! Ich will Gott danken, daß Du ihn erlebst, ich hoffe: in erträglicher Gesundheit. Ich hege noch immer die Hoffnung, daß sie sich mit der Zeit noch merklich bessern wird. Möge dies nun in dem künftigen Jahr beginnen. Mögen die Kinder gedeihen, und ihrer Mumsy, die nur in ihnen lebt, Freude machen. Ich schicke den Brief schon heut, da mir Luise sagt, er dürfte, Montag abgeschickt, erst Donnerstag ankommen, was ich nicht gern möchte. Lies ihn, soweit es möglich ist, ihn zu lesen.

L.

Mir thut recht leid, Sybel zu entbehren. Frage ihn, ob er nicht Zeit findet, mir ausführlich zu schreiben. Tausend Grüße an Ferdinand. Danke Frau Minister v. Manteuffel für den Brief des Herrn Ministers. Grüße unsren Manteuffel, wenn er sich blicken läßt.

183. An Otto, Helene und Friedhelm Ranke.

[London, Ende April 1857].

Meine lieben Kinder alle drei.

Wenn Ihr hier bei mir wäret, was würden wir wohl mit einander vornehmen? Ihr ruft einstimmig: große gemeinschaftliche Spaziergänge. Wir hatten neulich, wie Ihr wohl auch, schöne Frühlingstage. Mama wird Euch sagen, was Kensingtongarden ist; dahin nehme ich denn meinen Weg. Zu beiden Seiten eines geräumigen, von Fußsteigen durchbrochenen Angers laufen zwei breite Straßen, die eine chaussirt für Wagen, die andere im Naturzustand für Reiter. Dort sieht man die eleganteſten Wagen in mannigfaltiger Form, offen oder geschlossen, Cabriolets und Carossen, mit wohlgehaltenen Gespannen, zierlichen Dienern. Meistens sind es Damen allein, oder mit Kindern; ältliche Männer, oder noch nicht ganz erwachsene, welche da fahren. Wer mögen diese sein? sagte eine Dame, die neben mir stand; denn an den Geländern lehnen die Vorübergehenden. Dunkle Gesichter unter breiten und farbigen Turbanen fuhren vorüber. „Vielleicht der persische Gesandte.“ „Ich denke, der Begleiter der Königin von Auckland.“ Ich ging dann auf und nieder. Wie stattliche und zierliche Pferde! Geschickte Reiter und Reiterinnen! In langen Reihen neben einander, oder paarweise, oder ganz allein, im Galopp oder Trab; alles jugendlich und in frischen Jahren. Ein paar Schritte weiter stößt man auf einen Teich, wo man kleine Segelboote erblickt; auch mancherlei Kähne erscheinen, die Schiffer in weißen Hemdsärmeln. Die Sonne gab der Gegend ein festliches Ansehen. Ich erging mich ein wenig unter den Bäumen, die dann folgen, und bedauerte, daß ich Mumsy nicht bei mir hatte, wie einst. Dahin also hätte ich Euch mitgenommen: auf dem Rasen Euch tummelnd, hättet Ihr mein Vergnügen nicht allein getheilt, sondern verdoppelt. Nun ich denke wohl, daß ich es noch erlebe, wenn Ihr größer seid und Mama wieder etwas besser, daß wir dahin erst fahren und alsdann uns ergehen. Gott mit Euch, Kinder; seid recht gut und folgsam und macht, daß Ihr mir gute Zeugnisse bringt, wenn ich wiederkomme, besonders auch von Frl. Gombert.

Euer trauter Papa

L. R.

184. An Clara Ranke, geb. Graves.

[London] 21. Fitzroy squ. the 10th of may 1857.

My dearest, dearest little wife.

I am very happy to receive from you continually good news; thank God; may it continue so! You know, I have no objection to your going to Dobberan, provided that the doctors think it advisable, and that you find it possible for your locomotive powers, which you should prove by a little previous essay, going to the Parkstation at Potsdam, when Robert comes, as I am informed by a letter of him, that he may be with you perhaps the 26th of May.

Don't be troubled about foolish letters as that you mention in your last. Now to better matters!

Do you remember Windsor Castle and a certain walk two people took there in September 1843? Well! The provost of Eton invited me to spend last Sunday at his house. I saw his establishment, something princely, more adapted for two great families, than for an old bachelor and his old invalide sister; the best I ever saw of an old schoolmaster. He is a delightful man, full of information and accomplishments. In the afternoon I took again a walk to Windsor Castle, over the bridge, which unites Windsor and Eton. It was a day of terrible eastwind, very cold, but I enjoyed it still. The sight delighted me, the old days recurred to my memory; I distinguished the bank where your mamma was sitting. Alas, shall we ever take a walk together with each other?

From Eton I went to Oxford. It was impossible for me to make any use of the reiterated invitations of Mr. Saunders, because he did not give me his proper address, and nobody of all I asked did know him. But I found a very good accommodation in the Balliol-Colledge, with Prof. Folliet, one of the kindest and most amiable men I ever met. I enjoyed Oxford very much: the wonderful buildings of every one of the last seven centuries, admirable each of them, unique in their ensemble; the quiet and good air of the town; the unexpected hospitality of my new acquaintances. My reception in Cambridge was more splendid and entertaining; but my séjour at Oxford proved more useful. The libraries there are exceedingly rich and very im-

portant for me. I am almost resolved, to return there for making a stay of some weeks.

Now I am here again, indeed without forgetting my Berlin-nest, the dear wife, the dear children. I drunk the health of the little Helena on her birthday, with my dinner neighbour then, the wife of the Dean of Westminster.

My photograph was taken. Heinrich finds it very like; in consequence it is ordered, but not ready yet. Robert will bring you a beautiful portrait of Bunsen, forwarded to me by his son. God bless and conserve you! Robert will tell you more. Very affectionately

L. R.

Many greetings to the Savigny's, Ferdinand, Miss Gombert. Louisa wonders that the children did not write to me, still! I kiss them!

185. An Clara Ranke, geb. Graves.

[London,] Fitzroy Sq. 7. Juni 1857.

Theuerste, liebe Clara.

Dein vorletzter Brief — über die Excursion nach Behnitz — macht mir unendliches Vergnügen. Ich danke dem Grafen Itzenplitz und Frl. Gombert für alle die fürsorgende Freundlichkeit, die sie da bewiesen haben. Weniger befriedigend war der letzte Brief, doch hoffe ich, alles ist vorübergegangen, der Ausflug nach Potsdam und mancher andere glücklich vollzogen worden. Daß Robert an den Kindern Freude hat und sie an ihm, ist mir lieb zu hören: Dir selbst wird dies den Aufenthalt des lieben Bruders doppelt angenehm machen.

Ich arbeite noch immer täglich 6 Stunden in den öffentlichen Sammlungen; über manches habe ich Auskunft gefunden, über andres nicht. Ich denke in kurzem die Hauptsache vollendet zu haben und dann zurückzukommen.

Wie oft verlangt meine Seele, Euch wieder um mich zu haben. Zuweilen beschleicht mich eine rechte Sehnsucht nach Euch. Wenn es dabei bleibt, daß Ihr nicht nach Dobberan geht, so hoffe ich es diesmal durchzusetzen, daß wir einen Landaufenthalt machen, im Harz oder am liebsten in dem alten Wiehe.

Heinrich hat in den letzten Tagen einen unangenehmen Anfall von Fieber gehabt; er geht morgen auf 14 Tage nach Ramsgate. Pauline, die seit 4 Wochen hier ist, und Luise, die ich noch immer

im gleichen Grade schätze und ehre, werden ihn begleiten. Ich werde dann vollends als Hagestolz leben.

Ich habe die Derby-races in Epsom und den Cristallpalast besucht, den Sitzungen der beiden Häuser beigewohnt, das meiste Merkwürdige gesehen. Die Gastfreundlichkeit hat noch nicht nachgelassen, und die meisten bedeutenden Männer in Politik und allgemeiner Literatur werde ich nach und nach gesehen haben. Wohlbekannt meine Feder, wohlaufgenommen von vielen und noch empfänglich für den Reiz neuer Bekanntschaften und des Lebens in einer zwar verwandten, aber doch abweichenden Welt und zugleich in einer fortschreitenden Forschung, die nicht ohne Erfolg ist, begriffen, genieße ich heitere und zufriedene Tage. Wie oft ich aber meine Augen über das Meer richte und Euer gedenke, besonders Deiner, der guten, armen, kranken Frau, glaubst Du mir nicht. Erhalte Dich Gott in erträglichem Wohlsein, bis ich wiederkomme, ach! und dann gebe er noch besseres.

Dein L. R.

186. An Clara Ranke, geb. Graves.

Berlin, den 10. Juli 1858.

Wie lange, lange ist es her, daß ich in Dobberan gewesen bin! Ich besuchte es noch von Rostock aus, mit Frau Professor Weber, die nun längst verstorben ist. Ich besinne mich auf das prächtige Gehölz, auf den Heiligen Damm, niemals werde ich ihn vergessen. Da habe ich die offne See zum ersten mal gesehen; grün und dunkel, in der Ferne gleichsam emporsteigend, sehe ich sie noch vor mir fluthen. Die fast untergegangene Erinnerung wachte in mir auf, seit ich Dich, meine theure Clara, und unsere Kinder daselbst weiß. Wie gern würde ich mit denen an dem Strande mich herumtummeln! Es würde mich glücklich machen, ein paar Tage mit Euch dort zuzubringen; aber ich fürchte, die Pflichten der Universität machen es unmöglich. Ich bin sehr zufrieden, wenn es Euch dort wohl geht. Dir, meine Liebe, wird ein alter Wunsch erfüllt; die Kinder genießen das Glück ihrer Jugend.

Mögest Du, wenn nicht geheilt, was ich nicht hoffe, doch gestärkt und lebenskräftig wieder zu mir zurückkehren. Die Zimmer jenseit der Wohnstube darf ich nicht betreten, ohne mich unheimlich und verlassen zu fühlen: zwischen meinen Büchern geht es mir er-

träglich. Die Kinder bitte ich, mir zu schreiben, jedes etwas Besonderes. Meine Grüße an die sorgsame Freundin! Bleibt alle hübsch gesund!

Dein L. R.

187. An Clara Ranke, geb. Graves und die Kinder.

Berlin, 17. Juli 1858.

Eure Briefe, lieben Kinder, waren mir recht angenehm: ich sah Euch alle drei vor mir, wie Ihr leibt und lebt. Auch Strand und Forst vergegenwärtige ich mir und freue mich, Euch dort glücklich und wohlbehalten zu wissen. Wenn Ihr gesund und kräftig zurückkommt, und Mama und Frl. Gombert Euch gute Zeugnisse geben, so werde ich — ja, was werde ich? Euch recht lieb haben werde ich! Aber auch Du, meine theure Clara, mußt darauf denken, wohler zurückzukommen: ja kein Dampfbad mehr nehmen, lieber nichts thun, als etwas zweifelhaftes. Schreib mir, ob die Luft der See Dir nicht wenigstens im allgemeinen wohlthut — welche Gesellschaft Du hast — ob Du Sonette machst und sie eigenhändig schreiben kannst. In einem magst Du mich selber redend einführen, wie ich in jungen Jahren diese Regionen sah und sie wiederzusehen wünschte, aber durch Pflicht gebunden mich zufrieden gebe, daß meine Familie ihrer genießt. Wäre das ein Stoff?

Mr. Cannon war hier; Bulwer's dritter Band wartet auf Dich. Meine Grüße an Frl. G.

Euer L. R.

188. An Clara Ranke, geb. Graves und die Kinder.

München, 3. October 1858.

Theuerste Clara, lieben Kinder.

Länger kann ich nicht hinleben, ohne mich nach Euch umzusehen, wiewohl ich nicht Fried an das Bett von Mumsy schicken kann, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Schreibt mir davon nach Venedig, wohin ich morgen abzureisen gedenke.

Meine Reise war angenehm: die Einsamkeit in den Coupés fast vollständig; mein vornehmstes Vergnügen war, mich von der Sonne, die nicht mehr drückend wirkt, so recht durchwärmen zu lassen. Eine und die andere von den anmuthigen Landschaften, durch die ich früher

immer bei Nacht und Nebel gekommen war, wie zwischen Nördlingen und Donauwörth, sah ich zum ersten mal in ihrem vollen Glanze.

Das Erste, dessen ich beim Aussteigen gewahr wurde, war die stattliche Gestalt unsers Heinrich, in dessen Hausstand ich die alte Londoner Gesellschaft, vermehrt durch ein Baby, Mägdlein, ein allerliebstes, lächelndes, munteres Kind, fand. Mit einem anderen Neffen, Johannes, der mir sehr wohl gefällt, machte ich die erste Bekanntschaft. Luise schien durch die Broche erfreut zu sein, und steckte sie sogleich an. Sie scheinen sich alle glücklich zu fühlen, ich befinde mich unter ihnen halb zu Haus.

Mehr als einmal haben wir den König gesehen (wir, will sagen: die historische Conferenz), der nicht gütiger hätte sein können. Er sieht gesund und frisch aus; er erkundigte sich eifrig nach Mumsy und seinem Pathchen und trug mir seine Grüße auf. In der Conferenz haben wir viel verhandelt. Jedermann scheint mit dem vorläufigen Resultat zufrieden zu sein. Die Diskussionen waren insofern förderlich, als sich wenigstens alle Gelegenheit fand, meine Ideen zu erläutern und näher zu bestimmen. Doch ist alles eben Entwurf, und es wird nun auf die Ausführung ankommen.

Meine theuerste Clara, ich bitte Gott, daß er mir die Gnade schenke, Dich bei erträglicher Gesundheit wiederzusehen; und die Kinder munter und gut. Mir geht es ziemlich wohl. Jedermann sagt mir, daß ich wohl aussehe.

Habe ich nicht in der großen Bücherstube — auf einem der Tische — zwei kleine nach Venedig gerichtete Briefe liegen lassen? Sie könnten auch in einem der verschlossenen Briefkasten nach dem Fenster hin liegen geblieben sein. Ich würde sie gern nachgeschickt bekommen. Viele Grüße an Ferdinand und seine Familie, sowie an Fräulein Gombert.

L. R.

189. An Clara Ranke, geb. Graves.

Venezia 10. Ottobre 1858.

Carissima, Chiarissima Signora Chiara,

Eccomi qua a Venezia; nella casa del Professore Joucard, giovane gentilissimo, che è venuto a trovarmi all'archivio, e m'ha condotto qua, dove sta solo con una vecchia madre. La casa ha un piccolo giardino, dove ho preso in questo momento un po' d'aria.

Io ho avuto un viaggio molto piacevole. A Rosenheim una

dimora involontaria mi dava occasione di godere l'aspetto magnifico delle montagne bavarese e tirolese: cinque hore gratissime dopo cinque giorni di fatica a Monaco. Poi ho traversato per la prima volta le Alpi del Tirolo, sedendo sempre — come un vecchio Otto — al lato del cocchiere. Il cammino mena per „arduissime montagne e faticose ad andare“ (Dante); sua bellezza consiste nelle ripide altezze, che si montano e discendono. Al Brenner si vedono quasi nello stesso momento i fiumicelli che conducono le acque delle Alpi al mar nero (per la Germania) ed al mar Adriatico (per l'Italia). La scesa e molto più ardua, che la montata: per questa ragione il lato italiano ha le forme più grande che il lato tedesco. Io ho impiegato tre giorni e tre notte per il viaggio da Monaco a Venezia.

Come ho goduto la prima gondola che mi condusse nel tempo di notte per il gran Canale all' albergo! La notte era chiara, l'aria dolce, l'acqua piena: il cielo brillava di stelle piccole; il silenzio della notte interrotto solamente per il suono di qualche campana per il servizio matutino.

Carissima moglie: tu mi manchi sola; quante volte ho pensato che l'Italia ti farebbe bene! I miei lavori procedono bene; spero sempre di ritornare alla casa per il festo delle nostre nozze. Dunque se avete da scrivere qualche cosa, fate presto. Spero, che tutto va tolerabilmente bene in casa. Vi abbraccio tutti.

L. R.

L'indirizzo: Simeone profeta calle Sagredo No. 1247.

190. An Heinrich von Sybel.

[Berlin,] 25. März 1859.

Anbei, mein theurer Freund, das versprochene Gutachten. Es Ihnen selbst zu übergeben, bin ich durch die dringendsten Beschäftigungen verhindert, überdies aber auch durch die Confirmation meines ältesten Knaben, die eben in diese Tage fällt, so daß ich ihn nicht wohl verlassen kann.

Ich weiß, ich verliere etwas, wenn ich unsern gnädigen Herrn nicht in der Mitte seiner Akademiker sehe; haben Sie die Güte, ihm meine Dankbarkeit für seine gnädige Erinnerung auszudrücken. Wenn ich gesund bleibe, hoffe ich im Herbst das Glück zu haben, ihn wiederzusehen; sowie unsere Commission mit allen ihren Vorbereitungen. Prof. Hirsch hat mir versprochen, daß ich bereits ein paar Druck-

bogen seines Heinrich II. mitnehmen soll, mit Bestimmtheit rechne ich noch nicht darauf. Herr Duncker wird Ihnen geschrieben haben, daß der Anlaß der Verzögerung des Abschlusses in München liegen muß.

Das mir bestimmte Exemplar der Zeitschrift[1]) habe ich noch nicht erhalten; doch habe ich anderweit flüchtige Notiz davon genommen. Sie ist nach meinem Dafürhalten gut geworfen; aber man sieht, daß Sie noch nicht aus dem Vollen schöpfen können. Ob Sie mein Gutachten mit einer Einleitung versehen wollen, überlasse ich Ihnen — unbedingt nothwendig ist es wohl nicht. Ich bitte um den Correcturbogen später und 12 Abzüge. Herzliche Grüße an die theure Hausfrau.

Der Ihre L. Ranke.

191. An Clara Ranke, geb. Graves.

Berchtesgaden, 17. September 1859.

Meine theuerste Clara,

So bin ich wirklich wieder hier in der oft genannten Villa von Berchtesgaden; nach zweimal vierundzwanzig Stunden ununterbrochenen Fahrens langte ich gestern Mittag an. Unterwegs war ich meistens allein, und wenn ich Gesellschaft hatte, war sie angenehm und selbst unterrichtend; ich erfuhr manches aus Rußland und Österreich, was ich noch nicht gehört hatte. Sonst waren meine Briefe vergeblich gewesen: weder ließ sich Wilhelm in Leipzig, noch Heinrich Ranke in München blicken; doch fand ich in München auf dem Bahnhof einen mir bekannten Professor, der mich über die dortige Lage ein wenig aufklärte. Auf der Fahrt ins Gebirge hatte ich eine mondhelle Nacht, in der sich der Chiemsee prächtig präsentirte, und in der Nähe von Reichenhall einen herrlichen Morgen, zwischen den steilen Gebirgswänden und rauschenden Bächen, der meine Lebensgeister erfrischte.

Hier wurde ich beim Absteigen von einem Diener des Hofes begrüßt, einem Italiener von Herkunft, auf den ich mich wohl besann, und nach der Villa in eins der schönsten Zimmer geleitet, das für mich eingerichtet war. Der König war auf der Jagd, und ich konnte ein paar Stunden ausruhen, ehe er zurückkam und mich rufen ließ. Eine seiner ersten Fragen war: wie geht es Ihrer Frau, was macht mein Pathchen? Dann ward dinirt; die Königin empfing mich mit nicht minderer Güte, als ihr Gemahl, ich hatte den Ehrenplatz neben ihr; ein großer Spaziergang wurde gemacht, im abendlichen Halb-

1) Historische Zeitschrift, hrgb. von H. v. Sybel, I. München 1859.

dunkel. Jedermann hatte noch meinen vorigen Aufenthalt im Gedächtniß, und ich erfreute mich der besten Aufnahme. Beim Thee überreichte ich die Bilder unsres Freundes Hensel. Humboldt wurde allgemein bewundert; Prinz Adalbert nimmt sich ebenfalls in der Photographie vortrefflich aus, doch hatte uns Prof. Hensel durch die darunter geschriebenen Worte etwas zu rathen aufgegeben. Er war sehr unter uns, und ich wollte, er wäre selbst da gewesen: denn er wird mir nicht übel nehmen, wenn ich sage, daß es für den König einer zweiten Sitzung bedarf, um ihn charakteristisch unter den „Strahl“ zu bringen.

Soeben am Morgen läßt der König fragen, wie ich mich nach meinen Strapazen befinde, und ich bin nur unglücklich, daß ich nicht nach den kleinen Zimmern hinter der Schulstube gehen und mich nach dem Befinden der theuren Glieder unsrer Familiengenossenschaft und vor allem nach der armen gichtbrüchigen Frau, die dennoch ihren geistigen Mittelpunkt bildet, erkundigen kann. Ich denke mir, daß es Euch allen erträglich geht, wie mich ja der Dr. Limann das hoffen ließ. Ich denke etwa bis zum 27. oder 28. hier zu bleiben. So lange wird mich ein Brief, um den ich sehr bitte, hier finden. In München erhalte ich dann von Dr. Pertz ausführliche mündliche Nachricht.

Der göttlichen Obhut Euch alle empfehlend, den vielbeschäftigten theuren Bruder eingeschlossen, mit herzlichem Andenken und Gruß der Deine und Eure

L.

192. An Clara Ranke, geb. Graves.

Wimbach, 27. September 1859.

Wimbach ist ein Jagdschloß oder vielmehr ein kleines Jagdhaus der alten Fürstpröpste von Berchtesgaden, in der Mitte hoher Berge, wo wir diese Nacht zugebracht haben. Wir haben viel von Nebel und Regen gelitten, doch haben sich ein paar schöne Tage gefunden, wo ich mich dem Jagdgefolge des Königs angeschlossen habe. Ich habe zu schießen versucht, mein erster Schuß traf glücklich ins Schwarze der Scheibe; doch bemerkte ich bald, daß meine Augen nicht scharf genug sind und meine Arme, ich fürchte, nicht stark und sicher genug, daß ich noch ein Schütze werden könnte. Auf dem Anstand möchte ich auch nicht lange lauern, um zuletzt nichts zu treffen: ich habe es vorgezogen, mich in den sonnigen Bergen zu ergehen, statt in dem schat-

tigen Dickicht der Wälder zu warten. Auch die alte Reiterei habe ich wieder hervorgesucht. Die kleinen Norweger, welche ich vor fünf Jahren fand, existiren noch; ich mußte mich doch wieder erst ein wenig üben, um des Pferdes Meister zu werden; dann hat es mir ein unendliches Vergnügen gemacht, durch die Wälder und die Berge mitzureiten. Bei dem ersten Ritt gegen Abend kamen wir noch glücklich in der rechten Minute an, um den Wiederschein der untergehenden Sonne auf dem hohen Göll wahrzunehmen; ein Alpenglühen, das sich in dem vorliegenden See spiegelte, uns zur Bewunderung hinriß, aber nur einen Augenblick dauerte. Wie geht das Schönste so rasch vorüber! Es würde sein, auch wenn kein Mensch da wäre, um es zu bewundern; aber durch diesen Reflex im Menschengeist empfängt es erst die Erfüllung seines Daseins.

Den andern Morgen sind wir auf unsern Bergpferden auf das hohe Gebirg am Hintersee gelangt und dann zu Fuß weiter geklimmt, bis wir uns in einem Kessel von Bergen befanden, die alle gleich schön und großartig sich zu einem Kreis schließen, über den sich der heiterste Himmel ausbreitete. Dem König wurde eine späte Alpenrose gezeigt; er brach sie ab: „Wem könnte ich sie geben, als Ihnen?“ Ich habe sie an meinen grauen Hut befestigt, und hoffe sie mit nach Berlin zu bringen. König Max war immer voll von Zuvorkommenheit und Güte für mich, aber niemals mehr als jetzt; ebenso zutrauensvoll als liebenswürdig. Ich nahm auf einem von Baumwurzeln überwachsenen Gestein Platz, mit dem Jägermantel, und hörte schießen. Meine Gedanken flogen über die weite Welt und suchten die Tiefe der Dinge; nicht selten kehrten sie in meiner Berliner Klause bei Euch ein. Glücklicherweise wußte ich eben aus Euren Briefen, daß es Euch erträglich geht. Wir kamen spät zurück und es wurde Nacht, ehe wir die Pferde wiederfanden. Im halben Dunkel ritten wir, zuweilen zwei neben, meistens einer hinter dem andern, nach dem Jagdhaus, wo ich ein besonderes Stübchen für mich fand, in das die Berge hereinschauen.

In diesem Augenblick ist die Gesellschaft wieder zur Jagd gegangen: ich bin zurückgeblieben, um Euch zu schreiben. Morgen will ich um drei Uhr früh aufbrechen, um am Abend noch in München einzutreffen, wo meiner mancherlei Anstrengungen warten. Zunächst hoffe ich daselbst gute Nachrichten von Euch zu finden, vor allem von meiner lieben, kranken, aber immer geistig lebendigen, geliebten Clara.

L.

193. An Clara Ranke, geb. Graves.

Ansbach, 5. October 1859.

Meine theure Clara.

Es war mir recht tröstlich, am Ende Deines Briefes die Worte zu lesen: all is well. Möge es Euch weiter so gegangen sein. Von Wimbach ging ich wieder nach Berchtesgaden; von da, wo wir um acht Uhr Abends ankamen, brachen wir den andern Morgen um drei Uhr auf. Erst spät am Abend langten wir in München an. Diesmal war Heinrich zur Stelle; unterwegs kam auch Luise herbei, mich zu begrüßen. Dann folgten drei Tage der Anstrengung; ich hatte zum ersten mal ein Präsidium zu führen. Ich hatte nicht zu klagen: alles ging nach Wunsch. Am Sonntag den 2. October machte ich mit Heinrich die Fahrt nach Pähl zu Schuberts. Ich könnte nicht schildern, welch ein Vergnügen ich in dem kleinen Bauernhaus, wo dieser unser Familienpatriarch seine Wohnung genommen hat, empfunden: ich hätte niemand so sehr herbeigewünscht, als meinen Bruder Ferdinand. Am dritten, Mittags, sah ich den König noch einmal, und habe ihm einen langen Vortrag gehalten; am 4. früh 11 Uhr langte ich hier an. Aber noch weniger als Pähl könnte ich Ansbach schildern. Da ist idyllisches Familienleben, welches sich mit schwerer Arbeit und hohen Intentionen verbunden. Selma hat die krankhaften Zustände der früheren Jahre überwunden; sie ist älter geworden, hat aber die ganze Lieblichkeit der früheren Zeit in ihrem Angesicht. Mein Bruder Heinrich ist wieder wohler, von jugendlichem Aussehen und ernst zugleich und heiter gestimmtem Geist. Deine Freundin Amalie Helferich und Helferich selbst sind hier; ich habe es in sofern sehr gut getroffen: es ist ein wahres Ideal einer Familie, das ich hier sehe; es macht mich glücklich. Auch arbeite ich einiges und finde in Johannes Ranke eine behülfliche Hand.

Noch ein paar Tage möchte ich hier verweilen, die nächste Woche denke ich dann nach Thüringen und alsdann nach Berlin zurück zu reisen. Vor Mittwoch habt Ihr mich nicht zu erwarten; ich schreibe noch einmal. In Erfurt würde mich ein Post restant adressirter Brief wohl erreichen. Und dann komme ich wieder. Möge ich Euch alle und vor allem die treue gute Mutter des Hauses gesund oder erträglich gesund antreffen. Der König grüßt Mutter und Tochter. Ich küsse die Kinder und meinen Bruder. O wäre er doch hier!

L.

194. An König Max II. von Bayern.

Berlin, 26. November 1859.

Ew. Königlichen Majestät

bringe ich meinen Glückwunsch zu Allerhöchst Ihrem Geburtstage, mit Ehrfurcht als einem mächtigen König, und als meinem persönlichen hohen Gönner mit innigster Anhänglichkeit und Dankbarkeit dar.

Ew. Majestät haben mich im letzten Jahre noch etwas näher als früher zu einigen Geschäften herangezogen: bei der Verwendung einer bedeutenden Summe Geldes haben Allerhöchstdieselben mir die Initiative der Vorschläge anvertraut. Heute höre ich, daß Ew. Majestät auch den letzten, über den noch Zweifel obwalten konnten — und wie könnte ich mir verhehlen, daß da auch zu abweichenden Ansichten Gründe vorliegen? — doch im Sinne der Commission anzunehmen geruht haben. Ohne Auftrag wage ich doch im Namen derselben, sowie für mich selbst Ew. Majestät allerunterthänigst Dank dafür zu sagen. Ich weiß, wie sehr es alle Mitglieder freuen wird, daß Ew. Majestät ihren Beschlüssen, die nach bester Erwägung gefaßt waren, Allerhöchst Ihre Billigung und Bestätigung zu Theil werden lassen.

Ew. Majestät haben mich durch das aufmerksame Studium, das Sie meiner englischen Geschichte widmen, besonders beglückt. Für die Stelle auf S. 558 über die für literarische und künstlerische Produktion günstigsten Epochen [1]) trage ich nach, daß eine solche in Athen nach dem persischen und vor dem peloponnesischen Krieg eintrat, in Rom nach den Bürgerkriegen, in Frankreich nach den Unruhen der Fronde; in England wirkten die Stürme der Bürgerkriege überaus nachtheilig. Auch in Deutschland ist die Blüthezeit der poetischen und philosophischen Produktion vor dem Umsichgreifen der revolutionären Bestrebungen eingetreten, und zu etwas recht Selbständigem und Neuem ist es seitdem nicht gekommen; dagegen haben nach jenen Stürmen die wissenschaftlichen und vielleicht die künstlerischen Bestrebungen die Zeit ihrer Blüthe gehabt — gebe Gott, daß kein neues Ungewitter sie zerstöre!

In Bezug auf eine einst in einem Gespräch zu Berchtesgaden erörterte Frage, in wiefern der Historiker nach Objectivität streben müsse, war meine Meinung, daß er sich dieses Ziel um so mehr setzen muß, da persönliche Beschränktheit ihn doch hindert, es zu erreichen: das Subjective giebt sich von selbst. Das Ideal historischer Bildung würde

1) S. W. XV 87.

darin liegen, daß das Subject sich rein zum Organ des Objects, nämlich der Wissenschaft selbst machen könnte, ohne durch die natürlichen oder zufälligen Schranken des menschlichen Daseins daran gehindert zu werden, die volle Wahrheit zu erkennen und darzustellen.

Wenn man aber dann, wie Ew. Majestät befehlen, seine Meinung über Dinge der Gegenwart oder der Zukunft äußern soll, so muß die Subjectivität noch mehr in den Vordergrund treten. Über die Frage z. B., ob die Culturvölker wieder sinken werden, ob Europa seinem Verfall entgegengeht, kann man nur eine mehr oder minder persönlich motivirte Ansicht haben. Ich bin nicht der Meinung, daß dem so sei. Ich sehe so viel Lebenselemente und großartiges frisches Bestreben, daß ich einen Verfall einzelner Zweige des Lebens oder auch einzelner Völker für möglich halte, nicht eine Decadenz des Ganzen oder einen Ruin desselben. Der Gegensatz selbst zwischen den conservativen und liberalen Tendenzen der Welt scheint mir mehr Leben in sich zu schließen, als Gefahr. Behüte uns Gott nur vor neuen socialen Revolutionen.

Über die Frage, ob Ludwig XVI. der Revolution hätte vorbeugen können, giebt es ein sehr lesenswürdiges Buch von Droz, das die Münchener königl. Bibliothek gewiß besitzen wird; es ist eine Geschichte der letzten Jahre vor der Revolution und der ersten Entwickelung dieser selbst.

Die Bemerkungen über Friedrich III. sind so umfassend, sie verdienen so viel Beistimmung und können doch so viel Widerreden erwecken, daß sie zum Thema ruhiger und langer Besprechung gemacht zu werden sich eignen, nicht einer kurzen Meinungsäußerung, die etwas Absprechendes haben würde.

Für einen höchst gefährlichen Grundsatz halte ich, daß jemand um einer welthistorischen Aufgabe willen berechtigt sein will, Unrecht gegen dritte zu thun. Das ist doch eben nur so viel als: „der Zweck heiligt die Mittel; in majorem dei gloriam ist alles erlaubt."

Bisher ist in den abendländischen Nationen die geistige Entwickelung noch immer fortgeschritten; selbst den größten Hindernissen und widerwärtigsten Einwirkungen zum Trotz: warum soll das nicht so noch andauern? Denn das Ziel ist bei weitem nicht erreicht und die geistige Bahn vielleicht unendlich.

Ich schreibe, eben als ob ich das Glück hätte, Ew. Majestät gegenüber zu sitzen oder an Ihrer Seite zu wandeln; eben so unbefangen, ohne Anspruch: ich weiß, Ew. Majestät nehmen es ebenso auf.

Ew. Majestät haben mir in Allerhöchst Ihren huldvollen Zeilen zu erkennen gegeben, daß Ihnen meine Anwesenheit angenehm gewesen sei. Ich erkenne Darin Allerhöchst Ihre Gnade und Nachsicht. Es gehört zu meinen liebsten, tiefsten Wünschen, daß mir dieselbe fortan bewahrt bleiben möge.

Ew. Königliche Majestät treten ein neues Lebensjahr an. Darin wird es an Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, so wenig fehlen, als in den früheren. Möge jeder Schritt, den Ew. Majestät thun, gesegnet sein!

In tiefster Ehrfurcht Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigster

L. Ranke.

195. An Heinrich Ranke.

[Berlin,] 30. November 1859.

Geliebter Bruder.

Wir haben hier heute Deinen Geburtstag gefeiert, aber ich kann den Tag nicht zu Ende gehen lassen, ohne Dich noch selbst zu begrüßen. Ist doch unter den vielen Briefen, die ich seit meiner Rückkehr nach Bayern habe schreiben müssen, nicht ein einziger an Dich gewesen. Noch nicht ein armes Wort des Dankes habe ich Dir für die liebevolle Aufnahme gesagt, die ich in Deinem Hause empfangen habe. Wie schön, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen. Wie schön aber auch, wenn sie nach langer Trennung einander wieder finden und das alte Einverständniß der Seelen und Geister, das insgeheim immer fortgegangen ist, persönlich erneuern. Möge es so im Jenseit sein! Ich besuchte in Erfurt die Gräber der Eltern: auch das Grab der Mutter, von dem man mir gesagt hatte, es sei zerstört, fand ich unverletzt wieder und traf Anstalt, daß es auch in Zukunft so bleibe. Ich sah die beiden Schwestern. Mit Rosalie hatte ich eine abenteuerliche Irrfahrt durch das Holz zwischen Beichlingen und Wiehe unter dem Schatten von Rabenswald. Alle alte Stätten unsrer Jugend in Wiehe suchten wir auf: den Berg, den Garten, das Haus; das letztere fand ich doch nicht dazu angethan, um es wieder zu kaufen. Auch Wiehe ist etwas modernisirt. Weißt Du, was am wenigsten verändert ist? der Berg und die Luft. Ich genoß sie recht, diesen Odem der Kindheit. Wie oft habe ich Deiner gedacht, Dich an meine Seite gewünscht. Es bleibt dabei, wenn wir leben, daß

wir uns den 22. Mai 1862[1]), ich denke in der Pfingstwoche, da zusammenfinden müssen. Rosalie war munter und schritt mit mir um die Wette einher. Hannchen erschien hinfällig, doch sehe ich keine Gefahr. Dein Sohn sagt mir, daß Du eine Zeit der Schwäche durchgemacht hast. Auch ich war ein paar Tage nicht wohl, doch ist alles glücklich vorüber; so sei es auch bei Dir. Gebe Dir Gott ein gesegnetes, heiteres, gesundes Jahr und noch manche andere. Grüße Deine Selma von mir, die mir wieder unendlich theuer geworden ist, und Deine treue Pauline.

Ewig Dein L.

Ich schicke Dir die Rede[2]) und den Entwurf[3]) von München. Du weißt, daß ich die erstere nicht drucken lassen wollte; es geschah nur auf den Wunsch der Commission.

196. An Clara Ranke, geb. Graves.

Paris 14. Avril 1860.

Ma très chère épouse,

J'espère que tout va bien chez vous, que nos enfants, lesquels je baise, se montrent aggrandis en obéissance et en bonne conduite, comme ils sont grandis de figure; que vos maux ne deviennent pas trop forts, pour être soufferts avec votre patience accoutumée — enfin que les journées sont assez belles pour sortir; je pense toujours à vous. Si vous trouvez une maison plus satisfaisante et meilleure que la nôtre, soyez sure, que je vous y suivrai, selon l'Évangile.

Mon voyage était assez agréable, malgré une nuit terriblement froide: mais je pouvais dormir. J'arrivais à l'heure indiquée par le livre, sauf et sain. J'ai pris mon logement dans le petit hôtel de Londres Rue Buonaparte; où j'ai trouvé mon ancien hôte, duquel j'ai toute la possible confiance. J'ai devant mes fenêtres des arbres, qui deviennent toutes les heures plus vertes, je sens le chant des oiseaux. Ma réception fut jusqu'à présent parfaite. J'ai pris possession de ma place de l'Académie: où l'on traitait un sujet, que j'avais traité moi-même: on s'en

1) Am hundertjährigen Geburtstag des Vaters G. J. Ranke.

2) S. W. LI/LII 492 ff.

3) Entwurf zu einer Geschichte der Wissenschaft in Deutschland. S. u. Abthlg. IV.

souvenait. Vous savez, qu'ils sont très polis, mais cela ne fait pas tort. J'ai trouvé Mdme. Mohl en bonne santé, se souvenant beaucoup de vous; elle avait commencé de vous écrire sur mon élection. J'ai assisté à une de ses soirées, où il y avait beaucoup de monde; mais j'aime plus sa conversation particulière, pleine d'esprit, de saillies et pourtant de bon jugement. Le salon de Mdme. de Circonet, que j'ai aussi visité, est de l'ancienne manière de France. J'y trouvais beaucoup de gens de distinction, entre autres la fille du général Goyon, commandant français de Rome, qui me racontait beaucoup de choses intéressantes sur le pape. Vous voyez que je goûte mon séjour de Paris, où il s'y est formé le lien, qui nous unit, ma très chère Clara. Faites me savoir vos nouvelles, qui sont les miennes propres. Dieu vous bénisse, de tout mon cœur à vous

L. R.

197. An König Max II. von Bayern.

Berlin, 18. August 1860.

Ew. Königliche Majestät

geruhen, meinen tiefempfundenen Dank, welchen ich bei Allerhöchst Ihrer Anwesenheit in Berlin Ihnen aufs neue schuldig geworden bin, in gewohnter Huld entgegenzunehmen. Das prächtige Geschenk, das Ew. Majestät für Allerhöchst Ihr Pathchen bestimmten, habe ich noch bis zu dem Tag der Einsegnung, den es schmücken soll, aufgehoben.

Sehr glücklich hat mich der freudige und festliche Empfang gemacht, der Ew. Majestät in Ihrer Hauptstadt zu Theil geworden ist. Er beweist wenigstens Verständniß und Mitgefühl für Ew. Majestät große und gute Absichten.

Durch die Gnade, welche Ew. Maj. mir vor aller Welt beweisen, ist nun freilich auch veranlaßt worden, daß ich in einer Sache, die nicht ganz in meinen Kreis schlägt, um Befürwortung einer Bitte angegangen worden. Das Comité für die Errichtung eines Standbildes von Goethe wünscht, und zwar auch deshalb, um es als ein allgemein deutsches erscheinen zu lassen, daß der 28. August, der Geburtstag Goethe's, durch Vorstellungen auf den deutschen Bühnen zum Besten dieses Denkmals gefeiert werde. Im Namen der Goethefreunde erscheine ich nun, um Ew. Maj. auch für München um diese Begünstigung zu bitten. Das Denkmal wird noch durch einen eigenthümlichen Umstand empfehlenswürdig. Der Novemberrausch für Schiller

war zugleich vom Nationalverein hervorgerufen. Um der Errichtung des Denkmals für Schiller diesen politischen Beigeschmack zu nehmen, hat man ein Denkmal für Goethe mit dem andern in Verbindung gebracht. Aus diesem Grunde und überdies, weil es sich überhaupt so ziemt, ist das Zustandekommen desselben sehr zu wünschen. Nicht in jeder Beziehung theile ich die Verehrung für den einen oder für den andern; aber sie sind doch die vornehmsten Repräsentanten der Culturepoche, auf der unsere literarische Bildung beruht. Ew. Majestät wissen das besser als ich, da Ihnen die Musen selbst hold sind.

Ich bin überzeugt, daß ich keine Fehlbitte thue.

Mit tiefster Devotion Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigster und dankbarster

L. Ranke.

198. An Clara Ranke, geb. Graves.

[Partenkirchen, October 1860.]

Meine liebe Clara,

Herzlichen Gruß und Kuß auf Stirn und Mund zuvor. Meine Reise nach München wurde durch einen unfreiwilligen Aufenthalt in Hof, indem unser Zug den Anschluß nicht erreichte, unterbrochen — der Fehler lag in der großen Nachlässigkeit der sächsischen und einer gewissen Eifersucht der bayerischen Bahnbeamten — aber am andern Tag durch vortreffliches Wetter und gute Beförderung vergütet. Unterwegs gesellte sich eine amerikanische Familie zu uns, die von dem ersten Manne englischer Abkunft, der in Amerika geboren worden ist, herstammt. Der Vater, Mr. Caswell, erwies sich als ein intelligenter Mann. In München sah ich dann die blühende Familie unseres Heinrich mit großem Vergnügen. Drei treibende, schwellende Knospen an einem Rosenstrauch. Die Geschäfte, sogleich begonnen, erlitten doch eine plötzliche Unterbrechung durch einen Ausflug nach Oberammergau, der unter mancherlei kleinen Abenteuern gestört, aber nur vergnüglicher gemacht wurde. Ich ging einmal verloren, wurde aber mit noch einem Gefährten über Moose und Bäche, tiefes Waldesdickicht und Quellregionen von einer nicht eben jungen und hübschen, aber sehr behenden und unternehmenden Nymphe dieser Waldregion wieder auf die rechte Straße geführt. Gestern sahen wir dann ein prächtiges Schauspiel: die Aufführung der Passionsgeschichte in Oberammergau, in acht langen Stunden, die doch nur dann und wann langweilig wurden, bei prächtigem Wetter. Ein Mysterium des 19. Jahrhunderts, nur von den

Geistlichen und Schullehrern des Ortes eingeübt, an welchem die ganze Einwohnerschaft thätig theilnahm; für diese Umstände vortrefflich: von andern überschwenglich gelobt.

Wir machten uns eben zu Fuß nach dem im voraus bestellten Nachtquartier auf den Weg, als ein königlicher Vorreiter die Straße dahersprengte und gleich darauf der königliche Wagen vorüberfuhr. Indem der König unsere Begrüßung erwiederte, wurde ich erkannt; unser Gönner ließ halten, stieg aus, sprach einige freundliche Worte, auch mit Professor Waitz, stieg dann wieder ein und fuhr weiter. Nach wenigen Minuten ließ er wieder halten; wir sahen seinen Adjutanten auf uns zukommen und mir ward der Vorschlag gemacht, ihn als Gast hierher zu begleiten, was ich annahm. Der König hatte die Gnade, nach unserm Nachtquartier auszubiegen, wo wir ein kleines Reisetäschchen aufnahmen. Das Kleine aber war mit dem Großen gemischt: auch bei einem großen Kloster[1]) hielten wir, stiegen aus, besahen ein darin befindliches Kunstwerk aus dem 10. Jahrhundert oder noch früher: Muttergottesbild rührendster Art; der Schullehrer schlug die prächtige Orgel an. Unter den mannigfaltigsten Gesprächen über Dinge und Zeit kamen wir hierher, wo ich zur Gemsenjagd und dem Spazierritt auf norwegischen Gebirgspferden folgen werde.

Doch ehe ich gehe, wollte ich Euch alles erzählen und Euch alle, die Gott mir anvertraut hat, aus der Ferne begrüßen. So fortan!

L. R.

199. An König Max II. von Bayern.

Berlin, 13. Februar 1861.

Allerdurchlauchtigster König, allergnädigster Herr,

Manche Fürsten alter und neuerer Zeit haben sich als Mäcenaten der Kunst und der Poesie einen unsterblichen Namen gemacht; andere haben einzelne Zweige wissenschaftlicher Bestrebungen gefördert. Ohne jene Richtungen zu vernachlässigen, widmen Ew. Königliche Majestät Ihre Allerhöchste Theilnahme den wissenschaftlichen Studien überhaupt. Unter den Auspicien Ew. Majestät ist eine Arbeit unternommen, welche, wesentlich historisch, doch den Fortschritt aller im Zusammenhange mit dem Leben und der Geschichte der deutschen Nation zu

1) Ettal.

ihrem Gegenstand hat[1]). Ew. Majestät haben die Ausführung derselben soeben durch eine neue großartige Bewilligung gesichert. Empfangen Ew. Königliche Majestät den tiefsten, wärmsten und unterthänigsten Dank der mit der Einleitung und Vorbereitung dazu beauftragten historischen Commission, in deren Namen ich spreche. Ich darf hinzufügen, daß die Namen der ausgezeichneten Gelehrten, welche sich an dem Unternehmen betheiligen, Bürgschaft für eine der Idee entsprechende Durchführung desselben leisten. Wird es einmal vollendet, so wird die deutsche Nation Ew. Majestät dafür unter ihren vornehmsten Wohlthätern nennen.

Für mich füge ich meinen unterthänigsten Dank für das schöne historisch-geographische Kartenwerk hinzu, das mir Hr. Oberst v. Spruner auf Ew. Majestät Befehl soeben zugesendet hat. Auf demselben Boden erscheinen da die untergegangene Welt und die gegenwärtige. Es ist eine Idee Ew. Majestät, fleißig und glücklich ausgeführt.

Mit Ehrfurcht und tiefer Dankbarkeit Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigster

Leop. Ranke.

200. An Heinrich von Sybel.

[Berlin,] 14. Juni 1861.

Mein theuerster Freund.

Was Sie mir schreiben, war mir noch neu und thut mir grenzenlos leid. Sie haben in München eine herrliche Position, ganz gemacht für Ihre Talente; die eine Bedeutung noch jenseits der Wissenschaft hat und leicht eine größere gewinnen konnte. Es ist ein Verlust für Sie selbst, daß Sie sie aufgeben; aber ich gestehe, ich bin dabei nicht unparteiisch, auch für mich ist es ein empfindlicher Verlust. Was soll aus unserm akademischen Institut werden ohne Sie? Ich bitte Sie, mir Ihre Gedanken zu sagen. Gewiß werden Sie doch Ihre Function noch bei unserer nächsten Zusammenkunft vollziehen. Wir werden die gastliche liebenswürdige Mater familias historicae noch einmal wiederfinden. Unsere Gesellschaft wird sich nicht bei dem alten Präsidialstuhl des Reichstages von Regensburg das letzte mal gesehen haben. Aber was dann? Denn es ist nicht

1) Die „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland", nach Ranke's Entwurf; vgl. u. Abtheilung IV.

ein gewöhnlicher Wechsel einer Professur, zu dem Sie sich entschlossen haben: mit Ihrem Weggehen werden tausend andere Fäden zerreißen.

Wenn es unwiderruflich ist, würde nicht Pauli noch am ersten fähig sein, an Ihre Stelle zu treten? Möge dann nur Ihre Absicht einer rascheren Förderung Ihrer schriftstellerischen Arbeiten in Erfüllung gehen.

Von Herzen der Ihre

L. Ranke.

Wann müssen Sie die Preisschriften zurückhaben?

201. An Clara Ranke, geb. Graves und die Kinder.

Haag, 20. August 1861.

Liebe Clara und liebe Kinder.

In Amsterdam ging ich in der Straße spazieren, als der Sekretär des Königs von Bayern aus einem Haus heraus kam und mich begrüßte. Der König war noch nicht angekommen, und wir besuchten die Docks, freuten uns an dem unendlich schönen Meer und besprachen alle Geschäfte auf das gründlichste. Als wir zurückkamen, fanden wir den König mit seinem kleinen Hof, im Begriff einen Spaziergang nach dem Strand zu unternehmen. Er begrüßte mich mit derselben Herzlichkeit an dem Meeresstrande, wie einst im hohen Gebirg oder in unserer kleinen Behausung. Er war heiter und wohl; er war noch unerkannt, und wir besuchten, die Straßen durchschlendernd, wohl auch ein großes Gasthaus, wo ein Glas Bier getrunken und als ziemlich gut bayrisch erkannt wurde. Dann ward zu Abend gegessen, die alte wissenschaftliche und politische Conversation wurde wieder aufgenommen. Zugegen waren der Flügeladjutant v. d. Tann, der alte General Laroche, der Kammerherr Pappenheim, der bayrische Gesandte aus Paris von Wendland, alte Mitschüler des Königs, und Dr. Gietl; alles war in bester Laune.

Den andern Tag, Sonntag, wurde der zoologische Garten besucht, welcher für den besten in Europa gilt und in der That magnifique ist. Sie haben da manches, was wir in Berlin nicht so leicht haben können, da sie so große Colonien besitzen: Salamander und Alligators von großer Schönheit; einen herrlichen Tiger, der wüthend aufsprang und uns alle vernichtet hätte, wären ihm nicht die eisernen Schranken im Wege gewesen, Papageien und allerlei Gevögel von wunderbarer

Pracht, vor allem Ciconien, namentlich auch ein Ibis, so schön wie ich ihn noch niemals sah u. s. w. Mit dem Vergnügen des Spazierganges mischte sich eine Erweiterung der zoologischen Kenntnisse, die recht erwünscht war und die ich gut brauchen konnte. Von der Natur wandten wir uns zur Kunst. Der König, der schon früh die Kirche besucht hatte, ward ein wenig erschöpft; bei dem sehr anständigen Diner, das er gab, wurde er aber wieder vollkommen munter. Nach Tisch fuhren wir hinaus in die See, bei dem prächtigsten Mondschein, und besuchten dann noch einen prächtig erleuchteten Garten, wo es dem König und uns allen noch besser gefallen hätte, wäre er nicht erkannt worden, so daß sich die Menge, obwohl bescheiden, um ihn drängte. Dann, als wir wieder zurückgekommen waren — zur Genugthuung der Mama füge ich hinzu, daß ich den Platz zur Rechten des Königs hatte bei Tisch; oder wenn wir saßen und gingen, zu seiner Linken — hatte ich noch ein einsames Gespräch mit ihm. Ich schied, um ihn im September wiederzusehen. Es ist eine eigenthümlich günstige Stellung, daß er so viel Güte für mich hat, und ich doch nicht ihm angehöre.

Von Amsterdam hatte ich genug gesehen und ging den andern Morgen (19.) hierher, wo ich mich sogleich nach dem Archiv verfügte. Ihr werdet einen Brief für mich aus dem Haag erhalten haben, der sich nun von selbst erledigt und den ihr mir nicht nachzusenden braucht. Im Gasthof befand ich mich nicht gerade besonders, als mir Graf v. Bylandt einen Besuch machte und mir anbot, bei ihm Wohnung zu nehmen: er hat mir ein prächtiges, comfortables Zimmer eingeräumt, wo ich diese Zeilen schreibe.

Meine Gedanken sind oft bei Euch; anfangs konnte ich sie kaum von der Erinnerung an die kranke Gattin und die nicht vollkommen gesunde Tochter losreißen. Schreibt mir nur also, wie es geht. Ich denke hier vielleicht acht Tage zu verweilen: meine Adresse ist Haag Nobelstraat; bei Dr. v. Bylandt. Bisher war die Aufnahme, die ich fand, vollkommen gut und über mein Verdienst. Anfang künftiger Woche denke ich nach England zu gehen; schon hat sich auch ein Reisegefährte, Professor Herrmann aus Marburg, der Mama von Weimar her kennt, eingefunden. So erwarte ich denn erträglich guten Erfolg meiner Reise, und wünsche nur auch von Euch möglichst Gutes zu hören.

L. R.

Grüße an den Papa-Onkel. Hebt mir die Briefe auf der Erinnerung wegen.

202. An Clara Ranke, geb. Graves.

Im Haag, 5. September 1861.

Meine Theure,

Mit größter Genugthuung habe ich die doch leidlich guten Nachrichten von dem Zustand Eurer Gesundheit erhalten; möge es ferner gut gehen.

Ich aber bleibe noch immer hier. Der Grund ist, daß mir bereits das zweite Archiv einer großen Familie zugänglich wird, die in den Zeiten, die ich bearbeite, eine große Rolle spielt. Ich verlasse sogar das Haus meines unschätzbaren Gastfreundes von Bylandt, dessen Gattin heute oder vielmehr morgen zurückkommt, so daß es hier zu eng für mich werden würde. Ihr dürft aber nicht glauben, daß ich deshalb in einen Gasthof zurückkehre. Von Frau von Hoogendorp bin ich so dringend eingeladen worden, in ihrem Hause Wohnung zu nehmen, daß ich es nicht habe abschlagen mögen. Es ist das Haus eines alten Rathspensionarius Fagel, der in den Zeiten, die ich bearbeite, von vielem Einfluß war, Freund Wilhelms III.; so daß sich der Genuß der Gastfreundschaft mit historischer Erinnerung verbindet. Auch übrigens erfahre ich alle mögliche Zuvorkommenheit und Güte; der Ort hat etwas Ländliches; meine Studien prosperiren. Richtet mir also sobald wie möglich einen Brief nach Haag, Nordend, Herr von Hoogendorp, und daß er viel Gutes enthalte!

Tausend Grüße an Ferdinand. Ich habe Tage gehabt, wo ich mich so jung fühlte, wie in Italien; doch sind sie selten.

L. R.

203. An Clara Ranke, geb. Graves.

Paris, 12. September 1861.

Meine theure Clara.

Nur mit einem Wort will ich melden, daß ich hier in dem gewohnten Hotel, 3 Rue Bonaparte, angekommen bin. Mein Entschluß, den Haag zu verlassen, ward gefaßt, als ich einen Brief von hier erhielt, der mir die Eröffnung des Archivs der auswärtigen Angelegenheiten mit Sicherheit in Aussicht stellte: gerade an den Tagen, als meine dortige Arbeit, wenn ich sie nicht ins Unermeßliche ausdehnen wollte, so gut wie beendet war.

In Brüssel verweilte ich nur ein paar Stunden. Ich sah Mr.

et Mdme. Altmeier; beide sind ziemlich unverändert, er die alte tête de feu, sie toujours de quinze ans, sehr wohl erhalten, angenehm und liebenswürdig. Mr. Gachard traf ich nicht, er wird mir Deinen Brief nachschicken. Vom Haag erwarte ich einen zweiten und hier baldigst einen dritten; denn mehr, als Ihr glauben könnt, kehren meine Gedanken zu Euch zurück. Euer Wohlsein liegt mir so sehr am Herzen, als das meine, oder noch mehr.

Im Haag habe ich unendlich viel Gutes genossen. Ich habe das Land einigermaßen kennen gelernt, habe mit den Mynheers gegessen, bin mit Myfrouws zur Kirche gegangen oder gefahren, habe mich in ihren eigenthümlichen Gesichtskreis gedacht und gefühlt, hauptsächlich in den englischen Studien Fortschritte gemacht; und mich überdies der Gastfreundlichkeit einer geistvollen Königin erfreut, die ich ein paar mal beim Frühstück oder Thee allein, und dann auch zu Tisch in großer oder kleiner Gesellschaft gesehen habe.

Nach England zu gehen, würde nicht rathsam gewesen sein: die Zeit war zu kurz, ich würde dann nirgends etwas ausgerichtet haben. Ich will nun sehen, wie es hier gehen wird. Die besten Freunde sind freilich verreist; aber andere, die nicht zu verachten, sind anwesend; und was die Hauptsache ist: für meine Studien habe ich die beste Aussicht. Zu meiner Zufriedenheit aber gehört, daß ich von Euch gute Nachrichten bekomme: noch ein paar all is well, dann komme ich wieder. Ich küsse Euch in Gedanken: Mutter, Kinder — sowie Papa-Onkel, den theuren Bruder

L. R.

Bei dem Reinigen meines Zimmers nehmt ja die Papiere in Acht, die ich auf meinem Pult liegen ließ. Da habe ich auch Frieds Uhr liegen lassen.

204. An Clara Ranke, geb. Graves und die Kinder.

[Paris, Ende September 1861.]

Meine Theuren und Lieben,

Was sind das wieder für Nachrichten! Sie fallen in meinen sonst nicht unangenehmen Zustand und meine Arbeiten, wie ein fernes Ungewitter. Ich hoffe jedoch, es wird sich alles verziehen und wir werden mit einem tüchtigen Regen davon kommen, der freilich am meisten Euch trifft, den ich aber auch mitempfinde. Ich denke, daß die richtige Sorgfalt des Herrn Dr. Klaatsch das Übel bald über-

winden wird; sollte er Gefahr sehen oder es für wünschenswerth und nöthig halten, so schickt an Frerichs oder Wilms; sollte, was Gott verhüte, die Gefahr dringend werden, so schreibt es mir. Ich werde dann kommen, obgleich ich sehe, daß ich nicht helfen, sondern nur neue Ungelegenheiten herbeiführen würde. Ich besinne mich, daß schon vor einer Reihe von Jahren, als ich hier war, von Maxe ähnliche Nachrichten einliefen; auch in London suchte mich eine Krankheitsnachricht heim. Auch dieser Unfall wird, so hoffe ich, vorübergehen wie die anderen.

Meine theure Clara, ich kann nicht aussprechen, wie sehr ich alle diese immer sich erneuernde Unruhe theile und die Energie bewundere, welche Du dabei an den Tag legst. Ich hoffe, die Anstrengung selbst wird Dir eher nützlich als nachtheilig sein. Ich rechne noch immer auf einen heitern Lebensabend an Deiner Seite. — Mein liebster Otto, behalte Muth, das ist schlechterdings nöthig. Deine Krankheit hat mich in meinen Träumen im Haag erschreckt, dann wurde ich vom Dr. von Bylandt getröstet, der mich versicherte, daß sie nicht eigentlich gefährlich sei. — Wenn ich wieder da bin und alles vorübergegangen ist, wollen wir Deinen Geburtstag noch einmal feiern, mein Friedhelm. Ich war an dem Tage auf dem Landhaus des Mr. Thiers zu Gast. Ich habe Deinen Namen erklärt, wir haben auf Dein Wohl getrunken. Mr. Cousin, der Philosoph und Historiker wünscht: „daß Du ein guter Historiker werden möchtest!" — Und mein Liebchen Maxa, herzlichen Dank für Deine Briefe, die mir sehr wohlthun. Solltet Ihr nach irgend etwas Verlangen haben, was ich unbeschwert mitbringen könnte, so sagt es mir.

Ich denke den ersten October, spätestens den 2. von hier abzureisen, am dritten Abends gegen zehn Uhr in München einzutreffen. Friedhelm könnte das vielleicht seinem Correspondenten Johannes in M. melden, damit er mir eine Wohnung im Marienbad bestellt. Dann könnte ich, wenn nichts Widerwärtiges eintritt, etwa den 9. oder 10. October wieder bei Euch sein. Gebe nur Gott ein vergnügtes Wiedersehen L. R.

205. An Clara Ranke, geb. Graves.

Paris, Juin 1862.

Ma très chère épouse,

La chronique de mes hauts-faits de Paris est très petite. J'étudie toujour avec le plus grand plaisir imaginable aux

archives: mon assiduité répond à mon plaisir. Il y a quelque lueur de jeunesse ou plutôt de juvenilité dans ces études, où on apprend toujours quelque chose de nouveau et d'important, dans l'idée de le communiquer au monde — sentiment, qui fait oublier un peu, qu'on devient vieux. J'ai perdu Mdme. Mohl et aussi Mdme. Circonet, c. à d. leur présence et leurs salons; mais j'ai été reçu parfaitement dans quelques autres maisons. C'est à la fois agréable et instruisant pour moi, de discuter avec les Français de distinction.

Jusqu'à présent j'ai eu la grande satisfaction de recevoir de bonnes nouvelles de vous; maintenant, à en juger de votre dernière lettre, que j'ai reçue dans ce moment, vous êtes moins bien; mais j'en suis sûr, c'est un désaccord transitoire, qui sera disparu, quand vous m'écrivez dimanche prochain. Je serai retenu ici jusqu'à la fin de juin. Si vous écrivez de nouveau à Mdme. Miller, il faut lui dire, que je crains de ne pas pouvoir venir à Cambridge. Pour Oxford, c'est nécessaire d'y aller: pour Cambridge j'y serais mieux accueilli, mais je peux m'en dispenser.

Dites à Maxe que j'ai célébré sa fête de naissance dans un grand dîner. Mr. Giraud, qui la connait, a porté son toast: toute la compagnie en a pris part. Otto devrait m'écrire sur les progrès de ses études; Friedhelm, duquel la lettre m'a réjouit, sur ses leçons réligieuses et ses impressions; Maxe sur les soins, qu'elle prend de vous, chère mère de ma famille, et sur ses amies. Je salue les Manteuffel, Pertz, et Ferdinand.

Tout à vous.

L. R.

206. An Clara Ranke, geb. Graves.

London, [August] 1862.

Meine theure Frau,

Ich bin nun wieder ziemlich zu Hause in dem alten London und fast sogar mehr als sonst. Ich springe noch den Omnibus hinauf, wenn er im Fortfahren ist, um nicht die Zeit des Archivs zu versäumen, welches eine engl. Meile von meiner Behausung ist, und fahre dann wohl in einem anderen nach der Ausstellung, welche 2—3 Meilen davon entfernt ist, und suche mir von hier ein andres

Vehikel, um Hydepark zu erreichen, ehe die Sonne untergeht; worauf ich nach dem Athenäum schleiche, wo ich heute Dir schreibe. An Abreisen von hier ist fürs erste noch nicht zu denken, da ich mehr zu thun finde, als ich glaubte. Auch in dem Archiv zu London bin ich auf das Beste aufgenommen: man hat mir einige junge Leute, die mir helfen sollen, beigegeben und in der That bedarf ich der Hülfe: während ich in Frankreich die besten Reinschriften zu lesen hatte, habe ich hier die unleserlichsten Concepte zu entziffern. Zuweilen ist das ganze Archiv über ein Wort — nämlich, wie es zu lesen sei — in Entzweiung. Die Ausbeute ist nicht so glänzend wie in Paris, doch ist sie nicht zu verachten.

Dabei bleibt mir auch Zeit, die Freunde und Verwandten zu sehen. Georgina ist nun wieder abgereist, sie behauptet sich wohler zu befinden. Sie ist ein echtes Naturkind, die das nächste, was ihr vorkommt, eben wie es ist, oder aussieht, ins Auge faßt; voll von natürlichem Geist, nicht sehr ausgebildet, aber sie sieht richtig — sie war mir recht interessant, sie drückte mir, als wir schieden, einen herzlichen Kuß auf die Lippen. Dann folgten Robert und Helen: Helen vollkommen wohl; Robert besser, als er früher war, aber noch nicht frei von Kopfschmerz; theilnehmend und wohlwollend wie immer, ein herzensguter Mensch, der zugleich Bildung besitzt. Old Mr. Tooke schwach und gebrechlich, aber wieder der Alte; er liebt es von einer Sprache in die andere überzugehen und zuweilen blitzt ihm ein kleiner Humor auf; Georgie hat viel Eindruck auf ihn gemacht. John war hier und kommt mit Amelia bald wieder: sie wollen die Ferien bei dem Vater zubringen.

Ich lebe nicht so viel im highlife wie 1857, aber dazu ist auch die Zeit nicht angethan; aber lange Weile habe ich nicht: ich bewundere England mehr als jemals.

Einen großen Trost in der Abwesenheit gewähren mir Deine Briefe, meine Liebe, ich werde sogleich kommen, wenn Du mich rufst. Doch habe ich hier noch viel zu thun und bin noch nicht in Oxford gewesen. Ich erwarte noch Briefe von Otto und Fried, die mir doch keine Antwort schuldig bleiben werden.

Gott mit Euch

L. R.

207. An Clara Ranke, geb. Graves und die Kinder.

München, Marienbad, 5. October 1862.

Meine Geliebten, Frau und Kinder.

Zwar nicht in Hof und durch fremde Schuld, aber durch meine eigne und in Bamberg, habe ich diesmal den Zug verfehlt. Es gereichte mir aber zum Nutzen Der Morgen war herrlich, ich stieg zur Altenburg hinauf, einem uralten Kaisersitz, den ich noch nie besucht hatte, und freute mich der prächtigen Umsicht, der reinen Luft, der schönen Baumgänge; lustwandelte dann nach dem Dom, wo ich manches wiedersah, was mir aus dem Gedächtniß gekommen, und nach andren schönen Punkten. Ich vermißte nur Euch, oder einen von Euch. Auf dem Bahnhof fand ich unerwartet die Freunde Waitz und Pertz; die Reise verflog nun auf das rascheste. Wir langten gegen Abend an; in dem Waggon begrüßte mich Johannes, wie einst Otto in Berlin, noch ehe ich ihn verließ. Der Geist des Zufalls fügte es, daß Bruder Ernst mit zwei Töchtern eben angekommen war. Der gestrige Tag war denn zwischen der historischen Versammlung und der Familie getheilt. Gestern waren sie zu Mittag alle bei mir in meiner Stube im Hotel. Der König war noch nicht hier.

So fortan mit Gott! Der Eure

L. R.

208. An König Max II. von Bayern.

Berlin, 26. November 1862.

Ew. Königlichen Majestät

bringe ich zu dem 28. November meinen wärmsten Glückwunsch dar. War ich doch selbst so glücklich, den 12. und 15. Oktober mitfeiern zu können und mich dabei der fortdauernden Huld Ew. Majestät zu versichern. Wie hätte mich nicht die kleine Reise nach Hohenschwangau, die Ew. Majestät unternahmen, um mir die Schöpfung Ihrer Jugend zu zeigen, und der Anblick dieses herrlich gelungenen Werkes in tiefster Seele erquicken sollen? Es ist zugleich der Ausdruck des Mitgefühles für deutsche Poesie, welches eine Ader im geistigen Leben Ew. Majestät bildet.

Was haben aber die gleich darauffolgenden Tage für eine Kunde gebracht! Die drei Schutzmächte, die das Königreich Griechenland gegründet und der bayerischen Dynastie auf das feierlichste garantirt

hatten, haben zusammengewirkt, es wieder zu zerstören. Anders kann ich die Sache nicht ansehen. Der englische Einfluß hat alles gethan, um den Thron zu unterwühlen und seine Autorität zu schwächen. Der russisch-französische Einfluß, verbunden mit neuitalienischen Einwirkungen, hat dann alle widerstrebenden Elemente, die zum Theil nach der alten Barbarei zurückstreben, zum Theil Ziele verfolgen, die doch nicht zu erreichen sind, wachgerufen. Es mag nicht die Absicht gewesen sein, aber es war der unausbleibliche Erfolg. Angeborene Treulosigkeit, Fremdenhaß und der Ehrgeiz der Führer haben das übrige gethan. Wie die Welt heutzutage beschaffen ist, muß man vor allen Dingen auf eigenen Füßen stehen.

Hier leben wir in unaufhörlichen Agitationen. An den erscheinenden Deputationen ist nicht alles echt, aber einen Kern haben sie. König Wilhelm hält an den Prinzipien der Militärreorganisation unerschütterlich fest. Möchten sich nur auch in den gemein-deutschen Fragen haltbare Grundsätze darbieten. Ich bin überzeugt, Ew. Maj. würden sich solchen mit Freuden anschließen.

Bei meiner letzten Anwesenheit hat mir nichts so große Freude gemacht, wie das wiederhergestellte Wohlbefinden Ew. Majestät. Möge es durch kein Mißbehagen irgend einer Art gestört werden. Denn von der physischen hängt auch die geistige Frische ab, die in bewegten Zeiten doppelt Noth thut.

Mit ehrfurchtsvoller Devotion Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigster und dankbarster

Leop. Ranke.

209. An Georg Waitz.

[Berlin, Anfang September 1863.]

Mein theuerster Freund.

Sehr erfreut haben mich die Aushängebogen zu Ihrem Heinrich I.; ich bin gleich auf den ersten Excurs begierig. Man sieht, wie große Fortschritte die Studien in den letzten Decennien gemacht haben; namentlich durch Sie selbst. Wenn Sie dafür halten, daß die Wiederholung meiner Vorrede zur Sache gehört, so bin ich damit zufrieden und stelle das Wie Ihrem eigenen Ermessen vollkommen anheim. Ich denke, Ihre neue Bearbeitung wird dem ganzen Unternehmen mehr Schwung verleihen. Köpke rüstet sich zur Nachfolge.

Ich bin hier geblieben, um die englische Geschichte zu fördern; in kurzem werden Sie den vierten Band erhalten. Und bald darauf,

hoffe ich, werden wir uns wiedersehen: ich meine in einem wenig veränderten Zustand der öffentlichen Dinge und ohne davon berührt zu werden; denn glücklicherweise folgen die Studien ihrem eignen Prinzip: sie waffnen die Seele gegen die Einwirkungen des Momentes. Am meisten ist mir vor den in Aussicht gestellten Wahlen bange. Ich halte sie überdies für unnöthig. Sonst aber freue ich mich auf unsre Zusammenkunft. Es ist so viel echter Ernst dabei. Ihre Anwesenheit, Sie verzeihen mir, wenn ich es Ihnen selbst sage, ist mir von unschätzbarem Werth.

Sollte nicht einmal eine Anzahl unbetheiligter, unparteiischer, der Vergangenheit wie der Gegenwart kundiger Männer zusammentreten und sich überlegen, wie den Übelständen in unserm Vaterlande beizukommen wäre? Wie man das heute macht, das ist gar zu tumultuarisch. Und an dem Ganzen will jeder nur soweit Theil nehmen, wie es seinem besonderen Interesse entspricht. Man müßte wenigstens den Ruf einer denkenden Nation, den wir einbüßen, wiederherstellen.

Phantasien eines Alten — zunächst wollen wir an die vorliegenden Aufgaben gehen. Man hat mich einen Zuschuß hoffen lassen, und wir werden ihn erhalten, wenn alles noch ist, wie es vor dem Jahre war.

Also auf Wiedersehen. Grüßen Sie Ihre beiden mir so werthen Damen, besonders die verehrte Gemahlin. Uns geht es nicht gerade schlechter, als bisher. Von ganzem Herzen

Ihr L. Ranke.

Ist Ihre Bibliothek, deren Schuldner ich bin, noch offen?

210. An Heinrich von Sybel.

München, 7. October 1863.

Verehrter Freund!

Ich könnte Ihnen gar nicht aussprechen, wie sehr ich Sie hier auf Tritt und Schritt, innerhalb und außerhalb der Sitzungen vermisse. Manche Ihrer Freunde sind der Meinung, daß Sie überhaupt nicht hätten anfragen sollen. Auch aus andern Gründen, die in der Sache liegen, ist es wünschenswerth, daß Sie einmal wieder kommen, um in einigen persönlichen Fragen Entscheidung zu geben. Die nächste ist, in wiefern Weizsäcker, wenn er sich nach Erlangen begiebt, was hoffentlich noch bis in den nächsten Sommer Anstand hat, die Direktion bei Herausgabe der Reichstagsakten behalten kann. Denn ein neuer

Hauptarbeiter müßte doch herbeigeschafft werden. Und auch ihn könnte man nicht gut entbehren, da er so ganz — (unterbrochen durch Besuch, nach der Sitzung fortgesetzt) — in der Sache lebt. So eben ist in der Sitzung davon die Rede gewesen. Sie werden eine Erwähnung derselben im Protokoll finden. Weizsäcker sprach sich dahin aus, daß Ihre, wenngleich nur nominelle Direktion wenigstens so lange stattfinden möge, bis der erste Band erschienen sei, was bis zur nächsten Plenarversammlung zu erwarten stehe. Die Versammlung beschloß bis dahin alles Weitere aufzuschieben; dann wird sich zeigen, was sich thun läßt und was nothwendig ist. Weizsäcker wird Ihnen darüber wohl selbst schreiben. Die allgemeine Stimmung war insofern sehr zu Ihren Gunsten, als jedermann das Verdienst anerkannte, das Sie von Anfang an sich um das Unternehmen erworben haben.

Was Sie über die pfälzische Correspondenz sagen, will ich erwähnen, ohne jedoch förmlich Protest zu erheben. Denn wahr ist es doch, daß die Geschichte der Union ein weiteres Zurückgreifen nöthig macht, und noch sind wir von der Publication weit entfernt. Kluckhohn ist noch mit seinem Friedrich III. vollauf beschäftigt und wird darüber binnen mehrerer Jahre nicht herauskommen. Auch von der Publikation der pfälzischen Correspondenz durch Cornelius ist zunächst nicht die Rede; eher von einem Theile der bayerschen. Um die Grenze der Gebiete eines jeden festzusetzen, wird Ihre Anwesenheit auch ein andermal sehr erwünscht sein.

Viel war von der Wahl Ihres Innsbrucker Gegners[1]) die Rede. Vornehmlich aus Rücksicht auf Sie wird sie, wie ich nicht zweifele, unterbleiben; dagegen wird sich die andere Wahl, gegen welche Sie sich erklären, nicht verhindern lassen. Der Mann in Frage hat eine so eigenthümliche Stellung genommen, besonders in den hiesigen kirchlichen Wirren, er hat sich so entschieden für die Rechte der Wissenschaft erklärt, daß er in gewissem Sinn hier am Ort zu unsern Freunden und Verbündeten gehört. Es kann nicht darauf ankommen, ob sich in seinen Publikationen, zu denen er ja ohnehin nur den Namen gegeben und sie ermöglicht hat, Fehler finden, selbst so grobe, wie sie Maurenbrecher aufweist. Daß dies geschehen ist, wird wahrscheinlich die gute Wirkung haben, ihn für die Zukunft aufmerksamer zu machen. Aber der Erfolg seiner eignen letzten Schriften hat hier einen so großen Eindruck gemacht; man hält ihn so sehr für den größten literarischen Mann — (neue Unterbrechungen) —, daß es

1) Julius Ficker's.

der historischen Commission als eine Ungerechtigkeit angerechnet wird, an ihm vorbeizugehen. Die übrigen Wahlen halten das bisherige Verhältniß aufrecht und werden Ihren Beifall haben.

Soeben habe ich mit Cornelius über die pfälzische Correspondenz gesprochen. Ihm zufolge war es unmöglich, bei den festgesetzten Jahren auch präcis den Anfang zu machen. Sein Unterarbeiter Dr. Ritter, mit der Vorbereitung einer solchen Einleitung beauftragt, die denn auch aus den Archiven zu entnehmen war, sei dabei immer weiter in den Stoff hineingerathen, der sich von den übrigen Beziehungen des pfälzischen Friedrich IV. nicht habe trennen lassen. Friedrich IV. macht jetzt den Gegenstand seiner (Dr. Ritter's) Vorliebe aus. Sie werden ihn nicht darum beneiden, daß er in diesem Stoffe wühlt. Er arbeitet, so viel wir hören, fleißig und mit Einsicht. Cornelius selbst ist erbötig, bei der späteren Herausgabe alles nachzugeben, was dann rathsam erscheinen wird. Für die Sache selbst liegt eher ein Gewinn in der fleißigen Beschäftigung eines jungen, fähigen Menschen mit diesem kaum zu bewältigenden Material. Alles wird sich finden, wenn Sie ein andermal herkommen.

Für Kluckhohn habe ich auf eine Erhöhung des Credits angetragen, und die Versammlung scheint sehr geneigt, ihn zu bewilligen. Wir sind so vollauf mit dem bereits Unternommenen beschäftigt, das ja nun eben erst zur Wirklichkeit gedeihen soll, daß ich für eine neue Unternehmung kein geneigtes Gehör finden würde. Ein eventueller Zuschuß, den König Max in Aussicht gestellt hat, reicht eben nur hin, um die laufenden Bedürfnisse zu decken.

Ich habe die Absicht, von hier noch einmal nach Venedig zu gehen. Wenn Sie, wie ich nicht zweifle, wiedergewählt werden und etwa im November nach Berlin kommen, werden Sie mich hoffentlich finden. Ich freue mich, daß Ihr Augenübel, von dem wir hier schon von Häusser hörten, nur unbedeutend ist. Dann wird es ohne Zweifel ganz gehoben sein und wir werden einander mit der alten Freundschaft wieder begrüßen.

Bisher ist hier alles ziemlich gut gegangen; ich wäre ganz zufrieden, wenn Sie hier wären. Mit herzlichem Gruß an die weiland, so jung sie auch noch ist, mater familias historicae.

Der Ihre

L. Ranke.

Lieber Freund.

Dem Vorigen füge ich hinzu, daß für Kluckhohn 1600 Gulden bewilligt worden sind; zweitens, daß die Vereinbarung zwischen Ihnen

und Cornelius auf die nächste Plenarversammlung verschoben ist — bis dahin soll Dr. Ritter in seiner Arbeit zwar fortfahren, sich aber zunächst auf das 17. Jahrhundert, von 1601 an, beschränken. Cornelius zeigte sich sehr gefügig. Ihre Anregung war gut, weil die Sache sonst gar nicht zur Sprache gekommen wäre.

Ich weiß recht gut, was gegen die Wahl von Döllinger eingewendet wird. Wie die Sachen stehen, bin ich überzeugt, daß Sie damit übereingestimmt haben würden. Es muß auch nicht aussehen, als wenn wir — (Unterbrechung) — den Mann in irgend einer Weise fürchteten. Die beiden Münchener Parteien werden dadurch repräsentirt sein, daß auch Maurer, der sich eines frischen Alters erfreut, eintritt. Österreich wird durch Arneth vertreten sein, der für unsere Arbeiten, insofern sie in die neuere Geschichte einschlagen, nützlich werden kann. Muffat ist zum ordentlichen Mitglied promovirt worden, eben auch seiner Archivstellung wegen. An Grimm's Stelle wird Wackernagel eintreten, der sich, wie wir hoffen, der Sache eifrig annehmen wird. Als außerordentliches Mitglied ist Dümmler gewählt worden. Denn ich bin zäh in dem Grundsatz, in diese Klasse Männer aufzunehmen, die sich um unsere Unternehmungen Verdienst erworben haben. Würde Dümmler nicht für Bonn gut sein?

Jedoch genug — hier spreche ich mit Ihnen, gleich als ob Sie gegenwärtig wären. Ich habe hier ein sonderbares Gefühl für Sie. In der Versammlung ist der Wunsch allgemein, Sie das nächste mal unter uns zu sehen, vorausgesetzt, daß niemand das Schicksal Jacob Grimm's treffen wird.

Herzlich der Ihre

L. Ranke.

211. An Clara Ranke, geb. Graves.

[Venedig, October 1863.]

Carissima moglie,

sono qui per la quarta volta, nella bella Venezia, godendo l'aria, il sole, la gondola, l'aspetto delle arti e ricchezze passate, studiando negli archivi. Anche questa volta trovo, non dico tutto, ma molto cambiato dallo stato di 1858. Ma vivo ancora, rinovando le vecchie impressioni, ricevendo qualche nuove, nella compagnia del mio figlio, il quale mi fu dato da te, mia moglie carissima. A lui dettarò il resto della lettera.

In München war ich wie gewöhnlich allzu beschäftigt; ich brauchte

zwar nicht viel zu lesen und zu schreiben, hatte aber um so mehr zu sprechen und einiges zu bedenken. Die Direction der Commission ist, vorausgesetzt daß sie nur eine kurze Zeit dauert, angenehm; namentlich macht es mir Freude, so vortreffliche Freunde wie Pertz und Lappenberg und einen so höchst vortrefflichen Schüler wie Waitz neben mir zu sehen. Sogar der Widerspruch von Pertz und Waitz macht mir Vergnügen. Aber die übrigen haben sich nicht minder einsichtsvoll bewährt. Häusser, der seine liebenswürdige Frau und eine Tochter bei sich hatte, legte eingehende Ansichten und Gesinnungen an den Tag. Giesebrecht war sehr entgegenkommend. Er behauptete, unter allen meinen Schülern in politischer Beziehung mir am nächsten zu stehen. Er ist in der That ein reiner, wohlgesinnter, sowie gründlich gebildeter, zuverlässiger Mensch; weich, aber von innerem Kern. Denen gesellt sich bei an unvergleichlichem Schwunge Stälin, von tiefer Gelehrsamkeit und Mutterwitz. Er ist ganz still, bemerkt aber auch das Geheime; schade, daß er nicht mit uns gehen konnte. Aus Erlangen war Hegel, der Sohn des Philosophen, erschienen, der mir einen immer besseren Eindruck macht, je öfter ich ihn sehe; durch und durch gelehrt, ein guter Professor und für unsere Arbeiten unschätzbar. Diese Galerie, die ich skizziere, ließe sich ausführen; es sind alles Männer von Bedeutung, es ist keine Null unter ihnen; auch die katholischen Herren, die München angehören, haben ihr Verdienst. Genug, unsere Versammlung ging auf das beste von statten; wir vereinigten uns in den schwierigsten Fragen und schieden in bester Freundschaft von einander.

Ein großes Vergnügen war es für mich, bei Heinrich Professor Helferich aus Göttingen zu finden; weder der eine noch der andere waren gut preußisch gesinnt. Helferich zeigt dabei, bei seiner Opposition gegen unsere Handelspolitik, viel Kenntniß und Einsicht. Er ist ein lebendiger Mensch, der sich in Berlin noch besser entwickeln würde, als in Göttingen. Das Württembergische hat er ganz von sich abgestreift. Luise und Heinrich nahmen uns auf das freundlichste auf. Luise verbindet weibliche Liebenswürdigkeit mit stillem Gemüth und ruhigen Gedanken.

Am Sonnabend den 16. October verließen wir München; wir hatten einige Furcht, daß wir in der Nacht über die Alpen gehen sollten, und eine Eingebung, die ich morgens im Bette hatte — nicht etwa eine spiritualistische, sondern eine höchst materielle — daß wir uns nämlich mit wollenen Jacken versehen müßten (die dann Otto noch am Morgen kaufen mußte), ist uns auf das beste bekommen. Das Glück wollte uns so wohl, daß wir am andern Morgen auf der

italienischen Seite des Brenners vortreffliches Wetter hatten. Nach dem Regen, der vorhergegangen, erschien alles in frischestem Grün. Von Brixen bis Botzen nahm ich, wie in alten Zeiten, meinen Platz neben dem Postillon — [1]).

212. An die Königinwittwe Maria von Bayern.

Berlin, 11. März 1864.

Ew. Königliche Majestät

vergeben mir, wenn ich bei dem trostlosen Ereigniß, das uns traf wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, meine Gedanken auf Ew. Maj. hinwende: die holde und vertraute Gefährtin seines Lebens, die ihn glücklich machte, wie er in vertrauten Momenten, deren er mich würdigte, mir gesagt hat.

Noch lebe ich in Erinnerung an Partenkirchen, wo die Bevölkerung der Umgegend seinen Namenstag mit abendlichem Festgesang begrüßte, wo Ew. Majestät mit ihm auf den Balkon heraustraten, dem ländlichen lichthellen Aufzug gegenüber; und dann an jene Wiesenufer des Staffelsees, an dem zur Feier des 18. Oktobers 1863 ein Zelt mit symbolischen Farben errichtet war. Jeder freute sich der Beweise zärtlicher Freundschaft und Liebe, die zwischen Ihren Majestäten gewechselt wurden — bis Ew. Maj. mir die Hand zum Abschied reichten und die Hoffnung auf ein ähnliches Zusammentreffen ein andermal aussprachen. Und es sollte das letzte Geburtsfest sein, das Ew. Maj. mit ihm feierten, sein letzter Namenstag! Ich bin glücklich, daß ich Zeuge davon war, sowie früher von dem Landleben in Berchtesgaden und von all den herrlichen Excursionen auf die Berge und nach dem See.

Da war sein Geist in vollem Schwunge: ein durchaus reiner, auf das Große und Gute von Natur gerichteter Geist, immer strebend, lebendig, immer bei der Sache; und mit dem Besten seines Landes, mit der Förderung deutscher Wissenschaft beschäftigt. Ich hatte das Glück, ihn zu kennen, zu verehren, zu lieben; es wird eine Lücke in meinem Leben sein, ihn zu entbehren. In Wahrheit, ich wäre untröstlich, wenn ich nicht hoffte, ihn dort wiederzusehen, wo die ewigen Anschauungen allem Zweifel ein Ende machen.

Empfinde ich das so stark, was werden Ew. Maj. empfinden?

1) Schluß des Briefes verloren.

Von jenseits her wird sein Segen über Ew. Maj. und Ihren Söhnen, von denen der eine nun in das volle, schwere Leben tritt, walten.

Mit tiefer Hingebung und Ehrfurcht Ew. Maj. unterthänigster

Leop. Ranke.

213. An Heinrich Ranke.

Berlin, 13. März 1864.

Ich schreibe an Dich mit einem Trauerrand; und hier condolirte man mir gestern am Hofe der Königinwittwe; denn ich habe in König Max meinen besten Freund auf Erden verloren, den treuesten Schüler, den eifrigsten Leser, den wohlwollendsten Gönner. Ihn in seinem Lande erkannt zu sehen, wie es aus Deinem Briefe hervorleuchtet, machte mir einen ähnlichen Eindruck, als wenn man mir meinen Sohn lobt, oder einen Schüler, der ein ausgezeichnetes Buch geschrieben hat. Freilich war er selbständig, von eigenthümlich hochstrebendem Geist, rein und groß, vollkommen sein eigen; aber das machte mir seine Güte, seine Freundschaft doppelt werth. Wie oft sind wir, die rauschenden Gebirgsbäche entlang, stundenlang am Abend spazieren gegangen, wo dann alle Dinge und Fragen, religiöse, politische, literarische, häusliche besprochen wurden; nirgends hat das, was ich sagte, bessere, vollere Aufnahme gefunden, als bei ihm, es war ein herrliches, unvergleichliches Verständniß. Das letzte mal war wie das erste mal; trotz mancher namentlich in der Politik abweichender Meinungen ist doch nie ein Schatten von Entfremdung eingetreten. Es ist nichts gesagt: er wird mir unvergeßlich sein; nein, ich freue mich auf das Jenseits auch deshalb, weil ich die feste Überzeugung habe, daß ich ihm in der Glorie Gottes wieder begegnen werde.

Noch einen andern Todesfall haben wir hier gehabt. Johannes, Ferdinands Sohn, haben wir gestern begraben. Er sah auf seinem Todtenlager schöner aus, als jemals, zugleich männlich und jugendlich; ihm ist wohler da drüben. Aber wisse, welch ein Augenblick, wenn der Deckel des Sarges aufgesetzt wird: man sieht noch die Kränze, das ernste Gesicht, das einen Schein des Lebens hat — plötzlich ist alles der Mutter Erde verfallen: man hört nur noch das laute Geschrei der Schwestern, die ihn pflegten und nicht sterben lassen wollten.

Grade in diesem Gegensatz hat uns die gute Nachricht, die uns Dein Johannes von seinem Succeß auf der Universität giebt, doppelt und auf das innigste erfreut.

Dein Traum zeigt mir, daß Deine Gedanken noch um unsre

Heimath schweben. Der dicke Heinrich steht noch, den wir von Ziegelroda kommend aus der Ferne sahen. Da in der Nähe, wo unsere selige Mutter aufwuchs, wird wahrscheinlich mein Kind einmal leben. Der Bräutigam ist ein sehr solider junger Offizier, der mein Vertrauen erworben hat: hoffentlich wird alles sich gut gestalten, für die Zukunft, wenn ich nicht mehr da bin.

Otto ist fleißig, über Erwarten auch bei mir, ich habe zu ihm viel Vertrauen.

Wie mischt sich Leid und Freude — wie dunkel liegen die kommenden Tage vor uns! Aber getrost! Ich drücke Deine Hand, mein Bruder, auch Du einer meiner besten Freunde auf Erden. Herzlichen Gruß an die theure Hausfrau.

L. R.

214. An Wilhelm Giesebrecht.

Berlin, 20. Juli 1864.

Theurer und Verehrter.

Nach Eingang Ihres vorletzten Briefes habe ich keinen Augenblick gesäumt, in Sachen der Commission an den jungen König zu schreiben. Ihr letzter Brief giebt nun zwar eine bessere Nachricht; aber der Zusatz zu dem Signat lautet doch sehr allarmirend. Ich werde davon niemand sagen, aber um so mehr bin ich auf die Worte der Einladung gespannt. Man wird sie Ihnen ohne Zweifel vorschreiben. Ich kann es begreifen, wie man auf den Gedanken einer Änderung kommt, aber ich kann denselben nicht billigen. Bei weitem das Beste wird sein, die Sache, wie sie liegt, zu übernehmen und so weiter gehen zu lassen. Von einer Andeutung, daß eine Reorganisation bevorstehe, möge es vor unserer Zusammenkunft sein oder während derselben, sehe ich nur die widerwärtigsten Folgen, möglicher Weise ein Zersprengen der ganzen Gesellschaft voraus. Jedoch warum sage ich das Ihnen? Sie sind ohne Zweifel selbst der Meinung. Ihr Secretariat wird Ihnen recht schwer gemacht. Hoffen wir auf einen heiteren Himmel nach diesen trüben Tagen; in meinem Herzen denke ich noch, daß sich alle Schwierigkeiten heben werden.

Mit herzlichem Gruße an Ihre Frau Gemahlin der Ihre

L. Ranke.

215. An Georg Waitz.

Berlin, 28. August 1864.

Lieber, theurer Waitz.

Ich höre soeben von Bonn, daß Sie nicht geneigt seien, nach München zu kommen: ich möchte Sie doch recht dringend bitten, nicht auszubleiben. Auf Giesebrecht's dringende Aufforderung hatte ich, ehe ich von dem allarmirenden Zusatz zu der Einladung Kunde hatte, an den jungen König geschrieben. Darauf habe ich zwar keine Antwort bekommen; aber seitdem ist doch das Geld reichlicher gezahlt worden, und die Sache steht etwas besser, als sie eine Zeitlang zu stehen schien. Ich mache mir keine Illusion daraus, daß uns Unannehmlichkeiten bevorstehen, sowohl andern, als auch mir; aber wir haben einmal etwas im eminenten Sinn Nationales unternommen und schon eine Strecke weit gefördert. Es ist unsere Pflicht, daß wir unsre Unternehmungen in dem eingeschlagenen Wege, wenn es irgend möglich ist, weiter führen; wäre es nicht möglich, so würden wir sie in einen andern zu leiten versuchen müssen. Dazu aber ist es nothwendig, daß wir möglichst vollzählig erscheinen. Am wenigsten dürfen Sie fehlen, dessen Wort in der Berathung immer so viel gegolten hat, dessen Name auch in der Nation so großes Gewicht besitzt. Kommen Sie also ja, lieber Freund; mir würde dort unendlich viel fehlen, wenn ich Sie missen sollte.

Von ganzem Herzen der Ihre

L. Ranke.

216. An Heinrich von Sybel.

Berlin, 1. September 1864.

Mein verehrter Freund.

Sie müssen freilich die Münchener Ausdrucksweise besser verstehen, als ich; sonst sollte ich nicht glauben, daß man uns durch den allarmirenden Zusatz bei der Einladung abschrecken will, zu kommen; mir scheint es, man weiß nicht recht, was man mit der unbequemen und einigermaßen kostspieligen Commission machen soll, und will sich die Hände frei halten. Auf dringendes Verlangen habe ich an den jungen König geschrieben und ihn ersucht, auch in Bezug auf die historische Commission die Verlassenschaft seines Vaters anzutreten. Ich habe so lange gezögert, Ihnen zu schreiben, weil ich aus der

Fassung der Antwort etwas mehr von den vorherrschenden Intentionen abnehmen zu können glaubte, aber bis jetzt ist nichts eingelaufen. Mein Entschluß ist gefaßt, dennoch hinzugehen, obgleich ich weiß, daß ich Gegner habe und vor Unannehmlichkeiten nicht sicher bin. Aber wir sind es dem König Max, dessen Andenken auch bei Ihnen hochsteht, vor allem sind wir es der Sache schuldig. Die Unternehmungen sind von großem Belang und in bestem Zug; wenigstens an uns darf es nicht liegen, wenn sie unterbrochen werden sollten; wir müssen vor allen Dingen trachten, sie auf dem eingeschlagenen Wege zu behaupten, erst wenn das unmöglich sein sollte, können wir daran denken, einen andern zu finden. Die Wahrheit zu sagen, ich glaube nicht, daß es zu einem Äußersten kommen wird.

Wenigstens noch einmal hinzugehen halte ich für Pflicht; ich bin überdies durch mein Anschreiben gebunden. Und daß mir dann nichts erwünschter sein könnte, als Sie daselbst zu finden, brauche ich kaum mehr zu versichern. Ich habe Sie die letzten male sehr vermißt; Ihre Theilnahme wäre für mich unschätzbar. Ob Sie andre außerhalb der Sache liegende Gründe haben können, nicht zu kommen, kann ich nicht ganz beurtheilen: für die Sache ist Ihre Anwesenheit namentlich wegen der noch von Ihnen ressortirenden Unternehmungen unentbehrlich.

Und daß wir uns in Bezug auf unsere Studien noch vollkommen verstehen, sehe ich aus Ihrer Rede zum 3. August, die ich soeben las[1]). Den von Ihnen gemachten Erfahrungen, die Sie andeuten, hätte ich ähnliche von meiner Seite beizufügen. Mich freut, daß Sie Niebuhr's gedacht haben. Löbell hat eine Tradition seiner Schule fortgepflanzt; jetzt sind Sie an der Stelle. Ich habe die Aufsätze Noorden's und Bernhardt's zum Andenken Löbell's mit Vergnügen gelesen; sollte sich nicht aus seinem Nachlaß, seinen Collegienheften etwas zusammenstellen lassen? Auf seine Einleitung zur alten Geschichte legte er vielen Werth. Außer den genannten bitte ich Sie auch Maurenbrecher, von dem ich glaube, daß er Aussicht für Greifswald hat, bestens zu grüßen; vor allem aber Ihre Frau Gemahlin, deren Andenken in doppelter Lebendigkeit in mir aufsteigt, wenn von einem Aufenthalt in München die Rede ist.

Treulich der Ihre

Leop. Ranke.

1) Über die Gesetze des historischen Wissens; Vorträge und Aufsätze, Berlin 1874; S. 3 ff.

217. An Clara Ranke, geb. Graves.

Ansbach, 4. November 1864.

Meine theure Clara,

Auf der ganzen Reise habe ich noch keinen freien Augenblick gefunden, um Dich meines herzlichen Andenkens zu versichern, das mich gleichwohl immer begleitet hat.

In Lodersleben hatte ich die treffliche Familie, der wir so eng verbunden werden sollen, den Landbesitz, die verschiedenen zusammenhängenden und doch getrennten Höfe im Ort kennen zu lernen. Herr von Kotze, der mir durch seine Energie und Succeß viel Eindruck macht, hatte die Güte, mich nach Querfurt und Wiehe zu fahren, den Stätten meines Ursprungs und meiner Jugend. Der Garten am Querfurter Schloß, in dem alten Erbe der Großeltern, mit einem herrlichen, an der alten Schloßmauer emporstrebenden Baumwuchs, versetzte mich in meine früheste Jugend. Maxa meinte, so möchte ich vor so viel Jahren mich dort ausgenommen haben, wie das Kind, das unsre Begleiterin im Mantel trug; aber ich bin auch später da gewesen; meine dunkle Erinnerung hat dadurch wieder Gestalt gewonnen. In dem eigenen Erbe in Wiehe, das sich an der Hauptstelle verdoppelt hat, hatte ich das Vergnügen, daß Herr von Kotze es gut gehalten fand. Leider flößte mir der Gesundheitszustand des Pächters Besorgnisse ein. Von alle dem, was da zwischen uns gesprochen, verhandelt, projektirt worden ist, werde ich Dir mündlich Bericht erstatten.

In München war ebenfalls jede Stunde mit Berathungen und Debatten, in der Sitzung oder zu Hause, und mannigfaltigen Agitationen erfüllt. Glücklicherweise habe ich auch den jungen König gesehen. Ein hochgewachsener Jüngling, schlank und mit dem Ausdruck des Wohlwollens wie sein Vater; mit dem Ausdruck der persönlichen Aufmerksamkeit und Gnade wie seine Mutter; von gesunderem Aussehen, als man nach dem, was man gehört hat, erwarten sollte. Jede seiner Mienen zeigt, daß er ein Gefühl davon hat, wie wenig er seinem Beruf noch genügt. Er ist, was er sein kann; der gute Wille seines Vaters beseelt auch ihn. Er hat die volle Lieblichkeit und Anmuth der Jugend, der es einen eigenen Reiz verleiht, daß eine unbestimmte, hoffnungsvolle, jedoch nicht leichte Zukunft über ihr schwebt.

Jetzt bin ich hier in dem reinlich netten Hause des trauten

Bruders. Morgen hoffe ich in Marburg einzutreffen; etwa in der Mitte der künftigen Woche dürften wir nach Berlin zurückkommen. Ich hoffe die geliebte Freundin meines Lebens in so guter Gesundheit wiederzufinden, wie es ihr Zustand möglich macht.

Von ganzem Herzen Dein

L. R.

Beste Grüße an die Kinder und Mathilde.

218. An Clara Ranke, geb. Graves.

Marburg, 10. November 1864.

Liebe Clara.

Wir werden nun doch nicht so bald kommen, als ich dachte; denn ich muß, ungefähr wie Du, hier in Marburg noch einige Tage auf dem Sopha liegend zubringen. In Frankfurt hat mich ein sehr unangenehmer Unfall betroffen. Die freie Stadt hat noch nicht für gut befunden, eine polizeiliche Anordnung zu treffen, welche in preußischen Landen seit einem halben Jahrhundert eingeführt ist. Übrigens liberal, conservirt sie doch alte Mißbräuche sehr sorgfältig; unter anderen die Fallthüren, die in die Keller führen, und zwar unmittelbar an der Eisenbahnstation und Bierhäusern. In einem solchen nahe der Weserbahnstation hatten wir eine Tasse Kaffee bestellt, die wir im Freien nehmen wollten, ehe noch der Zug abging. Indem ich aus der Restauration heraustrete, sehe ich Maxe allein am Tische stehen und will zu ihr eilen: da hat man eine Fallthür über dem Keller eröffnet, und ich stürze gerade hinein. Noch ehe ich wußte, was mir geschehen war, wurde ich den Kellerhals herunterrutschend von einem Küper aufgefangen und von oben her wieder ans Licht gezogen. Ich empfand, daß ich doch kein Glied zerbrochen haben konnte, kein Moment war zu verlieren: wir eilten zu dem Zuge. Da in dem Coupé, wo nur zwei andre saßen, erzählte doch der eine, daß ihm etwas ähnliches an demselben Keller ebenfalls geschehen sei. Mein Zustand war nicht gerade sehr comfortable, ich fühlte mich am ganzen Oberleib verstaucht; sitzen und liegen wurde mir gleich unbequem; eher ging es, wenn ich stand. In Gießen kam Etta zu uns, die mich an meinem wohlbekannten Hute erkannt hatte. Ich konnte mich in dem bedrängten Zustand, in dem ich war, ihrer Erscheinung kaum recht freuen, doch war es mir ein Trost, zwei so freundliche Wesen, wie Maxe, die viel weinte, und die dienstfertige, theilnehmende Etta bei mir zu haben.

So langten wir in Marburg an, wo mein Bruder Ernst auf mich wartete; doch unterblieb das gewohnte Freudengeschrei, mit dem wir uns sonst begrüßten. Ich zog es vor, nach seinem ziemlich entfernten Haus zu gehen, wo sich sogleich Gelegenheit gab, unterwegs den besten Chirurgen von Marburg, Professor Roser, einen namhaften Mann in seinem Fach, zu consultiren. Er bestätigte, daß ich nicht wesentlich verletzt sei; das gefährlichste erschien ihm eine Hautverletzung am linken Schienbein. In diesem Augenblick war er wieder hier und fand weder Geschwulst noch Eiterung zu besorgen. Der rechte Arm ist im Gelenk geschwollen, läßt sich aber leicht bewegen und zeigt bereits die bekannten Regenbogenfarben, welche mit der beginnenden Besserung verknüpft sind. Der Doktor findet weder Umschläge noch Einreibungen nöthig. Am unangenehmsten ist mir die Verstauchung am rechten Oberleib, sie hindert mich am meisten an freier Bewegung; aber der Doktor findet auch hier weder Umschläge noch Einreibung, noch irgend etwa andres nothwendig und versichert mich, daß ich in ein paar Tagen wieder auf meinen Füßen sein werde. Wenn ich liege, habe ich keine Schmerzen; aber der Übergang vom Liegen zum Stehen oder Sitzen macht mir einige Beschwerde. Für ein paar Tage bin ich ans Zimmer gefesselt. Wir können Gott nicht genug danken, daß der unglückliche, böse Fall keine schwereren Folgen nach sich gezogen hat und noch ganz erträglich abzulaufen scheint.

Ein großes Glück ist, daß ich hier bei meinem trauten jüngsten Bruder auf das Beste aufgenommen bin. Er leistet mir alle kleine Dienste, die in solchem Zustand unentbehrlich sind, mit einer beinah kindlichen Hingebung. Ich sagte ihm heute Morgen, ich hätte ohne Zweifel den gelehrtesten Kammerdiener auf der Welt. Wenn er ausgeht, wenden mir die drei Rankischen Fräulein wetteifernd liebevolle Sorgfalt zu. Gestern Abend habe ich mit ihnen im Zwielicht über eine Stunde zugebracht; wir haben uns gegenseitig etwas erzählt, in einer häuslichen Weise, wie sonst in Deutschland herkömmlich war. So genoß ich auch in Ansbach viele geschwisterliche Liebe; hier würde sie mir, wenn ich sie nicht genösse, wahrhaft fehlen; an jedem andren Ort würde ich mich unglücklich fühlen, hier fühle ich mich halb zu Haus. Den Gedanken, Manteuffels in Tenneberg zu besuchen, habe ich aufgegeben; ich weiß nicht, ob wir noch einen Aufenthalt in Göttingen machen können, denn ich wünsche nichts mehr, als wieder zu Dir, liebe Clara, den beiden Söhnen, die ich grüße und küsse, und in mein Haus zu kommen. Ich hoffe, daß es möglich sein wird, ehe

acht Tage vergehen; ich darf selbst nach den Worten des Doktors die Hoffnung hegen, daß ich mich dann wieder frisch und munter einstellen werde. Also keine Besorgniß noch Angst, sondern nur die Versicherung meiner treuen Liebe! Ewig, liebe Frau, Dein getreuer

Leopold.

219. An Clara Ranke, geb. Graves und die Söhne.

Marburg, 14. October 1864.

Theure Clara, lieben Söhne.

In meinem Brief an Dich, liebe Clara, habe ich von meinem Unfall und den nächsten Folgen davon nicht das mindeste verschwiegen. Ihr wißt die ganze und volle Wahrheit. Meine Heilung ist seitdem in der schon angedeuteten Weise günstig vorgeschritten; die Wunde am Schienbein ist so gut wie geheilt ohne Geschwulst noch Eiterung. Der Stoß gegen die Rippen ist heute bei weitem weniger empfindlich, als bisher, womit ich aber nicht sagen will, daß ich nicht beim Aufstehen und Niederlegen noch Schmerzen empfände. Die Verletzung am rechten Arm ist, soweit sie äußerlich bemerkbar war, ebenfalls in der Heilung begriffen; aber ich kann nicht verschweigen, daß sie mir noch die meisten Beschwerden macht. Ich kann den Arm noch nicht frei bewegen und habe z. B. die letzte Nacht ziemlich acute Schmerzen daran gehabt, die den Schlaf unterbrachen, am Morgen aber glücklicherweise wieder verschwunden sind. Ich denke, auch das wird bald gehoben sein, und ich werde dann an meine Rückkehr denken können. Nach der Meinung des Professor Roser halte ich es noch für möglich, am künftigen Montag die Reise zu vollziehen und am Abend anzukommen. Sollte es nicht thunlich sein — wie mir ja auch Geh. Rath Romberg, dem ich für seine freundliche Theilnahme meinen herzlichen Dank darbringe, den Rath giebt nichts zu übereilen — so werdet Ihr Euch darüber nicht ängstigen. Ich schreibe dann einen andern Tag, den ich einzuhalten gedenke. Lieb wäre mir's, wenn ich am Donnerstag den 20. meine akademische Pflicht erfüllen und in der Akademie lesen könnte; ich hoffe, es wird noch möglich sein.

Mein so unerwartet längerer Aufenthalt in Marburg bietet mir viel Gutes, Erfreuliches, sehr Erwünschtes dar. Ich lerne meinen jüngsten Bruder wieder einmal ganz kennen; seine Studien und gelehrten Interessen berühren die meinen auf mannnigfaltigen Punkten, ich freue mich des Ernstes meines Ernst, seiner milden und hohen Ansicht der kirchlichen Dinge, seiner geistigen Haltung überhaupt.

Davon will ich nicht reden, wie er mir zugleich die rechte Hand durch allerlei kleine Dienste, denen er durch herzliche Liebe einen unschätzbaren Werth verleiht, zu ersetzen sucht. Die drei Hebe's, die nun hier vereinigt sind, immer guter Laune und liebenswürdig, tragen auch dazu bei, meinen Zustand erträglich zu machen.

Die Nachricht Ottos, daß in dem großen Streit zwischen Oldenburg und Augustenburg auf mich gerechnet werde, ist mir ein wenig unangenehm. Unsre Regierung hat in dieser Frage niemals Anspruch auf irgend welche Leistung von meiner Seite gemacht. Ich kenne weder den einen noch den andren der im Streit begriffnen Herren. Die Rechtsverständigen mögen das ausmachen, der Historiker hat damit nichts zu thun. Ist Euch nicht meine Münchner Rede, in der ich unsers Gönners, des Königs Max ausführlich gedacht habe, zu Gesicht gekommen[1])? Ihr werdet sie in der Augsburger und in der Kölner Zeitung, etwa vom 5.—8. October, vollständig finden. Daran lag mir mehr, als an dem nordischen Hader, in welchem ja die Hauptsache, die deutsch-dänische Frage, schon ausgemacht ist.

Meine Gedanken schweifen oft in unsre Luisenstraßen-Zurückgezogenheit, wo ich selbst bald wieder einzukehren gedenke; gebe Gott, daß ich Dich, meine liebe Frau, und Euch alle in guter Gesundheit antreffe. Meinem theuren Bruder, dessen Artikel auch mir angemessen erscheint, und der treuen Pflegerin Mathilde meinen Dank und meinen Gruß.

L. R.

Ich füge noch hinzu, daß der Ausdruck von Liebe und Treue, den Eure letzten Briefe ausathmen, recht eigentlich ein Balsam auf meine Wunden gewesen ist. In Bezug auf die Oldenburgsche Sache soll nichts veröffentlicht werden.

220. An Wilhelm Giesebrecht.

Berlin, 18. März 1865.

Mein theurer, lieber Giesebrecht.

Ich sprang von dem vor mir ausgebreiteten Journal of Lords, Band XV, Jahr 1692, der mich eben sehr interessirte, auf, als mir Ihr Brief gebracht wurde, um ihn sogleich durchzulesen; denn die Zeitungen ließen schon vermuthen, wovon er handeln würde. Ehe ich zu dem Folianten zurückkehre, muß ich Ihnen meinen Dank, meine

1) S. W. LI/LII 507 ff.

Freude, und genehmigen Sie das Wort: meine Ehrerbietung aussprechen. So muß man handeln, wenn man die Sache, der man sein Leben gewidmet hat, fördern will. Ihrem festen und uneigennützigen Verfahren werden wir es zu verdanken haben, wenn der uns während der letzten Plenarversammlung zugegangene Erlaß über die historische Commission eine Wahrheit wird. Er ist nun nicht allein bestätigt, sondern fixirt und wesentlich erweitert. Wir verdanken es Ihnen, wenn wir auf eine Reihe von Jahren hinaus auf eine bestimmte, die Durchführung der unternommenen Arbeiten sichernde Summe rechnen können. Sie werden noch Schwierigkeiten haben, ehe alles in vollen Gang kommt, wie es vor dem Tode des Königs Maximilian war; aber ich zweifle nicht, Sie werden es dahin bringen. Die Aussicht auf unsere Zusammenkünfte, die eine Zeit lang so trüb war, erhellt sich wieder. Die Wahrheit zu sagen: trotz der mancherlei Agitationen der verschiedenen Richtungen und Parteien, mit denen sie in der Regel verbunden sind, möchte ich sie nicht gern entbehren; zumal da ich einige von Herzen liebe und altvertraute Freunde da finde.

Dr. Töche wünscht, daß sein Heinrich VI. unter allen Umständen in die Sammlung der deutschen Jahrbücher aufgenommen werden möge. Das Manuscript wird Ihnen in kurzem von Göttingen aus zugehen. Wenn wir noch die ganze Epoche der alten Kaiser in dieser ausführlichen Zusammenstellung umfassen könnten!! Für das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert sollte sie Ihrer Darstellung noch vorausgehn und Ihre Arbeit erleichtern.

Meinen herzlichsten Gruß an Ihre Frau Gemahlin, die mich und meine Tochter zu unaussprechlichem Dank verpflichtet hat. Wie steht es mit Ihrem für den April in Aussicht gestellten Besuch? Er würde uns große Freude machen.

Mit herzlicher Freundschaft auf immerdar der Ihre

L. Ranke.

221. An Georg Waitz.

Berlin, 22. März 1865.

Mein theurer und verehrter Freund.

Glücklicherweise scheint sich in München alles zum Bessern zu wenden; Giesebrecht wird es Ihnen gemeldet haben; ich hoffe, daß wir noch in ziemliches Fahrwasser gelangen werden.

Diese Hoffnung habe ich auch von Dr. Töche gemacht, der ein reinliches Manuscript einliefern wird. Wenn es noch möglich wäre,

die ausführlichen Annalen bis auf Karl IV. zu führen! Ein herrliches Denkmal für alle Zukunft würde es sein.

Ich stimme Ihnen vollkommen bei, daß Dümmler[1]) den ersten Preis verdient. Sein Buch ist eines von denen, aus welchen man in der That etwas lernt: durchaus gründlich, dem Stoff angemessen geschrieben; eine wahre Bereicherung unserer Literatur.

Dann verdient Schirrmacher[2]) Anerkennung, da er den großen Stoff, den die Gesellschaft im Auge hatte, wirklich umfaßt hat. Der Gegensatz gegen Höfler hat gemacht, daß das apologetische Moment dann und wann etwas zu stark hervortritt; ich habe Stellen gefunden, in denen ich die Texte anders auslegen möchte, als er; aber im allgemeinen ist es doch sehr wohl studiert. Eine Anerkennung von Ihrer Seite wird ihn anfeuern und vielleicht selbst in den Stand setzen, die allgemeine Darstellung der Zustände und Tendenzen der Epoche zu unternehmen, von der ich viel erwarte.

Winkelmann[3]) hat mehr wahrhaft historisches Talent, als Schirrmacher; er ist unterrichtender, weil er die Dinge allgemeiner faßt. Hie und da scheint er schon wieder nach der andern Seite abzuweichen; aber sein Verdienst ist unleugbar; eine Ermunterung wird auch für ihn, und eine Anerkennung für seine Stellung von Werth sein.

Ob man dann auch Usinger noch bedenken kann? Sein Buch[4]) lebt und webt zu sehr im Detail, aber das Detail ist gut erforscht; und wenn die Zusammenfassung nicht besonders gelungen ist, so mag das an dem Stoff liegen. Sein Talent ist unverkennbar.

So wächst die jüngere Welt, die schon hinter Ihnen steht, heran! Sei es Ihnen gestanden: als ich die hohe Ziffer des Giesebrecht für Leipzig angetragenen Gehaltes las und mich des Ihren entsann, so dachte ich im ersten Augenblick ungefähr, wie Sie mir andeuten. Welche Mittel könnte man aber dazu anwenden, ohne durch Aufdringlichkeit eher zu hindern? Ich meine von meiner Seite. Ich wäre zu allem bereit.

Von ganzem Herzen der Ihre

L. R.

1) Geschichte des ostfränkischen Reichs; Berlin 1862—65.

2) Kaiser Friderich der Zweite; Göttingen 1859—65.

3) Geschichte Kaiser Friedrichs II. und seiner Reiche; Berlin-Reval 1863—65.

4) Deutsch-dänische Geschichte 1189—1227; Berlin 1863.

222. An Ernst Ranke.

[Berlin,] Charfreitag [14. April] 1865.

Lieber Ernst.

Ich habe noch immer ein Gefühl, als wenn ich in Deiner Schuld wäre. Deine kindlich brüderliche Liebe ist mir köstlicher gewesen, mein Jonathan, als ..... So ist es mir auch unendlich werth, wie Du das aufnimmst, was mir zuletzt geschehen ist[1]). Ich bin glücklich, wenn es meine Freunde, vor allem, wenn es meine lieben Geschwister freut.

Die Anfrage, die Herr Dr. Justi an mich richtet und über die ich Dir selbst schreiben soll, berührt ein mir in diesem Augenblick etwas fern liegendes Gebiet. Ich kann nur soviel sagen, daß Bünau zu den Forschern gehört, die sich der damals noch herrschenden fabulosen Behandlung der Historie mit Energie entgegensetzten. Er hat zwei gute Eigenschaften: die eine, daß er auf das Studium der echten Quellen drängt; die zweite, daß er reines Deutsch zu schreiben sucht. Insofern ist er kein unwürdiger Förderer Winckelmann's gewesen. Bünau hat eigentlich nie Epochen berührt, für deren Schilderung seine Lebensstellung und Erfahrung ihm zu statten gekommen wäre, so daß er jetzt wenig genannt wird. Dagegen arbeitete Winckelmann in einem Stoff, dem er sich mit leidenschaftlicher Liebe hingab und den er mit originaler Forschung umfaßte. Die ursprünglichen Tendenzen des Einen und des Andern haben etwas Gemeinschaftliches; aber in schriftstellerischem Verdienst sind die Werke des armen Bibliothekars denen des Herrn Reichsgrafen unvergleichlich weit überlegen.

Soeben hatte ich ein Nachgefühl des achtzehnten Jahrhunderts an einer andern Stelle. Ich war mit Friedhelm in der Graun'schen Passionsmusik. Bei dem Ramler'schen Texte fiel mir auf, daß darin von dem Menschenfreund, dem Edlen, dem Heiligen, unserm Vorbild viel die Rede ist, niemals aber von dem Gottessohn, noch von der Idee der Erlösung oder gar der Versöhnung, das Evangelium erscheint in dem Sinne der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Dennoch ist die Musik mannigfaltig und poetisch. Die bekannten Arien: „Die weichgeschaffenen Seelen" und „Der göttliche Prophet" sind glücklich geworfen und selbst hinreißend. Das Ganze hat eine gewisse Einheit des Tones, eine sonderbare recitative Melodie. Ich ging

1) Die Erhebung in den Adelstand.

befriedigt und gehoben von dannen. Mit Vergnügen höre ich, daß Du noch eifrig Musik pflegst. Wärst Du hier, so würde ich mich häufig zu Deinen Concerten einstellen. —

Ein paar Worte muß ich schon deshalb eigenhändig hinzufügen, damit Du siehst, daß Deine Pflege meines kranken Armes nicht umsonst gewesen ist. Ich bin schon wieder so vermessen, daß ich mich zu einer neuen archivalischen Unternehmung anschicke. Ende April oder Anfang Mai denke ich nach England zu gehen; wahrscheinlich werde ich bereits auf der Hinreise den Haag besuchen. Wenn Du jemals Zeit hast, richte ja Deine Schritte zu uns nach Berlin. Wie lange kann es noch mit mir dauern? Herzlichen Gruß an Deine Töchter, Nasses und die Marburger Freunde überhaupt.

Dein L.

223. An Clara v. Ranke, geb. Graves.

[Paris, 30. April oder 7. Mai 1865.]

Meine theure Clara.

Sehr angenehm und leicht ist doch die Reise von Berlin nach Paris. Man setzt sich des Abends in den Eisenbahnwagen, wechselt ihn nur ein einziges mal und kommt den andern Abend an. Diesmal wurde die Reise durch gutes Wetter und den immer vollständiger erscheinenden Frühling noch angenehmer. Den ersten blühenden Fliederbusch sahen wir bei Verviers; an der Maas, an deren Ufer sich eine Fußreise lohnen würde, war die Blüthe großentheils schon vorüber. N'est-ce pas un joli pays? war die erste Frage, die ein Douanenbeamter in Maubeuge nach dem Überschreiten der französischen Grenze an mich richtete. Ich antwortete: Ah, nous sommes en France. Je weiter nach Westen, um so dichter belaubt zeigen sich die Bäume, denn in Frankreich hat es mehr geregnet als bei uns.

Wie wir zur bestimmten Stunde in dem kleinen Hotel eintrafen, so fanden wir auch alles nach Wunsch vorbereitet. Hier wohnte ich schon im Jahre 1843, als unsre Bekanntschaft zu grünen begann. Man meint im Hotel, es sei wie gestern. Aber ich bringe nun schon unsern jüngsten Sohn als einen Erwachsenen mit. Mdme. Mohl hat sich seines Anblicks sehr gefreut; sie sagte, sie betrachte uns wie ihre Verwandten. Und diese Verwandtschaft, die auf einer geistigen Beziehung beruht, ist mehr werth, als andere, denen das innere und geistige Verhältniß fehlt.

So wurde ich auch von Mr. Thiers, den ich am Abend aufsuchte,

als ein alter intimer Bekannter bewillkommnet. Aber die Disputation, die unsere Freundschaft von jeher begleitet hat, fing auf der Stelle wieder an. Er ist einer der besten Repräsentanten des liberalen und konstitutionellen Systems; aber es ist der Mühe werth, mit ihm zu streiten. Nicht als ob es möglich wäre, seine Meinungen zu bestimmen oder zu modificiren; aber er hat doch Capacität für andre Formen des Staates und für die allgemeinen Nothwendigkeiten jenseit aller Formen. In der Gesellschaft nahmen die meisten seine Äußerungen mit gläubigem Kopfnicken auf. Es gab aber doch auch einen eifrigen Verfechter der Politik unseres Königs, der ihm glücklichen Erfolg weissagte, weil das Volk monarchisch und militärisch sei. Sonderbarerweise traf ich auch zugleich mit einem Österreicher zusammen und zwar mit einem jungen Mann von hohem Range, einem Windischgrätz, der viel Sympathie mit unserer Lage verrieth und sich von dem, was bei uns geschieht, eine gute Rückwirkung auf Österreich versprach.

Ob ich Zutritt zu dem Archiv bekomme, ist noch nicht ausgemacht. In der Bibliothek findet sich wenig für mich; wenn Ihr aber sogleich schreibt, so werden uns Eure Briefe hier gewiß noch treffen. Ich würde weiter diktiren, aber wir wollen in die Kirche gehen. Mit herzlichem Gruß an alle Glieder der Familie und einem Kuß in Gedanken auf die Stirn.

Dein L.

224. An Clara v. Ranke, geb. Graves.

Paris, 13. Mai 1865.

Meine theure Clara!

Wir werden nun wohl ein paar Wochen hier zu bleiben haben, denn die Pforten des Archives haben sich mir wie früher so auch diesmal eröffnet, und ich bin schon ganz dabei, mich in die alten Papiere zu vertiefen oder, wie man mir gestern sagte, aus diesen Blumen — sie sehen in der That sehr vertrocknet aus, haben aber ihren Saft — Honig zu saugen. Sonderbar: wir gingen heute in eine Bibliothek, wo ein wohlwollender Conservator mich über die Schätze unterhielt, welche in hiesigen Bibliotheken und Archiven noch vorhanden seien und leicht gehoben werden könnten; nur eine dieser Schatzkammern wäre ganz unzugänglich: da könne niemand hineindringen, da verwende sich jede Regierung ganz vergeblich. Er meinte eben das Archiv, in welchem ich nun schon zum fünften oder zum sechsten male arbeite. Indem er auf die Vorsteher dieses Archives schalt, wußte er nicht,

wie sehr er meine Dankbarkeit gegen sie steigerte. Fried copirt mir einiges in den Bibliotheken; in das Archiv jedoch kann ich ihn nicht mitnehmen.

Unser Arbeiten wird uns durch den Genuß des Frühlings, durch die große prächtige Stadt und die mancherlei Beweise von Freundschaft und Güte, die wir hier erfahren, erleichtert. Gestern hätte ich sogar gewünscht, Maxe bei mir zu haben, wie einst bei Lady Buchanan: es gab noch einmal einen Ball, bei dem auswärtigen Minister. Wie auch sonst Paris im allgemeinen, so unterscheiden sich die Räume, die der Minister inne hat, von denen bei uns durch Größe, gute Anordnung und eine gewisse gemäßigte Pracht, anständigen Luxus. Besonders fielen mir die hübschen hinter einander aufsteigenden Sitze auf, von denen man dem Tanz zusehen kann. Auffallende Schönheit habe ich nicht bemerkt, aber viel Anmuth und Eleganz der Toilette. In einem besonderen Saal war ein lang gedehntes, nicht überladenes Büffet mit einer stattlichen Dienerschaft. Wenigstens im Anfang bewegte man sich in voller Freiheit. Wie begreiflich kannte ich nur wenige von den Anwesenden. Ich machte ein paar Bekanntschaften, entfernte mich aber, als es warm zu werden anfing, und genoß beim Nachhausfahren noch den kühlen mondhellen Abend.

Wir haben hier ein paar Gewitter gehabt, welche sich furchtbar ausnahmen, aber die Atmosphäre gereinigt haben. Ich wünsche Euch ähnliche mit gleichem Erfolg. Der Tuileriengarten in seinem frischen vollen Laubschmuck ist für mich gleichsam die Erscheinung des Frühjahrs, dieses Frühjahrs von 1865 nach so vielen andern, deren Odem ich immer mit Wonne in mich geschlürft habe. Am Sonntag haben wir einen langen Spaziergang durch die Champs Élysées gemacht, zwischen der spielenden Jugend und den ehrsam promenirenden Bürgersleuten, bis nach dem Triumphbogen und zurück. Auf dem Rückwege begegnete uns die Cavalcade des Hofes. Zuerst der kaiserliche Prinz im Fond des Wagens mit ziemlich napoleonischer Haltung, seine Begleiter auf den Rücksitzen; dann die Kaiserin und ihre Damen: alle in der Mitte der Garden, keineswegs bürgerlich. Ich fand nicht, daß das Publikum eine besondere Verehrung an den Tag gelegt hätte. In der Mitte aller dahinrollenden leichten Equipagen gehörte dieser Aufzug eben dazu, um das Schauspiel zu vollenden.

Doch genug mit diesem Geschwätz, das nur beweisen soll, daß wir bei unsrer Arbeit doch nicht umkommen, sondern Natur- und Menschenleben soviel wie möglich genießen. So war es immer, so möge es auch bleiben, so lange Gott will! Unendlich freut mich, aus

Euren Briefen abzunehmen, daß Ihr Euch wenigstens ebenso wohl befindet, als vor meiner Abreise. Es rührt mich, daß der theure Bruder sich bereit finden lassen will, mit den beiden Neffen das älteste Buch der Welt zu studieren, und daß Otto es nicht bereut, diesen Sommer in Berlin geblieben zu sein. Meine besten Grüße an Euch alle und an den General Manteuffel. Ich denke ihm einmal zu schreiben, wenn er erlaubt, daß es durch Friedhelms Feder geschieht. Zweimal wenigstens, wahrscheinlich dreimal werden uns Eure Briefe noch hier treffen.

L. R.

225. An Ernst Ranke.

Paris, Rue Bonaparte 3, d. 22. Mai 1865.

Mein lieber Ernst

Unter rollendem Donner schicken wir uns an, Dir zu schreiben. Heute früh bei einem Briefe an Ferdinand wurde ich erinnert, daß wir den 22. Mai schreiben: ein Tag, der uns gemeinschaftlich angehört. Ein beginnendes Unwetter, deren wir hier viel haben, treibt uns in unsre kleine Klause. Was könnten wir Besseres und Lieberes thun, als unsere Gedanken, die viel herumschweifenden, nach Dir auf Deiner Burg zu richten und Dir ein Zeichen des Lebens und der herzlichen Erinnerung zu geben?

Ich denke, ich habe Dir schon geschrieben, daß ich eine historische Pflicht zu erfüllen meinte, indem ich mich noch einmal hierher aufmachte, um von hier nach England und dann nach dem Haag zu gehen. Es schien mir nach einigem Bedenken rathsamer, hier anzufangen, wo im gegenwärtigen Augenblick noch die Welt beisammen ist. Im Haag werde ich im Juli vielleicht noch mehr äußeres Leben finden, als jetzt; denn außer den Studien — ich bekenne es — haben auch die Beziehungen des Lebens noch immer viel Reiz für mich. Ich bin also wieder einmal hier — eigentlich begehe ich das Jubiläum meiner Pariser Reisen, von denen die erste in den October 1839 fällt. Immer war ich gut aufgenommen, immer lernte ich viel; ich habe hier meine Frau gefunden: jetzt wandere ich mit unserem jüngsten Sohn an den Stellen, wo wir bei den ersten Annäherungen neben einander saßen und langer Gespräche pflogen. Friedhelm, der die Feder führt, darf mich leider nicht in das Archiv der auswärtigen Angelegenheiten begleiten, wo ich, wie schon damals, alles selbst schreiben muß. Aber

er hat auf einer oder der andern Bibliothek etwas zu thun gefunden; wir treiben uns viel mit einander herum, und Du begreifst, daß er mein Andenken an die Familie ganz besonders lebendig erhält.

Paris ist und bleibt ein Mittelpunkt für die Bewegungen des europäischen Geistes. Ich finde die Menschen angeregt, aufrichtig und liebenswürdig. Aber sie sind in einer Lage voll von Widersprüchen. Man will zugleich die Einheit von Italien und die Erhaltung des Papstthums, Autorität und Kriegsruhm und dabei bürgerliche Freiheit; die liberalen Ideen sollen sich mit geistlichen Directionen, denen sie von Anfang an entgegengesetzt waren, verschmelzen. Aus diesem großen Zwiespalt gehen unzählige Schattierungen hervor; je nachdem ein jeder seinen Standpunkt von Anfang an genommen hat. In ihren Reibungen, wo man sich doch gewöhnt hat den Gegner zu dulden, verlieren die allgemeinen Gedanken viel von ihrer Schärfe und Prägnanz. Es ist die gemeinschaftliche Opposition, welche das an sich einander Widersprechende verbindet und in der sich die Geister in den mannigfaltigsten Richtungen hinüber und herüber bewegen. Der Voltairianismus kehrt in diesen Conflicten zur Religion zurück. Mir war auffallend, daß in den tonangebenden Kreisen Renan nur wenig Bewunderer findet.

Eines Abends sind wir durch die Straßen wandernd grade in einem Augenblick nach Notredame gerathen, als der Gottesdienst anfing: in der prächtigen Kathedrale nur eine kleine Congregation aus den niedern Ständen. Der Prediger hatte sich die Prudenz der Jungfrau Maria zum Thema genommen. So seltsam dies ist, so behandelte er doch den Gegenstand, indem er die Nachahmung dieser Tugend empfahl, so eindringlich und populär, daß jeder Anstoß verschwand. In der protestantischen Kirche ist die Spaltung, von der Du gelesen haben wirst, empfindlich und unangenehm; die eigentlichen Liberalen nehmen für die Ausgestoßenen Partei.

Nun, Lieber, die Stunde schlägt, die uns abzubrechen nöthigt. Wir müssen uns nach unserm Mittagessen umsehn, das wir heute nicht einmal zusammen halten können. Wir schreiben Dir nur, um Dir unsere herzliche und unveränderliche Liebe und Hingebung zu zeigen. Grüße die Deinen, wo sie auch sind, und behalte uns in gutem Angedenken.

Unwandelbar Dein eigen

L.

226. An Clara v. Ranke, geb. Graves, nebst Sohn und Tochter.

Paris 1. [—3.] Juni 1865.

Liebe Frau und liebe Kinder.

Wenn der trockene Sommer in Berlin noch anhält, so werdet Ihr uns um den Anlaß beneiden, der uns in diesem Augenblicke in unser kleines Hotel zurückgetrieben hat. Es ist ein warmer Regen. Was haben wir auch sonst für Ungewitter erlebt! Eines Tages war vor dem Archiv, wo ich arbeitete, unter Donner und Blitz eine Art von Überschwemmung erfolgt. Das Wasser stieg den Pferden an den Leib; die Omnibus konnten nicht mehr passiren. Ich sagte meinem alten Barbier, ich hätte so etwas nie erlebt; er aber wohl, war seine Antwort: im Jahre 1834 sei es noch schlimmer gewesen.

Das Gute dabei ist, daß die Bäume sich in voller Frische erhalten, und wir haben nicht versäumt, die Abende zu Ausflügen und Spaziergängen zu benützen. Am Himmelfahrtstag besuchten wir St. Germain, die Terrasse, wo ich einst mit Miß Graves und Mr. John Graves promenirte. Der Sohn that jetzt, was damals die Mutter, soviel ich weiß, nicht gethan hatte: er folgte mir in das Gehölz, wo wir sehr bald in die tiefste Einsamkeit, eine Waldeinsamkeit, wie ich sie liebe, gelangten. Den Tag darauf begaben wir uns nach Vincennes: auch da erfreuten wir uns des neueingerichteten Parkes bis an den tiefsten Abend. In Versailles langweilte mich diesmal beinahe die lange Gallerie historischer Tableaus, in denen bloß die für Frankreich glorreichen Momente der neuesten Zeit zur Erscheinung kommen. Zur Erweckung des Patriotismus wohl berechnet; denn auch die neuesten Ereignisse, weit entfernt zurückgestellt zu werden, erscheinen vielmehr in größerem Glanze und breiterer Ausführlichkeit. Es ist auch eine Art, Geschichte zu schreiben: meine ist es nicht. Dagegen erfreuten mich die herrlichen Laubgänge längs den grünen Gründen, neben denen sie hinlaufen. Ich fand Gefallen an der altfranzösischen Gartenkunst, die hier recht eigentlich entsprungen ist.

Sonntag am 21. Mai hatte ich eine freilich nur kurze Audienz, die der preußische Botschafter vermittelt hatte, ohne daß es mir darum zu thun gewesen wäre, bei der Kaiserin. Ich kam etwas spät; die Kaiserin erschien sogleich, sie war in Trauer und erinnerte mich, indem sie erschien (ohne böse Vorbedeutung sei es gesagt) durch ihre Gestalt an die Herzogin von Orleans, die ich einst unfern dieser Räume — die Herzogin im Pavillon Marsan, die Kaiserin in den Tuilerien in

den Zimmern des ersten Konsuls — gesehen hatte. Die Herzogin war geistvoller, sie hatte die Anziehung, welche erlittenes Unglück den Damen verleiht; die Kaiserin war liebenswürdiger durch die Unbefangenheit, welche ein noch immer steigendes Glück zu verleihen pflegt. Sie kannte einige meiner Arbeiten und wußte, womit ich beschäftigt war; wir sprachen davon, daß in Poesie und Philosophie nicht viel Bedeutendes erscheine, vielleicht etwas mehr im Fach der Historie. Davon aber wollte sie nichts hören, daß sie sich selbst mit einer Geschichte von Marie Antoinette beschäftige. Pour écrire? Non. Ich denke nicht, daß ich den mindesten Eindruck bei ihr zurückgelassen habe; mir war es angenehm, mit der schönen Frau zu sprechen, welche in diesem Augenblick Regentin eines großen Reiches ist.

Eines andern Tages habe ich Friedhelm bei Mr. Thiers eingeführt. Wir haben dort eines Abends dinirt: er gilt, wie wir soeben auf der Straße hörten (verzeiht ihm aber, daß er es selber schreiben muß), als ein garçon charmant. In einem der Archive, welches zugänglich ist, copirt er einige Aktenstücke, die ich glücklich entdeckt habe und die von großem Werthe sind. Er ist mir also in diesem Bezug sehr nützlich. Madame Mohl hat sich bei dem großen Ungewitter, von dem sie auf der Straße überrascht wurde, eine Erkältung zugezogen. Wir haben sie nicht grade sehr viel gesehen; aber sie ist immer von gleicher Güte und gedenkt des Mr. John Graves, der einst eine Loge im Theater genommen hat, um ihr eine Freundin vorzustellen, mit freundlicher Erinnerung. Ich denke den Montag, wenn nichts dazwischen kommt, nach England hinüberzureisen. Wir haben das schon an John gemeldet, aber noch keine Antwort von ihm.

Nachschrift, 3. Juni.

John hat geschrieben und will uns erst Donnerstag den 8. bei sich sehen. Auch für die Vollendung der hiesigen Arbeiten sind ein paar Tage mehr erwünscht. Es ist noch nicht vollkommen gewiß, aber doch möglich, daß wir nach unsrer Ankunft in London, welche, wenn wir Mittwoch hier abreisen, Donnerstag früh, so Gott will, erfolgen würde, noch an demselben Tag nach Cheltenham gehen. Den nächsten Brief könnt Ihr immer dahin schicken; Ihr müßt aber nicht so viel zusammenpacken, wie in dem letzten, namentlich kein unbeschriebenes Papier mitschicken. Auf die Seereise freue ich mich nicht; aber es muß sein. Daß Ihr Euch alle wohl befindet, beruhigt meine Seele. So fortan! An Ferdinand herzlichen Dank für seinen lieben Brief.

Unwandelbar Dein und Euer

L. R.

227. An Heinrich Ranke.

Paris, den Pfingstmontag [5. Juni] 1865.

Mein lieber Bruder Heinrich

Du weißt, auch ohne daß ich Dir davon geschrieben hätte, daß ich meinen vorgerückten Jahren zum Trotz noch einmal eine Reise in die beiden großen Capitalen des Westens unternommen habe, um in den Archiven zu forschen. Es könnte zweifelhaft scheinen, ob ich nicht besser thäte, ruhig dort in der Luisenstraße mich nur mit der Bearbeitung des schon vorhandenen und zusammengebrachten Materials zu beschäftigen. Aber für diesmal war es unmöglich, mich dabei zu beruhigen. Der Gegenstand ist zu groß und zu wenig bekannt, als daß ich nicht verpflichtet gewesen wäre, ihn so gut wie irgend möglich mit allen erreichbaren Mitteln zu erläutern. Bisher ist es auch damit ganz gut gegangen: ich habe in Paris vielfältige neue Information gewonnen und kann nun mit ruhigerem Gewissen weiter arbeiten. Zugleich habe ich dabei die alte Metropole politischer und literarischer Bewegungen in Europa wieder gesehen. Der Vulkan raucht noch ein wenig, sonst steht er stille. Die Bewegung existirt; aber eine besondere Aussicht hat sie für den Augenblick nicht. Die lenkende Hand, die über Waffen und Geld gebietet, ist allgewaltig; die Opposition voll von Geist, aber ohne Macht. Die Persönlichkeiten scheinen mir weniger angeregt als früher, weil sie weniger fürchten und weniger hoffen. Früher boten die Regungen des Protestantismus ein gewisses Interesse dar. Ich will das auch jetzt nicht leugnen. Aber Du weißt, daß eine widerwärtige Spaltung in dem constituirten Protestantismus ausgebrochen ist. Unter den Predigern und Theologen hat sich eine negativ oppositionelle Partei gebildet, deren Entfernung aus den Ämtern die Folge hat, daß viele ihrer Anhänger sich von der Kirche trennen. Es ist der Streit über den historischen Christus, der auch in Deutschland so bittere Entzweiungen hervorruft. Ich für meine Person freue mich, daß die positive Anschauung überwiegt, zum Widerstand gegen die Anfechtungen von allen Seiten und zur Aufrechterhaltung des evangelischen Prinzipes, welches nicht bloß liberum examen, sondern der tiefe unzweifelhafte Glaube an das Evangelium.

Gestern, an dem Pfingsttage, habe ich, ich möchte sagen: mit Zungen reden hören, ohne etwas davon zu verstehen. Man feierte das fünfzigjährige Jubiläum der Befreiung Serbiens von dem türkischen Joche und hatte mich dazu eingeladen. Die Feier fand in einer kleinen Ka-

pelle, die den Wallachen gehört, statt. Die Messe wurde nach griechischem Ritus gelesen in rumänischer Sprache, in einer Weise, die man auf die Kirchenväter zurückführt. Dann folgte Ablesung des Evangeliums nach der slavonischen Liturgie von Methodius und Cyrillus aus dem 9. Jahrhundert. Ich verstand keine Silbe, aber es war mir angenehm die Laute zu vernehmen, in denen ein so großer Theil der morgenländischen Christen Gott verehrt. Ich wurde aufmerksam gemacht, als der Name Michael Obrenowitsch und das Gebet für die Erhaltung Serbiens eingeschaltet wurde. Ich habe ein Gefühl dafür, daß das der nämliche Augenblick war, in welchem die gesammte serbische Nation ihre Befreiung, die zugleich eine politische ist, feierlich beging. Ihr Befreier war ein Tyrann, wenn man will, eine Art von Pascha. Aber er wußte mit den Türken fertig zu werden und hat eine kleine Macht gegründet, welche seiner Nation eine bedeutende Stellung gegeben hat und eine noch bedeutendere Zukunft verheißt. Auch Kroaten, Polen, Russen waren zugegen; doch konnte ich von panslavistischen Bestrebungen nichts wahrnehmen. Die Kapelle war mit Bildern auf Goldgrund in ältestem Stil ausgeschmückt. Die Priester in ihrem Meßgewande lasen das Evangelium knieend, weil es ein hoher Festtag war. Der Gesang war eintönig, aber nicht unangenehm.

Ich unterhalte Dich von dem, wovon ich denke, daß es Dich besonders interessiren kann. Aber hauptsächlich wünsche ich Dir ein Lebenszeichen, ein Zeichen meines fortwährenden innigen Andenkens an Dich und die Deinen zu geben. Im Gedränge meines Berliner Lebens in den letzten Wochen habe ich garnicht einmal die Zeit gefunden, um Dir zu der neuen Erweiterung Deiner Familie, von der Du uns Meldung machtest, Glück zu wünschen. Ich thue es hier aus der Fremde, aber um so mehr mit gesammeltem Gemüth. Du weißt, wie sehr wir Deinen Johannes lieben, wie sehr wir wünschen, ihn glücklich zu sehen. Ich hoffe ihn bald als Professor, gleichsam als Collegen zu begrüßen. Möge ihm die Verbindung, in die er tritt, Heil bringen! Ich zweifle nicht daran, wenn ich mich seiner liebenswürdigen Natur erinnere und zugleich des Glückes aller der in Deiner Familie vorhergegangenen Verheirathungen. Welch ein Patriarch wirst Du in einigen Jahren noch werden, und Deine traute Selma welch eine reich gesegnete Matrone! Dabei seid Ihr beide noch kräftig und wohlerhalten genug, um nicht allein Enkel, sondern Kinder der Enkel zu erleben. Auf einander folgende Generationen, wie ich sie zuerst und fast allein dort in Bärenwalde neben einander gesehen habe. Euch beiden ist und bleibt doch, wie billig, meine innigste Zuneigung gewidmet.

Aus diesem Briefe siehst Du, daß mich mein Sohn Friedhelm begleitet und wie er mir die Arbeit des Schreibens, Euch andern auch die des Lesens erleichtert. Nachdem er die Schule verlassen und ehe er noch in die Universitätsstudien eingetreten war, durfte ich es wohl wagen, ihn auf dieser Reise mitzunehmen. Er wächst zusehends und findet Beifall bei jedermann.

Übermorgen denken wir nach England abzureisen. Dein Sohn Heinrich könnte uns den Gefallen thun und die Adresse seiner Tante nicht allein, sondern auch zweier oder dreier anderer intimer Freunde schicken, von denen es ihm rathsam erscheint, daß ich Friedhelm, wenn ich Zeit genug habe, daselbst einführe. Ich grüße ihn von Herzen, sowie die theure Luise, die mir meinen Aufenthalt in London vor acht Jahren so angenehm machten. Ich werde ihnen von London schreiben. Ein Brief an mich könnte an den Athenäumklub adressirt werden.

Mit unwandelbarer Liebe und Treue der Deine

L. R.

228. An Clara v. Ranke, geb. Graves nebst Sohn und Tochter.

London, 11. Juni 1865.

Wir sind also endlich, meine Lieben, in Altengland angekommen und haben, obwohl nicht ohne Mühe, in der Mitte der Hauptstadt, 34 Dean Street, Soho Square, W. eine Wohnung gefunden.

Unsre Gedanken schweifen noch einmal nach Paris zurück, wo wir die Hälfte der Pfingstwoche zubrachten. Am Sonntag besuchte ich die rumänische Kapelle, wo das Jubelfest der zweiten Befreiung von Serbien begangen wurde. Es war ein griechischer Gottesdienst ohne alle Predigt, doch der Name des Fürsten in die Gebete aufgenommen; die Kapelle klein und mit Menschen überfüllt. Ich fand aber als Eingeladener einen erträglich guten Platz und hörte zum ersten Male die slavonische Liturgie, soll man sagen: lesen oder singen? Ein alter Zuhörer aus Kroatien, Tzalak begleitete mich und half mir zu meinem Sitz. Beim Herausgehen machte ich die Bekanntschaft eines serbischen Staatsbeamten, der eben aus Belgrad gekommen war, und einiger andrer Serben. Ich war ihnen allen sehr gut bekannt; sie erzählten mir, daß meine serbische Geschichte soeben in serbischer Sprache erschienen sei.

Ich traf dann mit Friedhelm in der Ausstellung der Kunstwerke dieses Jahres zusammen. Die Gemälde hatte ich schon früher ge-

sehen; sie machten mir eigentlich einen widerwärtigen Eindruck: alles auf den Moment berechnet, eine Menge glänzender Bilder von ephemeren Größen; eine unangenehme Mischung heiliger Gegenstände mit sinnlichen und lüsternen Darstellungen. Diesmal verweilten wir bei den Skulpturen, welche besser sind; denn der Leichtsinn und die Mode, die ihm dient, werden da durch die Bedingungen der strengeren Form doch sehr im Zaum gehalten. Das Religiöse nahm sich würdiger aus; das Nackte der menschlichen Gestalt ist mehr an seiner Stelle und weniger frivol. Als das Beste war mir freilich eine Gorgo der Herzogin Colonna bezeichnet worden. Auf eine merkwürdige Weise ist darin Eleganz und Gefühl für Großheit und Strenge verbunden.

Nachmittags besuchten wir einmal Versailles. Friedhelm suchte die Wasserkünste auf; ich blieb bei dem alten Freund, der dort Landhaus und Garten besitzt, und der uns eingeladen hatte, Mr. Laboulaye zurück, um mich noch einmal an einer französischen Conversation zu erfreuen. Er ist einer der besuchtesten Professoren am Collège de France, seine Broschüren werden viel gelesen. Denn so gemäßigt er sich auch ausdrückt und auch denkt, so hat er doch eine republikanische Ader in sich, welche die Leser anzieht. In dem amerikanischen Streit war er einer von denen, welche immer für den Norden Partei genommen haben. Auch fand sich bei Tisch ein junger Amerikaner ein, von dem man nicht wußte, ob er ein Student oder ein Professor sei; und ein Deutscher, der mich seit 1842 kannte und jetzt Professor in Versailles ist, war zu Tisch gebeten. Ich empfand aufs neue, daß die Vermischung der drei Sprachen oder der unaufhörliche Übergang von der einen zur andern meinem Gehirn, wie es einmal beschaffen ist, unbequem fällt. Denn es lebt ein besondrer Geist in den Sprachen, von welchem jede Phrase erfüllt ist. Man kann nicht auf einmal in allen denken. Zwei Sprachen, das geht allenfalls; drei ist schon beschwerlich, vier wird mir unerträglich. Ich hatte Mühe, es dahin zu bringen, daß die französische Conversation das Übergewicht bekam. Von den Anwesenden war mein alter Freund der bestunterrichtete und für mich angenehmste.

Am Montag hatte ich das Dejeuner bei der Herzogin Colonna, welche die angenehmste neue Bekanntschaft ist, die ich jetzt in Paris gemacht habe. Sie hat eine jugendliche Unbefangenheit, ich möchte sagen Unschuld an der Stirn; sie hört und versteht, und ist eine Künstlerin aus der Bekanntschaft von Cornelius. Von ihr ist die Gorgonenbüste, die ich oben erwähnte. Die Gesellschaft bestand aus einem französischen Gelehrten Merimée, Mdme. Mohl, dem italienischen

Gesandten, dessen Sekretär und der Mutter der Herzogin, einer schweizerischen Dame. Ich hatte das Vergnügen, die italienischen Ideen, wie sie sich im Momente bilden, authenthisch zu vernehmen. Denn alles ändert sich jeden Moment; die geringste Veränderung der Stellungen verändert auch die Meinungen oder giebt ihnen ein anderes Colorit. Dies wahrzunehmen ist eigentlich der Reiz der Conversation mit politischen Männern, man kann dabei sehr unparteiisch bleiben.

Am Nachmittag besuchten wir den Kirchhof des Père Lachaise, den wir noch nie gesehen hatten; ich wenigstens seit langen Jahren auch nicht. Es ist eine mit Gräbern und Denkmalen bedeckte Anhöhe, auf welcher man die lebendige Stadt zu seinen Füßen hat. Hier und da gehen Fahrstraßen durch; man wird an die Denkmäler der alten Welt wenigstens erinnert, Ich bemerkte jedoch nur ein einziges, welches Einfachheit, Ernst und eine gewisse ehrwürdige Größe verbindet, das der Familie Booth; die meisten anderen, die eine größere Ausdehnung haben, sind mit modernem Zierath überfüllt; hie und da eine hübsche Inschrift und dann und wann christliche Symbole. Namentlich ist alles Confessionelle ausgeschlossen: sonderbar an dieser Stelle, die von dem Beichtvater Ludwigs XIV., der die Welt zum Katholicismus zurückzuführen gedachte, ihren Namen hat. Vor Zeiten hat hier sein Landhaus gestanden; die Bäume, die innerhalb der Mauern noch übrig sind, mögen aus jener Zeit stammen. Es ist ein grünbewachsener Abhang neben den Gräbern, noch immer waldartig, der dem Ganzen sein charakteristisches Ansehen giebt.

Dienstag und Mittwoch waren noch voll von Arbeit, die bis zuletzt sehr ausgiebig ausfiel. Friedhelm hat den Dienstag im Kriegsministerium noch sehr viel zu thun gehabt, um fertig zu werden; ich schloß mein Buch Mittwoch um halb vier. Friedhelm hatte indessen gepackt und bereits um sechs saßen wir auf der Eisenbahn, die uns um Mitternacht nach Dieppe brachte. Wir hatten eine leichte Überfahrt, die ich glücklicher Weise großentheils verschlief, nach New Haven und langten am 8. um 10 Uhr in London an. Wir haben uns seitdem im Britischen Museum und dem Archiv installirt, sind jedoch noch nicht völlig damit zu Stande. Gestern, Sonnabend, haben wir bereits in Clapham dinirt. Mrs. Twining war in liebenswürdiger Stimmung; sie fragte viel nach ihrer Freundin Clara, von der wir aber selbst die letzte Woche keine Nachricht haben. Wahrscheinlich habt Ihr Euren Brief nach Cheltenham adressirt, doch haben wir ihn noch nicht erhalten. Mag es sich so verhalten oder nicht, schreibt uns ja sobald

wie möglich. Denn zu meiner Zufriedenheit gehört es, Euch in der Heimath zufrieden zu wissen.

Überall und immer Dein und Euer

L. R.

229. An Clara v. Ranke, geb. Graves.

Cheltenham, 25. Juni 1865.

Meine theure Clara.

Wir sind nun hier in dem geräumigen, vortrefflich eingerichteten Hause Deines Bruders.

Es war wohl eine große Thorheit von mir, London so bald zu verlassen. Ich fing eben an, die Stadt, die Umgegend, die Gesellschaft zu genießen. Unwillkürlich kehren meine Gedanken nach der Bibliothek von Windsor zurück. Um das Zimmer her, wo Königin Anna die Nachricht von der Schlacht von Höchstädt empfing, bieten sich vier verschiedene Aussichten dar, von denen Friedrich Wilhelm IV. gesagt hat, sie seien die schönsten Gemälde in Windsor. Man kann hinzufügen: denn die Natur hat sie in ihrer immer gleichen und doch wechselnden Schönheit selbst hervorgebracht.

Dies war am vorigen Sonntag. Am Donnerstag hatte ich ein anderes Schauspiel; denn so ist es wohl zu nennen. Ich wohnte einem Drawingroom bei. Sonderbar ist es doch zu sehen, wie es dabei hergeht. Die Königin war repräsentirt durch ihre Tochter Helene, deren Gesicht Geist verräth, den Prinzen von Wales, von dem man das nicht grade sagen kann, und einige andere Mitglieder der Familie, die in einer Reihe stehend die Begrüßungen von England, stumm die stummen, empfingen. Die Herren waren mit ihren Orden in full dress erschienen. Neben den europäischen Sprachen, wie bei uns, hörte man auch asiatische Laute: persische Gesandte waren zugegen. Man sah einen indischen Fürsten in goldenem Gewand. Nach einiger Zeit setzte sich der Zug in Bewegung. Zwischen dem preußischen Botschafter und dem ersten Gesandtschaftsrath, dem hochgewachsenen Herrn von Katte, schritt Dein kleiner und nicht grade schöner Ehegemahl einher. Ein gewisses Ansehen mochte ihm die Tracht eines französischen Akademikers geben, die ihm der Botschafter erlaubt hatte. Ich wurde der Prinzessin sowie dem Prinzen genannt: so gingen wir vorüber, noch zeitig genug, um die hereinkommenden Damen zu betrachten. Sie erschienen, wie sich versteht, in vollem Schmuck mit langen Schleppen; niemals habe ich soviel Pracht bei-

sammen gesehen. Welche reichen Stoffe wurden da von größtentheils noch anmuthigen Gestalten auf dem Boden mit fortgezogen! Hinter der Thür bemerkte ich einen Diener, der die durch die Thür ziehenden Schleppen ein wenig in Ordnung brachte. Charakteristisch war die Haltung der Damen selbst. Sie sahen sich um, sowie sie eintraten, einige mit Verlegenheit, andere mit Zuversicht; doch schien sich keine so recht behaglich zu fühlen. Ich kannte kaum eine einzige, doch hatte ich keinen Augenblick Langeweile.

Am Mittwoch folgte ein Concert bei Hofe im Buckinghampalast, in einem großen, noch nicht lange eingerichteten Saal, den ich jedoch schon kannte. Die Mitglieder der königlichen Familie — denn die Königin fehlte auch diesmal — wurden mit God save the Queen empfangen. Prinzeß Helene repräsentirte die Souveränin auch diesmal. Auf eine sonderbare Weise war God save the Queen mit dem ersten Musikstück, sowie mit dem letzten verbunden. Die Musik aller Nationen, Componisten und Sänger, wurde vorgetragen. Der Hof entfernte sich wieder stumm, wie er gekommen. Auch frappirt die Verehrung einer Macht, die doch sehr beschränkt ist, durch die glänzende und reiche Gesellschaft, welche das Wesen der Macht besitzt. Für mich selbst ging alles gut. Ich machte einige neue Bekanntschaften und erneuerte alte.

Ich bin doch noch sehr amüsabel, wie ich finde. Dennoch beschloß ich von einer Einladung zu einem Ball keinen Gebrauch zu machen. Aber warum — ja warum, warum? Mein Herz wird schwer, wenn ich denke, daß auch die Königin von Holland an demselben Dienstag in London eintreffen sollte; und ich muß gestehen, das ist von den vornehmen Damen gerade die, für die ich eine Ader freier und ungezwungener Hingebung habe. Mdme. Mohl war soeben angekommen. Dennoch: ich hatte einmal zugesagt, Anfang Juli nach Dublin zu kommen, und ich muß unter allen Umständen dahin gehen. Später würde John keine Zeit für mich haben; und ihn zu sehen, ihm seinen godson zu präsentiren, trug ich großes Verlangen. Und überdies die Hauptarbeit in London war gethan. Sie ist nicht so ergiebig ausgefallen, wie ich glaubte, aber doch für den einen oder andern Punkt entscheidend. Nach so vieler Bewegung, so vielem Suchen und einigem Finden ist es mir erwünscht, meinen Geist ruhig sammeln zu können.

Genug wir sind hier und befinden uns fürs erste besser, als wir uns vielleicht irgendwo sonst befinden könnten. Das Haus ist neu eingerichtet und comfortable. Ich habe ein Schlafzimmer, Ankleide-

zimmer, Studierzimmer; wir haben einen Garten, der freilich in diesem Sommer von Sonne und Trockenheit viel gelitten hat, aber der doch sehr dazu angethan ist, früh und Abends sich darin zu ergehen. In ferner Aussicht eröffnet sich eine anmuthige Landschaft, und was die Hauptsache ist: John selbst und Mrs. Graves haben uns mit größter Freundlichkeit aufgenommen. Es geht ein Gefühl der Verwandtschaft durch unsre Conversationen. Die folgende Woche werden wir hier bleiben. Fast thut es mir leid, daß es nicht länger sein kann. In Dublin aber sollen wir spätestens den 4. Juli sein. Die Einladung ist auch auf Parknasilla gerichtet; doch liegt das sehr weit im Süden von Irland; und meine Absichten wären eher nach dem Norden gerichtet. Im voraus wollen wir nichts bestimmen. Ein Brief von Euch wird hier doppelte und dreifache Freude machen, besonders wenn er die bisherigen guten Nachrichten enthält.

Herzliche Grüße an Ferdinand, Frau von Manteuffel, Romberg, Pertz und andere Freunde. Ich füge noch eigenhändig die Versicherung hinzu, daß es uns bis jetzt nach Wunsch und selbst über Erwarten gegangen ist. So gehe es weiter, namentlich Euch zu Haus. Treu und unwandelbar

L. R.

230. An Clara v. Ranke, geb. Graves.

Cheltenham, 30. Juni 1865.

Meine liebe Clara.

Ich hoffe, Romberg's Medicin hat nicht allein vorübergehend, sondern dauernd gewirkt und Du kannst ohne Schmerzen diesen Brief, wenn nicht in der Hand halten und selbst lesen, so doch lesen hören.

Das Haus Deines Bruders, worin wir aufgenommen sind, ist nicht gerade prächtig und großartig, aber geräumig und comfortable, so daß wir uns darin wohl befinden. Ich hatte noch nie ein besseres Schlafzimmer, als welches mir eingeräumt ist. Gegenüber ist die Bibliothek, mit mathematischen Büchern reich ausgestattet, wo wir soeben schreiben. Dies ist eine Treppe hoch, noch höher ist Frieds Schlafzimmer; unten sind Drawingroom und Eßzimmer, alles überaus bequem und wohnlich. In dem Haus ist auch für ein Bad gesorgt. Der Garten, der das Haus umgiebt, war sehr verbrannt, als wir kamen, sehr durstig — so zu sagen, denn es hatte fünf Wochen nicht geregnet. Seit gestern haben wir Regen und man sieht bereits

das Grün von Stunde zu Stunde mehr hervorkommen. Das angepflanzte Gebüsch ist noch niedrig, wird aber in ein paar Jahren Schatten geben. Es fehlt nicht an einem Greenhouse und gleich am ersten Abend besuchten wir die Stallungen. John und Amelia haben ihre eigenen Pferde, täglich wird ausgefahren, ausgenommen Sonntags. Wir fühlen uns sehr gut aufgenommen. Friedhelm findet auch hier vielen Beifall. Das lange Haar steht ihm sehr gut und giebt seiner Erscheinung etwas Anmuthiges und Fremdes, was, wie in Paris und London oder wenigstens Clapham, so auch hier gefällt.

Und wie wir nun hier leben? Am ersten Abend sind wir auf die von Bäumen durchzogenen Wiesen gewandert, wo eben das Heu zum Trocknen ausgebreitet war. Wir geriethen in einen kleinen Krieg mit der Jugend, worin wir uns gegenseitig (das will sagen, ich auch) mit Heu bewarfen oder auch schlugen. Indem wir aus der Umzäunung heraustraten, stießen wir auf einen würdigen Gentleman, der mich über Herrn von Bismarck questionierte und eine preußische Revolution in Kürze ankündigte. Eine ähnliche Prophezeiung hatte nämlich den Abend zuvor in der Zeitung gestanden.

Ein andermal sind wir nach einer hübschen Waldgegend gefahren. Der Ort, der den Mittelpunkt davon bildet, heißt Toadswell. Das merkwürdige davon ist, daß der Bruder des Gutsherrn oder Squire Ortspfarrer ist. Und das soll öfters vorkommen. Wir fanden den Squire nicht zu Haus und suchten den Parson auf. Die Frau Pfarrerin empfing uns. Sie hat 11 Kinder gehabt und 9 erzogen. Einer, der in Cambridge studiert, war zugegen — ein junger Mensch, der sich recht gut ausnahm. Endlich erschien auch der Pfarrer, der aber nichts an sich trug, was einen deutschen Pfarrer charakterisirt; er führte uns auf seine Wiese, wo ich an einer prächtigen hochgelegenen Stelle mich niedersetzte, um den Anblick zu genießen. Seine Gespräche betrafen Agrikultur, Eisenbahn, Preise, wohl auch, wenn er sich an mich richtete, Bibliotheken: ein gebildeter und praktischer Mann. Die Frau erzählte von ihrer Häuslichkeit, bei der sie keine Gesellschaft brauche; wohl aber werde von ihren Kindern danach verlangt. Sie schienen, wie sich nicht anders erwarten ließ, sehr wohl situirt. Denn es versteht sich, daß die Pfarre gut sein muß, welche der Bruder des Gutsherrn annimmt. Es scheint ein schrecklicher Mißbrauch zu sein, und dennoch: man versichert mich, daß dieser Squireparson seines Amtes mit großem Eifer und bestem Erfolg wartet.

Bei weitem das merkwürdigste aber, was es in und um Chelten-

ham giebt, ist ein mit Büchern und Handschriften (und zwar in ihren Originalen), Kisten und Kasten vollgepfropftes Haus, wo ein Sammler ersten Ranges, Sir Thomas Philipps, seinen Sitz aufgeschlagen hat. Es ist das früher Northwicksche Haus, das für eine Gemäldegalerie eingerichtet war und auch jetzt noch in weiten inneren Räumen eine ansehnliche Sammlung darbietet. Der Besitzer ist ein bejahrter Mann, der niemals ausgeht und nur unter seinen Büchern, in seinen Sammlungen lebt und uns auf das beste empfing. Er gab mir den Katalog seiner Sammlungen nach Haus, und da erfuhr ich denn erst, was mich mir selbst unbewußt getrieben hatte, London so bald zu verlassen und nach Cheltenham zu gehen. Denn unter seinen Handschriften, deren Zahl bis auf 18 000 steigt, sind auch einige, die in meine gegenwärtigen Studien einschlagen und von hohem Werthe für mich sind. Für den Besitzer ist es freilich sehr schwer, sie aus seinen Kisten herauszufinden, aber es macht ihm dann um so mehr Freude, wenn er sie gefunden hat. Mit einer sonderbaren Mischung von Genugthuung für sich selbst und Wohlwollen für den anderen bringt er sie herbei und freut sich, sie benutzt zu sehen. Er rühmt, daß Dr. Pertz einst in Middlehill ein paar Monate bei ihm gewesen ist.

Mit Friedhelms Hülfe habe ich mich an die Arbeit gemacht, fürchte aber, daß ich noch einmal zurückkommen muß, um nicht meine historische Pflicht zu versäumen, an die er selber mich erinnert hat. Es bleibt dabei, daß wir Montag nach Dublin abreisen. Aber den Gedanken, nach Parknasilla zu gehen oder gar nach Schottland, mit dem ich mich trug, werde ich aufgeben müssen. Es wird unmöglich sein, daß ich alsdann bei John wohne, der noch andere Gäste erwartet. Es wird sich aber eine andere Auskunft finden. Die übrige Gesellschaft in Cheltenham ist weniger bedeutend, scheint aber auch angenehm zu sein. Eine Mrs. Sherburn, die sich Friedhelms annimmt, hat ihm schon ein kleines Geschenk für seine Mutter eingehändigt: biblische Sprüche für alle Tage des Monats auf Pappe gezogen, die Dir auf Deinem Schreibtisch vor Augen stehen werden. Zuweilen sehne ich mich nach unserm kleinen Wohnzimmer zurück, eben nach diesem Schreibtisch und einem freundlichen Gespräch mit Dir. Mit erneuten Grüßen an alle Freunde, vor allem, wie sich versteht, an die Kinder und an Ferdinand und in herzlicher Liebe

Dein L. R.

231. An Clara v. Ranke, geb. Graves.

Dublin Castle, 7. Juli 1865.

Wir sind also wirklich hier, meine theuerste Clarissa, in Deiner Vaterstadt. Ich fuhr mit Robert über Fitzwilliam Square nach Merrionstreet. Er zeigte mir Eure alten Familienhäuser, wo die einen oder die anderen von Euch geboren, erwachsen sind, wo Du als die kleine bewegliche Hausmaus mit dem Namen Clarissa gelebt hast. Friedhelm wird das alles noch viel besser besichtigen. Er ist ganz glücklich in Deiner Familie mit den beiden cousins, ein paar talentvollen jungen Leuten; sie scheinen beide Witz zu haben; der eine im Gespräch, der andere schreibt sogar seine kleinen Satiren; sie sind wohlgeartet und wohl unterrichtet. Cousin Helena dienstfertig und gescheidt; Selina, meine alte Freundin, sehr liebenswürdig, immer thätig für ihre große Familie, noch recht sehr hübsch und für uns eine gütige Wirthin. So Roberts Frau, Helen Graves: sie ist wohl; soweit ich sehe, zufrieden in ihrer kleinen Behausung und nimmt an allem, was Dich und die Deinen betrifft, den herzlichsten Antheil bis auf jede Kleinigkeit. Und nun Deine Brüder! Charles in voller Thätigkeit, noch ungebrochener Kraft und sehr angesehen in Dublin. In dem College ist er eine Art von Studiendirektor, ohne selbst zu lehren, aber unaufhörlich dort beschäftigt; zugleich der geistliche Rath des Vicekönigs, dessen Vertrauen er, wie es scheint, in hohem Grade genießt. Die Wohnung, in der wir aufgenommen sind und die der Regierung gehört mit allen Mobilien, die darin sind, ist geräumig und anständig, dem Vicekönig gegenüber. Auf dem breiten Steine, der die Mitte des inneren Hofes durchzieht, schreitet die Wache auf und ab in sehr malerischem Kostüm. Robert macht allerdings nicht den Eindruck eines kräftigen Mannes: er ist leicht zu ermüden; aber sonst wohlauf und von einer Dienstfertigkeit und brüderlichen Hingebung ohnegleichen. Wenn er nur irgend eine kleine literarische Beschäftigung hätte, so wäre ihm geholfen. Leider ist Erzbischof Trench nicht anwesend, so daß ich keine Gelegenheit haben werde, mit ihm zu sprechen.

Wir verließen Cheltenham am 3. Abends um acht und hatten eine ganz angenehme Fahrt; nur mußten wir den Wagen zweimal wechseln, was in der Nacht, in dem tumultuarischen Getriebe englischer Eisenbahnen, wo niemand die Aufsicht führt, sondern alles sich von selber macht, weil es ein jeder weiß, für uns Fremde nicht eben leicht war. Ohne Friedhelm hätte ich es schwerlich zu Stande gebracht.

Früh um drei erreichten wir das Dampfboot zu Holyhead. In der Kabine fand ich keinen Raum und als ich auf das Deck zurückging, begrüßte mich nicht allein Professor Miller, sondern auch Professor Adams von Cambridge. Noch zwei Professoren der Mathematik, der eine von London, der andere ebenfalls von Cambridge, erschienen auf dem Verdeck — ein gelehrtes Boot fürwahr. Sie kamen alle in der nämlichen Absicht wie ich. Die erste Stunde hatte ihr Angenehmes und etwas Neues für mich. Noch niemals habe ich die Sonne so recht eigentlich aus dem Meere aufsteigen sehen, wie es hier der Fall war, wie sie sich ablöst von Nebel und Fluth und dann in vollem Glanze ihren Weg am Himmelszelte beginnt. Ich hatte das noch nie gesehen. Bald darauf aber stellten sich kalte Windzüge ein; es wurde regnerisch. Es kam nicht eigentlich zum Ausbruch der zur See gewöhnlichen Leiden, aber niemand fühlte sich behaglich; nur der Londoner Mathematiker hatte sein frisches Aussehen behalten. Wir waren glücklich, als wir in Kingstown ans Land gehen konnten.

Dann habe ich, zuweilen allein, meistens mit Robert, manchen Spaziergang durch die Stadt oder auch in den Parks gemacht. Dublin ist die einzige Hauptstadt in der Welt, in welcher die Mehrheit der Einwohner katholisch ist, aber von einer protestantischen Minderheit regiert wird. Man empfindet das doch zuweilen, wenn man etwa in eine katholische Kirche tritt, wo man Beichtstühle und einzelne Andächtige wahrnimmt, und dann auf den Straßen, den nächsten Nachbar fragend, inne wird, daß er den ganzen Katholicismus haßt und verwirft. Der Gegensatz der beiden Glaubensmeinungen beherrscht die Gefühle und Meinungen. Da steht denn in der Mitte die Reiterstatue Wilhelms III., ein Gegenstand der Verehrung für die einen, des Abscheus für die andern. Der Staat, den er gründete, besteht noch; hier regiert er gleichsam noch. Wenn ich mir die Population ansah, so glaubte ich viele naturwüchsige Gestalten und ausdrucksvolle Gesichter wahrzunehmen, zuweilen schön, öfters häßlich, aber immer des Anblicks werth. Für einen Maler würde so ein Obstverkäufer, um den sich die verschiedensten Alter sammeln, gute Studien darbieten. Von eigentlich irländischer Kunst ist jedoch nicht viel die Rede. Auch in der Ausstellung war davon nichts Besonderes zu bemerken.

Merkwürdig, wie hier die Amerikaner sich hervorthun. Das Beste, was ich seit langer Zeit in der Skulptur gesehen habe, ist ein König Saul und ein schlafender Faun, beide von amerikanischer Hand. Der letztere ist ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, das Werk einer Miß Closeman, der ich einst in London begegnet bin, mit

ihrem Bettina-artigen, etwas knabenhaften, geistvollen Angesicht. Eine so anmuthsvolle Produktion hätte ich kaum von ihr erwartet. Faun ist ein Wort, das hier keine Nebenbedeutung hat. König Saul mit seinem markigen Antlitz, voll von Tiefsinn, welches einen möglichen Wahnsinn verräth, machte mir jedoch bei weitem mehr Eindruck.

Hier in dem äußersten Westen bin ich nun wirklich Doktor beider Rechte geworden. Ich habe den Hut der Universität und das nicht gerade unschöne Gewand eines Doktors getragen. Ich war der einzige, der den gewohnten Eid nicht zu leisten brauchte; denn darin wird Königin Victoria von einem jeden als seine Königin anerkannt. Man händigte mir dafür ein Diplom ein, das ich mitbringen will. Den besten Eindruck machte die Robe des Kanzlers, schwarz und gold von festem Stoff; etwas schwer, während man die gown des Doktors kaum fühlt. Bei dem Bankett hatte ich einen der vornehmsten Plätze neben Lord Clancarthy, einem älteren Mann, der die Welt gesehen hat und mir einige Auskunft über die jonischen Inseln gab. Doch genug für heute. Ich will heute mit Robert und Charles das Schlachtfeld an der Boyne besuchen. Montag Abend denken wir abzureisen. Die Reise nach Cheltenham ist nicht das, was ich liebe; doch muß es sein. Daß Ihr Euch wohl befindet, beruhigt meine Geister. So fortan! Ich rechne noch vor Ottos Geburtstag wieder in Berlin zu sein.

L. R.

232. An Clara v. Ranke, geb. Graves.

Thirlestanehouse, Cheltenham, 13. Juli 1865.

Meine liebe Clara.

Wir haben noch ein paar recht angenehme Tage in Deiner Vaterstadt unter Deinen Verwandten zugebracht. Für mich waren sie zugleich sehr unterrichtend. Freitag, es war der 7., machte ich mit Charles, der die Zeit dazu zu gewinnen wußte, und mit Robert einen Ausflug nach dem Schlachtfelde an der Boyne, das wir vorher in mancherlei Büchern studiert hatten. Diese Boyne ist eigentlich recht der Mittelpunkt für die alte irländische Geschichte. In der Burg Tara hielten die alten Könige, denen die Häuptlinge des ganzen Eilandes gehorchten, ihren Hof. Am andern Ufer ist eine Art von Nekropole: ein künstlicher, aus zusammengebrachten Felsstücken errichteter Hügel mit schmalem Eingang. Charles, der sich da in den früheren Jahren durchgewunden hat, sagt mir, daß sich in der Mitte eine große Todten-

kammer befände. Doch finden sich keine Reste von Begrabenen mehr darin. Da hat St. Patrick seine erste Bekehrung gemacht und der Fluß selbst ist ihm dabei zu Hülfe gekommen. Es ist der Schauplatz der altirischen Gedichte, welche häufig Gespräche zwischen den Helden und den Priestern enthalten. Alles das aber suchten wir diesmal nicht, sondern ich wollte mir vom Schlachtfeld, wo die Geschicke von Irland in viel späteren Zeiten entschieden worden sind, eine Ansicht verschaffen. Charles hatte einen Bekannten, der gerade dort an Ort und Stelle ein ausgedehntes Gebiet besitzt. Nach einigem Warten stellte der alte Gentleman sich ein und setzte sich mit uns auf unser Car, das von einem guten Pferd gezogen wurde. Wir hatten das gute Glück, zwischen lauter Regentagen früher und später einen sonnenhellen und warmen Nachmittag herausgegriffen zu haben, und fühlten uns alle sehr glücklich. Die Schönheit von Irland besteht in den Hügeln, welche die Insel umsäumen; einer der schönsten Punkte ist dieser. Der Baumwuchs zur Seite eines anmuthigen Flusses und das Grün des Wiesengrundes waren unvergleichlich. Etwas höher oben ist eine Furt, durch welche einst eine Abtheilung der Armee Wilhelms III. gesetzt hat. Wir fuhren keck und unverzagt mit unserem Car hindurch. Der Landedelmann — sein Name ist Coddington — schon bejahrt, aber sehr kräftig und aktiv, zeigte uns den Weg. Auf der andern Seite fuhren wir zurück, zuerst nach den erwähnten alten Begräbnissen. Der Hügel ist jetzt mit Gesträuchen und Bäumen überwachsen und bietet eine weite Aussicht nach der alten Königsburg hin dar, dann nach dem Schlachtfeld. Der Besitzer hatte einen alten Plan zur Hand und zeigte uns alle die Furten, die von der einen Armee vertheidigt und von der andern eingenommen wurden. Die Gegend ist seitdem durch Ziehung eines Kanals verändert; nicht so sehr, daß man sich nicht einen deutlichen Begriff von den Bewegungen der Armee bilden könnte. Wir sahen den Hügel, auf welchem König Jakob der Action zugesehen und von wo er die Flucht ergriffen haben soll; die Gräber der Gefallenen; das Denkmal des Siegers. Der Gentleman erzählte, daß der Vater des Carpenters seines Urgroßvaters erzählt habe, er habe die Leiche Schomberg's auf seinem Karren nach Dublin gefahren, wo sie in St. Patrick's beigesetzt worden ist. Das ist noch ein Faden von lebendiger Tradition, der aus jener Zeit in die unsere hinüberreicht. Auch sonst sind die Erzählungen über die Schlacht lokale Tradition. Ich hatte guten Grund, sie meistens zu verwerfen und meine Begleiter auch ziemlich zu überzeugen. Wir diskutirten auf dem Grund und Boden und kehrten mit großer Satisfaction zurück, obgleich wir kein Dinner

bekommen hatten. Eins hatten wir ausgeschlagen und der Ort, wo wir uns zu restauriren gehofft hatten, bot nichts als eine schale Tasse Thee dar. Leider war Friedhelm nicht mitgegangen.

In Dublin selbst habe ich dann die Archive besucht. Das eine, welches die Urkunden über Finanzen und Landeigenthum enthält, befindet sich in dem Customhouse, in einer ganzen Reihe von gewölbten Gemächern, welche ohne allen Dunst und Geruch von Staub sind, der sonst den Aufenthalt in solchen Räumen unangenehm macht. Der Archivar, des Namens Harding, hat sich in einem dreißigjährigen Dienst das Verdienst erworben, alle seine Urkunden in Ordnung zu bringen, so daß er eine jede jeden Augenblick finden kann. Es ist mir oft aufgefallen, wie sehr Archivare ihre Beschäftigung lieben; Mr. Harding ist einer von denen, die in ihrem Beruf am glücklichsten sind. Mit einer Art von Selbstgefühl zeigte er uns die merkwürdigsten, gleichsam als wäre alles sein Eigenthum; „wir haben das", sagte er und „ich habe das Original auch davon und davon, wollen Sie es sehen?" Ich nahm Notiz von einer Schenkung, bei der die Motive angegeben waren; denn etwas muß ich überall davonbringen. Die mehr politischen und genealogischen records waren in dem Tower von Dublin-Castle aufbewahrt. Das Schloß hatte einst vier Thürme, von denen nur noch dieser eine übrig ist, der nun aber eine comfortable Einrichtung bekommen hat, in der sich so zu sagen die Papiere wohl befinden müssen. Die Gewölbe, in denen sie liegen, sind reinlich und der Luft zugänglich. Auch hier lebte der Archivar, der zugleich Wappenkönig ist, des Namens Burke, in dem Gefühl, große Schätze zu besitzen und für die Anordnung und Aufbewahrung seiner Dokumente viel, selbst das meiste geleistet zu haben. Er ist noch jünger als der andere, kräftig und wohl unterrichtet; sein Horizont erstreckt sich über die drei Königreiche. Von seinen genealogischen Werken hat er mir das lesbarste, das viele merkwürdige Notizen enthält, verehrt und ich werde es mitbringen. Nach der Sammlung der irländischen Alterthümer begleitete mich Charles, der sie auf das genaueste kennt. Einige Runen konnte er sofort dechiffriren. Wir begleiteten die Entwicklung der Mühlsteine von der ältesten rohen Form, bei der es sehr schwer geworden sein muß, Mehl zu machen, bis zu den andern, wo es mit erträglicher Leichtigkeit geschehen konnte. Jene sind unstreitig die ältesten einheimischen, bei diesen mag schon römischer Einfluß mitwirken. Den schweren Instrumenten zur Seite machen die Zierathen für weiblichen Schmuck und für die Männer selbst um so mehr Eindruck. Sie sind schwer, von reinem Gold, die kleineren von zierlicher Originalität.

Man ahmt sie jetzt auf den Broschen nach. Auch Waffen giebt es in Menge, meistens sind sie von Bronze, und man sieht da recht eigentlich, wie wenig sie geeignet waren, das römische Schwert zu bestehen. Charles verließ mich, als wir zu den christlichen Alterthümern kamen. Auch der neue Wegweiser, an den er mich überließ, war sehr unterrichtet: ihm machte der Schatz, den er hütete, eigentlich Furcht; denn er meinte, man könne ihn einmal dabei erschlagen. Man hat da Denkmale des christlichen Alterthums von äußerster Merkwürdigkeit, in denen sich Symbole des Aberglaubens und des Glaubens vermischen. Die heutigen Katholiken wollen davon nichts wissen. Viele tragen in der That mehr ein orientalisches, griechisches Gepräge, als ein römisches.

Doch genug hiervon: auch manches alte Buch zeigte man mir, ich konnte nichts davon lesen, denn es ist in altirischer Sprache, für deren Kenntniß man leider fürchten muß; denn es giebt nur wenige, die sich damit beschäftigen, da es nichts einbringt. Für meinen eigentlichen Zweck habe ich in Dublin in den Bibliotheken und Archiven nicht viel gefunden; aber sie sind mir doch sehr merkwürdig geworden. Ich möchte nicht entbehren, sie gesehen zu haben.

Manche Bekanntschaften habe ich des Abends gemacht, Du magst Dich wohl noch auf Dr. Pietri besinnen, den ältesten Alterthumsforscher, eine liebenswürdige Erscheinung, wie sie jedoch nur solche darbieten, die auf die Welt resigniren und mit dem zufrieden sind, was sie geleistet haben. Die bedeutendsten Männer, die ich sah, waren der Staatssecretär Sir Thomas Larkins und der Lord-Lieutenant. Der erstere vollkommen in Irland zu Haus, etwas von der Gicht geplagt und so über und über in Geschäften, daß es schwer ist, ihn zu Gesichte zu bekommen; doch geht er in seinem Geschäft nicht unter: er spricht selbst mit einer Art von Ironie darüber. Lord Wodehouse ist noch ein ziemlich junger Mann, lebenskräftig und gebildet. Er hat einen weiten Gesichtskreis über Europa; wahrscheinlich sehen wir ihn demnächst einmal als Staatssekretär in Downing-Street. Ich hatte ein politisches Gespräch mit ihm, das ich nicht so leicht vergessen werde.

All die letzten Tage in Dublin hörte man von nichts, als von den Wahlagitationen für das nächste Parlament. Die Parteien, die sich allenthalben begegnen, stehen sich hier am schroffsten gegenüber. Unten in der Bank, im alten Parlamentshaus, unfern dem Standbild König Wilhelms, sind dessen Kriegsthaten an der Boyne und die Helden jener Zeit, Schomberg und der Prediger Walker, abgebildet; sie befreiten das Land von der Herrschaft des Katholicismus. Oben in dem Stadthaus ist vor allem O'Connell verherrlicht mit einigen seiner

beredten Vorläufer, welche wieder die Herrschaft des Protestantismus erschüttert haben. Zwischen diesen Gegensätzen bewegt sich das Land noch heut. Es würde für mich sehr interessant gewesen sein, nach dem Norden zu gehen und dem Lärmen der Wahlen beizuwohnen, oder auch nach dem Süden, etwa nach Parknasilla, nach Adair, wohin ich von Charles' Freunden eingeladen wurde; aber es war unmöglich. Meine eigentlichen Studien machten es zu einer unbedingten Nothwendigkeit hierher zurückzukehren, wo uns der Besitzer der Bibliothek, die mein Magnet war, zugleich gastfreundliche Aufnahme gewährt hat, und ich höre soeben von Lady Philipps, daß sie in einigen Wochen zu verreisen gedenkt. Ohne sie aber wäre ein Aufenthalt hier am Ort, und besonders im Haus unmöglich.

Wenn Ihr Euch nicht nach mir sehnt, so sehne ich mich wenigstens nach Euch. Ich hoffe noch immer, daß ich in der ersten Hälfte des August, vielleicht in den ersten Tagen dieses Monats, zurückkommen kann. Ich hoffe, die Aufstellung meiner Bibliothek dann vollendet zu finden. Vor allem aber wünsche ich Dich, Otto und Maxe gesund, soweit es zu hoffen ist, munter und frisch von Geist wiederzufinden. Welche Nachrichten habt Ihr von Ferdinand? Wo ist denn General Manteuffel? Ist Königin Elisabeth noch in Sanssouci oder ist sie verreist? — Meine Gedanken nehmen ihren Zug wieder nach Berlin. Seid mir alle herzlich gegrüßt.

L. R.

233. An Clara v. Ranke geb. Graves.

Cheltenham, 30. Juli 1865.

Meine liebe Clara.

Sehr angenehm war Dein letzter Brief, der uns versichert, daß Du an nichts weiter leidest, als an dem allgemeinen Leiden der Sommerhitze. Wir sind davon ziemlich verschont geblieben; nicht, als ob es nicht auch hier warm und selbst heiß gewesen wäre (Cheltenham gilt fast für den heißesten Platz Englands); aber in dem Haus, das wir bewohnen, sind wir davon nicht besonders berührt worden. Das Haus könnte für einen Palast gelten, so weitläufig mit allerhand Nebengebäuden ist es angelegt. Du kennst es ohne Zweifel von Lord Northwick's Zeiten her, der seine prächtige, jetzt verkaufte Gallerie darin aufgestellt hatte. Aber der Eingang der Gärten, die Basreliefs an den Mauern zeigen überall einen kunstsinnigen und feinen Geist, der da einmal Wohnung genommen hatte.

Jetzt ist es überall mit Bücherkisten gefüllt, die sich öffnen und schließen lassen und mit den Nummern der Bücher versehen sind, die sie bergen. Sir Thomas, unser Wirth, lebt und webt darin. Ich habe ihn anfangs für einen bloßen Sammler gehalten, aber bei der ersten Berührung des religiösen Streites bemerkt, daß er einer der eifrigsten Antipapisten ist, welche leben. Und weil bei den letzten Wahlen in England diese Fragen emportauchten, wollte der alte Mann sich wählen lassen. Er, der sonst das Haus nie verläßt, setzte sich in den Wagen, um sich an zwei verschiedenen Plätzen persönlich darzustellen. Sein Glück hat gewollt, daß er nicht gewählt worden ist. Was hätte er ferne von seinen Büchern in London anfangen sollen? Aber auch unter seinen Büchern und Manuscripten interessiren ihn die am meisten, welche den kirchlichen Zwiespalt zwischen Rom und England betreffen. Er hat mich bei den schwer zu lesenden Stellen zu Hülfe gerufen und ich habe gesehen, daß die Stücke von Werth und großentheils unbekannt sind. Er hat seine eigene Druckerei in seinem alten Wohnsitz Middlehill, wohin die Blätter wandern und nach ausgeführten Correcturen zurückkommen. Aber seine Drucke sind nicht eigentlich Publikationen; denn nur sehr wenig Exemplare läßt er abziehen und nur wenige bekommen sie zu sehen. So lebt er ganz für sich nach seinem Genius. Er arbeitet die Nacht und erscheint dafür am Tage nur wenig. Uns hat er sehr gut aufgenommen. Auf meinem geräumigen kühlen Zimmer habe ich eine Menge Manuscripte; wenn die Augen ermüden, gehe ich in den Garten, der das Haus umgiebt und schöne grüne Grasplätze darbietet mit Bäumen umgeben: man könnte es sich nicht besser wünschen. In der Arbeit, in der ich begriffen bin, bin ich in der ungestörten Ruhe, die wir genießen, sehr gefördert worden. Aber ich darf nicht vergessen, daß auch eine Dame in dem Hause wohnt, Lady Philipps, die sich unser mit größter Freundlichkeit angenommen hat. Gewöhnlich ist sie sehr einsam. Es scheint ihr angenehm zu sein, einen alten und einen jungen Gast im Hause zu haben. Sie ist unbefangen, gar nicht ohne Bildung und umgänglich.

Bei John war indeß Georgina mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern eingezogen. Wir haben sie denn häufig, beinahe alle Tage gesehen. Durch ihre Unterhaltung hat sie auch John und selbst Amelia gefesselt. Sie zeigt darin eine gewisse natürliche Frische, nicht grade glänzenden Geist, aber Originalität der Bemerkungen. Der Sohn ist ein junger Mensch von stattlichem Gliederbau und großer Agilität, sehr entwickelt für seine Jahre; die Tochter naiv in ihrer

Unschuld; Mr. Williams ein solider Geschäftsmann, der für die Kinder sorgt, als wenn sie seine eignen wären. Diese Bekanntschaft gab mir angenehme Unterbrechung in den Studien. Aber auch noch andere haben wir gehabt.

Cheltenham liegt in der Mitte von Hügeln, an deren Abhängen Landhäuser und hier und da, was wir Rittersitze nennen würden, liegen, deren Umgebung von ihren Besitzern in Gärten und Parks verwandelt worden ist. Überall scheint man wohlauf zu sein; man sieht überall Zeichen von Überfluß, fast nirgends Spuren von Mangel. Eines Tages erschien hier im Hause eine Mrs. Dent, die uns nach ihrem Castle Sudeley einlud. Nicht auf mehrere Tage, wie sie wünschte, aber auf einen Nachmittag sind wir mit Lady Philipps hingefahren. Mr. Dent hat sich wirklich ein altes Castell, auf welchem Karl I. und Prinz Rupert gewohnt haben und das von Cromwell zerstört worden ist, in einen wohnlichen Landsitz umgeschaffen. Zwischen den alten dicken Mauern sind eine Menge größerer und kleinerer Räume eingerichtet und in altem Stil mit dem größten Aufwand von der Welt ausgeschmückt worden. Du wirst nicht ahnen, wer mich darin herumführte. Es war Lady Steel-Graves von Mickelton, die Deiner mit herzlicher Liebe gedachte. Eine kleine, stark gewordene, aber sehr bewegliche Frau von gutem Aussehn, die in Sudeley gleichsam zu Hause war und mir alles und jedes mit Freude und Bewunderung vorwies. Die Erinnerungen an ältere Epochen, welche sich an Sudeley Castle anknüpfen, concentriren sich in Catharina Parr, der letzten Gemahlin Heinrichs VIII., die hier begraben ist. Man hat ihr in der Kapelle ein hübsches neues Denkmal errichtet. Wer aber ist der Geistliche dieser Kapelle, wer schlug die Orgel zur großen Befriedigung der versammelten Gesellschaft? Es war Mr. Brown, der uns einst als angehender Offizier in Berlin besucht hat. Bei Hofe tanzte er in seinem rothen Rock; er ist aber seitdem zu den theologischen Studien zurückgekehrt, die er früher getrieben hatte, und fungirt jetzt als Curate: er soll sehr gut predigen. Er hatte uns schon in Cheltenham aufgesucht und die ganze Bekanntschaft veranlaßt. Zwischen Kapelle und Castle bewegte sich eine zahlreiche Gesellschaft von Countrygentlemen und jungen Damen, die sich endlich alle unter einem großen Zelt zu einem späten Luncheon vereinigten. Da waren soviel Tafeln aufgestellt, daß 135 Personen bequem Platz hatten, und sich alle wohl zu befinden schienen. Die Zahl weiß ich von Mrs. Dent, die mir die Ehre erwies, mich aufzusuchen und sich von mir auf ihren Platz geleiten zu lassen. Unter

der Menge ihrer Gäste schien sie sich sehr behaglich zu fühlen, noch immer eine hübsche Frau, von gutem Betragen, mannigfaltigen Bestrebungen. Das Seltsamste ist, daß der Bildhauer, von dem das Denkmal der Königin Catharina ist, der Königin sehr unverhohlen etwas von den Zügen der jetzigen Besitzerin geliehen hat. Friedhelm nahm an den Spielen der Jugend theil und blieb noch am Abend zum Tanz zurück. Wir waren auf länger eingeladen, aber es war unmöglich, einen Tag in Cheltenham zu verlieren. Zu meinem größten Bedauern können wir nicht nach Bath gehen, noch viel weniger zu Mrs. Johnson. Selbst hier müssen wir uns losreißen; denn Sir Thomas sagt uns einmal über das andere, daß er uns noch länger zu behalten wünscht; doch die vorbestimmte Zeit ist abgelaufen. Unsre Abreise ist auf Dienstag Morgen festgesetzt. Mittwoch hoffen wir im Haag zu sein, etwa acht Tage darauf, denke ich, werden wir uns nach Berlin aufmachen. Möge ich Dich dann in guter Gesundheit finden; Otto vorgeschritten in seinen Studien, Maxe frisch und zufrieden. Es thut mir recht leid, daß ich Ferdinand nicht finden werde. An dem Tode Tresckow's nehme ich der guten Frau halber großen Antheil; ich hoffe, sie kommt nicht in Verlegenheit. Der Unfall des alten Herrn von Kotze hat mich sehr erschreckt. Auch ich hoffe und wünsche, daß er noch lange seinem Sohne erhalten bleibt. Möge alles Unglück fern sein. In liebevoller Erinnerung Dein und Euer

L. R.

234. An Ernst Ranke.

Haag, den 13. August 1865.

Dein Brief, lieber Ernst, hat mich, ich könnte nicht sagen, wie sehr erfreut. Denn darin war mit starken Zügen geschrieben, daß das natürliche Band, welches zwischen uns besteht, auch eine enge Verbindung des Geistes und der Seele herbeigeführt hat. Unzählige male habe ich Dir schreiben wollen. Sehr lebhaft gedachte ich Deiner in dem Bücherschatz von Cheltenham. Da ist in einer Art von Palast, wenn man ein geräumiges mit Luxus aufgeführtes Haus so nennen darf, eine Sammlung von vielleicht 20 000 Manuscripten aus allen Zeiten in allen Sprachen aufgestellt, gehütet von einem alten und weißen Baronet, der sie besitzt und noch immer vermehrt. Wir haben drei Wochen bei ihm zugebracht. Das Haus ist von einem Garten umgeben, der uns in den heißen Tagen des Sommers Kühlung gewährte. Wie würdest auch Du da gesucht haben! Wahrscheinlich

hättest Du auch für Deine besondren Studien einiges gefunden. Früher war das Haus die Herberge einer großen Gemälde-Gallerie: sie ist jetzt in alle Winde zerstreut. Wie lange wird es dauern, so wird auch der Manuscriptensammlung dasselbe Schicksal widerfahren! Denn gerade bei einer Sammlung zeigt sich, daß die Arbeit eines Menschen Stückwerk ist. Zusammenzubringen ist ein persönliches Vergnügen, ein Todesfall reißt alles wieder auseinander.

Hier im Haag, wohin Du ja gehörst, fand ich gestern im Stammbuch der Bibliothek Deinen Namen, neben dem meinigen. Leider war Dein Schwager, Dr. v. Bylandt nicht anwesend; auch keiner von seinen Söhnen. Wir haben sie sehr vermißt. Unser Mißgeschick wollte, daß auch Frau v. Hoogendorp eben verreist war, und auf die hatte ich ganz besonders gerechnet. Aber übrigens sind wir sehr gut aufgenommen gewesen. Bei Herrn v. Hoogendorp und Freule v. Hoogendorp, einem Geschwisterpaar, welches das alte Holland recht eigen und edel repräsentirt, bei dem preußischen Gesandten und dem holländischen Minister, vor allem bei der Königin, einer Prinzessin von deutscher Herkunft, aber einer europäischen Stellung, mit allem verbunden, was in England, Frankreich und in Deutschland guten Namen hat. Seit langer Zeit hat sie viele Güte für mich, die ich nicht einmal verdiene; denn einen gewissen Mangel an persönlicher Beeiferung muß ich mir leider in den meisten Verhältnissen zuschreiben. Ich muß immer voraussetzen, daß man mir nicht so leicht etwas übel nimmt. Die Hauptsache aber: von dem Staatsarchiv, in welchem ich einiges, aber nicht viel für mich fand, ging ich über zum Archiv des Hauses, das von einem Stellvertreter oder vielmehr Nachfolger Groen's verwaltet wird. Hier fand ich alles, was ich suchte, und eine große Leichtigkeit es zu benutzen.

Jetzt — das ist die letzte Stunde, die wir im Haag zubringen und sie ist Dir gewidmet — gehen wir wieder nach Hause. Ich bringe eine reiche Sammlung mit. Möge es nicht eine Sammlung bleiben, die ebenfalls zerstreut werden würde. Wünsche auch Du mir gute Muße und gedeihliche Zustände, damit ein lebensfähiges Buch zu Stande kommt. Ich weiß, Du wirst Dich dessen freuen. Behalte mich lieb, lieber Ernst, wie ich Dich. Schreibe mir einmal nach Berlin. Grüße Deine lieben Töchter.

Dein L.

235. An Ernst Ranke.

Berlin, 1. September 1865.

Mein theurer Bruder

Den lebhaftesten Antheil habe ich und haben wir alle, denen ich die Nachricht mittheilte, an Deiner Wahl zum Prorektor an der Universität genommen. Wie ich Dich kenne, bin ich überzeugt, daß Du das Amt vortrefflich verwalten wirst und ganz recht gethan hast, die Wahl nicht abzulehnen. Du bist dort wohl noch einer der jüngsten Professoren; daß Dich Deine Collegen an ihre Spitze stellen, gereicht Dir zur Ehre, und die Unannehmlichkeiten, die sich freilich herausstellen werden, können Dich nicht schrecken. Denn aus dem Wechsel zwischen Erwünschtem und Unerwünschtem, die hier wie sonst unzertrennlich verbunden sind, besteht nun einmal das menschliche Leben. Wir namentlich sind in eine Zeit gefallen, in welcher die großen Gegensätze, in denen sich die Zeit und das Jahrhundert bewegt, einen Jeden, wer er auch ist, berühren und bedrängen. Man muß dabei nur sein Selbst wahren, dann ist das übrige ziemlich gleichgültig. Nimm also meinen Glückwunsch zu der neuen Würde: ein Magnificus wirst Du sein; ich war es nie.

Ich habe seit meiner Rückkunft so still wie möglich gelebt, um mich ganz in meinen Stoff zu vertiefen. Ich will Dich nicht von meinen Studien unterhalten: glücklich genug, wenn sie noch einmal Frucht bringen, die den Beifall vernünftiger Menschen hat. Lebwohl mein theurer Bruder. Wir grüßen Dich alle; Dich und Deine Töchter, sowie die Freunde in Bonn. Möge es Noorden gut gehen. Wir befinden uns alle — kleine Anfälle und Unfälle abgerechnet — erträglich wohl. Etta hatte von einem Werke oder Werkchen geschrieben, das Du mir demnächst senden würdest. Es soll mir hoch willkommen sein. Von Herzen Dein eigen.

L.

236. An Georg Waitz.

Berlin, 28. October 1865.

Mein hochverehrter und theurer Freund.

Mit dem „von" könnte ich mich befreunden, wenn ich es auf Dedikationen wie der Ihren prangen sehe. Freilich ist das Memento mori der siebzig Jahre dabei. Ehre und Alter muß man mit ein-

ander hinnehmen, ohne darauf großen Werth zu legen. Worauf ich aber den größten Werth lege, das ist die ausharrende und immer gleiche Freundschaft, mit der ein Mann wie Sie die Anregung, die er vielleicht in seiner Jugend von mir empfangen hat, reichlich belohnt. In dem Ernst der Studien haben wir einander gefunden und berührt. In diesem Bezug ist mir die erneuerte Widmung Ihres vortrefflichen, von denen, die ihm folgen, nicht allein, sondern auch von denen, die es bestreiten, hochgehaltenen und gewürdigten Werkes unschätzbar [1]). Und vielleicht darf ich von dem, was Sie mir öffentlich sagen, auch das annehmen, daß ich die vaterländische Geschichte niemals aus den Augen verloren habe. In der Geschichte der Päpste habe ich vielleicht zur Erläuterung der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in der französischen für die Mitte des 17., in der englischen für den Übergang aus dem 17. in das 18. Einiges beigebracht, was für unser Vaterland entscheidend gewesen ist. In den frühern Jahrhunderten, die Sie behandeln, liegt der Schwerpunkt der deutschen Geschichte zwar keineswegs ausschließend, aber doch mehr als in den späteren, in den Deutschen selbst. In diesen kann sie nur als ein Theil der allgemeinen Geschichte, ich sage nicht dargestellt, aber begriffen werden.

Wie hatten Sie in München so vollkommen Recht, wenn Sie gegen meinen Entwurf, daß wir nur alle drei Jahre zusammenkommen möchten, die Einwendung machten, daß diese Zusammenkünfte noch außer der Förderung der unternommenen Arbeiten für die Studien insofern von Werth seien, daß wir uns sehen und unsere Gesichtspunkte gegen einander austauschen. Für mich selbst ist das noch immer bildend, denn seine Bildung vollendet man niemals, und fördernd. Gebe uns denn der gütige Gott noch manches frohe und arbeitsame Wiedersehen!

Indessen gehe es Ihnen wohl, mein theurer Freund, in Ihrer Familie — Frau und Tochter grüße ich von Herzen — in Ihren literarischen Arbeiten und Ihrer Universitätsthätigkeit; und wovon alles abhängt, bleiben Sie gesund. Meiner innigsten Theilnahme an allem, was Sie betrifft, sind Sie gewiß.

Ich bin und bleibe von ganzer Seele der Ihre

L. Ranke.

1) Deutsche Verfassungsgeschichte Bd. I, zweite Auflage.

237. An Wilhelm v. Giesebrecht.

Berlin, 7. November 1865.

Mein verehrter Freund,

Die auf Sugenheim bezüglichen Papiere werden Sie aus Bonn zurückerhalten; ich habe sie bei Droysen gelassen, der sie an Sybel zu schicken übernommen hat. Pertz und Droysen sind darin mit mir einverstanden, daß eine besondere Äußerung von unserer Seite nicht angemessen sein, uns vielmehr in eine falsche Stellung zur Commission als einer Gesammtheit bringen würde. Diese hat den Preis ausgeschrieben; ihrem Urteil hat der S. seine Arbeit unterworfen. Die Prüfung ist den Statuten gemäß ohne die mindeste Nebenrücksicht angeordnet worden; einer der gediegensten, persönlich zuverlässigsten deutschen Geschichtsforscher hat das Hauptgutachten übernommen und geliefert; die Correferenten haben ihm beigestimmt; es ist so überzeugend ausgefallen, daß es von der gesammten Commission ohne den mindesten Widerspruch angenommen wurde — dabei muß es sein Verbleiben haben. Will S. den von Ihnen angegebenen Weg betreten und sich an die nächste Plenarversammlung wenden, so wird ihm diese antworten. Wenn er aber die Sache in dem angeschlagenen gehässigen Tone vor das große Publikum bringen sollte, so bleibt nichts übrig, als das Gutachten Stälin's zu publiciren, wogegen dieser selbst gewiß nichts einwenden und wofür die nächste Versammlung uns Indemnität aussprechen würde.

Eine widrige Erfahrung, daß Preisaufgaben von so vielem Belange nicht allein keine entsprechenden Arbeiten hervorrufen, sondern nur eben Unannehmlichkeiten und unnütze Schreiberei. Sie haben freilich mit gar manchen Unannehmlichkeiten zu kämpfen; fürwahr die schwerste war die häusliche, die Ihnen zugestoßen ist. Sagen Sie Ihrer Frau Gemahlin, daß man nirgends in der Welt mehr Antheil daran nehmen kann, als bei uns geschehen ist. Möge das Übel auf immer gehoben sein. Indeß haben Sie die Freude, an dem Werke Ihres Lebens mit Glück weiter gearbeitet zu haben. Ich bin Ihnen für die Mittheilung Ihres neuen Heftes [1]) sehr dankbar. Ihre Schilderung des „heiligen Satanas" hat mich sehr angezogen. Noch einmal meinen Dank für die freundliche Aufnahme, die Sie mir abermals haben zuwenden lassen.

Von Herzen und auf immer der Ihre

L. Ranke.

1) Geschichte der deutschen Kaiserzeit III 1.

238. An Wilhelm v. Giesebrecht.

Berlin, 28. August 1866.

Geliebter Freund

Wieviel hängt doch von dem Leben eines einzigen Mannes ab! Ich bin überzeugt, wäre König Maximilian im Jahre 1866 am Leben gewesen, so würde alles anders gekommen sein. Denn über den zwischen Österreich und Preußen bevorstehenden Conflict und die alsdann von Bayern zu befolgende Politik habe ich oft mit ihm gesprochen; noch als ich im Herbst 1862 in Partenkirchen bei ihm war; noch in Hohenschwangau, wo ich damals von ihm Abschied nahm. Soviel kann ich mit Bestimmtheit sagen: mit Österreich wäre er nicht gegangen: wie die Dinge im Frühjahr 1866 standen, würde er neutral geblieben sein und sich durch keine Aufwallung eines vermeinten, doch nur lokalen Patriotismus davon haben abbringen lassen. Dann aber würden auch andere sich nicht haben fortreißen lassen. Nicht allein die Bayern, sondern die Deutschen haben in ihm einen Fürsten, wie sie ihn eben an dieser Stelle brauchten, verloren. Sein Häsitiren war grade nothwendig; vor dem drängenden Beust hatte er eine Art von Abscheu: nach allen Vacillationen neigte seine Seele in letzter Instanz zu Preußen, vorausgesetzt, daß er dabei in seiner Unabhängigkeit bestehen blieb.

Unter dieser Voraussetzung haben wir uns ihm angeschlossen: Sie, geliebter Freund, wie ich, wir wollen es nicht bereuen. Darauf hin ist die historische Commission, die eigentlich der Kern einer historischen Akademie für Deutschland sein sollte, gegründet worden. Was sie geleistet hat, ist schon sehr ehrenwerth; eine Weiterbildung habe ich in meinem Herzen auch nach dem schweren Schicksal, das uns durch seinen Tod betroffen hat, nicht aufgegeben.

Ich erkenne ganz die Schwierigkeiten, die sich in diesem Jahr unserer Zusammenkunft entgegensetzen und die durch den geschlossenen Frieden nicht gehoben sein werden. Sollte aber König Ludwig II. und dessen Regierung uns berufen, so würde ich für meinen Theil kommen; ich glaube, auch die übrigen Mitglieder kämen; wir würden uns, hoffe ich, leidlich verständigen. Sie wissen: vor dem Jahre hätte ich selbst eine Vertagung der Plenarversammlung auf 1867 gewünscht, und ich glaube noch, daß sie ohne erheblichen Schaden ausfallen könnte; was Sie dort gethan haben, hat meinen vollkommenen Beifall. Aber eben die veränderten Umstände machen vielleicht unser

Zusammenkommen rathsam, es würde das erste Zeichen sein, daß das alte Gesammtdeutschland noch besteht. Nur ist allemal die Bedingung, daß der junge König dafür und die Stimmung der Hauptstadt nicht geradezu dagegen ist; daß auch Männer, wie Herr v. Maurer, es für thunlich halten.

Die Reise an und für sich hat nichts Anziehendes für mich, sie ist lang und langweilig; aber dagegen fällt ins Gewicht, daß ich die treffliche Gesellschaft wiedersehen würde, in der mehrere Mitglieder sitzen, die meinem Herzen besonders nahe stehen; keiner mehr, als Sie selbst, mein theurer Freund, dem ich die Hand drücke mit der Bitte, mich noch eine Weile auszuhalten; ebenso Ihrer verehrten Frau Gemahlin, der wir jedesmal immer näher getreten sind. So mit Gott fortan.

Ewig der Ihre

L. R.

239. An König Wilhelm I. von Preußen.

[Berlin, 1. Januar 1867.]

Allerdurchlauchtigster König, allergnädigster König und Herr!

Ew. Kgl. Majestät erster Eintritt in den militärischen Dienst, den die Armee und das Land heute festlich begehen, bildet auch für den Historiker einen wichtigen Moment. Denn damit begann die militärische Bildung, welche so recht das innere Wesen Ew. Majestät bestimmt und mit der Zeit die glänzenden Erfolge, deren wir uns heut erfreuen, hervorgerufen hat. Noch als Prinz von Preußen haben Ew. Maj. dem hochseligen König Friedrich Wilhelm IV. zur Seite die militärischen Angelegenheiten zu Ihrem vornehmsten Augenmerk gemacht. Selbst zur höchsten Gewalt gelangt, haben Ew. Maj. die Reorganisation der Armee unter den mannigfaltigsten Schwierigkeiten durchgeführt. Die Einrichtungen, welche unter der Regierung Friedrich Wilhelms III., des unvergeßlichen Vaters Ew. Maj., begründet worden waren, sind dadurch erst zu vollem Leben gediehen; Ew. Maj. haben den Geist derselben gepflegt und in voller Energie und unabhängiger Wirksamkeit erhalten. Als es nicht mehr zu vermeiden stand, haben Ew. Maj. den Befehl zu einem Kampfe gegeben, der für die Bedeutung und Weltstellung der Monarchie entscheidend werden mußte. Da hat sich die Organisation über alle Erwartung glänzend bewährt; Ew. Maj. haben persönlich die Armee zu Siegen und Erfolgen geführt, welche sich den größten beigesellen, die jemals errungen worden sind.

So ist Ew. Maj. militärische Bildung ein historischer Moment geworden und verknüpft sich auf das engste mit dem Geschick des preußischen Staates und selbst jedes Einzelnen. Denn allerdings bedrohte die feindliche Aufstellung das eigenste Selbst des Staates; nicht allein seine Macht, sondern auch das Prinzip der religiösen Unabhängigkeit und geistigen Durchbildung, auf welchem derselbe beruht. Ohne den Schutz Ew. Maj. und Ihrer von Gott gesegneten Waffen würden auch wir Gelehrte unsere Bücher nicht schreiben können, man würde sie nicht lesen wollen, in dem Publikum würden andere Gesinnungen herrschend werden.

An meiner Arbeit über die englische Geschichte haben, wie der hochselige König Allerhöchstdero verewigter Bruder, so auch Ew. Maj. selbst gnädigen Antheil genommen. Ich lege hier den 6. Band derselben Ew. Maj. zu Füßen und verbinde damit den tiefsten Dank für die mannigfaltige Gnade, mit der mich Ew. Maj. ausgezeichnet haben, vor allem aber meinen allerunterthänigsten und wärmsten Glückwunsch, wie zu der wirkungsreichen und glorreichen Vergangenheit, der nahen wie der fernen, so zu der Zukunft, die eine entsprechende und ebenbürtige Fortsetzung derselben sein möge.

In tiefster Devotion Ew. Maj. allerunterthänigster und treugehorsamster

L. v. R.

240. An Wilhelm v. Giesebrecht.

Berlin, 20. Januar 1867.

Herzlich geliebter Freund.

Ihr letzter Brief traf eben am Neujahrstag ein; ich nahm ihn mit aller der freundschaftlichen, ich möchte sagen liebevollen Annäherung, die er ausspricht, als ein gutes Vorzeichen für das Jahr; möge auch Ihnen da alles Wünschenswerthe beschieden sein: mögen wir uns gesund, heiter und einverstanden wiedersehen!

Gestern haben wir das Kind des Kindes, mein erstes Enkelchen, getauft; ich darf wohl mehrere erwarten. Ein paar Tage nach der Entbindung hatten wir Sorge; unangenehme Symptome traten ein und vor allem zeigte sich, daß Maxa ihr Kind nicht selbst würde nähren können; seitdem man davon abgestanden, hat sich alles zum Guten gewendet. Maxa, von der ich Ihnen spreche, weil Sie sie kennen und lieben, war so munter und hübsch wie jemals: ein einziger Anblick, sie selbst, ein so jugendliches Wesen, mit dem Kind im Schoß

sitzen zu sehen, indem Snethlage sie segnete. Vor wenigen Jahren hat Snethlage sie, was man vorzugsweise so nennt, eingesegnet; dann verlobt, was mit einer gewissen Feierlichkeit geschah, mit einer Rede, aus der auch alte Eheleute etwas lernen konnten und die vortrefflich war; dann vor dem Jahr getraut; und nun ihr Kind in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen. Erzählen Sie das alles Ihrer verehrten Frau Gemahlin, von deren voller Theilnahme wir überzeugt sind; Ihnen selbst sage ich nur, daß so in der eigenen Familie das Werden und dessen rasche und unerwartete Folge zu sehen und in dem Gefühl gleichsam mit durchzumachen, die Ansichten des Lebens erweitert. Freilich muß dann auch ein baldiges Vergehen folgen, wie es mir nach Ausweis der Jahrzahl bevorsteht.

Was Sie schreiben und was man sonst hört, erweckt mir die Hoffnung, daß Ihre dortigen Zustände sich nach und nach in einer Weise gestalten werden, die wenigstens den gehässigen Antipathien, von denen Sie so viel haben leiden müssen, ein Ende macht. Ich bilde mir ein, daß schon jetzt Ihr Leben um vieles leichter geworden ist.

Mit allem, was die Commission gethan hat, bin ich einverstanden; die Auskunft, die mit dem Schmeller'schen Nachlaß getroffen ist, hat meinen ganzen Beifall. Dr. Ö. habe ich durch einen seiner nähern Freunde diesmal in ziemlich ernsten Worten auffordern lassen, sein oft wiederholtes Versprechen endlich zu halten. Ich fürchte sehr, diese Mahnungen werden weder bei ihm, noch bei den andren der Säumigen viel helfen: das Versäumniß liegt in ihrer Natur, nicht allein in den Umständen.

Ist mein sechster Band englischer Geschichte Ihnen zugekommen? Haben Sie Zeit gefunden, ihn zu lesen? Ich gehe damit um, eine Gesammtausgabe meiner Arbeiten zu veranstalten. Den Anfang wird eine neue Ausgabe der Geschichte der Reformation machen. Wenn Ihnen faktische Berichtigungen des letzten Textes gegenwärtig sind, so werde ich Ihnen verpflichtet sein, wenn Sie sie mir mittheilen. Eins oder das andere, auch eine Stelle in der Einleitung, habe ich bereits geändert.

So mit Gott fortan, lieber Freund; ich hoffe, unsere Arbeiten werden nicht vergeblich sein. Tausend Grüße an Ihre Frau Gemahlin, freundliche Empfehlungen an die Commission, namentlich an Maurer und Döllinger. Unwandelbar Ihr eigen

L. Ranke.

241. An Heinrich Ranke.

[Berlin,] 21. Januar 1867.

Mein liebster Heinrich

Also bin auch ich Großvater geworden: vorgestern, am 19., haben wir Maxes Töchterlein getauft. Du wirst Dich freuen, daß mein Vorschlag, dem Kinde den genealogischen Namen Ulemanna zu geben, nicht durchgegangen ist. Sie wird nach ihrer Großmutter Caroline heißen. Maxe hat einige schwere Tage gehabt, ist aber wieder so munter wie jemals; manche wollen sie sogar hübscher finden: ich finde sie geistig gereifter.

Mein lieber Bruder, man muß alles erleben, um es zu verstehen; oder vielmehr zu erfahren, daß man nichts weiß noch versteht. Was giebt das Auf die Welt kommen eines Kindes alles zu denken; eine Ehe, die so viel zufällige Bedingungen hat, welche alle zusammenwirken müssen, die, so scheint es, auch leicht nicht zustande kommen könnte — und nun nach allem Geschwätz und kleinlichen, aber unvermeidlichen Sorgen das Dasein eines Wesens, das die Züge des Geistes trägt, welche dem Göttlichen nahe stehen! Es hat etwas für sich, die Geburt des Gottmenschen aus der Jungfrau zugleich symbolisch zu fassen.

Alles ist Mysterium, Ehe und Geburt, Leben und Tod. Du hast indeß diese andre dunkle Seite dort erfahren. Sage Frau von Dollmann, daß ich ihr in ihrer Trauer von der Ferne her den herzlichsten Antheil widme. Ich schätzte D. sehr hoch. Wie stellen sich nach dem andern Verlust die Verhältnisse Deines Johannes? Wir haben ihn nach seinem letzten Besuche doppelt lieb — auch die Frau Dr. R. versichere meiner innigsten Theilnahme.

Ich denke, wie Du wissen wirst, an eine Sammlung meiner Werke: schon im Jahr 1867 sollen 4 Bände erscheinen. Zuletzt, obgleich erst nach meinem Tod, sollte wohl auch eine Auswahl von Briefen folgen: nur solche, welche des Aufbewahrens werth sind; vielleicht haben sich einige davon auch bei Dir erhalten; Du thätest mir einen Gefallen, wenn Du sie im Stillen durchgehn und sondern wolltest.

Du versprachst mir in der Kürze auch etwas von Deiner Hand. Ich danke Gott, daß Du uns nach einer, wie Du schreibst, ernstlichen Gefahr erhalten bist. Mir darfst Du bei diesem letzten Schritt nicht vorangehen. Möge das Jahr 1867 Dir und den Deinen Heil bringen. Die politischen Angelegenheiten nehmen eine Wendung, welche mir die

Hoffnung erweckt, daß dem Zusammentreten unsrer historischen Gesellschaft im Herbst nichts entgegenstehn wird.

Grüße von allen und jedem hier und an alle und jeden dort in der Familie.

Dein getreuer Leopold.

242. An Georg Waitz.

Berlin, 2. März 1867.

Verehrter und theurer Freund.

Gar manche Collectivadressen aus allen Theilen des Vaterlandes sind mir zu meinem Jubiläum [1]) zugegangen; sie athmen alle den Geist herzlicher und warmer Anerkennung. Ich weiß, daß ich diese günstige Stimmung vornehmlich auch meinen alten Zuhörern verdanke, unter andern Ihnen, mein theurer Freund. Sie haben aber auch selbst in einer kleinen Schrift [2]) mir jene schöne Zeit in das Gedächtniß zurückgerufen, in der Sie und die Freunde, die Sie nennen, sich bei mir versammelten. Glückliche Tage frischen Muthes, freudigen Unternehmens, gegenseitigen Verständnisses. Sie erwähnen darüber manches, dessen ich mich nicht erinnern würde, wenn Sie es nicht mir wieder in Erinnerung brächten. Und wie großartig hat sich das alles weiter entwickelt! Was wir versuchten, hat allenthalben Beifall gefunden. Die beste und wirksamste Nacheiferung ist von dem Kreise, den wir damals bildeten, ausgegangen. Leider hat Ihr Amt und die Beschränktheit Ihrer Zeit Ihnen nicht gestattet, persönlich unter uns zu sein; Sie haben dadurch viel verloren, lieber Waitz; ich fühlte einen Anhauch der Vergangenheit zugleich mit der Wärme und Frische der Gegenwart: Sie würden meine Empfindungen getheilt haben.

Lieber Freund, die Schwierigkeiten, welche der Conflict der öffentlichen Verhältnisse hervorbringt, sollen unsere Eintracht nicht stören. Die allgemeinen Angelegenheiten bewegen sich nun einmal auf eine Weise, die wir nicht voraussehen, noch beherrschen können. Ich höre nicht mit ungetheilter Freude, daß ein Ruf nach Tübingen einigen Eindruck auf Sie macht. Gewiß Sie würden auch dort an Ihrer Stelle sein; Sie würden eine neue Schule unter den empfänglichen Schwaben gründen, ich würde Sie mit meiner alten Sympathie begleiten, wenn es nicht anders ist; aber wünschen kann ich es nicht.

1) Das 50jährige Doktorjubiläum 20. Februar 1867.
2) Die historischen Übungen zu Göttingen, Glückwunschschreiben 2c.

Sie sind einmal in Göttingen, der alten, vorzugsweise durch historische Studien berühmten Universität zu Hause; und nicht so leicht verpflanzt sich eine Persönlichkeit, die einmal Wurzel geschlagen hat, aus einem Lande in das andere: ich gebe die Hoffnung nicht auf, Sie noch einmal in Göttingen zu besuchen.

Treu verbunden

Ihr L. Ranke.

243. An Georg Waitz.

Berlin, 14. März 1867.

Lieber Waitz

Auf mich wirkt auch die Betrachtung, daß Sie sich in Tübingen bei Ihrer gemeindeutschen Richtung und gerade herausgesagt Gothaischen Gesinnung schlecht befinden werden, und unmöglich kann ich die Hände in den Schoß legen, wenn es Ihr Wohl und zugleich das Ihrer Schule und der Universität Göttingen gilt. Ich habe daher nicht umhin gekonnt, dem Minister in dieser Angelegenheit zu schreiben und ihn zu bitten, den Wunsch, daß Sie dort bleiben möchten, auszudrücken. Damit er es aber leicht vermöge, wird es vielleicht gut sein, wenn Herr v. Warnstedt nochmals bei ihm anfrüge. Die Vermittelung dazu könnte vielleicht Professor Helferich unternehmen. Für den Erfolg kann ich freilich nicht stehen, aber Sie sehen: ich bin auch nicht ohne Hoffnung. Noch meinen besten Dank für Ihren lieben Brief.

Der Ihre L. R.

244. An Clara v. Ranke, geb. Graves und die Kinder.

[München,] 5. Oct. 1867.

Meine Lieben.

In München bin ich in vollen Winter gerathen; die Dächer sind, soweit man sehen kann, mit Schnee bedeckt, und es weht eine eisige Luft: welch ein Unterschied vom vorigen Jahr! Übrigens geht es mir und ging es mir bisher im ganzen gut.

In Apolda, wohin ich mit Natalie von Weimar aus fuhr, hatte ich das Vergnügen, in Selma Keil ein Abbild meiner seligen Mutter zu finden, schwächer freilich, aber übrigens recht entsprechend, eine kleine sanfte Mutter mit ihren Kindern, die nur in ihrem Hauswesen lebt, aber alles selbst besorgt, voll von bescheidener und liebenswür-

diger Gutmüthigkeit. Die beiden Herren Keil sind wacker und haben eine Zukunft; die Familie kann sich dieser Verwandtschaft nur freuen. Natalie ist kräftig, intelligent und steht sehr gut mit ihrem Mann. Noch eine junge Dame sah ich, die mir so viel Eindruck machte, daß ich sie gerne mitgebracht hätte; nicht für mich, versteht sich, sondern für Dich, liebe Clara; aber sie ist von zu gutem Haus, als daß ich es ihr hätte proponiren mögen; es ist eine Urenkelin Herder's.

In Wilhelmsthal lernte ich zwei hohe Damen kennen; die Großherzogin, geborene Prinzessin der Niederlande, bei der ich Audienz im Reiserock hatte — ich war nicht wenig erfreut, so viel Einsicht in die allgemeinen und deutschen Angelegenheiten, so viel Theilnahme an der Literatur und meinen eignen Sachen, zugleich Unbefangenheit und gesundes Urtheil beisammen zu finden — und dann die Gräfin von Paris, geborene Montpensier, die erste Infantin, der ich begegnet bin; stolz und zurückhaltend, aber hübsch und anmuthig. Beim Thee hatte ich den Platz neben ihr; der Großherzog brachte das Gespräch auf historische Gegenstände; sie mußte uns über eine zweifelhafte Stelle in den Commentaires de Charles V., deren sich der Großherzog eben so gut erinnerte, wie ich — ein paar spanische Worte — Auskunft geben. Auch ihr Gemahl zeigte sich unterrichtet und bescheiden, garnicht wie ein Verjagter oder Parteimann, sondern wie ein artiger Prinz. Dem Großherzog, der eine natürliche Haltung bester Art über meine Erwartung hinaus an den Tag legte, habe ich versprechen müssen, meinen Rückweg wieder über Weimar zu nehmen. Aus dem Briefe von Wolfenbüttel sehe ich ohnehin, daß es für mich zunächst nothwendig sein wird, dahin zu gehen.

Hier habe ich nun den großen Genuß, den großen Rankezweig in Bayern zu sehen. Mein Bruder Heinrich, übrigens allerdings alt geworden, ist doch so frischen und empfänglichen Gemüthes wie in der Jugend; die Jahre haben ihn noch liebreicher und seine Art und Weise wohlthuender gemacht. Schade ist es, daß er nicht das Amt eines Seelsorgers versieht, was sein natürlicher Beruf wäre. Meine Schwägerin, die regierende Hausfrau, unermüdlich thätig und auch geistig regsam; voll von dem echten Familiengeist, der ihre Ehe so gesegnet gemacht hat. Malchen Helferich, nicht ohne die Spuren überstandener Leiden, nicht mehr mit vollen Wangen, aber schön, wenn man ihr in die Augen sieht, deren Verhältniß zur Stirn Nachdenken andeutet; sinnvoll durch und durch und so angenehm wie jemals. Ihre Erinnerung an ihren Aufenthalt bei uns ist so lebendig, wie unsere

daran. Dir hätte ich sie am liebsten mitgebracht, doch ist es unmöglich. Fräulein Thiersch habe ich noch nicht gesehen.

Ich geschweige der andern, denn ich fange eben an, mich zu sehr an Euch zu erinnern. Eben hörte ich aus einem Briefe der Mme. Pertz, daß Du, meine liebe Frau, Dich wohl befindest; ich denke, daß die häuslichen Anordnungen Euch viel beschäftigen. Alles fragt mich nach Maxa, die jedermann interessirt: ich setze voraus, daß wie sie selbst so auch Ulemanna Lilly sich wohl befindet. Die beiden Herren vom Militär werden alles thun, um den geliebten Damen das Leben angenehm zu machen. Ich grüße sie von Herzen, sowie meinen theuern Bruder Ferdinand, der Dir helfen wird, meinen Brief zu entziffern, und die Seinen, Fräulein v. Zastrow und die Freunde des Hauses. Sollte nichts dringendes vorliegen, so schreibt mir wieder nach Weimar, unter der Adresse Dr. Keil, dem jedoch zugleich gesagt werden muß, daß ich bald wieder nach Weimar zu kommen gedenke. Auch hier aber wird mich ein Brief, den Ihr unmittelbar nach Empfang dieses abschickt, noch im Marienbad erreichen.

Dein und Euer L. R.

245. An Clara v. Ranke, geb. Graves.

Weimar, 13. October 1867.

Meine theure Clara.

Du fragst nach Johannes Ranke. Er hat sich eine kleine Familie gegründet, über welcher der Reiz des Anfangs schwebt. Er selbst entwickelt sich vortrefflich. Ich habe noch eine Freundin alter Zeit in München, Pauline Dollmann, geborene Roth, welche mir dadurch Eindruck macht, daß sie, an sich durch und durch der bayrischen Dynastie ergeben, doch den jetzigen Zustand mit einer Art überlegter Resignation ansieht; eine jetzt ältere Dame, voll von Gedanken und eignen Wahrnehmungen. Übrigens alles beim Alten.

Am 11. October verließ ich München. Durch einen der kleinen Unfälle, die mich auf der Eisenbahn verfolgen, wurde ich veranlaßt, die Stadt Schwabach zu besehen. Ich erstaunte, als ich die Stadtkirche sah, eines der schönsten, stattlichsten Bauwerke des 15. Jahrhunderts — ich wünschte, wir erhalten einen Dom von diesem gediegenen und erhebenden Stil — und zugleich ein kleines Museum der bildenden Kunst jener und der nächstfolgenden Epoche. Wohlgemuth, Dürer, Veit Stoß und ihre Zeitgenossen haben da gearbeitet. Noch ein größeres Vergnügen machte mir aber ein noch früheres Ge-

mälde ohne Namen, die Erzväter, Heilige, Märtyrer vorstellend; wo man die Ideale wahrnimmt, welche die Epoche hegte; von Würde, Ernst und innerer Bedeutung, jeder Strich originell. Da auch ein Fegefeuer vorkommt, war das Werk verschlossen. Überhaupt ist es dort unnütz. Ich hatte die Stirn, den Küster zu fragen, ob es nicht verkäuflich sein würde. Er sagte mir, die Kirche sei reich; man habe dem König Ludwig einen ähnlichen Antrag abgeschlagen. So mögen denn die Kunstfreunde immer nach Schwabach wandern, wo die Kirche und alles, was sich darin findet, recht eigentlich zusammengehört. Selbst der Küster hatte etwas ungewöhnlich Ehrenwerthes. Ich fragte ihn und er wies mir nach, wo Dr. Luther, von dem ein Bild in der Kirche ist, das sich jetzt mit den Heiligen ganz gut verträgt, bei Abfassung der Schwabacher Artikel gewohnt hatte. Das Haus besteht noch und ist ein Gasthof. Ich muß wohl trotz meines Unfalls in gutem Humor gewesen sein: ich meinte, noch nie besseres Bier gekostet zu haben, als mir da vorgesetzt wurde. Auch die wohlhäbige, dicke, aber keineswegs dumme Frau Wirthin hatte meinen Beifall. Ich besah mir weiter die Straßen und Hauptgebäude (neuere, von denen nichts zu sagen ist), indem ich nach dem Bahnhof zurückging.

Hier kam ich am 12. Nachmittags 5 Uhr an. Ich fand den Cabinetssecretär, der mich sogleich nach Hofe führte, wo ich einem glänzenden Familiendiner beiwohnte und einige angenehme Bekanntschaften machte.

Wahrscheinlich gehe ich noch heute Abend nach Merseburg und komme dann morgen (14.) Abend nach zehn Uhr nach Berlin. Doch könnte ich auch einen Tag länger ausbleiben. Ich hoffe Euch alle gesund und wohlbehalten anzutreffen.

Dein L.

246. An Carl Geibel.

Berlin, 17. November 1867.

Geehrter und lieber Herr Geibel,

So angenehm es mir wäre Sie hier zu sehen und Ihnen meinen Dank für die gütige Aufnahme, die Sie mir im letzten September gewährten, persönlich zu wiederholen, so muß ich doch aussprechen, daß Ihre Anwesenheit in Berlin wegen der Sache, die Sie berühren, jetzt nicht nöthig noch nützlich sein würde[1]). Das Officielle wird

1) Es handelt sich um die Denkwürdigkeiten Hardenberg's.

Ihnen Herr Duncker ein ander mal wohl schreiben; für mich kann ich nur sagen, daß ich selbst die Arbeit habe aussetzen müssen, vornehmlich auch deshalb, weil ich durch die Vorbereitung der Fortsetzung der Werke, und durch die Correctur des 7. Bandes der englischen Geschichte neben den Vorlesungen allzusehr beschäftigt bin. Ich bitte Sie dringend, ja Ihre persönliche Aufmerksamkeit der Vollendung dieses Bandes mitzuwidmen; der Carton, den ich einlege, wird Ihnen beweisen, wie viel da noch zu wünschen übrig ist. Ich weiß, daß mein Mſ. und meine Correcturen nicht ohne Schuld daran sind, aber der enge Satz und die Entfernung des Druckorts tragen nächst anderen Umständen auch dazu bei. Die dreifache Paginirung ist und bleibt ein Übelstand, welcher vermieden werden konnte, wenn die Universitätsdruckerei sich etwas beeilt hätte. Die Sache hat ihre unangenehme Seite, auch für Sie und Ihre Firma. Leider muß ich noch neue recht beschwerliche Correcturen für die nächsten Bogen der ersten Abtheilung des Anhanges in Aussicht stellen. Aber es ist nun einmal nicht anders. Solche Schwierigkeiten sind mit dem Verlag meiner Arbeiten und zwar selbst gegen meinen Wunsch immer verknüpft gewesen. Ich hoffe: Sie werden nicht ungeduldig, und mit vereinten Kräften kommen wir auch über die letzte Höhe hinweg, so daß das Publikum befriedigt wird.

Was Sie mir schreiben, bleibt unter uns: ich fürchte, da ist nicht viel zu machen.

Mit Hochachtung und Ergebenheit
L. v. Ranke.

247. An Clara v. Ranke, geb. Graves und die Kinder.

Wien, 26. September 1868.

Meine Lieben und Trauten, Frau und Kinder.

Mein Aufenthalt in Wien nähert sich seinem Ende. In Bezug auf die Hauptsache war ich bisher sehr glücklich. Ich fand nicht allein, was ich suchte, sondern mehr als das; ich habe in diesen vierzehn Tagen viel gelernt, was ich nicht wußte. Aber der Mensch lebt nicht vom Brot allein, selbst nicht vom geistigen.

Ich habe auch die schöne Umgebung von Wien genossen. Die tiefen, dunkeln Baumgänge in Schönbrunn spät am Abend habe ich mit hohem Vergnügen durchwandert. Gestern besuchte ich die Brühl, ein Gebirgsthal unfern der Stadt; zwischen den Felsen und kleinen Gebirgshäusern mußte ich unwillkürlich des befreundeten Königs ge-

denken, mit dem ich in Gesellschaft war, als ich zuletzt in ähnlichen Gegenden verwandte Eindrücke empfing. Soeben komme ich vom Kahlenberg, wo die Bergkette anfängt, die sich bis nach Steiermark erstreckt, und der Blick das große prächtige Wien und zugleich eine reiche Landschaft umfaßt. Gar manchen Abend habe ich in einem der Gärten in der Nähe der Stadt zugebracht, eine Portion Kaffee vor mir, und der zuweilen recht guten Musik, die man macht, ruhig zugehört.

Auch das Theater habe ich besucht. Es macht mir keine besondere Ehre, daß ich zuerst in Wien mir Zeit genommen habe, eine Wagnersche Oper durchzuhören. Ich wurde zuweilen an Meyerbeer erinnert, doch ist der Gegenstand so ganz ein anderer — von dem heutigen Paris wird man in das Jahrhundert des Mittelalters versetzt —, daß der Eindruck doch wieder ein ganz verschiedener ist. Zuweilen scheint es, als wolle die Disharmonie die Harmonie überwältigen. Zuweilen kommen aber auch neue und große Motive vor, welche das Gemüth unwillkürlich ergreifen; ein und das andere Intervall von größter Wirkung. Ich hätte unseren jungen musikalischen Freund neben mir zu haben gewünscht.

Freunde haben sich hier auch einige gefunden. Professor Lorenz, in dessen Wohnung ich Euch schreibe, ist wieder gesund geworden. Sein Schwiegervater, Professor Lott, hat mir einen nicht geringen Eindruck gemacht, ein geistvoller Professor, der wenig schreibt. Die Tochter Wuk's habe ich ebenfalls aufgesucht; sie empfing mich mit Thränen. Sie sendet Dir, liebe Clara, ihre besten Grüße. Ich glaube fast, ich werde Wien ungern verlassen. Nicht ein Wort habe ich gehört, welches Feindseligkeit oder Geringschätzung gegen Preußen verriethe; ich bin fast erstaunt darüber.

Ich hoffe, auch diese kleine Expedition wird glücklich endigen; in München denke ich Briefe mit guten Nachrichten von Euch zu finden, und noch vor Mitte October bei Euch zu sein.

Der Deine, liebe Clara, und der Eure, liebe Kinder.

L. R.

Grüßt meinen theuren Bruder.

248. An Clara v. Ranke, geb. Graves.

München, 6. October 1868.

Liebe Clara!

Ich schreibe Dir durch eine Dir nicht unbekannte Hand, die Du besser lesen kannst, als die meine. Denn hier habe ich die besten Secretäre, die sich denken lassen; gestern war es einer der berühmtesten Professoren in Deutschland, heute ist es ein hochwürdiger Oberconsistorialrath: jener mein Schüler, dieser der Bruder, dessen Anblick, indem er schreibt, mich mit Freudenthränen erfüllt. Nun zur Sache.

In Wien wurde ich durch einige in der letzten Stunde mitgetheilte Dokumente, die ich noch verwerthen mußte, verhindert, Dienstag, den 29. September früh, wie ich anfangs beabsichtigte, abzureisen. Ich gelangte erst am Nachmittag zur Eisenbahn und fuhr dann die Nacht hindurch ohne allen unangenehmen Zwischenfall nach München. Als ich ankam, war ich doch in Besorgniß, wie ich geschwind und sicher nach dem Gasthof kommen sollte; denn ich war entschlossen, wieder im Marienbad zu wohnen, um keinem andern beschwerlich zu fallen. Indem ich mich vom Sitze erhob, schallte mir ein kräftiges: „guten Morgen, lieber Onkel" entgegen. Es war Johannes, der von Giesebrecht benachrichtet worden und mir jetzt entgegen kam, obwohl es erst 5 Uhr geschlagen hatte. Ich schlief noch ein wenig und eröffnete, ungehindert durch die Nachtfahrt, unsre Sitzungen um 10 Uhr am 30.

Viel Naturgenuß hat mir München nicht dargeboten; nur ein paarmal habe ich mich sonnenheller Stunden in dem englischen Garten erfreut, der durch das frische fließende Wasser den Thiergarten bei weitem übertrifft. Dagegen aber habe ich das unbeschreibliche Vergnügen genossen, den Bruder, der die Feder führt, und seine in verschiedenen Zweigen blühende Familie zu sehen und mich ihres Wohlbefindens zu versichern. Friedrich hat eine kleine Stelle in der Nähe von München bekommen, zur großen Freude seines Vaters, der am Sonntag seiner ersten Predigt in seiner neuen Stelle — der Ort heißt Feldkirchen — beigewohnt hat. Ein nicht viel geringeres Vergnügen machte es mir, mit den trefflichen Studiengenossen, die sich zur Commission eingefunden hatten, auf gewohnte Weise zu verkehren. Mehrere waren einst meine Schüler, jetzt sind wir gute Kameraden, zu gemeinschaftlichen Unternehmungen gerüstet.

Gestern am Octoberfeste wurde ich im königlichen Zelt, wohin ich mit Heinrich gegangen war, aus der Ferne von einem der Genossen des Landaufenthaltes in Berchtesgaden erkannt und begrüßt. Es war General La Roche, der durch die Erinnerung an unsern königlichen Freund fast zu Thränen gerührt wurde. Ich hatte mich in die Nähe der Stelle begeben, wo der junge König die Preise der landwirthschaftlichen Ausstellung, die an diesem Tag vor sich geht, vertheilte. Aufmerksam gemacht, daß ich zugegen sei, wendete er sich bei dem ersten Moment, den er frei hatte, zu mir. Ich fand ihn weniger blühend, als vor fünf Jahren; sein Gesicht war etwas bleicher und schmaler als damals, aber seine Erscheinung dabei doch im ganzen jugendlich kräftig und Hoffnung erweckend. Es ist noch immer ein Mensch der Zukunft; mehr, als die Musik, die er pflegt, das ist. Ich erfahre, daß gerade dieses Wort „Zukunft" ihn für die Wagnersche Musik gewonnen hat. Mir sagte er, er studiere meine französische, und jetzt auch meine englische Geschichte, deren letzter Band ja wohl erschienen sei. Er war ausnehmend gütig, und wir hätten wohl noch manches Wort ausgetauscht, wenn nicht in diesem Augenblick das Wettrennen angegangen wäre; der Lärm der schnaubenden Pferde zog ihn von mir weg. Doch genug hiervon. Anderes mündlich, wenn ich wiederkomme. Morgen früh denke ich abzureisen und wirklich Ernst in Marburg zu besuchen. Die Erlaubniß für das Archiv in Wolfenbüttel ist bereits eingetroffen. Dahin werde ich dann gehen und einige Tage vollauf beschäftigt sein.

In der Hoffnung, Dich, die Kinder und die kleine Lilly, auf welche „Opapa" sich freut, in kurzem in guter Gesundheit wiederzusehen, mit den Grüßen dessen, der die Feder führt, an Euch alle

L. R.

249. An Clara v. Ranke, geb. Graves und die Kinder.

Wolfenbüttel, 13. Oct. 1868.

Meine liebe Frau und Tochter, Söhne und Schwiegersohn.

Aus Marburg werdet Ihr erfahren haben, wie gut es mir dort gegangen ist. Noch vor dem Brief, der mich anmelden sollte, langte ich vor dem hohen Hause am Schloßberg an, fast zweifelhaft, ob ich nicht unrecht gethan hätte, nicht sogleich weiter zu fahren. Aber glücklicherweise waren sie zu Hause, mein Bruder und seine Tochter; ich genoß ihre volle liebenswürdige Hospitalität. Eigentlich wollte ich den

andern Morgen wieder fort, bin aber vier Tage geblieben, die zwischen Naturgenuß und eifriger Arbeit getheilt wurden. Da hatte ich nun erst den wahren Sekretär, der zugleich Professor und Konsistorialrath ist; er leistete mir so viel Beihülfe, wie kein anderer Mensch imstande oder auch in dem Humor gewesen wäre, mir zu leisten. Selma ist eine unübertreffliche Tochter und Wirthin; ich erschrecke vor dem Gedanken, daß sie sich von Ernst würde trennen müssen, was denn doch zu wünschen und zu erwarten ist. Alle die alten Freunde, Arnold, Herrmann, Pauli stellten sich ein, auch ein neuer — er wird es sein, wenn ich nicht irre — Wachsmuth schloß sich an: Spaziergänge und Besuche löſten sich ab; ich genoß recht meine alte Jugend, obwohl — obwohl — jedoch nichts mehr über das Kapitel!

Ich traf unterwegs mit einem noch ältern Herrn zusammen. Er näherte sich mir auf dem Bahnhof von Kreiensen: ein hochgewachsener, weißbärtiger, in seiner Erscheinung vornehmer Herr, der mich mit so freundlichen Worten, daß ich sie nicht wiederholen kann, begrüßte. Und Sie, sagte ich, Sie sind Fürst Pückler. Glücklicherweise machte die Klasse meines Billets keine Schwierigkeit, daß wir in dasselbe Coupé einstiegen. Wir fuhren dann bis Börsum zusammen. „Der Verstorbene" lebte noch und das Gespräch weckte seine Erinnerung auf; ich habe kaum jemals eine so angenehme Eisenbahnunterhaltung gehabt und, wenn wir leben, folge ich wohl künftiges Frühjahr der Einladung nach Branitz, mit der er von mir Abschied nahm.

Eine Viertelstunde nachher kam ich hier an, wo ich durch die Vorsorge des Professor Henke in Marburg am Bahnhof von einem alten Zuhörer empfangen wurde. Der Archivar zeigt sich so einverstanden, dienstfertig und liebenswürdig, als er nur sein kann; ich werde auch hier gute Ausbeute davonbringen. Es wäre sehr möglich, daß ich schon Sonnabend einträfe, ich hoffe es sogar; doch könnte es sich noch bis Montag Abend (gegen 10) verziehen. Möge ich dann Euch alle wohlbehalten wiederfinden. Ich erwarte es auch in Bezug auf Dich, liebe Clara. Bis Freitag Abend treffen mich die Briefe von Euch hier im goldenen Löwen. Dein und Euer der alte.

L. R.

Gruß an Ferdinand.

250. An Carl Geibel.

Berlin, 11. Novbr. 1868.

Herr Professor Kampschulte in Bonn ist Katholik; das hat ihn aber nicht gehindert, über die Universität Erfurt, in den Zeiten der

Vorbereitung der Reformation ein sehr unterrichtendes Buch zu schreiben. Er ist überhaupt ein gründlicher Forscher, und ich zweifle nicht, daß das Werk über Calvin vieles Gute und Neue enthalten wird. Forschung legt an sich die Pflicht der Unparteilichkeit auf. Ich rathe Ihnen daher zur Annahme seines Anerbietens. Der Charakter Ihres Verlages wird nach meinem Dafürhalten nicht alterirt werden. Auch weiß sich Professor K. gut und angemessen auszudrücken.

Um noch auf meine Sachen zu kommen, so bin ich verwundert gewesen vorgestern einen Theil des Ms: zum Anhang von Band VII zu erhalten ohne alle Correcturbogen; es ist doch kein Verlust auf der Post erlitten worden?

Hochachtungsvoll und ergebenst
L. v. Ranke.

251. An Carl Geibel.

Berlin, 2. Juli 1869.

Hochgeehrter Herr Geibel!

Eben langte eine Sendung mit dem Buche Cosel's [1]) von Ihnen bei mir an, für die ich Ihnen danke; aber lassen Sie ja, ich bitte, auf der Adresse das Prädikat „Excellenz" nicht erscheinen, das mir durchaus nicht zukommt. Das Buch von Schirren [1]), das Sie mir vor kurzem schickten, habe ich mit vielem Interesse durchlaufen. Wer könnte den dortigen Zuständen seine Theilnahme versagen? Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf, so wäre für uns, die wir diesen Dingen ferne stehen, eine ruhigere Exposition des Thatsächlichen zu wünschen gewesen. Ich will damit dem Autor keinen Vorwurf machen: denn wer könnte in Bedrängnissen wie diese sind kaltes Blut behalten: auch in der Polemik zeigt der Verfasser Geist und eigenthümliche Handhabung der Sprache. Versichern Sie ihn meiner herzlichen Theilnahme. Glücklicherweise ist er, soviel ich höre, in so guten Umständen, daß sein Exil ihn nicht in pecuniäre Verlegenheiten bringt. Da Sie mich danach fragen, so bemerke ich, daß es mir ganz recht sein wird, wenn Sie das Honorar für Wallenstein und die in diesem Jahre ausgegebenen Bände der Werke an Herrn Mendelssohn auszahlen lassen. Zugleich bitte ich um Nachricht über die noch rückständige Berechnung von Veit & Comp.

1) Es war der 1. Band der „Geschichte des preußischen Staates und Volkes unter den Hohenzollernschen Fürsten" von E. v. Cosel.

2) C. Schirren, Livländische Antwort an Herrn Juri Samarin. 1869.

Ich kann mich noch nicht überreden, daß wir so nahe bei einer zweiten Auflage von Wallenstein sind, wie es nach Ihren Bemerkungen scheinen könnte. Wäre es der Fall, so würde der Setzer das Vergnügen haben, nichts umwerfen, und Sie das Vergnügen, nicht für die Correctur bezahlen zu müssen. Wir würden Ihnen ein von Druckfehlern gereinigtes Exemplar zustellen, wozu sich Dr. Platner erbietet. Möge es Ihnen wohlgehen in Ihrem Geschäft und in Ihrem Leben!

Hochachtungsvoll und ergebenst

Ranke.

252. An Clara v. Ranke, geb. Graves und Otto v. Ranke.

Haag, 22. Sept. 1869.

Nur mit einem flüchtigen Wort, meine liebe Frau, mein guter Sohn, will ich Euch melden, daß ich mich hier im Haag erträglich befinde und recht wohl aufgenommen finde. Die Reise, an sich etwas beschwerlich, wurde dadurch angenehm, daß sie mich durch einige Gegenden von Friesland und Gelderland führte, die ich noch nicht gesehen hatte. Breit und prächtig im glänzenden Sonnenlicht erschien die Yssel, als wir sie überfuhren, das Land ist dort wie ein Garten.

Hier empfing mich Sonntag (19. Sept.) um ein Uhr der junge Friedrich v. Bylandt, den wir kennen, ein junger Mensch, der den Ausdruck der Unverdorbenheit auf der Stirn trägt und intelligent ist, und brachte mich in das Hotel Bellevue, wo ich Euch schreibe. Es liegt nahe am Park und in dem sogenannten Bosch. Gestern früh machte ich einen Spaziergang zum Haus im Bosch, wo die Königin residirt; sie empfing mich sogleich und wir machten einen Spaziergang durch ihren Garten. Sie brach eine Alpenrose, deren dort etliche waren, und gab sie mir wie einst König Max; der freilich in dem Gebirge selbst. Gestern Abend habe ich dann mit Lady Cowley, geb. Fitzgerald, dort gegessen.

Auch im Haag, bei den alten Freunden, geht es mir so wohl, wie ehedem. Gestern nach Tisch sah ich noch Herrn und Mme. v. d. Heim; wir waren ganz in Berlin. Madame, die geb. Schlieckmann, bewunderte General Manteuffel nicht weniger, als wir. In den beiden Archiven finde ich manches Gute, das ich eben suchte. In dem Hausarchiv, wo ein Adjutant des Königs fungirt, war das vorgestern nicht gelungen. Was ich zu sehen wünschte, ließ sich nicht auffinden. L'avez-vous trouvé? fragte ich gestern, als ich eintrat. Colonel Mansfeld erwiderte: j'ai trouvé.

Ich habe genug für diese Woche zu thun: Sonntag denke ich nach München aufzubrechen. Ich freue mich nicht gerade auf das Reisen selbst; angekommen und gut aufgenommen zu sein, ist aber ein großes Vergnügen. In München hoffe ich Nachricht von Euch zu finden, vor allem die, daß es Dir, liebe Frau, wohl geht. Herzliche Grüße an Friedhelm und meinen theuern Bruder.

Dein und Euer auf immer

L. R.

Der Brief ist niemand weiter zu zeigen, wohl aber zu den andern zu legen.

253. An Clara v. Ranke, geb. Graves und Otto v. Ranke.

München, Arcisstr. 26, d. 28. Sept. 1869.

Ich bin also, meine Lieben, glücklich zur bestimmten Zeit hier eingetroffen. Ich schied ungern von dem Haag, wo es mir in Bezug auf Studien und Gesellschaft, fast möchte ich sagen Freundschaft (denn der Vater Bylandt übertraf noch seine Söhne; er ist ernst gesinnt und einsichtsvoll, ein Convertit, der dafür sehr leiden muß; von unvergleichlicher Liebenswürdigkeit in ihrem Hause ist Frau von Hoogendorp) sehr wohl gegangen war. Ich fürchtete die complicirte Reise, die vor mir lag und über die mir niemand recht Bescheid geben konnte. Auch hat es an kleinen Unfällen nicht gefehlt — fremde Versäumnisse verstärkten die eignen —; aber in der Hauptsache war alles gut und weit über mein Erwarten. Ich bemerkte noch besser als bisher den Unterschied des eigentlichen, dem Meer abgewonnenen Holland und der continentalen Provinzen. Ich wurde dann durch eine neueingerichtete Bahn an den schönen Städten Cleve, Geldern, Crefeld, Neuß vorübergeführt, von wo an sich eine vollkommen deutsche Gesellschaft einstellte. Merkwürdig war mir der Unterschied zwischen den Bahngasthöfen in Zevenaar, der letzten holländischen Station, und der ersten preußischen, wo die Douane ist, Elten. Dort alles in gutem Stil der maritimen Nation, anständig, die Wirthin hinter einem ansehnlichen, mit Liqueurs voll besetzten Büffet; kein Geruch irgend einer Art; was man bekam, wenig, aber gut. Dagegen in Elten: ein widerlicher Biergeruch erfüllte die Lokalität; man bekam einen Kaffee, der nicht zu trinken war; alles lief hin und her, aber alles war voll Leben und Thätigkeit; der Mann und die Frau arbeiteten einander in die Hände; mit Vergnügen wechselte man mir einen holländischen Gulden. So kam ich von Rotterdam nach Köln. Hier

erst auf dem Bahnhof erfuhr ich, wie ich den andern Tag von dort bis nach München kommen könne. Ich blieb die Nacht, hatte aber nicht das Glück, in einen guten Gasthof zu kommen; ich fand alles so theuer wie in den besten und so schlecht wie in den elendesten anderweit. Jedoch genug, ich war dem Bahnhof nah, stellte mich zur rechten Zeit ein und wurde nun reichlich für die kleinen Mühseligkeiten belohnt.

Ich hatte ein Coupé für mich, was mir denn vollen Raum ließ, die Aussicht zu genießen. Als sich der Nebel gehoben hatte, stellten sich mir die Ufer des Rheines und der Fluß selbst in ihrer grandiosen Schönheit sonnenbeleuchtet dar. Ich athmete die frische Herbstluft — die Luft hat auch ihre Lokaltöne — wie einst vor 52 Jahren. Im Jahre 1817 machte ich eine Fußreise nach dem Rhein und an dem Rhein. Ich habe die Gegend seitdem wohl wieder besucht, um über den Rhein, nach Belgien, nach Frankreich oder nach England zu reisen, auch wohl eine kleine Flußschiffahrt in der schönsten Gegend genossen; niemals aber war ich wieder auf den Boden gekommen, den ich damals am Wanderstab, auch ziemlich allein, immer mir selbst überlassen durchmessen hatte. All die Jugendeindrücke von damals stiegen in mir auf das lebendigste auf. Die Schönheit der Gegend wurde durch einen herrlichen Tag gehoben, wie ich auch damals durch gutes Wetter begünstigt wurde. Welch ein Wechsel, da nun der Wagen dahinbraust, wo wir sonst mühvoll und langsam schritten: die Eisenbahn hat den großen Strom überbrückt und in Fesseln der Civilisation gelegt, die ihm noch immer wohl ansteht. War es unbewußt, daß ich an mich selbst dachte? Mein ganzes Leben dazwischen: die Gedanken, die ich damals hatte, freilich in anderer Weise, nahezu ausgeführt, mein Lebensende nahe; mein guter Engel, wie Ihr sagt, denn es ist auch der Eure, über mir. Soll man in diesem Gebraus nicht stille werden zu Gott, innerlich jauchzen und weinen?

Eben tritt Johannes Ranke bei mir ein, der mich gestern am Bahnhof empfing und hierher führte; wovon ein andermal. Sehr willkommen war mir Dein lieber Brief, theure Clara; einen andren empfing ich im Haag; er setzte mich in Kunde von Eurem Wohlbefinden, wenn auch nichts weiter vorfällt. Johannes trägt mir tausend Grüße auf.

L. R.

254. An Ernst Ranke.

München, 3. Oct. 1869.

Wenn man einmal eingeschifft ist, so muß man der Strömung des Windes und der Fluth folgen. Mein archivalisches, etwas zerbrechliches Fahrzeug hat jetzt ventum secundum nach Wien. Archivdirector Arneth ist hier anwesend und verspricht mir für meine nächsten Arbeiten und Forschungen alle mögliche Förderung. Klio würde es mit Recht übelnehmen, wenn ich nicht alle zugängliche Information, auf der ihre Stärke beruht, auf deren Grund sie sich Gehör verschafft, einsammeln und ihren Flug beschwingen wollte. Ich war schon recht glücklich im Haag und zwar in dem für meine Zwecke fast unberührten Archiv des Hauses Oranien. Da ist die sonderbare Einrichtung, daß es eigentlich keinen Archivar giebt, sondern einen königlichen Adjutanten, der den Inhalt des Archivs so eigentlich nicht kennt und doch äußerlich verwaltet. Dieser, ein Oberst Mansfeld, zeigte sich denn sehr gefällig, im allgemeinen behülflich; wir suchten die Akten zusammen auf; er überließ sie mir dann zur unbeaufsichtigten Durchforschung und verschaffte mir einen Abschreiber, der sich fast geschickter und handlicher erwies, als der Copist im sogenannten Reichsarchiv — das mir sonst freilich auch viel Gutes darbot. Ich consultirte überdies die Privatsammlung des trefflichen Jucundus von der Heim. Da sind die Papiere des alten Heinsius in einem Zimmer aufbewahrt, das auch zugleich zur Erziehung der Kinder, zur Schulstube der Gouvernante dient; aber sie sind hinter ihrem grünen Vorhang, ich denke, unzugänglich und in sehr guter Ordnung. Ich fragte nach einem Aktenstück aus dem Jahre 1698; wir fanden es sogleich, und er hatte die Güte, mir die Originale anzuvertrauen, die ich mit mir führe. Dabei konnten nun die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht angenehmer sein, als sie es waren; nicht allein im Haus im Bosch, wo mich eine hohe Dame und ihr Sohn mit aller möglichen Gnade empfing, sondern auch übrigens in der Stadt. Wie oft dachten wir, Bylandt und ich, im Gespräche auch Deiner! Deine Verwandtschaft war es doch, die mir, wie einst, so auch jetzt die Thüren eröffnet hat.

Hierher gelangte ich dann ohne Unfall auf einem hinreißend schönen Durchflug der Ufer des Rheines und der des Maines. Zu dem Schönsten gehört der Übergang von dem einen Gebiet zu dem andern, das Waldgebirge mit seinen einladenden Höhen und Schluchten, Wiesen und immer stärker anschwellenden Bächen. Ich war allein in

meinem Coupé und konnte die Landschaft vollkommen genießen; erst in Würzburg fand ich Gesellschaft, die denn ihr Unbequemes hatte. Von München brauche ich Dir nichts zu sagen. So gut aber wurde es mir noch nicht geboten in Bezug auf Wohnung und häusliche Existenz, als jetzt, unter der Fürsorge einer Freundin [1]), die auf alles, was nöthig ist, und auch einiges Überflüssige Bedacht nehmen kann und will.

Wie gern hätte ich daran Marburg geknüpft! Das Haager Actenstück sollte die Stelle von Caraduccius vertreten; ich freute mich noch auf ein anderes „Car" und auf die trefflichen Freunde und Studiengenossen, die sich vor dem Jahr um uns sammelten; ich dachte dann Thüringen heimzusuchen, Weißensee, Wiehe und über Lodersleben nach Hause zu gehen. Aber schon unsere selige Mutter klagte über die in der Welt sonst unbekannte Eifersucht zwischen Wiehe und Wien. Die höhere Gewalt der Studien und des Lebenslaufes wirft das Übergewicht auch diesmal auf die Seite von Wien. Denn in allen Dingen giebt es ein Muß, was aller Wahl ein Ende macht.

Ich hoffe, daß Deine Vaterpflicht und die sonstigen mannigfaltigen Beziehungen, die Du hast, Dich vielleicht zu Weihnachten nach Berlin führen. Herzliche Grüße an alle Freunde, die besten, innigsten an „Car", Deine Selma. Gott behüte Euch.

Dein L.

Ich denke Mittwoch 6. Oct. nach Wien zu reisen. Ein Brief würde mich unter Adresse: Professor Lorenz, Nußdorfer Straße Nr. 8 erreichen.

255. An Amalie Helferich, geb. Ranke.

Berlin, 11. März 1870.

Mein liebes Kind

welch eine schmerzliche Nachricht giebst Du mir und wie unerwartet kommt sie; denn es war ausgemacht, daß ich, wenn ich wiederkäme, nochmals bei der Freundin [1]) wohnen würde. Ich dachte, was ich ihr von meinen Sachen etwa mitbringen, was ihr Freude machen könnte. Nun werde ich sie diesseit nicht mehr sehn. Ich bin wenigstens darin glücklich, daß ich sie zuletzt noch kennen gelernt habe, nicht allein durch die herzliche Fürsorge und Pflege, welche sie mir

1) Frau Pauline v. Dollmann, geb. v. Roth.
2) Dieselbe.

widmete, ihre Freundschaft und Güte für mich: das wäre das geringste; sondern ihre Weise überhaupt zu sein, ihr seltenes, in seiner Art einziges Wesen. Noch schwebt mir ihr Vater vor in seiner eigenthümlichen Bildung: voll vom Gefühl für die klassische Literatur und dabei durch und durch ein fleißiger Beamter, brav und würdig; sie war seine wahre Tochter, sie hatte von ihm das Gefühl für Bildung und Staat, für das Haus Bayern, seine Zusammensetzung, die obwaltende Tendenz, die Mängel der Gegenwart; ich sprach über ihr Land mit niemand lieber, als mit ihr. Auch ihres verstorbenen Gatten gedachte sie dabei, doch vor allem lebte der Geist ihres Vaters in ihr fort, der ihr Lebensideal erfüllte. Doch fehlte es ihr nicht an weiblicher Milde, was ihre Angehörigen, ihr Bruder, ihre Kinder, was vor allem auch die Rankes erfahren, die sie wie ihre eigene Familie betrachtete. Ich bewunderte, wie sie die verschiedenen Charaktere kannte, unterschied und zu würdigen wußte. Ihr als dort Anwesende verliert unendlich viel an ihr. Aber auch ich der Abwesende erleide einen großen Verlust. Ein liebevolles Verständniß, wie sie mir widmete, finde ich in dieser Welt bei meinen Jahren nicht wieder. Einer nach dem andern — das ist nun unser Geschick.

Sie ist wohl auch dem scharfen und rauhen Winter zum Opfer gefallen, dem jeder seinen Tribut bringen mußte. Wie habt ihr andern ihn überstanden? Haltet Euch warm. Auch wir haben leiden müssen, doch im ganzen sind wir ziemlich gut weggekommen.

Hätte ich nicht so viel Arbeiten und so viele unvermeidliche Zerstreuungen, so würde ich öfter schreiben. Fälle wie dieser machen es mich fast bereuen, daß ich manchmal Antwort schuldig blieb. Doch Ihr wißt, daß ich an allem, was Euch betrifft, dem Guten, das Euch vor kurzem begegnete, wie nun auch dem Schlimmen einen Antheil nehme, als geschähe es mir selber. Gehabt Euch wohl in Gott, dem Ewigen, der da nicht stirbt.

Dein treuer Freund

L. R.

Mein Brief ist an die Familie gerichtet, ich grüße alles um Euch, auch die Angehörigen der theuren Freundin — vor allen andern aber doch meinen Bruder, Deinen Vater.

256. An Georg Waitz.

Berlin, 3. Juli 1870.

Mein hochverehrter Freund.

Wir werden Sie, ich zweifle nicht daran, in eine große Verlegenheit setzen. Sie kennen die Verluste unserer historischen Schule, die dem Untergange nahe ist; die für den Fall ernannte Commission und die Fakultät haben Sie einstimmig als den einzigen Mann bezeichnet, der sie noch retten könnte. Hochwahrscheinlich, ich halte es für gewiß, wird der Ruf an Sie ergehen. Schon im voraus sprach ich mit dem Herrn Minister davon. Er hatte nur zweierlei Bedenken: das eine, daß er Göttingen nicht in Nachtheil bringen will; das andere, daß er allzugroße Geldforderungen besorgt. Das letzte halte ich für keine ernstliche Einwendung; denn so viel Geld, als Sie brauchen und verlangen werden oder müssen, wird sich schon finden; und für Göttingen, wo in Pauli doch schon eine neue Kraft gewonnen ist, wird wieder gesorgt werden können, z. B. durch Berufung Winkelmann's oder in einer anderen Art.

Wir aber bedürfen Ihrer unbedingt. Bedenken Sie, daß die historische Schule hier und zwar durch Ihre Mitwirkung entstanden ist. Ich kann ihr auch meiner Augen wegen nicht mehr in alter Weise vorstehen; ich kann nicht noch einmal von vorn anfangen. Sie sind mitten in der Sache; Sie brauchen Ihr Auditorium, Ihre Thätigkeit nur hierher zu verpflanzen, so ist das Bestehen der Schule nicht allein gesichert, es steht ihr vielmehr eine zweite Blüthe bevor. Zur Anregung und Vollendung der Studien werde ich immer noch (durch Vorlesungen), so lange Gott will, einwirken. Ihnen bietet die Universität unter so vielen strebenden und einverstandenen Collegen einen weitern Wirkungskreis, als die dortige.

Und nun noch eine Betrachtung. Für die Monumente sind Sie der allgemein dafür bezeichnete Successor. Man kann dem hochverdienten Meister Pertz nicht einreden noch etwas anmuthen, was ihm widerwärtig wäre. Aber es würde für das Gesammtbewußtsein der deutschen historischen Jugend eine Genugthuung sein, wenn man Sie am Platze wüßte, um die Studien, wenn es nöthig wäre, sofort in die Hand zu nehmen. Ich möchte fast sagen: in dieser Beziehung ist es eine Pflicht für Sie, den Ruf nicht abzulehnen.

Wie glücklich es mich machen würde, wenn Sie ihn annähmen, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Die Welt hat keine Ahnung von

dem Gefühl eines Älteren für die, welche sich ihm anschließen und in treuer Hingebung bei den Studien und zugleich bei ihm selber ausharren. Namentlich bei dem letzten Verlust[1]) habe ich empfunden, welch eine schmerzliche Lücke er mir verursacht. Kämen Sie, so wäre das alles ersetzt. Ich würde das Ende meiner Laufbahn mit Zufriedenheit vor mir sehen.

Für Sie selbst, ich gestehe es, liegt die Sache nicht ganz ebenso klar. Aber ich denke, wenn Sie den Schritt einmal gethan haben, werden Sie sich hier selbst äußerlich wohler befinden, als dort. Auch die Erziehung und Versorgung Ihrer Kinder würde Ihnen leichter werden. Ihre Frau Gemahlin kann mit ihren hannoverschen Gefühlen hier einziehen; sie wird — ich glaube, sie soweit beurtheilen zu können — glücklich sein, wenn Sie glücklich sind.

Überlegen Sie das alles, theurer Freund, in Ihrem Herzen, bis der Ruf an Sie kommt; machen Sie dann die Bedingungen, wie Ihre Familienlage sie erheischt; ich denke, man wird sie Ihnen gewähren.

Noch eins will ich erwähnen. Sobald Sie angenommen haben, werde ich mich zum Veteran bei der Akademie erklären, um Ihnen Platz zu machen. Welche bessere Gelegenheit könnte ich finden?

Von ganzer Seele der Ihre

Leop. Ranke.

257. An Wilhelm von Giesebrecht.

Berlin, 23. August 1870.

Hochverehrter, theurer Freund.

Ich bekenne: bei den drohenden Aspekten im Juli hegte ich einigen Zweifel, ob wir in diesem Jahre wieder berufen werden würden; als es dennoch geschah, sah ich ein gutes Vorzeichen darin. Wenigstens glaubte ich annehmen zu dürfen, daß man in München einen günstigen, für uns wenigstens nicht störenden Gang der großen Angelegenheiten erwarte. Da nun die Erfolge alle unsere Hoffnungen wieder übertroffen haben, was sollte uns hindern, zusammenzukommen? Es ist einmal beschlossen und angesagt: lassen Sie uns dabei bleiben.

Unsere kleine Gesellschaft, welche die gemeindeutsche Idee unter den schwierigsten Verhältnissen repräsentirt hat und selbst durch eine

1) Rudolf Köpke's.

innere Krise zwar vorübergehend gestört, aber nicht zersprengt worden ist, darf wohl den glücklichen Moment, wo die Idee gesiegt hat und auch bei Ihnen allgemein anerkannt ist, nicht versäumen, um ihre Arbeiten mit verstärktem Impuls aufzunehmen. Ich denke, daß das große Unternehmen der deutschen Biographie gemeinschaftlicher Berathung noch besonders würdig ist und sie bedarf.

Gehen Sie also so bald wie möglich auf das Land, um recht gestärkt zu dieser Arbeit und den folgenden, welche Sie erwarten, zurückzukommen. Ich freue mich Ihrer Wahl zum Rektor, weil ich darin ein Zeichen veränderter Stimmung sehe; doch wären Sie da vielleicht zu ersetzen: für uns sind Sie der unentbehrliche Mann. Ich freue mich sehr darauf, Sie, wie die übrigen Herren wieder zu begrüßen; wie viel haben wir zu besprechen!

Wenn kein wesentlicher Widerspruch erfolgt, so bitte ich Sie, vor Ihrer Abreise nur gleich Wohnung für mich im Marienbad zu bestellen, wo ich schlechterdings wohnen will, da es mir diesmal leichter sein wird als vor dem Jahr. Mit welchem Gefühl werde ich Ihre Wohnung betreten, wo ich bei meinem Unwohlsein die Pflege der trefflichen und unvergleichlichen Freundin genoß! Meinem Bruder und meinem Neffen, deren Familie und Ihrer verehrten Frau Gemahlin meinen besten Grüße.

Der Ihre unwandelbar.

L. Ranke.

Für die beiden Hefte meinen Dank.

258. An Ernst Ranke.

[Berlin, Ende 1870.]

Mein lieber Ernst.

Abermals ein Brief von fremder Hand. Aber anders ist es nun einmal nicht mehr: ich würde sonst vollends nicht schreiben. Und doch ist so nöthig, daß man sich von Zeit zu Zeit aufsucht; namentlich, wie es auch in England die Gewohnheit der Familie ist, zu Weihnacht und beim Jahreswechsel.

Was für ein rüstiger lateinischer Poet bist Du noch! Wie werden bei Dir die Ereignisse zu wohllautenden Versen! Das zeugt von einem glücklichen Gemüth, einer frischen und heiteren Seele, welche leicht aufnimmt und wiedergiebt. So muß es wohl auch sein: im Empfangen und Wiedergeben erhält sich der Geist lebendig und frisch.

Was für ein Buch ist es, das Du in diesen Tagen zu Ende zu bringen gedachtest? Bist Du wirklich damit zu Stande gekommen? Mir verfloß das letzte Jahr in steter Arbeit, von der ich freilich auch wünsche, daß sie nicht fruchtlos bleiben möge. Für mich war die Hauptsache, daß sie mich vollkommen beschäftigte. Sollte man nicht auch noch in so vorgerücktem Alter fortschreiten, etwas Neues und Gutes hervorbringen können, oder täuscht man sich über sich selbst, wenn man das hofft?

Sage unserm theuren Freunde Noorden, daß mich sein Brief mit all dem Guten, was er sagt, unendlich erfreut hat. An der fortschreitenden Erkenntniß der Dinge, die da waren, arbeiten wir gemeinschaftlich. Möge es ihm damit gelingen!

Etta werdet Ihr nun bald wieder haben. Sie hat mich durch ein Telegramm erfreut. Eigentlich vermisse ich sie doch; wie ich auch sehr wünsche, Dich bald einmal wiederzusehen. Gehab Dich wohl in Deiner Burg, wo Dir leider Selma fehlt. Sag ihr, wie allen, die schönsten Grüße.

Unwandelbar Dein treuer

L.

Wir befinden uns alle erträglich wohl und haben bisher gute Nachricht von Friedhelm. Er steht in Chatou vor Paris.

259. An Wilhelm von Giesebrecht.

Berlin, 8. Januar 1871.

Hochverehrter und theurer Freund!

Für all das Gute, was Sie mir in Ihrem letzten Briefe sagen, empfangen Sie meinen wärmsten Dank. Wenn ich nicht irre, hat sich unser gegenseitiges Verhältniß, so alt es auch ist, von Jahr zu Jahr immer inniger entfaltet. So möge es fortgehen, bis ich sterbe.

Der Unfall, der Sie vor kurzem betroffen hat, darf Sie — denke ich — nicht erschrecken. Ich führe Ihnen das Beispiel meines Bruders Ferdinand, des Direktors, an, der vor einigen Jahren ein paarmal von Bewußtlosigkeiten befallen wurde, von denen die eine mehrere Stunden dauerte; er erholte sich aber in kurzem vollkommen und ist wieder so frisch und munter, wie jemals.

Auch mir hat der König auf unsere Adresse[1]) nicht geantwortet; er hat sich indessen eine neue verdient. Es grenzt an das Wunderbare, daß dieser junge Fürst, der an den öffentlichen Angelegenheiten keinen Antheil zu nehmen schien, dennoch in den beiden größten Fragen, welche vorkommen konnten, die Initiative zu gunsten der großen deutschen Ideen ergriffen hat. Nachdem er erst den casus foederis in dem entscheidenden Moment freudig anerkannt hat, hebt er die Nothwendigkeit dieser Anerkennung für die Zukunft selber auf — das ist das Wesentliche an der Sache, alles andere ist mehr der äußere Schmuck.

Auch mir ist die Ficker'sche Widerrede, auf die wir nicht gefaßt waren, obgleich wir es doch hätten besorgen können, sehr unangenehm. Sie wissen wahrscheinlich von ihm selbst, daß auch ich ihm geschrieben habe, und was er mir darauf geantwortet hat. Ich glaube, darin ist kein Schritt weiterzukommen, und wir müssen es bei seinem Vorschlage bewenden lassen. Bei der nächsten Zusammenkunft der Commission muß die Sache in Erwägung gezogen werden. Unangenehm ist sie immer.

So eben empfange ich Ihre Rektoratsrede; möchten Sie doch Zeit finden, die Andeutungen über die Geschichte der Universitäten, die Sie darin machen, recht ausführlich auszuarbeiten und mitzutheilen.

Gott erhalte Sie, lieber Freund, Sie und Ihre Frau Gemahlin. Grüßen Sie sie von mir, sowie die dortigen Mitglieder der Commission und alle Freunde.

Unwandelbar der Ihre

L. Ranke.

260. An Edwin v. Manteuffel.

Berlin, 2. Mai 1871.

Mein hochverehrter theurer Freund!

Wenn ich mich recht besinne, so schrieb ich Ihnen einst in dem Augenblicke, als sich die Trauung meiner Tochter mit Blumen und Kränzen vorbereitete. Heute habe ich wieder eine Braut im Hause — eine Braut des Himmels. Sie ruht zwischen einer Wand von grünem Laub und stillen Topfgewächsen, von Kränzen und Blumen bedeckt;

1) S. W. LI/LII 565 f.

aber sie ist todt, kalt wie Marmor, schön wie eine Statue von Marmor. Das ist das Wunderbare in der Natur, wie sie auch in den Todten arbeitet und hervorbringt oder vielmehr: alles Zufällige fällt ab; allerdings der Reiz, aber auch das Gefühl der Krankheit ist verschwunden. Niemals sah ich meine Frau so schön, marmorschön, wie gestern: dieselben Züge, die hohe Stirn, der Hinterkopf noch von gelben Haaren umkleidet; die immer gekrümmten Hände ausgestreckt, so die Füße in ihrer natürlichen Bildung, die ganze Gestalt leichthin und frei, wie ich sie seit zwanzig Jahren nicht sah; noch ihre Güte in den Gesichtszügen, aber alles durch Würde gehoben. Ich kniee nieder am Sarg; ich kann mich kaum losreißen. Abgesehen von den vorhergegangenen Krankheitszufällen ist mir der Tod nie schreckenloser erschienen. Das muß alles so sein, die Natur arbeitet gleichsam plastisch. Da verschmilzt Erinnerung, Trauer, Liebe mit Bewunderung der Natur, Anbetung Gottes.

Ich sagte Ihnen noch nicht, wie sie gestorben ist. Ihre eigentliche Krankheit flößte am vorigen Freitag noch keine eminente Besorgniß ein; man konnte sich darüber nicht täuschen, was das Ende sein werde, aber man erwartete es noch nicht. Die Doktoren hatten nichts dagegen, daß mein Sohn, der zu der Unterofficierschule in Weißenfels commandirt worden war, und mein Schwiegersohn, der nach Lodersleben gehen wollte, am Sonnabend früh abreisten; auch meine Tochter erschien nicht zu der gewohnten Stunde. Aber indem nahm die Krankheit durch fieberhafte Affectionen und den Ansatz von Wassersucht eine drohende und gefährliche Wendung. Als ich zu meinem Spaziergang gegen zwei Uhr mich anschickte, wünschte sie mir das gewohnte Vergnügen; denn ich hatte ihr viel von dem wiederkehrenden Frühling erzählt. Sie soll dann und wann nicht mehr die rechten Worte gefunden haben: die Ausdrücke des Wohlwollens und der Liebe fand sie immer richtig. Überhaupt war ihre geistige Fassung, ausgenommen vielleicht den letzten Tag, so vollkommen, wie immer; nur daß man keine langen Gespräche mit ihr pflegen konnte. Nur meine Tochter, die immer bei ihr war und sie am besten von allen verstand, erhielt noch kleine präcise Aufträge, die sich immer auf das nächste bezogen. Sie hat sogar Geschenke für die künftigen Erwählten ihrer Söhne im voraus bestimmt. Der Abend wurde immer erregter; nur eine kurze Zeit konnte sie auf dem Sopha verweilen und wurde dann nach ihrem Bette zurückgebracht. Indem ich mit ihr sprach, schlummerte sie ein. Der Arzt, der diesmal gerufen war, meinte noch, daß sie die Nacht

überdauern würde, und gab meiner Tochter den Rath, unbesorgt nach Hause zu fahren, was mir ihretwegen lieb war. Auch um 11 Uhr, als ich meine Kranke nochmals besuchte, fand ich sie ungebrochen. Ein ängstliches Stöhnen hat sie bis gegen 3 Uhr verfolgt. Dann ist sie eingeschlafen. Am Morgen sagte man mir, sie schlafe eben, jedoch ungewöhnlich ruhig. Ich wollte den Schlaf nicht unterbrechen, aber es war ein Schlummern, das unmerklich in den Tod übergehen sollte. Indem das sorgsame Dienstmädchen das Fenster öffnet in der Hoffnung, sie werde erwachen, hört sie ein paar tiefe Athemzüge, denen ein schrekkendes Schweigen folgt. Wir stürzen herbei, ich und Otto; — der meinte noch den Pulsschlag zu bemerken; ich lauschte einem Athemzug, aber ich vernehme ihn nicht mehr. Otto sprach mit seiner geistlichen Stimme ein Gebet der Einsegnung, Er wird auch heute die geistliche Handlung bei der Beerdigung vollziehen, zu der wir uns rüsten.

Königin Elisabeth traf ganz die Wahrheit, wenn sie wenige Stunden darauf schrieb: „das Zerreißen eines solchen Bandes thut gar zu weh, wenn man auch unter Thränen dem Herrn dankt, der einem langen und schweren Leiden ein Ende macht." Ihr Fall war noch schwerer, als der meine, denn sie hatte eine geistige Verdunklung zu beklagen, nicht nur ein körperliches Leiden. Da dies einen Grad erreicht hatte, bei dem auch ein geistiges Leben nicht mehr möglich gewesen wäre, so sind wir in Gott gefaßt, meine Kinder, wie ich. —

So schrieb ich vor der Leichenfeier. Der betrübendste Augenblick ist immer, wenn die Decke des Sarges unserem Blick die entzieht, die wir oft gesehen hatten und noch immer zu sehen Verlangen trugen. Die Blumen und Kränze werden weggenommen. Ich steckte meiner treuen Freundin noch eine rothe Rose an den Busen, noch einen halben Blick hatte ich, indem die Decke sich herabsenkte. Dann sammelten sich die Freunde, der Dom-Chor ließ einzelne Gesänge in vollkommener Harmonie vernehmen. Dazwischen sprach Otto. Er hatte Selbstbeherrschung genug, um sein Gefühl nicht über sich Meister werden zu lassen. Er sprach darin nicht allein von seiner Mutter, die ihn doch in der That zum Geistlichen gemacht hat; er redete auch den Vater und die Geschwister an, ohne doch jemals von der Höhe der religiösen Auffassung herabzusteigen. Die Rede brachte allgemeine Genugthuung hervor. Dann fuhren wir nach dem Kirchhof bei der Sophienkirche, wo unser jüngstes, früh verstorbenes Kind begraben ist und nun die Mutter den Vater erwartet. Welch ein eigenthümliches Geheimniß liegt in diesen Familienbeziehungen. Wie ist da Leib und

Seele, Religion und Individualität, Jenseit und Diesseit in einander verschmolzen.

Es wird mir jetzt sehr einsam werden in meinem Hause. Denn es ist doch ein Unterschied zwischen dem jungen Unverheiratheten und dem alten Wittwer; noch mehr zwischen den Menschen von damals, die in allgemeinen Tendenzen, und den heutigen, die in Fraktionsbestrebungen leben. Ich werde Sie jetzt doppelt vermissen.

---

6. In der Wittwerzeit bis ans Ende.

261. An Maximiliane v. Kotze, geb. v. Ranke.

Berlin, 5. October 1871.

Meine geliebte Tochter

Als ich Deinen Brief erhielt, war ich Deiner Voraussetzung entgegen in München. Nach einigem Schwanken hatte ich mich doch entschlossen, meine Pflicht zu thun und die Reise zu unternehmen, und es ist mir denn auch sehr gut ausgeschlagen. Ich habe die Reise hin und zurück jedesmal in einer einzigen Nachtfahrt gemacht und keine andere Unbequemlichkeit gehabt, als die, daß es auf dem Fichtelgebirge vor oder auch nach Mitternacht empfindlich kalt wurde; doch habe ich auch das gut bestanden.

Du kennst München und meine dortige Stellung; es ist mir wie ein Vermächtniß, daß es mir dort in der Regel gut geht. Die Familie ist vollständig, blühend in ihrer Mannigfaltigkeit. Dem würdigen Bruder zur Seite, der das Alter zu fühlen scheint, aber sich nach meinen Begriffen wohl hält, die thätige immer liebevolle Hausfrau, wie wir sie in Ansbach sahen; der junge Heinrich angesehen und thätig; seine Frau jugendlich liebenswürdig: aus jedem ihrer Blicke spricht Liebe und Bewunderung für ihren Mann; die älteren Kinder wachsen rasch empor, drei von ihnen sollen demnächst in eine Pension bei Kaiserswerth gehen — jedoch ich will nicht wiederholen, was Du weißt, sondern Dir nur sagen, daß ich alles in erwünschtem Wohlsein und mit dem alten Wohlwollen gefunden habe. Johannes war mein

treuer und unzertrennlicher Begleiter; ohne ihn würde ich gar nicht fortgekommen sein. Ein paar mal haben wir auch das Theater besucht und zweimal Wagnersche Opern gesehen, die mir viel Eindruck gemacht haben. Es ist eintönig und, wenn man will, lang ausgesponnen; aber die Eintönigkeit hat Charakter, und die langen Recitative werden von lebendig empfundenen und dargestellten Scenen und Passagen durchbrochen.

Die Commission ging so gut, wie denkbar ist. Meine Einleitung[1]), die eigentlich nicht dazu angelegt war, wird doch auf den Wunsch der Versammlung gedruckt werden. Und dabei war viel andres Leben. Ich hatte Gelegenheit zu italienischer, englischer und französischer Conversation; zu der letzten bei einem Besuch des Paters Hyacinth, eines Clericalen von vielem Geist, zwar eben clericaler, aber nicht allein würdiger, auch angenehmer Erscheinung.

Deinen Brief bekam ich erst durch Otto, als ich mich zur Heimkehr rüstete. Er machte mich glücklich durch die guten Nachrichten, die Du mir darin giebst, über die Reise, die Du gemacht, und die Besuche, die Du empfangen hast, und Deine freundlichen Erinnerungen an den alten Papa. Wahrscheinlich wäre ich Deiner Einladung gefolgt, wäre das Wetter nicht bereits so winterlich geworden, daß ein Landaufenthalt kaum mehr zu rathen ist. Ich hoffe sogar, wenn das andauert, werdet Ihr Euch bewogen finden, recht bald nach Berlin zu kommen. Ich brauche Dir nicht auseinanderzusetzen, wie sehr ich das wünsche, wie herzlich ich mich darauf freue. Ihr müßt es nur so einrichten, daß wir recht oft zusammen sein können, daß die alten, halb ausgestorbenen Räume sich wieder beleben. Tausend Grüße an Deinen Wilhelm, Deine liebe, hoffentlich ganz wiederhergestellte Schwiegermutter und die dortigen Freunde überhaupt und einen Kuß an Lilly.

Dein treuer Papa.

262. An Carl Geibel.

Berlin, 14. December 1871.

Hochgeehrter Herr und Freund!

„Wenn das Kind geboren ist, denkt die Mutter nicht mehr an die Angst um der Freude willen.“ Der Vater hat nur die Freude; aber nach und nach, und eher als man denkt, erwächst ihm auch die

1) S. W. LI/LII 567 ff.

Pflicht, die in einer volkreichen Stadt nicht ganz leicht zu erfüllen ist. Nehmen Sie meinen herzlichen Glückwunsch. Meine trockne Bemerkung hindert nicht, daß ich nicht vor allem an der Wiederherstellung der theuren Wöchnerin und an dem Wohlergehen des Säuglings den innigsten Antheil nehme. Möge denn alles gut gehen!

Von Herzen der Ihre

Ranke.

263. An Georg Waitz.

Berlin, 10. März 1872.

Mein hochverehrter Freund,

Offiziell haben wir von dem Herrn Minister Notiz erhalten, daß es außerhalb seines Ressorts liege, einige von den Forderungen, die von Ihnen gestellt worden seien, zu bewilligen; welche diese Forderungen seien, hat er nicht angegeben. Aus einem Brief an Droysen schließen wir aber, daß sie sich auf die Monumenta beziehen, denn diese sind allerdings Reichsangelegenheit. Möchten Sie nun nicht die Güte haben, präcis zu bezeichnen, worin Ihre Forderungen bestehen und wie Sie meinen, daß die Erfüllung derselben zu erreichen wäre? Dann wird alles, was möglich ist, dafür geschehen. Daß die Monumenta nach Göttingen abgegeben werden sollten, ist nicht wahrscheinlich: man wünscht sie vielmehr in der Hauptstadt des neuen deutschen Reiches zu behalten. Auch der Kronprinz interessirt sich, durch Curtius in Kenntniß gesetzt, lebhaft für die Sache.

Niemand begreift besser als ich, was Sie verlieren, wenn Sie Göttingen verlassen. Aus dem Wunsche, Sie hier zu haben, so stark er auch ist, geht aber meine Bitte nicht allein hervor. Ich glaube vielmehr in der That, daß es für die Sache das beste ist, Sie kommen hierher. Schreiben Sie mir nur, worauf angetragen werden soll und zwar unverzüglich, dem gegenwärtigen Stande der Sache gemäß.

Von ganzem Herzen der Ihre

L. Ranke.

264. An Carl Geibel.

Schloß Lodersleben bei Querfurt, 27. Juli 1872.

Hochverehrter Herr,

Ich freue mich, daß mein neues Produkt[1]) in Ihren Händen ist. Was die Correcturen anbetrifft, so werden dieselben immer einige Schwierigkeiten machen. Der kleine Druck macht es für mich unmöglich, sie ohne fremde Hülfe zu besorgen. Dr. phil. Wiedemann ist nach dem Bade gereist und wird schwerlich vor Ende August wiederkommen. Dr. phil. Platner, jetzt am Hausarchiv angestellt, wäre, wie er mir sagte, geneigt, die Correctur des Bandes zu übernehmen, und recht geeignet dazu. Ich würde Sie bitten sich an denselben zu wenden. Ich glaube in der That kaum, daß wir bis Monat December mehr als diesen Band zu Stande bringen werden. In Bezug auf den neuen Druck des ersten Bandes bringe ich ergebenst in Erinnerung, daß der Zusatzartikel des buchhändlerischen Vertrages, den Sie in Aussicht stellten, noch nicht in meine Hände gelangt ist. Eine Correctur zum 24sten Bande empfangen Sie anbei.

Und nun noch das vielleicht Wichtigste. Ich kenne den Hofrath Beer, der im Winter im Archiv zu Berlin gearbeitet hat; er besitzt die Gabe der Sprache in hohem Grade und hat, soviel ich weiß, unbedingten Zutritt in die Archive von Wien. Er lebt und webt in den historischen Forschungen über die neuere Zeit, und ist von den gewöhnlichen österreichischen Gesichtspunkten nicht befangen. Die Artikel, die er, wie ich aus Ihrem Schreiben sehe, für seine Beiträge bestimmt hat, betreffen die wichtigsten Gegenstände, und ich zweifle nicht, daß sie eine allgemeine Aufmerksamkeit erwecken werden. Ich bin begierig, was er über 1805, 1806, 1807 mitzutheilen haben wird. Mit mir hat er nur von seinen Forschungen über die Theilung Polens gesprochen, jedoch kein Wort davon gesagt, daß er sich damit an Ihre Firma wenden würde. Ich glaube, Sie können die Beiträge ohne viel Risico in Ihren Verlag nehmen[2]).

Mich freut, daß Sie wieder in Ihre Thätigkeit eingetreten sind,

1) Genesis des preußischen Staats.

2) Adolf Beer: „Friedrich II. und van Swieten, Berichte über die zwischen Österreich und Preußen geführten Verhandlungen, die erste Theilung Polens betreffend" sowie „Leopold II., Franz II. und Catharina. Ihre Correspondenz. Nebst einer Einleitung: Zur Geschichte der Politik Leopolds II."

und ich hoffe Sie auf meiner Rückkehr in Leipzig gegen Mitte des künftigen Monats zu begrüßen. Wir haben ja immer gar Manches zu besprechen.

Hochachtungsvoll und ergebenst

L. v. Ranke.

265. An Wilhelm v. Giesebrecht.

Berlin, 2. October 1872.

Hochverehrter Freund und Gönner.

Ich fühlte mich bereits viel besser und war willens, mich zu der Plenarversammlung einzustellen. Ich wurde darin auch dadurch bestärkt, daß ich bei einem Besuch auf der königlichen Bibliothek von Pertz vernahm, er werde wahrscheinlich nicht kommen können. Ich dachte, daß wir Ältere nicht auf einmal alle fehlen dürften. Ich sagte jedermann, dem ich begegnete, daß ich reisen würde; aber gleich darauf, als ich nach Hause kam, überfiel mich das alte Übel und zwar so unerwartet, daß ich überzeugt wurde, diesmal die Reise nicht unternehmen zu dürfen. Es wäre nicht allein für mich bedenklich und selbst gefährlich, sondern ich würde auch den Freunden beschwerlich fallen, statt sie zu erfreuen. Ich stelle Sie mir alle lebhaft vor; ich hätte wohl einem jeden etwas Besonderes zu sagen: das muß nun alles unterbleiben. Sie begreifen, wie leid es mir thut; aber ich muß mich in mein Schicksal finden. Ein Unbetheiligter sagt mir soeben, er freue sich darüber, daß ich nicht gehe. Und sehr vermissen werden Sie mich nicht.

Über vieles, was vorkommen muß, namentlich die Drucklegung der deutschen Biographie, habe ich vor kurzem mit Herrn von Liliencron gesprochen. Ich bin mit alledem, was er vorschlug, einverstanden. Seitdem hat mir, wie Sie wahrscheinlich wissen, Herr Professor Caro in Breslau seine Bereitwilligkeit zur Mitarbeit ausgesprochen. Ich halte ihn für vollkommen geeignet; da ich aber noch nicht weiß, welche von den preußischen Artikeln noch nicht vergeben sind, so habe ich nichts bestimmtes antworten können.

Um ein Wort mehr über die Geschäfte hinzuzufügen, so hat allerdings Professor Sickel mit mir über die Bearbeitung der Geschichte Karls des Großen geredet. Er gab den Gründen Gehör, welche gegen eine von Anfang an neue Bearbeitung der Geschichte Karls des Großen sprechen; er gestand mir zu, daß eine längere Einleitung genügen werde, um eine selbständige Auffassung der früheren Zeiten zur Darstellung zu bringen und dann alle Segel zu der neuen Arbeit einzu-

setzen. In Bezug auf die Bearbeitung der Geschichte Ludwigs des Frommen lege ich ein Schreiben des Dr. Simson bei. Danach wäre auf eine baldige Ausführung zu rechnen, da Dr. Simson gestern wirklich aus seiner archivalischen Stellung geschieden ist. Lothar und Konrad III., mit denen Sie jetzt selbst beschäftigt sind, für die Jahrbücher zu übernehmen, hat der Freund Köpke's, Bernhardi, sich bereit erklärt. Ich gab selbst dazu Anlaß, da er mir sagte, daß er kritische Forschungen über die Zeit der Hohenstaufen mache. Ich lege seine Erklärung darüber bei. Doch habe ich Ihnen und Waitz, sowie der Commission nicht vorgreifen wollen.

Es macht mir wahres Vergnügen, daß sich auf diese Weise die Aussicht eröffnet, die ganze Reihe unsrer Kaiser aus den alten Geschlechtern in den Jahrbüchern kritisch und einzeln bearbeitet zu sehen. Für mich selbst ist das freilich nicht allein zweifelhaft, sondern unwahrscheinlich und beinahe unmöglich. Mein jetziges Übel halte ich doch nur für ein vorübergehendes und ich schmeichele mir sogar mit der Hoffnung, in dem künftigen Jahre wieder in der Mitte der verehrten Herren zu erscheinen, die ich jetzt nur aus der Ferne zu begrüßen in der Lage bin. Für diesmal wiederhole ich meine in meinem vorigen Briefe ausgesprochene Bitte, daß Sie die Güte haben mich zu vertreten.

Mit herzlicher Verehrung und Freundschaft der Ihre

L. v. Ranke.

266. An Carl Geibel.

Berlin, 17. October 1872.

Hochgeehrter Herr!

Wegen meiner Angelegenheit allein Sie zu veranlassen, hierher zu kommen, trage ich doch Bedenken. Wenn Sie aber im Laufe der künftigen Woche auch um anderer Geschäfte willen herzukommen geneigt wären: so würde ich Ihnen das Manuscript, mit dessen Durchsicht ich jetzt beschäftigt bin, übergeben können, und wir würden über das noch Zweifelhafte Verabredung treffen; in der Hauptsache sind wir ja einverstanden. Sehr gut wäre es, wenn das Buch[1]) zu der von Ihnen angedeuteten Zeit, oder doch kurz darauf — im Februar — erscheinen könnte, wo hier noch alles beisammen ist. Vorläufige Ankündigung sehe ich gerne so lange aufgeschoben, als es für den Ver-

1) „Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen."

trieb überhaupt thunlich ist. Aber der Druck kann unmittelbar beginnen. Sollte Ihnen in Druck oder Format noch eine Veränderung wünschenswürdig erscheinen, so hätten Sie wohl die Güte, mir eine Probe davon mitzubringen. In Bezug auf die Bestimmung der Anzahl der zu machenden Abzüge darf man nie vergessen, daß der Inhalt dem großen Publikum doch nicht gerade sympathisch sein wird. Man könnte sich da leicht verrechnen. Ich wäre also für die bereits unter uns besprochene Anzahl. Aber von großer objectiver Bedeutung ist der Inhalt; ich werde davon beim Wiederdurchlesen selbst frappirt. Sie bekommen ein druckfertiges Manuscript.

Hochachtungsvoll und ergebenst

L. v. Ranke.

267. An Alfred Dove.

Berlin, 13. März 1873.

Lieber Freund,

Recht empfindlich berührte es mich, als mir vor kurzem Ihr Herr Vater die Frage vorlegte, was ich zu Ihrem Buche über Humboldt[1]) sage; denn eben das war ja die Frage, die Sie mir selbst vorgelegt haben und die ich bisher unbeantwortet gelassen habe. Ich erwiderte: um Ihren Gegenstand werde Sie kein Historiker beneiden. Aber seine eigene Arbeit? fragte er weiter. Mit voller Überzeugung sprach ich aus, daß sie sehr gut und selbst vortrefflich sei: das eine in Bezug auf die Benutzung der Ihnen mitgetheilten Materialien, das andere in Bezug auf das literarische Urtheil. Ich habe seit langer Zeit nichts gelesen, was mir treffender und allgemein belehrender vorgekommen wäre, als das, was Sie über die Composition des Kosmos sagten.

Einen Punkt berührten wir, soviel ich mich besinne, nicht: Ihr Urtheil über Friedrich Wilhelm IV. Sie haben gesagt: Ihre Schilderung entspräche dem, was Ihnen von Ihren Quellen dargeboten werde. Aber diese bilden doch nur einen trüben Reflex des Lebens am Hofe. Nächster Tage erscheine ich nun mit echten und umfassenden Dokumenten über Friedrich Wilhelm IV. Ich brauche dieselben nicht Ihrer Aufmerksamkeit zu empfehlen, diese setze ich mit Bestimmtheit voraus. Aber wenn ich überhaupt denke, damit ein gründliches

1) „Al. v. Humboldt auf der Höhe seiner Jahre"; in K. Bruhns, Al. v. Hb. Bd. II. Leipzig 1872.

Urtheil über diesen Fürsten möglich zu machen, so hoffe ich auch, daß Sie das Ihre melius informatus reformiren werden. Nehmen Sie das Exemplar, das Ihnen Herr Geibel geben wird, freundlich auf.

Für alles, was mir von Ihrer Seite zugegangen, bin ich Ihnen den herzlichsten Dank schuldig; namentlich für den gewissen Prospectus[1]), den ich freilich nicht ganz annehmen darf, aber als Zeichen Ihrer fortdauernden Freundschaft und Beschäftigung mit meinen Arbeiten willkommen heiße. Seitdem wir uns sahen, haben Sie sich ein kleines „neues Reich"[2]), ein eigenes Hauswesen gegründet. Ich kann Ihnen mit voller Wahrhaftigkeit Glück wünschen, da ich Ihre Frau Gemahlin, wenn auch nur flüchtig, kennen gelernt habe. Zu einem solchen kleinen Reiche gehören auch Freunde in der Nähe und in der Ferne. Ich wünsche zu denselben gezählt zu werden, so lange ich lebe. Mit innigem Gruß an Sie beide und alter Freundschaft

L. Ranke.

268. An Carl Geibel.

Berlin, 16. März 1873.

Hochgeehrter Herr!

Ich freue mich sehr der Aussicht, die Sie für die nächste Woche eröffnen. Sie empfangen anbei Bogen 23 und 24; 22 und die Vorrede werden schon gestern bei Ihnen eingetroffen sein. Die letzte dürfte wohl noch einmal hierher geschickt werden müssen; doch wird das nicht aufhalten, noch die Vollendung des Ganzen behindern.

Sehr erwünscht wäre mir, wenn drei Exemplare oder wenigstens eines in möglichst hochzeitlichem Kleide noch bis Freitag den 21. Mittags hier eintreffen könnten, um am 22. übergeben zu werden, was ich schon persönlich in Aussicht gestellt habe.

Nun! Glück auf zu diesem Werke[3])!

An Widerspruch wird es nicht fehlen, aber der alte Frundsberg sagte: Viel Feind', viel Ehr'.

Hochachtungsvoll und ergebenst

L. Ranke.

1) Zur 2. Gesammtausgabe der Werke Ranke's, auf Wunsch des Verlegers geschrieben.

2) Anspielung auf die Wochenschrift „Im neuen Reich", hggb. v. A. D.

3) „Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen."

269. An Georg Waitz.

Berlin, 7. Juli 1873.

Hochverehrter Herr und Freund,

Beinahe wären Sie ganz um den Briefwechsel gekommen; denn indem ich Sie an Herrn Geibel verwies, meinte dieser, Sie würden von mir selbst ein Exemplar empfangen haben. Es war recht gut, daß Sie mich erinnerten; aber genannt hatte ich Sie dem Verleger schon längst. Sie werden wohl das Buch empfangen, vielleicht schon zum Theil gelesen haben. Ich weiß, daß Sie vieles einwenden werden, doch wird es Ihnen lieb sein, den Fürsten, wie er war und dachte, lebendiger vor sich zu sehen.

Die Sache der Monumenta zieht sich sehr in die Länge. So viel ich höre — denn ich selbst bin nicht mehr aktives Mitglied der Akademie — hält Pertz doch noch immer an der Absicht fest, die karolingischen Urkunden seinem Sohne Karl zu übertragen. In der Akademie scheint man doch zu fühlen, daß man außer ihm keinen Fachmann zum Mitglied hat. Wahrscheinlich wird man sich begnügen, für die Arbeit andre Kräfte herbeizuziehen, deren ja so bedeutende anderwärts vorhanden sind. Ich habe, jedoch nur privatim, den Vorschlag gemacht, die Münchener Commission zu einem Gutachten aufzufordern, weiß aber nicht, ob man darauf eingehen wird.

Die Absicht, mich diesen Herbst in München einzufinden, hege ich sehr ernstlich und glaube auch nach dem jetzigen Zustand meiner Gesundheit, die Reise unternehmen zu können. Möge es so sein! Wäre es nicht der Fall, so würde ich abdiciren müssen. Aber wie gesagt, ich hoffe es, wie ich es wünsche. Es würde mich glücklich machen, wenn wir uns wieder einmal unter Freunden beisammen finden und den einen oder den andern Abend zusammen verleben können.

Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn sich die Hoffnung, Sie hier in der amtlichen Thätigkeit zu sehen, realisirt hätte! Noch hat man die Absicht nicht ganz aufgegeben. In diesen Tagen gehe ich auf ein paar Wochen nach Lodersleben, wo mich ein Brief von Ihnen finden wird. Erhalte Sie Gott, theuerster Freund, behalten Sie mich in gutem Andenken, bis wir uns wiedersehen.

Von ganzem Herzen der Ihre

L. Ranke.

270. An Heinrich Ranke.

Berlin, 28. November 1873.

Geliebter Bruder

Vor allem nahm ich bei meiner letzten Anwesenheit in Eurer Mitte den guten Gesundheitszustand wahr, dessen Du Dich erfreutest. Ich zweifle nun nicht, daß Du auch Deinen wiederkehrenden Geburtstag wohl und munter begehst in dem engen Kreise, welchen Selma um Dich bildet, so wie in dem weiteren der Familie, die Dich umgiebt. Ich war sehr glücklich unter Euch, zumal da auch die Geschäfte, die mich nach München führten, den erwünschten Fortgang hatten. Nochmals danke ich Dir und Deinen beiden Söhnen für die gute Aufnahme, die Ihr uns gewährt habt. Der treue Johannes war mir unentbehrlich, trotzdem daß Otto mich begleitete. Ob ich aber jemals wiederkomme, Gott weiß es!

Auch meine Reise nach Wien ging glücklich von statten. Ich fand die gewünschten Dokumente in dem Archiv und bin damit beschäftigt, sie zu bearbeiten. Ich mag mir aber doch wohl, obgleich ich davon wenig spürte, eine Erkältung zugezogen haben, wenigstens eine Verstimmung des alten Körpers. In diesem Augenblick laborire ich an Zuständen, die dem, was ich einst in München erlitt, nicht ganz unähnlich, es aber glücklicher Weise bei weitem nicht erreichen. Sie stören meine Nächte, jedoch werde ich nicht dadurch gehindert, die Arbeitsstunden innezuhalten und meine Spaziergänge zu machen. Die Übelstände sind eigentlich immer vorhanden, zuweilen werden sie intensiver. Man verspricht mir eine baldige Hebung des Hämorrhoidal-Blasenleidens, das mich von Zeit zu Zeit verfolgt.

Zu großem Troste gereicht mir die Anwesenheit meiner Tochter und ihrer Familie; wir feiern heute das erste Geburtsfest des jüngsten Kindes. Es macht mir doch Eindruck, das lieblich unbewußte kleine Wesen vor mir auf dem Boden zu sehen; mit beginnender Aufmerksamkeit auf die Dinge der Welt. Wie wird dieses Naturell sich durch eingeborene Kraft und die Einwirkung der Welt entwickeln? Aus dem Gegensatz von beiden und der Wechselwirkung beider setzt sich eben das menschliche Leben zusammen. Das unsere neigt sich seinem Ende zu: wie ich Dich kenne und Du mich, ohne Willkür, bei aller Freiheit des Thuns und Lassens, mit stetiger Consequenz. Der Unterschied zwischen uns, den ich früher einmal hervorhob, beruht eben auf dem innern Kerne des Daseins. Möge Dir nun, mein geliebter Bruder,

noch manches Jahr eines ruhiges Alters beschieden sein. Du feierst gleichsam den Sabbath des Lebens; ich bewege mich noch in unaufhörlicher drangvoller Thätigkeit. Ich grüße die Deinen, die ja zugleich die Meinen sind, mit herzlicher Liebe. Ferdinand befindet sich wohl. In den Tod getreu Dein

Leopold.

271. An Carl Geibel.

Berlin, 21. April 1874.

Hochgeehrter Herr!

Ich war vor einiger Zeit sehr unangenehm überrascht, als ich beim Nachhausekommen von meinem Spaziergang erfuhr, daß Sie in der Zwischenzeit mich hatten besuchen wollen, um so unangenehmer, als ich hörte, daß Sie von Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin begleitet worden waren. Wie gern hätte ich ihr die Räume gezeigt, in denen ich schon so lange einheimisch bin, namentlich auch das gelungene Portrait meiner seligen Frau.

Mit Ihnen selbst hätte ich dann auch das eine und das andere von unseren Geschäften besprochen. In Bezug auf die neue Ausgabe der Päpste hätte ich Ihnen anvertraut, daß ich nun doch damit umgehe, dem dritten Band des Textes noch ein Schlußwort hinzuzufügen, das sich über die Geschichte des Vaticanischen Conciliums verbreiten soll. Für mich selbst wäre das Beste, davon zu schweigen; aber für das Buch und ich hoffe auch für das Publikum ist es besser, daß ich meine Ansicht darüber ausspreche. Da nun aber damit eine brennende Frage berührt wird, und jeden Tag neue Documente darüber zum Vorschein kommen, so wünsche ich das Manuscript bis kurz vor der unmittelbaren Ausgabe des Buches bei mir zu behalten. Die Analecten müßten, wie bei der fünften Ausgabe, mit besonderer Paginirung gedruckt sein, und der Text auch schon so weit vorgerückt, daß sich eine unverzügliche Ausgabe in der kürzesten Frist bewerkstelligen läßt. Aus diesem Grunde weiß ich nicht, ob ich Ihnen zur Veranlassung der Ausarbeitung eines Registers rathen soll. Denn für ein gutes Register wird die Zwischenzeit doch zu kurz bemessen sein. Ich habe gar nichts dagegen, daß Herr Nordmeyer für die Abfassung des Registers zu der preußischen Geschichte beauftragt wird. Denn bis zur Fertigstellung im Drucke wird noch eine geraume Zeit vergehen. Es ist gar nicht leicht, ein brauchbares Register abzufassen, wie das zur deutschen Geschichte und auch das zur englischen ist; diese

müßte er sich zum Muster nehmen, wie er sie ja kennt. Für die romanisch-germanischen Geschichten tritt die Schwierigkeit ein, daß die dazu gehörige Kritik, die ihre besondere Vorrede hat, als ein von dem Werk, zu dem sie gehört, doch auch wieder unterschiedenes Heft erscheinen muß. Es wäre zu wünschen, daß es Anfang November, bei dem Ablauf der fünfzig Jahre, ausgegeben werden könnte. Mit dem „Ursprung des Revolutionskrieges" hat auch Ihr geübter Setzer viel Mühe; ich wünsche nur, daß er immer ruhig bei der Sache bleibt.

Für die Analecten des zweiten Doppelbandes der preußischen Geschichte würde ich zu wissen wünschen, wieviel Bogen denselben eingeräumt werden können.

Genug für heute! Zuletzt ist es ein Glück für Ihre Frau Gemahlin gewesen, daß sie nicht allen diesen Discussionen beizuwohnen gebraucht hat. Grüßen Sie sie tausendmal von mir und seien Sie selbst herzlich von mir gegrüßt.

Hochachtungsvoll und ergebenst
Ranke.

272. An Alfred von Reumont.

Berlin, 8. Juni 1874.

Es ist mir eine Erinnerung aus der heitern Periode der Jugend oder vielmehr der Zeit, in welcher sich unsere Studien in Florenz begegneten, wenn ich Ihren Lorenzo de' Medici aufschlage, ein Buch, in welchem Sie reiche Kenntnisse, wie sie in der Fülle wie Sie niemand besitzt, mit populärer Darstellung vereinigen. Ich zweifle nicht, das Buch wird Eingang finden, obwohl wir derzeit in Deutschland mit ganz andern Dingen beschäftigt sind. Mir macht immer das 15. Jahrhundert den Eindruck eines Jugendalters der modernen Geschichte. Ich habe einige Ihrer Mittheilungen mit frischer Sympathie gelesen.

Wenn Sie Werke wie dies hervorbringen, so haben Sie wohl niemand zu beneiden. Ich nehme Ihr Wohlwollen von ganzem Herzen an, aber nicht Ihre wenn auch noch so harmlose Beneidung. Glauben Sie mir, lieber Freund, ich denke Ihrer allezeit mit wahrer Anhänglichkeit. Leider läßt der schmerzliche Todesfall, der uns beide betroffen hat[1]), mir keine Hoffnung, Sie bald einmal wieder in Berlin zu sehen. Wie viel hätte ich Ihnen darüber zu sagen! Ich habe in

1) Tod der Königinwittwe Elisabeth von Preußen.

der That einmal einen ausführlichen Brief darüber an Sie diktirt, aber es nicht über das Herz bringen können, ihn abzuschicken. Mündlich würde sich dies alles besser machen. Auch meine Tage neigen sich zu ihrem Ende; das fortdauernde Wohlwollen meiner Freunde ist mir mehr werth, als Sie vielleicht glauben.

273. An Carl Geibel.

Berlin, 22. September 1874.

Hochgeehrter Herr!

Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, daß Sie sich in Ihrer neuen Besitzung in Merseburg aufhielten, so würde ich Sie bei meiner Rückkehr aus Lodersleben, welche erfolgt ist, ohne Mühe aufgesucht haben, und wir würden Ihrer Unpäßlichkeit zum Trotz, denn mehr war es doch wohl nicht, unsere Geschäfte besprochen und geregelt haben. Auch mir ist es nicht ganz ohne Anstoß gut ergangen. In Eisleben empfing mich ein Orkan, auf den ich nicht gefaßt war. In Lodersleben suchten uns andere Stürme heim; das Wetter schwankte zwischen Hitze und Kälte. Das Schloß Lodersleben, in altem Stil mit Fliesen gepflastert und weiten, großen Räumen, war dem neuen Ankömmling fast unerträglich kalt, und da ich dabei gern im nahen Walde, der nicht ohne Feuchtigkeit war, lustwandelte, so wurde ich von einem Schnupfen befallen, der mir sehr beschwerlich geworden ist und mich noch nicht verlassen hat. Ich will nicht sagen, daß ich nicht auch in dem Widerstreit der Jahreszeiten und der weltbeherrschenden Elemente — es war eben die Zeit der Aequinoktialstürme — eine Erfrischung gewonnen hätte: aber ich bin doch in der That nicht fähig nach München zu gehen; eine neue Erkältung könnte die widrigsten Folgen haben. Wir werden uns also wohl auch in Leipzig, wohin Sie demnächst zurückkehren wollen, nicht sprechen. Die Zeit wird vielmehr nöthig sein, um die Jubiläumsedition[1]) noch fertig zu stellen. Die Bogen des Heftes zur Kritik sind dadurch in eine große Unordnung gerathen, daß das Manuscript, das in den vierten Bogen gehörte, irrthümlich an das Ende geworfen ist, was dann eine durchgreifende Umstellung nothwendig macht. Ich billige, daß Sie die preußische Geschichte noch in diesem Jahre beenden wollen; ich hätte wohl noch einiges nachträglich mitzutheilen, hoffe aber kaum, daß Sie über die festgesetzte Bogenzahl hinausgehen wollen. „Ursprung und

1) Geschichten der romanischen und germanischen Völker.

Beginn der Revolutionskriege" soll das erste Buch sein, das im nächsten Jahr erscheint. Hardenberg ist so weit, daß wohl an einen Druck gedacht werden kann. Es thut mir recht leid, daß derselbe nicht von Ihnen geleitet werden soll. Aber auch ohne dies haben wir genug zu thun. Ich wünsche sehnlichst, daß Sie mir bald von Ihrer völligen Wiederherstellung schreiben.

Hochachtungsvoll und ergebenst
Ranke.

274. An Wilhelm v. Giesebrecht.

Berlin, 24. September 1874.

Hochverehrter Gönner und Freund.

Obgleich meiner Schwächen eingedenk, hatte ich doch die Hoffnung gefaßt, der diesjährigen Plenarversammlung der historischen Commission persönlich beiwohnen zu können. Ich war nach Lodersleben gegangen und hatte bereits an meinen Bruder in Marburg geschrieben, daß ich bei ihm einzusprechen und dann die Reise nach München in Gemeinschaft mit ihm fortzusetzen gesonnen sei, wozu er aufs freundschaftlichste die Hand bot. Aber in Lodersleben erging es mir diesmal nicht ganz nach Wunsch: ich gerieth in die Zeit heftiger Stürme, eisig kalter Nächte, die mit heißen Mittagen abwechselten. Gewitterartige Stürme umbrausten das alte Schloß, das noch in dem Stile Friedrich Wilhelms I. erbaut ist und ganz andere Menschen voraussetzt, als sie heute sind. Man muß sich wenigstens im Herbst erst acclimatisiren, um darin wohnen zu können. Da hat mich denn ein Schnupfen, oder wie die Engländer besser sagen, a cold ergriffen, welcher mich genöthigt hat, in die gewohnten Räume und in die Berliner Atmosphäre zurückzukehren, und es mir schlechterdings verbietet, mich der Gefahr einer neuen Erkältung, die, wie Sie sich wohl erinnern, bei mir zuweilen sehr gefährlich wird, auszusetzen. Die Erfahrung des vorigen Jahres, wo ich in München nur eine Parterrewohnung, die ziemlich kalt war, erhalten konnte, macht mir das noch besonders zur Pflicht.

Ich werde also des Vergnügens entbehren, die trefflichen Männer, die am 30. September zusammenkommen werden, zu begrüßen und an ihren Berathungen Theil zu nehmen. Daß sie viel dabei verlieren werden, ist gewiß nicht der Fall: die Leitung der Geschäfte ist in Ihren Händen, verehrter Freund, ohnehin concentrirt. Ich allein leide dabei und muß mich dem Geschicke des Alters nun einmal

fügen. Vielleicht wird sich die Meinung kund geben, daß es denn am besten wäre, wenn ich gradezu mein Präsidium niederzulegen mich entschlösse; ich habe aber tausend Gründe, dies nicht auf der Stelle zu thun. Ich bin willens, im nächsten Jahre allen Unfällen zu trotzen und dann im achtzigsten Jahre von Ihnen mit Würde Abschied zu nehmen. In diesem Sinne bitte ich Sie den anwesenden Herren meine Abwesenheit zu erklären und mich bei ihnen zu entschuldigen.

Zu den entscheidenden Gründen, die ich anführte, kommt, daß die Republikation meines ersten Werkes, welche Ende Oktober oder Anfang November vollendet sein muß, wenn sie der Idee eines schriftstellerischen Jubiläums entsprechen soll, in ihren letzten Stadien begriffen ist und ohne mich nicht zu stande gebracht werden kann.

Möge nun die Versammlung den gedeihlichsten Fortgang haben; hoffentlich wird es mir im nächsten Jahre so wohl, wie oben angedeutet, nochmals in Ihrer Mitte zu erscheinen.

Mit verehrungsvoller Ergebenheit — in dem Gefühl, daß sich eben alles nach und nach zu Ende neigt, von Herzen der Ihre

L. Ranke.

275. An Heinrich Ranke.

Berlin, 28. November 1874.

Mein geliebter Bruder,

ich dachte Dir zu Deinem Geburtstag die neue Ausgabe meines allerältesten Werkes, „Geschichten der romanischen und germanischen Völker", zu überreichen. Eine Erkrankung des Verlegers derselben hat die Vollendung über Erwarten verzögert; ich werde sie aber zu Weihnachten zu senden im stande sein. Diese Ausgabe erinnert mich denn an mein hohes Alter: denn es ist schon fünfzig Jahre her, daß ich das Buch abfaßte; wenn ich mich nicht irre, habe ich es Dir noch nach Nürnberg geschickt. Auch Du bist, so wie ich, noch ein Geschöpf des vorigen Jahrhunderts, und wie weit sind wir nun in dem neunzehnten vorgerückt! Es ist ein bedeutender Theil der Weltgeschichte, was wir seitdem erlebt; höchst unerwartet die Wendung, welche die Dinge grade in den letzten Jahren genommen haben. Es könnte scheinen, als müßten wir sie unserer Überzeugung und Natur nach verwerfen. Doch sei das ferne! Vor kurzem schickte mir der Generalpostmeister eine Art von Rechenschaftsbericht über die Resultate seiner Verwaltung. Sie umspannt die Welt. Welch ein Unterschied

von unsern ersten Jahren, wo man nicht zehn Meilen reisen konnte, ohne ein Certificat seiner Persönlichkeit! Allenthalben gab es Grenzpfähle, an denen der Verkehr stockte. Jedes noch so kleine Gebiet schloß sich gegen das andere ab. Jetzt fragt uns niemand mehr, wer wir sind. Alle Reiche und Staaten sind durch Lokomotive und Telegraphie in die engste und rascheste Verbindung gesetzt, gleich als ständen die Völker der Erde wie ein einziges Volk. Mit diesem Ergebniß stehen tausend ähnliche in Verbindung. Auf dem weiten Globus giebt es keine absolute Trennung mehr. Wer spricht noch von dem humanen Leben? Die Forderung eines solchen versteht sich ganz von selbst.

Verzeih mir — ich gerathe beinah ins Dociren, indem ich Dir doch nur Glück wünschen will, daß Du in ein neues Jahr Deines gesegneten und segensreichen Lebens eintrittst. Ich habe Dich leider in dem vorigen nicht besuchen können; denn es wird mir schwer, mich der Verkehrsmittel nach einiger Entfernung hin zu bedienen. Doch ist es nicht unmöglich und ich hege die Hoffnung, im nächsten Herbst das bedeutendste Jubiläum, welches die Familie alsdann, das gebe Gott, erleben wird, mit Dir zu feiern. Die Hoffnung hege ich und den Entschluß, so viel an mir liegt, aber andere Gewalten des Himmels und der Erde haben darüber zu entscheiden.

Ein großes Glück ist uns durch die Wiedergenesung unsres Ferdinands zu Theil geworden. Er war in der That sehr krank. Um so größer war meine Freude, ihn vor einigen Tagen mit der alten Munterkeit bei mir eintreten zu sehen. So hat auch über Dir wie über mir ein gnädiges Geschick gewaltet. Du wirst Deinen Geburtstag in der Mitte der blühenden Familie, deren Haupt Du bist, verleben. Möge das noch eine Weile so dauern, mein Bruder.

In Zeit und Ewigkeit, über alle Zeit hinaus der Deine

L.

276. An Georg Waitz.

[Berlin, Anfang Januar 1875.]

Verehrter, lieber Freund.

Vor allen Dingen danke ich Ihnen für die Zusendung des Wiederanfangs der Verfassungsgeschichte [1]). Ich habe den Band freilich nur eben durchfliegen können und mich an den Eigenschaften,

1) Bd. V. Kiel 1874.

welche alle Ihre Arbeiten auszeichnen, Gründlichkeit, Gediegenheit und Umfassung erfreut. Eine Frage über Nobilität und Ministerialität, die Sie behandeln, war mir besonders wichtig. Der Staatskanzler Hardenberg vindicirt für sein Geschlecht Nobilität; ich finde nur Ministerialität und werde durch Ihre Auseinandersetzung darin bestärkt.

Die Hoffnung ist ja nun vorhanden, daß wir nicht nur über Fragen dieser Art, sondern über alles andre, was das Leben bringt und bestimmt, mit einander werden sprechen können. Ich begrüße das neue Jahr auch in dieser Hoffnung mit Freude und Zuversicht. Noch vor dem Abschluß des alten sind die romanisch-germanischen Geschichten wirklich erschienen; ich hoffe, der junge Ranke hat durch die Correcturen des alten mehr gewonnen, als verloren. Nehmen Sie das Buch, das unserer Bekanntschaft noch lange vorherging, freundlich auf.

Den nächsten Anlaß, daß ich Ihnen noch heute schreibe, giebt mir ein Brief Giesebrecht's über die Ersetzung des säumigen Theodor von Bernhardi. Schon längst hat sich General v. Troschke geneigt gezeigt, die Arbeit[1]) zu übernehmen. Er wünschte sie selbst, und ich glaube mit Bestimmtheit darauf rechnen zu können, daß er sie übernimmt und ausführt. Giesebrecht schreibt mir, daß Sie General v. Hartmann, jetzt in Straßburg, in Vorschlag bringen, und mir selbst haben Sie ja ein Wort darüber gesagt. Es ist schwer für uns, das Verdienst des Einen und des Andern abzuwägen. Troschke ist mir als ein ausgezeichneter Kenner der Militärliteratur bekannt; und da ich mit demselben schon früher über die Sache gesprochen habe, so möchte ich ihn auffordern, sich nun bei der jetzigen Lage der Dinge definitiv zu erklären. Ich weiß nicht, ob Sie Hartmann's ebenso gewiß sind; Zeit haben wir nicht zu verlieren. Schreiben Sie mir also, ich bitte, baldmöglichst Ihre Ansicht für und wider; denn ohne Sie möchte ich nichts thun.

Ihnen und den Ihren meinen herzlichen Glückwunsch zum neuen Jahre: es ist der erste, den ich ausspreche. Möge es Ihnen in dem neuen Beruf, dem Sie entgegengehen, ein gesegnetes und heilbringendes werden.

In herzlicher Erinnerung unwandelbar der Ihre

L. Ranke.

1) Geschichte der Kriegswissenschaft in Deutschland.

277. An Ernst Ranke.

Berlin, 9. Juli 1875.

Lieber Ernst

Für Deine Notiz über Andreas Ranke und seine Probeschrift bin ich Dir recht dankbar. A. R. war nicht unser Urahn, aber er war der Bruder unseres Urahns und ist der erste dieses Namens oder vielmehr der einzige, der vor mir hat etwas drucken lassen. Wir müssen ihn also in Ehren halten. Wenn ich den 13. November 1878 erlebe, so müssen wir den 200jährigen Jahrestag des Werkchens dadurch begehen, daß wir es wieder drucken lassen, und zwar mit einer Vorrede von Dir; Geibel wird es schon drucken. Wenn Du einmal nach Hettstedt kämst, wo er Archidiakonus oder Pfarrer gewesen ist, würde es Dir vielleicht gelingen, noch einiges über seine Thätigkeit zu ermitteln. Ich bin zu Unternehmungen dieser Art nicht mehr fähig. Es ist mir selbst zweifelhaft, ob ich im Herbste nach München werde kommen können. Ich wünsche das jetzt von ganzem Herzen und halte es selbst für möglich.

Indem ich mich aber immer mehr in mein Schneckenhaus zurückziehe, habe ich jedoch Fühlfäden genug, um an allem, was die Familie betrifft, so viel Antheil zu nehmen, wie jemals. Der Verlust, den Deine Selma erlitten hat, ist mir ihrethalben sehr zu Herzen gegangen. Auf ein langes Leben ihres Mannes durfte sie ja doch nicht zählen: Du bist ihr nun wieder Vater und häusliche Stütze.

Wenn Du nach Zürich kommst, so bitte ich Dich, Henriette nicht allein zu grüßen, sondern auch zu schelten. Ihre jeweiligen Besuche vermisse ich doch in meiner Einsamkeit; sie hat mir ausführliche und umfassende Nachricht von ihrem Manne, dessen gegenwärtiger Stellung und ihrer eigenen Lage versprochen, aber kein Sterbenswörtchen von sich hören lassen. Nach der Schweiz sind die Rankes jetzt ganz besonders gegangen: Maxa in die hohen Alpen nach St. Moritz, Ferdinand nach dem Vierwaldstätter See. Die wiedergewonnene Frische unseres Bruders setzt jedermann in Erstaunen, auch mich selbst. Möge er in seiner Gesundheit recht befestigt zurückkommen! Meiner Tochter gedenke ich jedoch nicht ohne große Besorgniß. Mein Rath war es nicht, daß sie diese Reise unternahm; aber das Wort der namhaftesten Ärzte ließ ihr keine Wahl. Und die Besorgniß wird doch von der Hoffnung, daß ihre in der That leidende Gesundheit sich wiederherstellen wird, überwogen.

Unendlich zufrieden stellt mich, was Du mir von Deinen Vorlesungen, ihrem Gegenstande und ihrem Erfolge schreibst. Mein Andenken wird Dich auf Deiner Reise begleiten. Wie lange wird es dauern, so vernehme ich die locutio angelorum persönlich? Dann, wie diesseit, der Deine.

L.

278. An Carl Geibel.

Berlin, 23. September 1875.

Hochgeehrter Herr!

Ich muß Ihnen melden, damit Sie ja nicht meinetwegen nach Leipzig kommen, daß ich die beabsichtigte Reise doch nicht unternehmen werde. Der vornehmste Grund dafür ist, daß mein theurer Bruder, dessen goldene Hochzeit ich feiern wollte, schwer erkrankt ist. Ich würde ihn nicht einmal sehen, gewiß nicht sprechen können. Die Gespräche unter den lieben Angehörigen würden sich nur um die Gefahr bewegen, in der mein Bruder schwebt, und mich mit Trübsinn erfüllen, der mich für die Geschäfte der Commission untauglich machen würde.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Ranke.

279. An Carl Geibel.

Berlin, 9. December 1875.

Aus Ihrer freundlichen Zuschrift von Veytaux-Chillon entnehme ich mit Vergnügen, daß Sie mit Ihrem Befinden zufrieden sind und auf vollkommene Genesung hoffen, die ich Ihnen von Herzen wünsche. Zugleich ersehe ich, daß Sie mich in gutem Andenken behalten.

Soeben empfange ich die Fortsetzung von Hardenberg I, die ich schon lange gewünscht hatte. Ich denke, mit dem, was noch in den Händen des Schreibers ist, wird der erste Band 38—40 Bogen betragen. Mit der Vollendung desselben sind aber meine Wünsche noch nicht alle erfüllt. Ich sprach Ihnen davon, daß es mir sehr vortheilhaft zu sein scheint, wenn auch der vierte, der v. Ranke'sche zweite Band, unverzüglich gedruckt wird. Die vier Bände zusammen werden einen bedeutenden Eindruck machen, wenn auch manche Widerrede erwecken. Ich denke, daß eine ähnliche Publikation auf einmal in Deutschland noch nicht zum Vorschein gekommen ist.

So gehen wir dem nächsten Jahre muthig entgegen. Sie werden

gesund, und ich will, wenn irgend die Beschwerden des Alters mich nicht niederwerfen, in meiner Arbeitsamkeit fortfahren. Ich rechne in allem auf Ihre Unterstützung.

Hochachtungsvoll und ergebenst
der Ihre

L. Ranke.

280. An Heinrich Ranke und Selma Ranke, geb. Schubert.

Berlin, 29. März 1876.

Geliebter Bruder

Von Dir habe ich durch Giesebrecht leidlich gute Nachrichten empfangen. Möge Gott Dich noch lange Deiner Familie erhalten! Aber das Schicksal rüttelt gleichsam an dem Baum der Familie. Unser Ferdinand ist uns heute gestorben. So lange ich denken kann, war er mein Freund. Ich habe nie etwas geschrieben, was er nicht mit seiner Theilnahme begrüßt hätte, als gehöre es ihm selber an. Es ist nun 35 Jahre her, daß ich seines steten Umganges genoß. Niemals ist unser Einverständniß getrübt worden, es wäre denn bei Gelegenheit einer Reise nach Italien gewesen, die ich bei seinen Jahren nicht billigte. Sie verlief glücklicher, als man hätte erwarten sollen. Bald darauf aber folgte eine böse Krankheit, die er scheinbar überwand, aber doch nur scheinbar. Ein Rückfall hat ihn uns entrissen.

Unser Umgang mit einander bekam dadurch ein eigenthümliches Gepräge, daß seine Besuche — er kam in der Regel Sonntags Abends gegen 10 Uhr — immer mit Lektüre aus einem alten Autor verbunden waren. Zuweilen haben wir auch Stücke aus der Bibel, noch vor kurzem Hiob und den Brief an die Römer gelesen, wobei uns denn mancherlei neue Gedanken aufgingen, die wir nur nicht verfolgen konnten. Die Hauptsache aber waren Stellen der Klassiker; noch am 20. Februar dieses Jahres Fragmente der Tragiker, namentlich euripideische Stellen, von denen wir erwogen, worin sie sich von der Weltauffassung der alten Tragiker unterschieden. Zuweilen hatte er sich ganz ernstlich vorbereitet, z. B. für einige Stellen aus Pindar. Seine Züge hatten dann etwas besonders Gespanntes und Lebhaftes. Mich erhoben diese Stunden aus dem Umkreis der Anschauungen, welche die moderne Welt beherrschen, in höhere und gleichsam reinere Regionen. Er gab mir in meinem achtzigsten Lebensjahre gleichsam Pri-

vatstunden; denn er war nicht allein von reinster Seele und tiefem Gemüth, sondern auch von einer sichern und gesunden Gelehrsamkeit.

Also am 20. Februar hatten wir noch gelesen. Er war heiter und im ganzen munter; er gab meiner Wirthschafterin noch die Hand und schritt dann, von seinem Diener begleitet, mit gewohnter Raschheit die Treppe hinab. Als ich ihn aber am folgenden Sonntag — den 27. Februar — wieder erwartete, erschien seine Tochter Mathilde, um mir zu sagen, daß er unwohl sei. Ich machte nicht so viel daraus, da das schon öfters vorgekommen war, — aber am nächst darauf folgenden Sonntag kam sie wieder. Sie ist mir sehr werth, ich sehe sie gern, aber dieses mal — ich bekenne es — erschrak ich, als sie mir gemeldet wurde. Die Krankheit war sehr vorgeschritten. Er hat eines Tages eine Spazierfahrt im Thiergarten unternommen. Dieses mal aber, als er ausstieg, versagten ihm die Kräfte, und, als er wieder nach Hause kam, konnte er die Treppe nur schwer hinaufkommen. Sein Unwohlsein nahm sogleich eine allarmirende Gestalt an; — als ich ihn besuchen wollte, bekam ich den Bescheid, er würde mich nicht sehen dürfen. Er begann zu phantasiren. Die Ärzte urtheilten, daß sein Zustand nicht allein von einem körperlichen Leiden herrühre, sondern von einer Gemüthsbewegung, die ihm eine kurz vorhergegangene Visitation der Schule verursacht hatte. Seine Milde wurde ihm als Schwäche angerechnet, die Mängel anderer wurden ihm zur Last gelegt — für ihn, der nur in der Schule lebte, höchst empfindlich. — Ich bewunderte die gute Haltung, die er bei dem Angriff, den er erfuhr, behauptete; aber er war in seiner Seele verwundet. Im Delirium beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Schule; aber auch seine Brüder hat er nicht ganz vergessen. An Leopold hat er eine Art von Rede gehalten, die dieser leider nicht vernommen hat; sie hat sich auf den Ursprung seiner Krankheit bezogen. Die Krankheit schwankte nun zwischen Furcht und Hoffnung. Noch gestern hatte man erlaubt, daß sein Sohn, der von Erfurt herbeigeeilt war, wieder dahin zurückging. Heute Morgen kam mir ein Aufsatz zu Händen, der mich betraf und tief rührte; ich dachte, wie würde sich Ferdinand freuen, wenn er es lesen könnte! In diesem Augenblicke lag er bereits im Sterben. Ich wurde gerufen, fand ihn aber schon todt, als ich kam. Noch einmal sah ich dieses edle, vollkommen ruhige Antlitz. Seine reine Seele ist bei Gott, uns aber wird sie fehlen, — niemandem mehr als mir. Die ganze Familie wird seinen Verlust empfinden. Denn er war eigentlich der, welcher uns alle vereinigte.

Ich habe wenig Hoffnung, Dich wieder zu sehen. Wir haben nichts zwischen uns, als geistiges Verständniß und herzliche Liebe.

Dein bis in den Tod getreuer ältester Bruder L.

Berlin, 29. März 1876.

Liebe Selma!

Lies die beikommenden Zeilen und theile davon Deinem Heinrich mit, soviel Du gut findest. Hauptsächlich drücke ihm auch noch meinen Dank für seine Theilnahme an meinem achtzigsten Geburtstag aus. Ich konnte den Brief eigentlich nicht zu Ende lesen, so tief hat er mich ergriffen. Ich grüße Euch alle von ganzem Herzen.

Dein L. R.

281. An Ernst Ranke.

Berlin, 31. März 1876, Abends 12 Uhr.

Mein lieber Ernst.

Ich komme eben aus der Kochstraße, wo Otto soeben die Leiche des Entschlafenen einsegnete. Unser Ferdinand sah im Tode aus, wie wir ihn im Leben gekannt: kindlich und gehoben, friedlich und gelehrt. Religion und geistige Arbeit standen ihm auf der Stirne geschrieben, die ich berührte — sie war eiskalt. In mir selbst machte ich die Bemerkung, daß ich doch gar zu sehr daran denke, was ich an ihm verliere, ohne gehörig in Betracht zu ziehen, was er denn eigentlich war. Er hat seine Bestimmung ganz erfüllt. Am Ende seines Lebens hat er harte Erfahrungen gemacht, die seine Tage umwölkten. Aber eine solche Erfahrung wird dem Menschen nur selten erspart; für unsern Bruder trug sie bei, ihn zu vollenden. Ich habe ihn erst da hochhalten gelernt, eigentlich bewundert — er war vollendet und reif geworden, um in Gottes Hand zurückzukehren.

Mein lieber Bruder, ich danke Dir für alles, was Du mir schreibst, und in vielem Bezug würdest Du mir einen Ersatz für den Verstorbenen bieten können, wenn Du in der Nähe wärest. Da ich so viel schreibe, ist mir gegenseitige Expektoration, Austausch der eben entstehenden Gefühle und Gedanken nothwendig. Vielleicht schicken sie Dir aus München den Brief (wenigstens die Abschrift), in welchem ich unsere Sonntagsabende geschildert habe. Jedoch ich wollte ja nicht klagen!

Ich bin Dir noch Dank für die Mittheilungen über den Magister Andreas schuldig, sowie über unsern Urgroßvater. Besonders die

ersten haben mich sehr interessirt; doch wollen wir nicht zu weit gehen. Das Büchlein de civili adoratione, von dem es nicht einmal gewiß ist, daß es von ihm herrührt, würde nach dem, was Du mir davon schreibst, eine Wiedererweckung schwerlich verdienen. Es spielt etwas in die servilen Vorstellungen jener Zeit, die doch keinen Werth haben. Die andere Dissertation: de locutione angelorum wird zwar phantastisch sein, aber vielleicht doch einen inneren Schwung haben. Vielleicht kannst Du in dem Kirchenbuche von Hettstedt noch eines oder das andere entdecken, was für die Familiengeschichte interessant ist.

Hoffentlich findest Du bald Zeit, die Leidtragenden zu besuchen und sie durch Deine Anwesenheit zu trösten. Wie geht es Deiner Tochter Selma? Könnte sie nicht mit Dir kommen? Leider entbehren wir hier auch Deiner Henriette. Ich vermisse sie ebenfalls; auch Du wirst sie hier vermissen. Lieber, erhalte mir Deine Freundschaft.

Dein treuer Bruder

L.

282. An Heinrich Ranke.

Lodersleben, 1. August 1876.

Ein Luftzug aus der Heimath, mein lieber Heinrich, der Dich, denke ich, schon an sich angenehm berühren wird!

Ich befinde mich seit vierzehn Tagen wieder in Lodersleben, bei meiner trauten Tochter, die mir auch ihre Hand zu diesem Briefe leiht, nicht fern von dem Schlosse von Querfurt, wo unsere seligen Eltern im Jahre 1795 getraut wurden. Wir sind auch in Wiehe gewesen. Mit Tochter und Enkelin habe ich den Steig beschritten, der zwischen Weizenfeldern und Kartoffeln nach dem Garten führt, den wir dem Vater zur Seite so oft dahergesprungen sind. Der Garten ist in ziemlich guter Beschaffenheit, die Borsdorfer, die der Vater gepfropft hat, versprechen für dieses Jahr einen, wenn auch nur geringen, Ertrag. Der Pächter ist ein ehrlicher Alter aus Nausitz, der die gute Aufnahme, die ihm von unserer Mutter zutheil wurde, noch immer rühmt. Es schien einiges Aufsehen in dem Städtchen zu machen, als wir dann wieder nach dem Gasthof zurückgingen. In der Luft selbst, die man athmet, liegt etwas Heimathliches. Leider wurden wir durch ein aufsteigendes Ungewitter verhindert, den Berg zu durch-

wandern, doch versicherte ich mich, daß der alte Birnbaum noch steht; ich habe ihn, wiewohl aus einiger Ferne, wiedergesehen.

Gestern bin ich nun noch weiter in unsern Erinnerungen zurückgeschritten; ich habe unter dem sichern Geleite des Amtmannes, denn mein Schwiegersohn weilt in einem Alpenbad in weiter Ferne, den ältesten nachweisbaren Sitz eines unserer Altvordern, das Pfarrhaus in Bornstedt, unfern Eisleben, aufgesucht. Es ist ein recht ansehnliches Pfarrhaus mit zwei alten stattlichen Gärten und einem neuen dritten, den der jetzige Pfarrer in dem Hofe hergerichtet hat. Das Dorf ist ansehnlich in seiner Art, doch hat es auch eine Anzahl armer Bewohner, großentheils Bergleute. Hier nun zog Israel Ranke von Wettin, wie er selbst schreibt oder auch Wettinensis Saxo, im Jahre 1671 als Pfarrer ein. Er hat das Kirchenbuch bis zum Jahr 1694, in welchem er in ziemlich jungen Jahren, etwa 55 Jahr alt, starb, sorgfältig geführt. Im Jahre 1681 trat eine Seuche ein, er hatte alle Tage eine gute Anzahl von Leichen zu verzeichnen; einen Tag merkte er an Nullus, einen andern Nemo, weil da niemand gestorben war. Es waren die Ausnahmen. Aus dem Kirchenbuch ergiebt sich, daß seine Frau die Ahnfrau aller späteren Ranken, Anna Lucia hieß. Was für eine geborene sie gewesen ist, findet sich leider nicht angegeben; aber ich denke, bei dem nächsten Töchterchen, daß in der Familie in die Welt kommt, sollte der Name Lucia erneuert werden. Seinen Töchtern hat der alte Ranke recht wohllautende Namen gegeben, wie Concordia, Barbara. Von ihm selber findet sich weiter keine Nachricht, ausgenommen der Lobspruch nach seinem Tode, den ihm der Kantor in das Kirchenbuch schrieb. Von alledem wird der Pastor unserm Bruder Ernst, mit dem er in Correspondenz steht, weitere Nachricht gegeben haben. Unter den Söhnen erscheint auch Jonathan Ranke, von welchem, denke ich, das schöne Gebet ist, zu Glück und Gedeihen in den Studien, das wir einst in einem Buch der ererbten Bibliothek des Großvaters aufgeschrieben fanden. Bornstedt hat eine prächtige Ruine eines alten Schlosses, einen mächtigen Thurm, wohin die Eislebener Jugend häufig wandert.

Von den Söhnen dieses Israel Ranke, des ersten, kam der ältere als Pfarrer nach Wolferode, ebenfalls nahe bei Eisleben, einem Orte, der sich eben sehr stattlich aufnimmt. Mein Begleiter erstaunte darüber, wieviel besser er aussah, als bei seinem letzten Besuche. In der Zeit unseres Urgroßvaters wird er wohl noch sehr unbedeutend gewesen sein; er starb, wie wir wissen, sehr früh. Sein Sohn war Johann Heinrich Israel, der uns noch kurz vor seinem

Tode seinen Segen gegeben hat. Das dortige Pfarrhaus habe ich nicht besucht, denn der Tag war sehr heiß, und wir wollten noch den Pfarrer in Helbra besuchen, Namens Krummhaar, der nun einer der merkwürdigsten Menschen war, die in einem Pfarrhause vorkommen können. Ein ganz echter Pfarrer und Gelehrter, nicht aber als Theologe, sondern als Lokalhistoriker des Landes. Da ist kein Platz im Mansfeldischen und besonders kein vornehmes Geschlecht, dessen Ursprung er nicht kennen sollte, und zugleich hält er sich frei von allem, was bloß Sage und rustikale Überlieferung ist. Er ist diplomatisch geschult und kritisch. Das hindert ihn aber nicht, höchst kommunikativ zu sein. Man muß ihm zuhören, dann spricht er unaufhörlich, ohne zu ermüden. Es war der Mühe werth, ihn seine etwas gefährliche Treppe hinauf in sein Studierzimmer zu begleiten, wo er gedruckte Urkundenwerke, alte Siegel und andere Merkwürdigkeiten aufhebt, auch einige Produkte der Natur vorweltlicher Bildung. Einen Fisch in Schiefer gab er mir zum Andenken mit. Die sehr aparte Eigenart, Gelehrsamkeit und Gutmüthigkeit dieses Mannes haben mir vielen Eindruck gemacht. Es war der letzte Augenblick, in welchem ich ihn dort besuchen konnte. Er läßt sich soeben emeritiren. Rechtes Mitleiden hat es mir erweckt, daß der gute Mann seinen Sohn verloren hat, als derselbe bereits Primaner geworden war, und seine Frau sogar bald nach ihrem ersten Wochenbett, als sie erst zwanzig Jahre zählte. Über das Land umher habe ich mich sehr gefreut; es ist voll von Leben und Betriebsamkeit; die Bergwerke ziehen auch jetzt wieder eine Menge von Fremden herbei, wie einst vor vier Jahrhunderten den Vater Luther's.

Herr Geibel sprach mir von Deiner Lebensbeschreibung; ich kann es nicht mißbilligen, daß Du sie in der ursprünglichen Gestalt, wie Du sie entworfen hast, drucken läßt. Auch auf ihn hatten die Mittheilungen aus Rügen, namentlich die Briefe Baier's, nach denen ich ihn fragte, den besten Eindruck hervorgebracht. Kaum wirst Du glauben, daß ich noch immer daran denke, bei der Versammlung der Commission in München zu erscheinen. Leider ist sie etwas spät, zum 5. Oktober angesetzt, und ich mache mir keine Illusion darüber, daß eine so lange Reise viel Bedenkliches für mich hat. Wie glücklich würde mich der Augenblick machen, wo ich Dir die Hände reichen und Deine liebe Stimme noch einmal vernehmen könnte!

Deine Selma und Eure Angehörigen grüße ich aus vollem Herzen.

Ewig Dein L.

283. An Ernst Ranke.

Berlin, 5. September 1876.

Lieber Bruder

Einziger, der mir noch übrig ist! Von Heinrich wird man kaum sagen können (nach seinem Tode wäre das sonst das gewöhnliche): der Selige. Denn er war selig während seines Lebens, so ganz in Gott und den religiösen Gefühlen aufgegangen. Wenn für irgendwen der Tod nur ein leichter Übergang war, so ist das bei ihm der Fall gewesen. Er hörte auf zu athmen: das war sein Tod; kaum konnte man ihn bemerken. Du würdigst vollkommen, was ich an ihm verloren habe. In der Nacht hatte ich mich viel in träumerischen Gedanken mit der Familie beschäftigt, doch hauptsächlich mit Ferdinand. Beim Aufstehen fragte ich die Wirthschafterin, ob sie noch an den Herrn Direktor denke. Dann am Abend darauf mußte ich erfahren, daß ich auch den andern Bruder, der mir noch ein älterer Vertrauter gewesen und es immer geblieben war, verloren hatte. Der eine von ihnen hatte mir in meiner Jugend sehr nahe gestanden, der andere im Alter. Jener hatte die ersten Studien in ihren unbestimmten Tendenzen mit mir getheilt, namentlich die philosophischen. Wie schön war es, wenn ich von Leipzig nach Halle wanderte und hier mit ihm auf den Höhen von Giebichenstein und Reilsberg spazieren gehend alles besprach, was im Himmel und auf Erden ist! Ich kam von Kant und Fichte, er studierte Fries; aber auch die klassischen Studien standen ihm nahe, in denen ich damals hauptsächlich lebte und webte. Von mir zuerst hat er früher durch die Kornfelder auf den Steigen zwischen den vollen Halmen von dem Inhalt der homerischen Reliquien gehört. Jedoch genug: ich will mich in diese Jugenderinnerungen hier nicht weiter vertiefen; sie werden jetzt schmerzlich. Du weißt, daß die klassischen Studien, diesmal die griechischen Tragiker und Pindar, es hauptsächlich waren, was die Beschäftigung meiner Mußestunden mit Ferdinand bildete. Jetzt sind sie mir beide genommen. Ich sage nicht: Gott hat sie gegeben, Gott hat sie genommen. Das wäre viel zu subjectiv; nein, ich sage: Gott hat sie gemacht, wie sie waren; so, wie sie waren, lebten sie mit mir und werden sie in mir fortleben.

In kurzem wirst Du Deinen Geburtstag feiern; ich werde mich dessen doppelt freuen. Wenn ich mich recht besinne, so fehlten Dir noch meine letzten Schriften vom vorigen Jahre. Laß sie Dir doch

von der Buchhandlung zum 10. September schicken und zwar dahin, wo Du dann sein wirst.

Dein L.

284. An Carl Geibel.

Berlin, 3. November 1876.
(Vertraulich.)

Hochgeehrter Herr!

Der Monat October ist vergangen, ohne daß Sie Ihr mir bei meinem Besuch in Merseburg gegebenes Wort, mich im Laufe desselben zu besuchen, wahr gemacht haben. Leider muß ich nach Ihrem letzten Briefe fürchten, daß der Zustand Ihrer Gesundheit Sie davon abgehalten hat. Hoffentlich ist derselbe besser, und Sie befinden sich jetzt wieder, wie Sie es ja ankündigten, in Leipzig.

Vor allem habe ich Ihnen zu melden, daß die von uns in Merseburg beabsichtigte Veränderung des Titels der Denkwürdigkeiten Hardenberg's von dem Fürsten Bismarck genehmigt worden ist, nämlich die Weglassung der Worte „auf Veranlassung der Staatsregierung" und meines Titels als Historiographen, wogegen ich den von mir selbst gewünschten Zusatz bei den eigenhändigen Denkwürdigkeiten „unter Mitwirkung des Staatsarchivs" aufgegeben habe. Was davon zu sagen ist, soll in der Vorrede vorkommen. Nun aber noch eine dringende Bitte. Den 1. Januar 1877 feiert der Kaiser und König ein in jeder Stellung seltenes, in der seinen höchst außerordentliches Fest, den siebzigsten Jahrestag seines Eintritts in die Armee. Sie begreifen den Wunsch, den ich habe, ihm bei dieser Gelegenheit das neue Werk zu überreichen, in welchem die Regierung seines Vaters, den er über alles liebt, in einem besseren Lichte erscheint, als bisher. Nicht Hardenberg, sondern die anderen urkundlichen Sammlungen, die mir zu Gebote standen, haben mir urkundlich und historisch sicher ein solches Resultat geliefert. Aber würde es möglich sein, damit noch zu stande zu kommen? Unmöglich scheint es mir nicht, wenigstens den vierten Band noch fertig zu stellen, so daß wenigstens drei Bände überreicht werden könnten. Besser wäre es freilich, auch den dritten hinzuzufügen. Es hat wohl nichts auf sich, wenn die Ausgabe bis zu diesem Tage nicht erfolgt und das erste Exemplar derselben eben dem Kaiser und König überreicht wird. Haben Sie die Güte, mir über die Erfüllung meiner Bitte Auskunft zu geben. Ich bin demnächst im stande, auch die zu dem sechsunddreißigsten

Band der Werke gehörige Revision der Druckbogen, die freilich, da Don Carlos herausgenommen worden ist, einige Veränderungen nöthig machte, einzusenden. Mit den besten Wünschen für Ihre völlige Wiederherstellung

Hochachtungsvoll und ergebenst

L. v. Ranke.

285. An Selma Ranke, geb. Schubert.

[Berlin] 29. November [1876] gegen 11 Uhr Abends.

Meine geliebte Selma!

Morgen schreiben wir den 30. So lange ich denken kann, war es mir ein festlicher Tag, jetzt ist er mit einem Trauerflor umzogen. Welch ein Glück ist es für mich gewesen, diesen Bruder zu haben — so ganz verschieden von mir und mir doch allezeit so nah verbunden, wenngleich in weiter Entfernung. Ich konnte immer meine Augen nach ihm richten, dem getreuen, gerechten, gütigen. Daß ich in dem letzten Decennium jährlich nach München zu gehen hatte, wäre mir vielleicht beschwerlich gewesen, wenn ich nicht immer darauf gerechnet hätte, ihn zu finden. Die verstorbene Frau Dollmann, die Euch alle liebte, sagte von ihm das richtige Wort: er sei harmonisch in seinem Wesen. Die Harmonie beruhte auf der inneren Ruhe seiner Seele, überdies darauf, daß er Dich um sich hatte, die es verstand alle Disharmonien auszugleichen. Ich habe, denke ich, Dir schon einmal geschrieben, wie hoch ich es zu schätzen weiß, daß Du unserer Familie zuwuchsest, mit Dir eine Welt von unvergeßlichen Verhältnissen; ich meine nicht allein das zu Deinem Vater, das mich beglückte, und das zu Deinen Kindern; Du hast uns in Süddeutschland überhaupt heimisch gemacht. Dein letzter Brief hat mich auf das tiefste gerührt. Es freut mich, daß Du meine Briefe an Heinrich zusammensuchst; mit den seinigen an mich, die ich zurückzubekommen hoffe, werden sie für mich einen doppelten Werth haben.

Gebe Dir Gott nur eine Reihe von Jahren, glücklich nicht allein in Erinnerungen, sondern auch durch den Umgang mit Kindern und Kindeskindern, die ich alle grüße. Ich werde allezeit in Dir eine theure Schwester sehen.

Dein getreuer Bruder

L.

286. An Ernst Ranke.

Berlin, 29. November 1876.

Herzlich geliebter Bruder!

Deinen Beitrag zum Ecce habe ich bereits größtentheils gelesen, verschiebe aber den Schluß dieser Lektüre auf morgen den 30., einen Tag, den ich mein ganzes Leben hindurch als einen festlichen betrachtet habe. Dein Beitrag enthält zugleich einige Momente Deiner eigenen Lebensgeschichte und unseres Familienlebens, für die ich Dir danke. Über Jena und Halle stimmt nicht alles mit meinen eigenen Erinnerungen zusammen; und was ließe sich nicht über Frankfurt sagen, wo unser Bruder unter den heftigsten innern Kämpfen zum Bewußtsein der Religion sich durchgearbeitet! Doch ist der Übergang von Fries zu dem Evangelium, wie Du ihn schilderst, ohne Zweifel von innerer Wahrheit; doch dachte man nicht daran: alles war persönliches Gefühl. So weit bin ich gekommen.

Nun aber komme ich noch auf unsern Großvater. Die Notiz über die Flucht zur Schule leidet nicht den mindesten Zweifel. Unser Vater hat mir das Ereigniß als ein von dem Großvater oft erzähltes mitgetheilt. Doch waren wir schon damals, als ich meine Notiz in dem kleinen Buch niederschrieb, nicht eigentlich sicher, wohin er sich gewendet habe. Daß er in das Waisenhaus gegangen sei, schlossen wir nur aus seiner früheren Vorliebe für das Institut. Ich bin Dir Dank schuldig, daß Du die Combination, August Hermann Franke habe ihn aufgenommen, die wahrscheinlich in meinem Kopf entsprungen ist, gründlich vernichtest. Sie beruhte darauf, daß ich nicht wußte, ob das Ereigniß nicht vor 1733 vorgefallen sein konnte. Ich muß das nun aufgeben, wie mir das mit mancher andren Voraussetzung, die mir lieb geworden war, hat geschehen müssen, sobald eine genauere Kunde der Thatsachen sie unhaltbar machte. Du kennst das Fach nahe der Muse, in welches ich alles, was die Familie anbetrifft, zurücklege. Da wirst Du einmal, wenn Gott über mich gebietet, auch Deinen Beitrag zum Ecce wiederfinden. Auch einen überaus rührenden Brief von unsrer Selma, den ich in diesen Tagen bekam, will ich dazu legen.

Wenn ich nicht oft schreibe, so rührt das nicht daher, daß ich übermäßig und fortwährend mit historischen Arbeiten beschäftigt wäre; aber Vollendung sowohl wie Publication hat noch andere Seiten, als die der Hervorbringung allein. Ich finde mancherlei Schwierigkeiten in meinen Beziehungen zu dem Archiv, die denn wieder auf das buch-

händlerische Verhältniß zurückwirken, so daß mancherlei Correspondenz, die ich lieber vermiede, von nöthen ist. Und von Dir weiß ich, daß Du Deine Correspondenz nicht an einzelne und pünktliche Antworten knüpfst. Fräulein Rettberg giebt mir eine willkommene Schilderung Deiner jetzigen geräumigen Wohnung, in die leider Deine Selma nicht eingezogen ist. Auch die Krankheit Deiner Tochter in Bonn ist mir nicht unbekannt geblieben. Möge ein neues Unglück Dir und uns allen erspart bleiben!

Treu gesinnt Dein L.

287. An Amalie Helferich, geb. Ranke.

Berlin, 11. Dezember 1876.

Meine vielgeliebte Amalie,

Tochter des Bruders, wie Du mich mit Recht lieber Bruder des Vaters, als Onkel nennst. Ich hatte mich an dem 30. eben zu meinem einsamen Mittagsessen niedergesetzt, als Otto mir das liebe Buch brachte, welches Du ihm für mich gesendet hattest [1]). Es war mir wie ein persönlicher Besuch, der noch heute anhält. Denn von Zeit zu Zeit lese ich immer darin; ich kenne kaum ein Buch, in welchem sich die Persönlichkeit des Verfassers so vollkommen darstellte, wie es in diesen Erinnerungen geschieht. Mein Bruder wird nicht allein im Jenseit, wie sich versteht, sondern auch im Diesseit unvergänglich fortleben. Die gegenwärtigen und zukünftigen Generationen werden sich an seinen Erinnerungen erfreuen. Einige Stellen sind unübertrefflich gelungen, z. B. die Christmette in Wiehe, die Aufnahme und das Leben in Schulpforta, die Gefahr des Ertrinkens in der Saale, vor allem die erste Begegnung mit Baier. Ich bin dem theuern Entschlafenen ganz besondern Dank schuldig, nicht allein in Bezug auf mich, sondern auch in Bezug auf unsern Vater, den er wahr und würdig auffaßt. Noch habe ich nicht alles gelesen; ich muß Dir nur bekennen: es setzt mich fast allzusehr in innere Bewegung. Meine Phantasie ist dann in jedem einzelnen Moment und in der Nacht mit den Bildern der Jugend und der geistigen Verarbeitung des Dargebotenen selbst unwillkürlich beschäftigt. Aber ich werde keine Silbe ungelesen lassen und unerwogen, ungefühlt.

Diesem Geschenke hast Du nun noch ein anderes hinzugefügt, für welches ich Dir und Deiner theuren Mutter sehr dankbar bin, die

1) Heinrich Ranke's Jugenderinnerungen.

Zurückgabe meiner Briefe an Heinrich von 1819 an. Aber aus dem schon angedeuteten Grunde habe ich nicht daran gehen mögen, mich mit ihnen zu beschäftigen; die Zeit, in der dies möglich ist, wird ja wohl einmal kommen. Ich muß auch dann seine Briefe an mich, die ich Dir geliehen habe, wieder zurückerhalten. Beide Sammlungen zusammen werden ein Denkmal der Zusammengehörigkeit der beiden Familien bilden. Nach meinem Tode wird Otto die Pflicht haben, diese Verbindung aufrecht zu erhalten; schon bei meinen Lebzeiten muß das sein Geschäft sein. Ihr werdet ihn bald wiedersehen, oder vielmehr er wird Euch wiedersehen. Ich glaube kaum, daß mir das noch vergönnt sein wird. Ich bin noch immer im Stande, täglich meinen Spaziergang zu machen, wenn es das Wetter erlaubt auch wohl einen Ausflug nach Thüringen zu unternehmen, und ich schmeichle mir selbst mit der Hoffnung, noch einmal nach München kommen zu können; aber ich verberge mir nicht, daß es eben nur eine Hoffnung ist, welche erfüllt zu werden nicht gerade viel Wahrscheinlichkeit hat. In Gedanken bin ich bei Euch. Ich grüße Deine theure Mutter, die gute Großmama, Deinen würdigen Mann, Deine lieben Brüder und Deine Kinder; ich sehe Euch alle vor mir, als wenn Ihr zur Thür hereinträtet. Laßt mir zuweilen Nachricht von Eurem Befinden zukommen.

Dein Vatersbruder, getreu bis in den Tod

L. R.

288. An Carl Geibel.

Berlin, 2. Januar 1877.

Hochgeehrter Herr!

Die drei Bände sind zur bestimmten Zeit glücklich angelangt, und das eine Exemplar derselben, das in der That sehr anständig eingebunden war, in das Palais befördert worden. Ich bin Ihnen für die eifrige Beförderung der Arbeit in der Druckerei u. s. w. aufs neue den größten Dank schuldig geworden, den ich Ihnen hiebei mit meinen besten Wünschen zum Jahreswechsel für Sie selbst und Ihre Familie darbringe. Es ist sehr unangenehm, daß wir ohne allen Grund mit dem dritten Bande nicht vollständig fertig geworden sind. Doch denke ich, daß wir die Ausgabe der vier Bände, die zusammen erfolgen muß, nicht über die Mitte des Monats heraus verzögern. Über die Versendung der Exemplare will ich Ihnen dann weiter meine Wünsche vortragen.

Heute will ich mir noch erlauben etwas hinzuzufügen, was

eigentlich nicht in dieses Gebiet gehört. Wenn die Weinsendung, die Sie mir ankündigen, schon abgegangen ist, so will ich sie dankbar annehmen. Aber ich bemerke doch, daß der Wein eigentlich zu gut für meinen täglichen Gebrauch ist. Er ist vielleicht zu schwer und feurig. Ich werde Ihnen immer dankbar verbunden sein, wenn Sie die neue Übersendung auch nicht ausführen.

Mit herzlicher Hochachtung und Ergebenheit der Ihre

Ranke.

289. An Alfred v. Reumont.

Berlin, 1. Februar 1877.

Ihre freundliche Erinnerung beim Jahreswechsel hat mich, wie Sie denken können, sehr erfreut. Ihre Klagen über Verluste theurer Freunde und Gönner theile auch ich: die Königin, deren Sie gedenken, war uns geradezu gemeinschaftlich. Soeben hatte ich noch Gelegenheit, ihre Wahrhaftigkeit und Voraussicht zu bewundern. Das letzte Jahr hat mir zwei geliebte Brüder entrissen, von denen der eine mir durch täglichen Umgang besonders nahe stand. Ich vermisse sein Hereintreten in meine Bücherräume; besonders auch vermisse ich ihn bei dem Erscheinen meines neuen Buches, da er gewohnt war, meine literarische Thätigkeit mit einer Theilnahme zu begleiten, die nicht größer hätte sein können, wenn sie ihm eigen angehört hätte.

Es ist ein Geschwader von vier Bänden [1]), das ich vom Stapel habe laufen lassen und das Ihnen hiebei in Sicht kommt: etwas spät; Sie würden mich aber entschuldigen, wenn Sie mich mitten in meiner Arbeit sähen, die so mannigfaltig ist, wie jemals. Gerade bei einer solchen habe ich Ihrer besonders viel gedacht, und warum? Ich bin auf eine Arbeit über Florenz zurückgekommen, die ich während meines Aufenthaltes daselbst begonnen habe. Doch ist es nicht die gesammte Geschichte der Stadt, mit der ich mich beschäftige, sondern die Epoche Savonarola's. Da sollte ich wohl wünschen, Sie mit Ihrer Kunde der Localitäten und der Familien mir zur Seite zu haben. Indem ich mit meinen Gedanken in Florenz verweile, muß ich Ihrer mit verdoppelter Lebhaftigkeit gedenken. Empfangen Sie den Dank für all die Güte, die Sie mir seit jener Epoche bewiesen haben, und bewahren Sie mir diese Gesinnung bis an mein Lebensende.

1) Hardenberg's Denkwürdigkeiten.

290. An Wilhelm v. Giesebrecht.

Berlin, 5. März 1877.

Verehrter lieber Freund!

Noch ehe ich Ihnen auf Ihren so überaus freundlichen Glückwunsch am Jahreswechsel geantwortet, haben Sie mir am 20. Februar[1]) ein dreifaches Hoch zugerufen: im Namen Ihrer Akademie, der historischen Commission und vor allem in Ihrem eigenen Namen. Ich bitte Sie, der Akademie meinen ehrerbietigen Dank auszudrücken, der Commission meine innigste Theilnahme an unsern gemeinschaftlichen Arbeiten und dem Wohlergehen jedes einzelnen Mitgliedes. Ihnen selbst aber möchte ich fast einen Vorwurf darüber machen, daß Sie nicht hergekommen sind. Mit Waitz und Sybel würden Sie meine Gloire als Lehrer vollständig gemacht haben. Darin liegt der Werth eines solchen Tages, daß er uns all das Gute, das uns zu Theil geworden, auf einmal in Erinnerung bringt: Vergangenheit und Gegenwart vereinigen sich zu Einem großen Eindruck. Das hat wohl auch etwas Angreifendes für Gemüth und Leben. Sie richten den Blick gar noch auf die Zukunft: sie wird engbegrenzt sein, und daß ich wieder nach München kommen werde, ist mir sehr zweifelhaft; aber so lange ich lebe, werde ich Ihrer Freundschaft und unserer mir so unendlich werthen gegenseitigen Beziehungen eingedenk sein. Grüßen Sie Ihre Lebensgefährtin, der meine herzliche Verehrung gewidmet ist.

Der Ihre L. Ranke.

Wenn Sie einem oder dem andern meiner dortigen Verwandten begegnen, so bitte ich Sie, die herzlichsten Grüße auszurichten.

291. An Carl Geibel.

Berlin, 11. März 1877.

Hochgeehrter Herr!

Voraus meinen herzlichen Dank für Ihren Besuch und für das freundliche Erinnerungszeichen Ihrer Frau Gemahlin. Ich hoffe, daß Sie sich wohl befinden, was ja auch für mich sehr nöthig ist. Von Cotta's läuft soeben, höchst unerwartet, die Anzeige ein, daß der erste Band der Französischen Geschichte (Stuttgarter Ausgabe) bereits im

1) Zum 60jährigen Doktorjubiläum.

Druck vollendet sei und in vierzehn Tagen ausgegeben werden solle; auch der zweite sei bereits in gutem Fortgang. Die Cotta'sche Buchhandlung bittet also um Zusendung der folgenden Bände, was mit dem dritten, wenn ich Sie recht verstanden habe, keine Schwierigkeit haben wird, aber vielleicht mit dem vierten.

Noch eine andere Nachricht muß ich Ihnen geben, die Ihnen wahrscheinlich nicht angenehm ist. Ich habe Ihnen schon angedeutet, daß ich der Verpflichtung, den Artikel über Friedrich Wilhelm IV. für die Allgemeine Deutsche Biographie zu schreiben, nicht so, wie ich es wünschte und hoffte, nachkommen kann, und wünschen muß, derselben entledigt zu werden. Ich habe schon versucht, Reumont als Ersatzmann zu gewinnen, aber er hat es abgelehnt. Vielleicht könnte er darauf eingehen, wenn Sie meine Bitte bei ihm unterstützen. Sonst müssen wir auf einen andern geeigneten Bearbeiter denken, der schwer zu finden sein wird. Vielleicht weiß Liliencron Rath zu schaffen. Friedrich II. dagegen werde ich einsenden können, wenn mir vor dem letzten Termin noch ein paar Wochen Frist eingeräumt werden.

Nach Savonarola denke ich noch eine andere Abhandlung aus der florentinischen Geschichte in den Band einzuschalten, in dessen Druck wir begriffen sind. Es wird dann wohl ein Doppelband daraus werden. Der fünfte Band der Denkwürdigkeiten Hardenberg's macht mir viele Sorge. Daß das Archiv auf seinen Honorar-Antheil Verzicht leisten werde, dürfen wir nicht hoffen. Die Kosten der Abschriften fallen mir ebenfalls zur Last; jedoch, wir müssen an das Werk gehen und es noch im laufenden Jahre zu Ende führen.

Hochachtungsvoll und ergebenst
der Ihre
L. v. Ranke.

292. An Carl Geibel.

Berlin, 28. Juni 1877.

Hochgeehrter Herr!

Mit Vergnügen bemerke ich auf dem soeben eingetroffenen Correcturbogen Ihre Handschrift. Ich freue mich Ihrer Wiederherstellung von Herzen, doch weiß ich nicht, ob ich Sie in diesem Sommer wiedersehen werde. Nach Lodersleben wenigstens gehe ich wohl nicht. Meine Tochter ist noch immer so unwohl, daß ihr meine Anwesenheit eine Last sein würde.

Ich habe nun wirklich einen Artikel über Friedrich Wilhelm IV. zu Stande gebracht. Recht zufrieden aber bin ich mit demselben nicht. Er bringt doch eigentlich nicht das, was man erwartet, und ist viel zu ausführlich (nämlich für den Charakter des Artikels, nicht für die Sache) in einigen Stücken, in anderen desto kürzer und ungenügender. Aber ändern kann ich daran nichts mehr, und für die Geschichte des Königs liefert er immer einen nicht unerheblichen Beitrag. Ich hätte den Wunsch, daß er schon im voraus auf Fahnen abgedruckt würde, so daß ich ihn noch vorher corrigiren könnte. Sehr erwünscht würde es mir sein, wenn dasselbe mit dem Artikel über Friedrich den Großen geschähe. Mühe mache ich Ihnen allemal, darauf sind Sie schon gefaßt.

Freund Reumont, der mich bei Friedrich Wilhelm IV. verlassen hat, hat sich doch bereit erklärt, die Correcturbogen des Aufsatzes über Savonarola zu lesen. Ich mache mir zwar keine Hoffnung auf seine Beistimmung, weder in diesem, noch in dem folgenden Aufsatz, allein er hat so viele Kenntniß der Localitäten und der Familien, daß er doch vielleicht einige Verbesserungen angeben könnte. Wissen Sie, ob er nicht auch auf Reisen ist, wie in dieser Zeit die meisten? Möchten Sie vielleicht an ihn schreiben und die Sache dann so einrichten, daß die Bogen, wenn deren eine hübsche Anzahl abgezogen ist, zuerst an Reumont abgehen, der gebeten werden müßte, sie mit seinen Bemerkungen unmittelbar an mich zurückgelangen zu lassen, und zwar in so kurzer Frist als möglich. Wir haben nun noch Don Carlos vor uns. Wenn sich der Abdruck bis in den August verzieht, so werden die Correcturen in einer Zeit eintreffen, in welcher Dr. Wiedemann verreist sein wird, und ich wüßte niemand, der ihn ersetzen könnte.

Den Artikel[1]), dessen Sie erwähnen, habe ich in der That nicht gesehen. Dr. W. aber versichert mich, daß die Hauptsache, die darin vorkommt, schon von mir in meinem Text berührt worden sei. Ich habe keine Lust darauf weiter einzugehen. Sobald der fünfte Band erschienen ist, was die Verbreitung des Werkes in seiner Gesammtheit noch schwerer machen wird, würde ich wünschen, meinen Antheil an demselben besonders publicirt zu sehen; wenn es nicht anders sein kann, in einem Doppelband der Sämmtlichen Werke.

Mit herzlichem Gruß an Ihre Familie

Hochachtungsvoll und ergebenst

L. v. Ranke.

1) Max Duncker's über den Hardenberg; Preußische Jahrbücher 1877 Bd. 39 (Abhandlungen aus der neuern Geschichte S. 144 ff.).

P. S. Von Cosel's preußischer Geschichte haben Sie mir 4 Bände freundlichst zugehen lassen; ich bitte um die Fortsetzungen, ebenso um ein Exemplar des, wie ich höre, kürzlich erschienenen 24sten Bandes der Sämmtlichen Werke.

293. An Carl Geibel.

Berlin, 1. Juli 1877.

Hochgeehrter Herr!

Anbei empfangen Sie mein allerjüngstes kleines Werk über Friedrich Wilhelm IV.[1]). Ich bitte Sie, wie Sie gütigst versprochen, es dem Druck der Biographie gemäß in Fahnen setzen zu lassen, und zwar so bald als thunlich. Ich möchte nämlich gern noch Zeit behalten, den Artikel einem oder zwei vertrauten Freunden mitzutheilen, um das Urtheil derselben zu erfahren. Eigentlich bin ich nicht unzufrieden damit, daß die historische Forschung, insofern sie wirklich Platz greifen konnte, auf diesem Wege in die Geschichte unserer Tage eindringt.

Mit bestem Gruß

Ihr ergebenster

L. Ranke.

294. An Maximiliane v. Kotze, geb. v. Ranke.

Berlin, 28. August 1877.

Geliebte Maxa!

In Deinem letzten Brief sagst Du am Schluß, Du würdest mir bald wieder schreiben. Darauf habe ich denn gewartet, anfangs mit einer gewissen Ängstlichkeit, später aber ruhiger, da Otto und Friedhelm gute Nachrichten bekamen. Es macht mich glücklich, daß Du mir nun auch selbst erwünschte Nachrichten giebst. Dein Brief war das Erste, was ich seit meiner Rückkehr aus Topper in die Hand genommen und gelesen habe. Sehr erfreulich war es mir, daß auch ein andrer mit guten Nachrichten von Deinem Onkel Ernst vorlag. Ich kann getrost wieder an mein Tagewerk gehen.

In Topper ist es mir sehr wohl gegangen. Das Gut ist sehr umfangreich; man kann lange auf eigenem Grund und Boden fahren. Für die Jagd, die eben begann, hat man das Wild geschont. Noch

1) S. W. LI/LII 403 ff.

am letzten Tage war ein Wildschwein erlegt worden. Überall nimmt man wahr, daß unter den letzten Besitzern alles vernachlässigt worden war. Der Feldmarschall führt jetzt den Pflug statt des Schwertes; er greift überall mit Fleiß und Eifer ein, und ist mit seinem jetzigen Amtmann, d. h. Inspektor, sehr zufrieden. Das Haus ist wohnlich und anständig eingerichtet. Da sich ein paar Thürmchen an der Zinne des Daches befinden, so hat es sich der Gutsherr nicht nehmen lassen, an der Kirche, was ihr ganz fehlte, einen stattlichen Thurm errichten zu lassen; denn er stellt Gott höher als sich selbst. Er hat Anlagen zu einem Wildpark gemacht, der mich an die Anlagen Deines seligen Schwiegervaters auf dem Berge bei Lodersleben erinnerte. Sie wachsen sehr gut und geben Schirm gegen den Wind, der die weite Ebene zuweilen belästigt. In dem Orte giebt es noch ein anderes Gut mit einem alten wohl bestandenen Park. Ich sah eine Linde, die zu den schönsten, umfangreichsten und zugleich bedeutendsten gehört, die ich jemals gesehen. Frau von Manteuffel liebt sonderlich eine alte Eiche an der Kirche, die Borke und Zweige bis hoch hinan verloren hat, noch aber eine prächtige grüne Krone trägt. Möge es anderen, die auch alt sind, ebenso wohl gehen! In dem einen und dem andern dieser Parke bin ich viel herumgewandert oder auch gefahren. Frau von Manteuffel machte alle Tage eine weite Spazierfahrt, bei der ich sie dann zuweilen begleitet habe. Ich kann Dir nicht sagen, wie gut sie mich aufgenommen hat.

Die anwesende Familie bestand aus vier Mitgliedern, Papa und Mama, Isabellchen und Edwin. Was der ersteren an Figur fehlt, das hat der letztere. Ich habe sie beide erst kennen gelernt. Isabellchen hat eine recht ehrliche Herzlichkeit und ist garnicht ohne Geist und Verständniß. Wir wollten Dir mit einander einen Brief schreiben, was aber unterblieben ist. Edwin hat mir viel vorgelesen; er weiß nicht gerade viel, ist aber wißbegierig. Ich bin ihm viel Dank schuldig geworden. Frau von Manteuffel hat wirklich Geist und eine sehr lebhafte Erinnerung von dem mancherlei Angenehmen und Unangenehmen, was sie erlebt hat. Die Conversation des Generals brauche ich Dir nicht zu schildern; obgleich auf einem sehr einsamen Dorfe, steht er doch mit aller Welt in Verbindung. Wir lasen einige neue Bücher von unserem Geld- und Wirthschaftswesen, über welche ich wohl das Urtheil Helferich's zu hören wünschte. Ich bezweifle nicht, daß er indignirt sein wird; aber außer dem Verwerflichen lernt man daraus doch auch unsere Zustände kennen, wie ich sie bisher nicht kannte. Ein paar französische Zeitungen von verschiedener Farbe

werden gehalten, so daß man mit der dortigen Bewegung in stetem Contakte bleibt und sie verfolgt. Ich muß Dir doch gestehen: wir telegraphirten an Thiers, bloß als zwei theilnehmende Freunde, zufällig beisammen, und bekamen den andern Tag eine Versicherung de ses plus tendres amitiés. Also hat es an Unterhaltung nicht gefehlt; die vier Mitglieder der Familie wetteiferten in Bezeigung von Freundschaft und Fürsorge.

Als ich aber vor einigen Stunden hier ankam, erregte ich Erstaunen und Lachen; ich habe mir nämlich aus Mangel an einem Barbier meinen Bart wachsen lassen und habe nicht übel Lust, ihn stehen zu lassen. Während meiner Abwesenheit sind die Bücher gereinigt und einige Veränderungen in der alten Wohnung gemacht worden, die Du hoffentlich billigen wirst, wenn Du herkommst. Das war in Deinem Briefe das Beste, daß Du mir diese Aussicht eröffnest. Gehab Dich wohl, mein theures Kind. Herzliche Grüße an Deinen Mann, die beiden Kinder und Fräulein Rettberg, überdies aber an die Helferichs; es ist doch sehr schön, daß Du die Verbindung zwischen der Münchener und der Berliner Familie neu belebst. Ich finde mich nicht wenig geschmeichelt, daß man dort in Dir ein Ebenbild von mir sehen will, was mir beweist, daß ich bei ihnen in gutem Andenken stehe.

Getreu bis in den Tod
Dein Papa.

295. An Ernst Ranke.

Berlin, 9. September 1877.

Theurer Bruder

Vor mir liegt Mai's Übersetzung des armenischen Eusebius. Hast Du wohl jemals Scaliger's Zusammenstellung über Eusebius zur Hand genommen? Hieronymus hätte Dich darauf im Laufe Deiner Studien führen können. Die Präfatio Scaliger's las ich zum ersten male, nicht ohne Bewunderung, auch nicht ohne Frucht. Du siehst, wenn Du zu Deinem Geburtstag hergekommen wärest, würdest Du mich in Studien, die den Deinen verwandt sind, gefunden und mich dabei gewiß nicht wenig unterstützt haben. Das ist nun leider nicht möglich; aber glaube nicht, daß irgend eine Art von Egoismus dabei mitwirkte, wenn ich Dich hier zu sehen wünschte. Es war nur der Gedanke, daß Du gesund genug dazu sein, und ich mich Deiner Gesellschaft noch einmal ein paar Wochen würde erfreuen können.

Ich weiß, Du erinnerst Dich noch des 10. Septembers 1825, den ich in Quedlinburg mit Ferdinand feierte; zwischen damals und heute liegt beinahe Dein ganzes Leben und ein großer Theil meines eigenen. Ich möchte fast auch wie die Ebräer an den Gott der Altvordern glauben, der uns erhalten und eingesegnet hat. Ich lobe ihn und danke ihm am heutigen Tage; denn zu Deinem Geburtstag wünsche ich mir nicht weniger Glück, als Dir selbst. Mögest Du nun wieder recht stark werden, um zu Deinen Arbeiten zurückzukehren; möge es auch mir beschieden sein, Dich noch einmal auf längere Zeit wiederzusehen.

Obwohl mein Brief von fremder Hand geschrieben, so bedarf es doch wohl eigentlich keiner Unterschrift. Mit meiner eigenen Hand aber muß ich Dir schreiben, daß ich bin im Gedächtniß an die Jonathan, Andreas, Israel und Gottlob Israel Ranke, sowie an unsern Heinrich und Ferdinand Dein getreuer Bruder

Leopold R.

Ich kann nicht aushalten, daß ich den Bruder Wilhelm nicht auch erwähnt habe, dem Du ja auch vieles verdankst. Ich freute mich noch vor kurzem der Rebecca, die ich aus seinem Nachlaß gekauft habe. Und dann denke ich auch noch der gesprächigen Johanna und der unvergleichlich liebevollen Rosalie, unserer Schwestern. Wenn den Verstorbenen ein Mitgefühl für die noch Lebenden beiwohnt, so sollte man denken, an einem Tage, wie der heutige, werden sie Dich umschweben.

L.

296. An Carl Geibel.

Berlin, 2. November 1877.

Hochgeehrter Herr!

Mit Vergnügen werde ich Sonntag Morgen ein paar Arbeitsstunden ausfallen lassen; — denn leider kann ich wegen meiner körperlichen Beschaffenheit nicht mehr in die Kirche gehen — und Sie zu einer Conferenz bei mir empfangen; die Herausgabe meiner Werke hat ja für mich auch ein höheres, an die göttlichen Dinge streifendes Interesse.

Über den Titel zu Hardenberg 5 habe ich noch den Skrupel, ob auf demselben nur das Wort „Denkwürdigkeiten" wiederholt oder der eigenhändigen Memoiren gedacht werden soll. Das erste ist deßwegen wünschenswerth, weil einige Actenstücke gar nicht zu den Memoiren gehören. Wir werden uns darüber besprechen und leicht eine Ver-

einigung erzielen, namentlich, wenn Sie die Güte haben, die Aushängebogen mitzubringen. Der langsame Fortgang der Correcturen zu den Sämmtlichen Werken rührt von den Schwierigkeiten, welche der Abdruck der italienischen Texte macht, her. Ich werde Ihnen die Correcturbogen zu den Analekten des 35. und 36. Bandes vorlegen. Sie werden über die Menge der Fehler selbst erstaunen. Und dennoch werden wir schwerlich einen ganz correcten Text zu Stande bringen. Man wird sich eben mit dem Möglichen begnügen müssen.

Mit bestem Gruß Ihr ergebenster

Ranke.

297. An Ernst Ranke.

Berlin, 30. December 1877.

Viel geliebter Bruder

Nach Deiner Photographie zu urtheilen, hast Du Dich nach Deiner Krankheit wirklich erholt; ich höre urtheilen, Du sähest danach selbst noch besser aus, als früher. Möge es so fortgehen, bis Du einmal in voller Kraft wieder zu mir kommen kannst. Aus meiner Photographie im Schlafrock könntest Du abnehmen, daß Du mir doppelt willkommen sein wirst. Ich muß Dir sagen, was es mit dem Buch auf sich hat, das Du auf dem Sopha liegen siehst. Ich bedurfte nämlich eines Tages gar zu sehr der Septuaginta. Ich wußte, daß ich das Buch besaß, hatte es aber seit vielen Jahren nicht gesehen. Ich begab mich ziemlich besorgt, daß ich es nicht finden würde, an das Bücherbrett, wo ich es vor Zeiten aufgestellt hatte, und wies den Diener, der mit mir war, an, in einer bestimmten Reihe das dickste Volumen zu ergreifen. So that er und siehe da: es war meine LXX. Das Buch ist das älteste in der Familie; es stammt direkt von unserm Großvater, Johann Heinrich Israel Ranke, der es, ich denke als Student in Leipzig, anno 1772 erworben hat und zwar, wie er hinzuschreibt, für 1 Thaler 20 Groschen, ein für seine Zeit und seine Umstände — denn er war eben ein armer Student — ansehnlicher Preis. Es ist die ganze griechische Bibel; das neue Testament fehlt darin nicht, Ausgabe von Reineccius 1730. Ich habe es seitdem ein paar mal gebraucht und glaube sogar, eine der wichtigsten Begebenheiten, die Spaltung nämlich des Reiches Israel, aus dem griechischen Text besser bestimmen zu können, als es aus dem hebräischen, so weit derselbe erhalten ist, möglich wäre. Ich möchte es nicht gern in die Welt bringen, daß ich mit Arbeiten dieser Art umgehe; denn

ich gestehe mir, daß mir viele Kenntnisse abgehen, die dazu erforderlich wären; Du wirst sie alle besitzen.

Ich habe bei dieser Gelegenheit das Bibelbuch von Bunsen und die Übersetzung von De Wette oftmals verglichen; so viel Freundschaft ich aber auch, wie Du weißt, für Bunsen hege, kann ich doch seine Arbeit nicht billigen. Sie trägt wieder so viel Bestreben, populär zu sein, in den Text hinein, daß sie keine wörtliche Übersetzung mehr ist. Bei De Wette ist alles originaler und größer. Wieviel hätten wir tagtäglich zu sprechen, wenn Du hier wärest! Das letzte, was ich von Dir vernahm, war ein Spruch der kleinen Lilly, der auch mit einem „wie gerne" anfing. Diese beiden „wie gerne" begegnen sich also; sie bilden eine Art von gegenseitiger Handreichung über die weiten Ebenen und das Waldgebirge hinüber. Ich komme auf mein Buch zurück. Es gehört zu den Laren und Penaten unsres gelehrten Haushaltes; es ist eben das, was dort auf dem Sopha liegt.

Danken wir Gott beim Jahresschluß, daß er Dich wieder hat genesen lassen; empfange meinen Dank für alle Deine Briefe und kleinen Sendungen und zugleich meinen Glückwunsch für das Jahr, in das wir eintreten.

L. R.

Solltest Du an dem Brustbild keinen besonderen Gefallen finden, so hätte ich nichts dagegen, wenn Du es dem treuen Arnold gäbest. Auf jeden Fall grüße den trefflichen Freund beim Jahreswechsel.

298. An Carl Geibel.

Berlin, 4. Januar 1878.

Hochgeehrter Herr!

Soeben sind die Biographischen Studien angekommen, im Jahre 1878, noch mit der Jahreszahl 1877, während gewöhnlich das Umgekehrte stattfindet; aber ich kann auch das nicht anders, als billigen. — In dem Packet vermißte ich noch etwas; es war das für Ihre Majestät die Kaiserin bestimmte Goldschnittexemplar des 5. Bandes von Hardenberg; das für den Kaiser bestimmte habe ich erhalten, aber noch nicht abgegeben, eben weil das andere fehlte. — Die Biographien sind von den beiden Majestäten sehr gnädig aufgenommen worden; doch hat mich der Kaiser auf einen Fehler aufmerksam gemacht, welcher darin besteht, daß bei der Erziehungsgeschichte Friedrich Wilhelms IV. Prinz Friedrich der Niederlande als der dritte Prinz, der damals am

Unterricht theilgenommen habe, erwähnt ist; es sei aber nicht, sagt er, Prinz Friedrich der Niederlande, sondern Prinz Friedrich von Preußen gewesen. Ich habe das Wort „der Niederlande" erst nachträglich in den Text gebracht, weil man mir mit Bestimmtheit versicherte, daß das so das richtige sei. Sollte der Artikel über Friedrich Wilhelm IV. noch nicht abgezogen oder in aller Form gedruckt sein: so würden Sie mir einen Gefallen thun, wenn Sie das Wort „der Niederlande" einfach streichen lassen wollten.

Ich bitte nochmals um einige Exemplare des besonderen Druckes; namentlich auch ersuche ich Sie, ein Exemplar in meinem Namen an Herrn Geheimrath v. Reumont in Bonn zu schicken, sowie ein Exemplar der Biographischen Studien und des Doppelbandes „Fürsten und Völker". — Auf diese drei Stücke würde auch mein Bruder in Marburg Anspruch machen. Die „Osmanen und die Spanier" bitte ich Sie noch an die Herren Professoren Noorden in Leipzig, Schirrmacher in Rostock, Maurenbrecher in Bonn, die Biographischen Studien ebenfalls an Professor Maurenbrecher, zugleich aber auch an Professor Ad. Schmidt in Jena und v. Giesebrecht in München, zu übersenden. Von „Osmanen und Spanier" brauche ich auch selbst noch einige Exemplare. Das vergreift sich alles so geschwind, wenn man es verschenkt.

Ich habe noch etwas auf dem Herzen. General-Feldmarschall von Manteuffel hat einst an mehrere Schulen in Schleswig Exemplare der Sämmtlichen Werke geschenkt; aber ich finde, das ist drückend für ihn, und es wäre mir lieber, wenn es in Zukunft zugleich im Namen des Verlegers und des Verfassers geschähe.

Glück auf zu dem Jahre 1878! Ich hoffe Sie bald zu sehen.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Ranke.

299. An Jowan Ristić.

Berlin, 9. Juli 1878.

Hochverehrter Herr Minister!

Mit nicht geringer Freude habe ich Ihre Mittheilung begrüßt, daß die Unabhängigkeit Serbiens von den Congreßmächten anerkannt worden sei. Darin liegt die Auflösung einer Verbindung, die zuletzt nur zu chaotischen Verwirrungen geführt hat. So hat sich einst die Republik der vereinigten Niederlande von der spanischen Monarchie, bald darauf das Herzogthum Preußen von Polen losgerissen. In

Serbien tritt dadurch die Emancipation einer compakt gewordenen Nationalität ins Leben, die sich nun nach ihrem eignen besten Wissen und Vermögen regieren kann. Es ist die Vollendung aller der Ereignisse, welche auf die erste Erhebung der Knesen gegen die Gewaltherrschaft der Janitscharen mit einer gewissen Folgerichtigkeit eingetreten sind. Ich wünsche der Nation und ihrer Regierung Glück dazu: möge ihr Heil und Segen daraus entspringen!

Mit vertrauensvoller Hochachtung, verehrtester Herr Minister, Ihr sehr ergebener

Leop. v. Ranke.

300. An Amalie Helferich, geb. Ranke.

Berlin, 9. September 1878.

Liebe Amalie

indem Ihr dort nach dem Kirchhofe wallfahrt, höre ich das Grabgeläute und vereinige meine Thränen mit den Euren. Also ist auch sie todt, die mir seit dem 2. Oktober 1825 wie ein milder Stern an dem Firmament des Lebens leuchtete — immer besorgt, wohlthuend, freundlich, verständig — Eines mit dem im Alter mir am nächsten stehenden, in der Jugend vertrautesten Bruder, dessen vom Himmel bestimmte Gefährtin auf Erden sie war — nunmehr Genossin des unzweifelhaft Seligen im Jenseit. Um mich her wird es recht einsam auf Erden.

Vor kurzem war ich, doch nur auf eine Viertelstunde, in Frankfurt, wo ich vor sechzig Jahren eintrat. Bald darauf kam Dein Vater zu mir, wie das unvergleichlich schöne Buch desselben berichtet. Ich bemerkte erst an der Kirche, daß ich wirklich in Frankfurt war; Dein Vater ging nach seiner Erweckung oft mit dem Gesangbuch in der Hand dahin. Dann über den Marktplatz, wo Caroline Beer wohnte, deren er auch gedenkt; dann die Oberstraße entlang, wo wir mancherlei Bekanntschaften hatten; dann das Gymnasialgebäude vorüber, wo unsere gemeinsame Wohnung war; dann meiner eigenen kleinen Behausung vorbei, die ich hatte, als er bei Wagner war u. s. w. Nirgends eine Veränderung: keine Außentreppe, kein Thürpfosten anders, als damals. Nur Eins fehlte — die Menschen. Vor einigen Wochen war auch der letzte gestorben, der Superintendent Schöneich, der als Schüler des Gymnasiums noch bei mir gewohnt hatte und allezeit mein Freund geblieben ist. Verzeih mir, daß ich in diesem Augenblick daran denke. Eben in diesen Kreis der Vertrauten meines Lebens, die ich vermisse, gehört Deine Mutter. Bei dem Tode meiner

seligen Frau konnte ich wohl sagen: So sterben die Gerechten! Hier möchte man ausrufen, wie beim Tode Deines Vaters: So sterben die, welche schon auf Erden selig sind.

Ich will nicht verschweigen, daß ich doch wieder bei dem Herannahen der Zusammenkunft der historischen Commission eine Anwandlung von Sehnsucht nach München hatte und den Gedanken, der Versammlung in diesem Jahre beizuwohnen. Aber ich will das Schicksal nicht herausfordern. Auch entfernt von einander sind wir Überlebenden innig verbunden.

Dein getreuer alter

Leop. R.

301. An Wilhelm v. Giesebrecht.

Berlin, 21. December 1878.

Mein hochverehrter Freund und Studiengenosse.

Es wird nun bald 50 Jahr, daß wir einander kennen. Von allen Ihren Arbeiten habe ich immer Kenntniß genommen: mit hoher Freude und Genugthuung erfüllt mich Ihr großes Werk, das der Idee nach damals seinen Ursprung genommen hat. Sie haben dazu eine doppelte Begabung mitgebracht, die der Kritik und der liebevollen, durchsichtigen, zuweilen an das Poetische der Volksbücher streifenden, zugleich durch und durch patriotischen, ich möchte sagen: zugleich männlichen und doch kindlichen Darstellung. So ist denn auch Ihr Erfolg über alle Erwartungen, die man hegen konnte, groß gewesen. Es ist ein Werk, das in die Zeit und deren Bewegung hineingewachsen ist. Für alle das Gute, das Sie mir zugleich im Namen Ihrer verehrten Gemahlin, die ich von Herzen grüße, aussprechen, bin ich Ihnen aufs neue verbunden.

Mit der Commission in München würde ich gar nicht in Verbindung bleiben können, ohne Ihre theilweise Stellvertretung und fortdauernde Theilnahme. Ich bitte Sie, den in München einheimischen Mitgliedern der Commission, namentlich Döllinger und Cornelius meine Grüße zu überbringen. Ich glaube mich jetzt wieder so wohl zu befinden, wie früher. Aber freilich darf ich nicht vergessen, daß ich heut mein 84. Jahr antrete.

Der Ihre auf immer

L. Ranke.

302. An Carl Geibel.

Berlin, 5. Januar 1879.

Hochgeehrter Herr!

Dalberg, Fürst Primas, ist ein recht guter Stoff für eine Biographie. Dalberg hat sich in den verschiedenen Epochen seines Lebens in sehr verschiedenen Situationen bewegt und ist immer derselbe geblieben. Auch in seiner letzten Periode, in der er die Gunst des deutschen Volkes verlor, hat er doch immer Bewunderer gefunden, nicht zwar in den alten Frankfurter Bürgern, die sein ganzes Thun und Treiben schädlich und selbst lächerlich fanden, aber z. B. in dem verstorbenen Director des öffentlichen Unterrichts in Preußen, Johannes Schulze, der mit der größten Vorliebe von ihm sprach. In der Biographie Schulze's, welche zum Theil von ihm selbst niedergeschrieben worden, wird viel von dem Fürsten Primas die Rede sein. Auch der Autor[1]), der Ihnen seine Arbeit bietet, ist aller Ehren werth: seine bisherigen Schriften haben den Vorzug aus guten Quellen geschöpft und unterrichtend zu sein. Ich rathe also sein Anerbieten nicht zurückzuweisen. In der Erwartung auch in dem neuen Jahre Sie in kurzem bei mir begrüßen zu können

Hochachtungsvoll und ergebenst
L. Ranke.

303. An Carl Geibel.

Berlin, 21. März 1879.

Hochgeehrter Herr!

Anbei sende ich Ihnen die Bemerkungen Schmoller's über meinen Hardenberg zurück. Warum können unbefangene Äußerungen dieser Art nicht in das Publikum dringen? Warum muß dies nur von beschränkten und von Eifersucht eingegebenen Recensionen abhängen? Ich bin aber schon lange darüber belehrt. In dem Publikum habe ich immer einen gewissen Instinct für das Echte und Gute wahrgenommen. Ich bitte Sie, Herrn Professor Schmoller meinen Dank auszusprechen.

Herr Lanzi in Triest bittet um ein Exemplar der romanischen und germanischen Geschichten mit der Kritik und verdient es wohl, daß wir seine Bitte berücksichtigen. In Bezug auf die neuen Bände

1) C. v. Beaulieu-Marconnay.

der Werke stimme ich ganz mit Ihren Anordnungen überein. Ich freue mich, daß ein kundiger Mann an der Revision des Druckes theilnehmen will, der dann hoffentlich vollkommen correct ausfällt. Längere Verzögerungen aber wären doch unangenehm. Geht es nicht mit Nordmeyer, so müssen wir ohne denselben fortfahren, denn schon liegen auch andere Bände zum Drucke vor. Doch wäre es mir unmöglich, sie in Angriff nehmen zu lassen, wenn wir nicht erst die vorliegenden beendigt haben. Meine Gesundheit ist im Laufe des Winters ganz erträglich gewesen. Nur einige wenige Stunden haben einmal der Arbeit entzogen werden müssen; denn diese ist es doch eigentlich, wofür und vielleicht wodurch ich lebe. Auch Ihr Wohlbefinden und Ihre Förderung ist wesentlich nöthig.

Hochachtungsvoll und ergebenst
L. Ranke.

304. An Alfred v. Reumont.

Berlin, 15. April 1879.

Ich bin Ihnen noch meinen Dank für Ihren letzten eingehenden, recht freundschaftlichen Brief, der mir damals große Freude machte, schuldig und mit mir unzufrieden, daß ich so lange gezögert habe, meine Schuld wett zu machen. Sonderbar: man hat auch in weiter Entfernung von einander lebend doch das Gefühl des Miteinanderlebens; es gehört gleichsam zum Gesammtgefühl des Daseins. Zuweilen aber wird man von dem Wunsche übernommen, den Freund zu sehen. Ich möchte gern wissen, wie Sie den Winter durchlebt haben; hier wenigstens ist er fast allen meinen Freunden sehr beschwerlich gewesen, auch mir selbst nicht eben angenehm. Als das Frühjahr kommen zu wollen schien, hat es mich tüchtig geschüttelt; der Lenz war gleichsam verwundert, daß ich mich zum vierundachtzigsten mal an Blüthen und Blättern erfreuen wollte. Ich sagte ihm: eben darum; wir sind schon alte Freunde, laß mich noch einmal mitgehen! Er schien einzuwilligen, vielleicht zum letztenmal. Aber alors comme alors; wir werden ja sehen.

Was Sie nächstens zu erwarten haben, ist eine neue Ausgabe meines Buches über Serbien mit Zusätzen, die sehr ins Gebiet der Politik des 19. Jahrhunderts streifen. Es gereichte mir selbst zum Erstaunen, als ich die Akten (besonders die Berichte des preußischen Generalkonsuls Meroni in Belgrad) ansah, daß darin eine zeitgenössische und doch eigentlich unbekannte Geschichte aus den fünfziger und sech-

ziger Jahren des Jahrhunderts lag; ich glaube eine Art von Schatz zu heben, bin aber freilich weit davon entfernt zu glauben, daß die Welt die neue Produktion so günstig ansehen wird, als die frühere.

Ich habe mich wieder einmal mit der alten Geschichte beschäftigt. Auch Ihr Buch über Rom habe ich wieder aufgeschlagen und bin dadurch auf einige Stellen der Klassiker aufmerksam gemacht worden, die ich noch übersehen hatte. Gerade das Zurückgehen auf die Klassiker macht mir eigenthümliches Vergnügen. Ich benutze Bücher, die ich mir noch in der Schulpforte angeschafft, und kleine Arbeiten, die ich in Frankfurt a. O. entworfen habe, so daß Alter und Jugend unmittelbar zusammengehen. Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich Sie von meinen Arbeiten unterhalte: es ist eben das einzige, was bei mir vorkommt.

305. An Carl Geibel.

Berlin, 9. April 1880.

Hochgeehrter Herr!

Mit meinem Befinden, wonach Sie fragen, steht es ebenso, wie damals, als ich das Vergnügen hatte, Sie und Ihre Frau Gemahlin bei mir zu sehen. Wenn Sie mich etwa in vierzehn Tagen wieder besuchen, so denke ich, Ihnen alsdann ein neues Manuscript einhändigen zu können. Der Titel wird sein „Allgemeine Ansicht der Weltgeschichte". Zunächst sollen zwei Bände von mäßigem Umfange, etwa zu dreißig Bogen erscheinen, welche die ältere Geschichte, eingeschlossen die griechische, enthalten werden; überdies aber einen ansehnlichen Anhang gelehrter Erörterungen. Die beiden Bände sollen zusammen erscheinen und nur eine einzige Lieferung ausmachen. Ich würde dann wünschen, den Druck möglichst bald in Angriff nehmen zu sehen. Vielleicht könnte das Buch noch gegen Ende des Jahres erscheinen.

Mit hochachtungsvollem Gruß

L. v. Ranke.

306. An Carl Geibel.

Berlin, 22. December 1880.

Hochgeehrter Herr!

Ihre gute Nachricht war ja das schönste Angebinde, das ich je zu meinem Geburtstage erhalten habe[1]). Ich zweifle zwar nicht daran,

1) Die Nachricht, daß kaum eine Woche nach Ausgabe der ersten der Druck einer zweiten Auflage der „Weltgeschichte" nöthig geworden.

daß gehässige Angriffe meiner warten, aber bis jetzt sind alle Äußerungen, die mir vorgekommen sind, höchst erfreulicher Natur. Voran steht der Artikel von Alfred Dove[1]), welcher beweist, daß er meine Intention vollkommen verstanden hat und ihr beipflichtet. Sollten Sie ihm schreiben, so sprechen Sie ihm wohl meinen Gruß zum Dank aus. Auch für den Rheinwein, welcher angekommen ist, spreche ich Ihnen meinen besten Dank aus.

Mit herzlichem Gruß und Handschlag
Ranke.

P. S. Ich bitte um einige Exemplare N. A. II [Hardenberg II] oder vielmehr um Übersendung der beiden Bände an Frl. Sophie von Hardenberg in meinem Namen.

307. An Ernst Ranke.

Berlin, 6. [und 14.] October 1881.

Lieber Bruder.

Meine Notiz über unseres Namens Erzvater habe ich aus Raßmann's deutscher Heldensage Band III geschöpft — einem Buche, das Dir vor Augen stand, als Du hier warst, das wir aber damals nicht gefunden haben.

In Jugenheim bin ich nicht allein bei jener Jugendwanderung im Jahre 1817 gewesen, sondern ungefähr ein Menschenalter später 1846, in Begleitung des Bibliothekar Feder von Darmstadt — der angenehmste Ausflug, den ich damals von Frankfurt a. M. aus gemacht habe. Der Riesensäule habe ich seitdem immer in meinen Vorlesungen gedacht: ich behauptete, man könne da den Moment wahrnehmen, in welchem die römischen Steinmetzen vor den eindringenden Germanen zurückgewichen seien.

Sehr erwünscht wird es mir sein, wenn Du, wie ich hoffe, gesund und erfrischt zurückgekommen, die Abhandlung über Josephus in die Hand nehmen und prüfen willst. Ich darf nämlich nicht mehr lange zögern, die Analekten herauszugeben, in welchen eine Anzahl schwieriger Punkte nach der Reihenfolge der Ereignisse — aber immer in Beziehung auf die Historiker, aus denen wir sie kennen — erörtert werden sollen. Auf Josephus sollen Diodorus Siculus, Dionysius von Halicarnaß, Polybius, Appian, Dio-Zonaras folgen. Alles griechische Arbeiten über fremde Geschichte. Ich fühle die Versuchung,

1) Im neuen Reich 1880 II 929 ff.

über die LXX noch etwas mehr zu sagen, als in dem Abschnitt über die Trennung von Juda und Israel vorkommt; doch möchte ich nicht gern Zweifelhaftes mit Sicherem vermischen. —

14. Oktober. So weit schrieb ich vor mehr als 8 Tagen. Was ist nun aber seitdem unerwartet begegnet! Dich geht der Tod Hitzig's bei weitem näher an, als mich; doch hat er auch mich tief betroffen. Bei anwachsenden Jahren werden die Verluste von Freunden und Näherbekannten immer empfindlicher. Der schwerste Verlust trifft Deine mir unbeschreiblich werthe Tochter Henriette; sie war gestern hier in ihrer Trauer.

Von ihr erfuhr ich, daß Du früher, als Du angekündigt hattest, nach Marburg zurückgekommen bist, und ich zögere nun nicht länger, Dir nicht allein meine Bemerkungen über Josephus, sondern auch einiges andere auf das Alttestamentliche bezügliche, das ich damit in Verbindung gebracht habe, zu übersenden. Du wirst darin auch eine Spur von alten Gesprächen, die wir mit einander pflogen, z. B. in Bezug auf die Itala, wiederfinden. Mache mir Deine Bemerkungen hierüber ohne Schonung.

Ich danke Dir noch für die Zusendung Deiner Schrift über den Wormser Reichstag; den Brief an Arnold werde ich, wie er vorliegt, in den 6. Band der deutschen Geschichte aufnehmen[1]); gestern empfing ich bereits Correcturen einiger Bogen des fünften. Ich lebe, wie Du siehst, in mannigfaltiger Arbeit; so ist es auch bei Dir der Fall. Gehab Dich wohl, lieber Bruder.

Der Deine, wie Du ja weißt, unveränderlich.

L.

308. An Carl Geibel.

Berlin, 22. December 1881.

Hochverehrter Herr und Freund!

Auch mir hat die Verbindung mit Ihnen bisher nur Segen und Gedeihen gebracht; auch ich also bin Ihnen Dank schuldig. Möge es fortan so bleiben, so lange Gott will! Heute will ich zunächst nur anfragen, ob es nicht vergessen worden ist, Exemplare des neuen Bandes an den Consistorialrath Ranke in Marburg und Geheimrath v. Giesebrecht in München zu schicken. Wäre dies der Fall, so würde ich Sie bitten, die Sendung unverzüglich zu veranlassen.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Ranke.

1) Vgl. S. W. VI 63 f.

309. An Kaiser Wilhelm I.

Berlin, 13. Februar 1882.

Allerdurchlauchtigster Kaiser, allergnädigster Kaiser, König und Herr!

Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät haben zu den vielen Gnadenbeweisen, die Allerhöchst Sie mir gegeben, heute noch einen neuen[1]) hinzuzufügen geruht, der die früheren, so werthvoll sie auch waren, durch seine Bedeutung noch übertrifft. Ew. Kaiserl. und Königl. Maj. haben geruht, mich in die höchste Rangklasse zu erheben, die der Civildienst überhaupt darbietet. Ew. Maj. bringe ich den tiefsten Dank für eine so außerordentliche Begünstigung dar. Ich sehe darin den Beweis der Fortdauer der Huld und Gnade Ew. Maj., die das Glück meines Lebens ausmacht. Doch ist die persönliche Beziehung nicht die einzige, unter der ich die mir zutheil gewordene Ehre begrüße. Sie ist mir zugleich ein Beweis von der Werthschätzung, mit welcher Ew. Maj. überhaupt den gelehrten Beschäftigungen zugewandt sind. Daß ein Professor wie ich zu diesem hohen Range aufsteigt, wird, wie ich glaube, eine Genugthuung für den Stand der Professoren und Akademiker überhaupt bilden.

Millionen treuer Herzen schlagen für Ew. Maj. Die Erfahrung der letzten Jahre zeigt, daß diese Stimmung in fortwährendem Zunehmen begriffen ist. Möge sie dazu beitragen, die großen Schwierigkeiten, mit denen Ew. Maj. heilbringende Thätigkeit verbunden ist, zu erleichtern. In tiefster Ehrfurcht ersterbe ich als Ew. Kaiserl. und Königl. Maj. alleruntertänigster

L. v. Ranke.

310. An Kaiser Wilhelm I.

Berlin, 13. Februar 1882.

Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät

habe ich für die Erhebung zu einer höchsten Rangstufe, welche Allerhöchstdieselben mir haben angedeihen lassen, bereits meinen allerunterthänigsten Dank ausgesprochen. Erst als ich diese Danksagung besiegelt und zur Beförderung abgegeben hatte, traf ein eigenhändiges Schreiben Ew. Maj. ein, worin Allerhöchstdieselben dem officiellen Glückwunsch einen persönlichen hinzufügen und mir insbesondere für

1) Verleihung der Excellenz.

meine Arbeiten auf dem Gebiete der preußischen Geschichte Allerhöchst Ihre Anerkennung aussprechen. Ich habe dem Berichterstatter für eine Zeitung nicht versagen können, ein paar Stellen daraus mitzutheilen, was Ew. Kaiserl. und Königl. Maj. allergnädigst entschuldigen werden: sie gehören eben zum Ganzen des Tages. Aber die Worte sind so herzlich gefaßt, daß ich dadurch im Innersten meiner Seele gerührt worden bin und mich Ew. Maj. doppelt verpflichtet fühle.

Ew. Maj. selbst haben der Geschichte Ihres glorreichen Hauses ein neues Kapitel hinzugefügt, durch welches die alte Aera vollendet und zugleich eine neue begonnen wird. Erfolgreichere Handlungen der Politik und der Waffen hatte sie bisher nicht zu verzeichnen. Mit ergreifenden Worten haben Ew. Maj. in der letzten Botschaft an den Reichstag der Ziele gedacht, welche Allerhöchstdieselben sich in Bezug auf die innere Wohlfahrt des Landes und Volkes gesetzt haben. Mögen dieselben erreicht werden; möge die göttliche Vorsehung Ew. Maj. auch fortan das Glück und das Heil zutheil werden lassen, welche zugleich das allgemeine sind. In tiefster Ehrfurcht und Huldigung 2c.

L. v. Ranke.

311. An den Fürsten Bismarck.

Berlin, 13. Februar 1882.

Durchlauchtigster Fürst,

Mit nicht geringem Vergnügen habe ich auf dem Diplom, durch welches Se. Maj. der Kaiser geruht haben, mir eine höchste Ehre zu verleihen, unter dem Namen Sr. Maj. die wohlbekannten Schriftzüge Ew. Durchlaucht wahrgenommen. Ich darf voraussetzen, daß die Königliche Gnade, die mir dadurch zutheil wird, nicht ohne den Rath und die Beistimmung Ew. D. erfolgt ist. Es wäre an und für sich meine Pflicht, Ew. D. für die Theilnahme an einem für mich so wichtigen Akt meinen unterthänigsten Dank auszusprechen. Aber Ew. D. haben mir überdies einige Zeilen zugehen lassen, die mir eine Anerkennung meiner Arbeit beweisen, die mich nicht anders als in der tiefsten Seele erfreuen kann.

Auch als Historiker bin ich Ew. D. viel Dank schuldig geworden; ich gedenke nur der letzten Rede, die in kurzen und großen Zügen einige der schwersten Agonien unserer Epoche berührt, die Entschlüsse des Kaisers in ein volles Licht stellt und auch für den, der den Gang der Begebenheiten mit großer Aufmerksamkeit verfolgt, neue Gesichts-

punkte darbietet. Aber wie könnte ich hier das, was das engere und weitere Vaterland Ew. D. verdanken, auch nur mit einem Wort berühren wollen! Ich will nur sagen, daß die innere und äußere Ruhe, welche Ew. D. zu behaupten wissen, auch für die Studien unentbehrlich ist. Das Selbstgefühl, das die großen Entscheidungen in den Deutschen überhaupt hervorgerufen, theilt sich einem jeden unwillkürlich mit. Wie von jeher, so bin ich Ew. D. zu tiefem Dank verpflichtet, welcher der Bewunderung, die ich für Ihre Handlungen empfinde, noch eine eigenthümliche Färbung verleiht.

Mit Ehrfurcht und Hingebung Ew. D. unterthänigster

L. v. Ranke.

312. An Carl Geibel.

Berlin, 11. März 1882.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Meine Wünsche soll ich Ihnen bezeichnen, ehe Sie Ihre Reise antreten! Der vornehmste von allen ist, daß Sie von Ihrer Krankheit vollkommen genesen, wie Ihnen ja in früheren Zeiten südlichere Kurorte immer Herstellung gebracht haben, so daß Sie zu der gewohnten Zeit, wenn nicht noch im April, so doch Anfang Mai bei mir vorsprechen und die Arbeit des Winters mit sich wegnehmen können. Meine Absicht ist, den dritten Theil der Weltgeschichte ebenfalls in zwei Abtheilungen erscheinen zu lassen, jedoch in etwas abweichender Art; der erste, etwas umfangreicher als die früheren, soll den historischen Text, der die Epoche von Augustus bis Constantin, also auch die Anfänge des Christenthums behandeln wird, enthalten; der zweite die vielbesprochenen Analekten, welche Sie abgesondert herauszugeben Bedenken trugen. Darüber wollen wir dann weiter Rücksprache nehmen. Meine Bitte wird dann dahin gehen, den Druck so einzurichten, daß ich nicht im Monat November mit den Correcturen so überhäuft zu werden brauche, wie in dem Jahre 81. Darin liegt wirklich eine Überreizung, welche schädliche Folgen haben kann. Dafür also wird im voraus zu sorgen sein, daß die Buchdruckerei im Stande sei, den Druck zu übernehmen und ununterbrochen gleichmäßig fortzusetzen. Ihr eigenes Geschäft wird meine Aufträge und Bitten auch in Ihrer Abwesenheit berücksichtigen und erfüllen. Heute habe ich nur noch die angelegentliche Bitte, ein Exemplar der Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation recht gut und würdig gebunden

zu erhalten, so daß ich es meiner Enkelin zu ihrer Einsegnung überreichen kann; ihr Seelsorger hat ihr dies Buch besonders empfohlen.

Nicht allein Ihnen, sondern auch Ihrer Frau Gemahlin drücke ich meine herzlichsten Sympathien in ihrer gegenwärtigen Lage aus. Mögen Sie mir bald schreiben können, daß Sie in Ihrer Besserung fortgeschritten sind! Mir ist es in dem milden Winter bisher gut ergangen.

Hochachtungsvoll
und in treuer Ergebenheit
L. Ranke.

313. An Ernst Ranke.

Berlin, 22. März 1882.

Lieber Bruder.

Seit der hohen Ehre, die mir erwiesen worden ist, bin ich von allen möglichen Erinnerungen heimgesucht worden. Dein lieber Brief versetzte mich unmittelbar in die Wohnstube unserer Eltern; der Magistrat von Wiehe in die Straßen des Städtchens und die Mitte meiner kleiner Besitzung; Zuschriften der Kinder unserer Rosalie in das letzte Zusammenleben mit der Unvergeßlichen, einst in unserm Vaterhause in Wiehe. Seitdem ich sie dort im Jahre 1866 in der alten Wohnstube verließ, habe ich sie nie wiedergesehen. Von der jetzigen Schulpforte vernahm ich nichts; aber von einem der dortigen Schulgenossen, nämlich von seinem Sohn in seinem Namen, ging mir eine Gratulation zu, die mir unsre poetischen Versuche in lateinischer Sprache vergegenwärtigte. Und wie könnte ich alles aufzählen! Heute schicke ich Dir ein sonderbares Dokument in dem Briefe eines Missionars, den Du wohl noch besser verstehst, als ich, und den Du vielleicht beantwortest. Ich setze voraus, daß Du Dich wohl befindest, wie ich denn auch in diesem milden Winter mich ganz leidlich durchgeschlagen habe. Gott grüße Dich

L.

Mit dem Brief aus Borneo traf ein Brief aus Pennsylvanien zusammen. Der Missionar scheint doch von der Weltgeschichte einen nicht ganz richtigen Begriff zu haben; Du magst ihm die Zusendung nicht geradezu und nicht bald versprechen.

314. An Ernst Ranke.

[Berlin,] 9. September 1882.

Den zehnten September weiß ich nicht besser zu feiern (so enge glaube ich Dich mir auch in meiner geistigen Arbeit verbunden) als damit, daß der dritte Theil der Weltgeschichte seiner Vollendung nahe ist. Auch die Analekten sind bereits größtentheils abgesetzt. Es würde zu nichts führen, wenn ich Dir die drei ersten Bogen nochmals zuschicken wollte, zumal ich nicht genau weiß, wo Du Dich eigentlich befindest. Bei der letzten Correctur ist nichts weiter hinzugekommen als bei Deinem Namen die Notiz, daß E. R. mein Bruder ist. Zum ersten mal, soviel ich mich besinne, war ich veranlaßt, dies auszusprechen; ich sage Dir nochmals herzlichen Dank für die sorgfältige Durchsicht des ersten Abschnittes der Analekten. Es gereicht mir zur Genugthuung, daß Du auch in Bezug auf Josephus mir beistimmst. Wäre es nur möglich gewesen, Dich auch bei den folgenden Abschnitten herbeizuziehen, ich würde dann bei der Publikation weniger Bedenken empfinden. Deren sind immer noch gar manche. Auch bei dem Hauptwerk selbst bin ich meines Erfolges nicht ganz sicher. Denn ich habe darin von Monarchie und Religion zugleich zu handeln, wobei ich noch ganz andern, als bloß literarischen Antipathien entgegensehen muß. Anders war es nun einmal nicht; ich möchte zögern, so lange ich wollte, so würde ich doch nicht anders schreiben können. —

Vor kurzem habe ich auch das Leben Jesu von Weiß, das Du kennen wirst, durchgesehen. Die Geschichte der Kritik ist gut gelungen; mich enthebt sie der Pflicht, über den einen oder den andern Punkt meine Entwürfe auszuarbeiten und mitzutheilen: im Grunde ist doch schon alles gesagt, was gesagt werden kann, und zum Richter fühle ich mich nicht geboren. Sprich doch Deinem Collegen Heinrici meinen Dank für seine Zusendung aus. So weit bin ich aber in die theologischen Fragen nicht eingegangen, um davon Gebrauch zu machen. Aber in Marburg, wo Du meine Botschaft ausrichten könntest, befindest Du Dich in diesem Augenblick doch wohl nicht. Deine alten Studien, Itala und h. Elisabeth, können Dich auch von Stuttgart wieder fortgezogen haben. Wo Du aber auch sein magst, meine herzlichen Wünsche begleiten Dich auch in das neue Lebensjahr. Grüß Dich Gott, mein Bruder. Allewege der Deine

L. R.

315. An Wilhelm v. Giesebrecht.

Berlin, 26. September 1882.

Hochverehrter Herr und Freund!

Bei Ihrer letzten Anwesenheit in Berlin haben Sie mich leider verfehlt und ich meinerseits kann Ihnen Ihren Besuch nicht einmal erwidern. Auch in diesem Jahre ist mir nicht vergönnt, an den Sitzungen der historischen Commission theilzunehmen. Und dennoch lebe ich gerade in diesen Tagen in der lebendigsten Erinnerung an München und die Commission. Denn es werden nunmehr fünfundzwanzig Jahre, daß sie begründet worden ist. Ich habe vor, in dem nächsten Bande meiner Sämmtlichen Werke die kleinen Vorträge, die ich in der Commission gehalten habe, namentlich auch die Rede zum Gedächtniß des Stifters Maximilians II. abdrucken zu lassen und sie der Commission zu überreichen. Aber dabei fühle ich doch, daß das zur Feier des Stiftungsfestes nicht genügen würde. Ich schlage vor, daß ein resümirender Bericht über die unter den Auspicien Maximilians II. und seines erlauchten Nachfolgers von der Commission unternommenen Arbeiten dem Publikum dargeboten werden möchte.

Die Arbeiten sind so mannigfaltig und einige so bedeutend, daß sie, in eine Übersicht gefaßt, der Gesellschaft sowohl wie den Protektoren zur Ehre gereichen würden. Jetzt lebt noch eine Anzahl von Mitgliedern, welche an den ersten Sitzungen theilgenommen haben. Wer weiß: wie lange? Von niemandem ist es zweifelhafter, als von mir selber. Aber eben darum wäre es um so erwünschter, wenn die Erinnerungen, welche die Sache selbst angehen, bei dem Abschluß des Vierteljahrhunderts unseres Bestehens zusammengefaßt würden. Es versteht sich von selbst, daß Sie, hochverehrter Freund, den größten Theil der Arbeit selbst übernehmen müßten. Für die früheren Jahre wird Ihnen gewiß Herr von Sybel, der an der Gründung den wirksamsten Antheil gehabt hat, mit seinen Erinnerungen beistehen. Ich bitte Sie, der hochgeehrten Gesellschaft meinen Vorschlag vorzulegen, und diese, über dessen Annahme und Ausführung in Berathung zu treten. Eine literarhistorische Skizze der Thätigkeit der Commission in Händen zu haben, wird ja ein jeder selbst wünschen.

Ich entbiete den Herren meinen hochachtungsvollen Gruß, Ihnen selbst aber die Versicherung meiner wärmsten Theilnahme an Ihrem persönlichen Ergehen. Wenn Sie dann wieder nach Berlin kommen, so bitte ich Sie, mich im voraus wissen zu lassen, zu welcher Stunde

ich Ihren Besuch erwarten darf; mit Vergnügen würde ich die gewohnte Arbeitszeit unterbrechen, um mich Ihrer freundschaftlichen Unterhaltung zu erfreuen.

In alter Ergebenheit und Verehrung der Ihre

L. v. Ranke.

316. An Carl Geibel.

Berlin, 28. März 1883.

Hochgeehrter Herr!

Hocherfreulich ist es ja, und für mich unerwartet, daß Sie wieder auf einen Neudruck des dritten Bandes denken. Wiedemann sagt mir aber, daß trotz des kurzen Zeitraums, der seit der Ausgabe verlaufen ist, doch ein und das andere Werk erschienen ist, worin sich möglicherweise Berichtigungen finden könnten. Es wird aber nicht lange Zeit brauchen, um diese herbeizuschaffen und zu verwerthen. Wahrscheinlich wird Ihnen ein durchgesehenes Exemplar binnen acht Tagen zugehen können. Am meisten liegt mir nun freilich am vierten Theile, dessen Abfassung so weit vorgeschritten ist, daß Sie ihn — ich denke — in der Pfingstwoche abholen können. Wollte ich den Stoff vollkommen so behandeln, wie er es verdient, so würde ich Jahre lang brauchen. Aber diese Jahre habe ich eben nicht, und ob ich es später besser machen würde als jetzt, steht doch sehr dahin.

Bestimmen Sie selbst die Zeit, in der Sie nach altem Brauch mich wieder besuchen wollen. Meine Gesundheit wird, wie ich hoffe, so lange aushalten. Von Ihrem Befinden schreiben Sie mir nichts; ich setze voraus, daß es dem unangenehmen Winter zum Trotz doch ein gutes geblieben ist. Glück auf zu dem Frühjahr, das jetzt endlich zu beginnen scheint.

Ergebenst der Ihre

Ranke.

317. An Carl Geibel.

Berlin, 15. Juni 1883.

Ew. Hochwohlgeboren

freundliches Anerbieten, kommenden Dienstag das Manuscript des IV. Theiles der Weltgeschichte abzuholen, acceptire ich mit Vergnügen.

Ich sehe es als ein gutes Omen an, daß Sie gerade diesen Tag gewählt haben, da der Name eines der beiden Kalenderpatrone desselben Protasius ist, und dieser Name, der mir sonst ganz ungeläufig war, in dem Buche vorkommt: der Vertraute der Königin Brunhilde war ein Protasius, Major domus im fränkischen Reiche. Er kommt im letzten Capitel des neuen Bandes vor — ich werde im Stande sein, Ihnen denselben vollständig zuzustellen.

Kommen Sie nur gesund und munter herbei, um ihn in Empfang zu nehmen.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Ranke.

318. An Ernst Ranke.

Berlin, 3. Juli 1883.

Lieber Bruder

Ich bin fast noch mehr bestürzt, als bloß betrübt darüber, daß ich den trefflichen Arnold nicht mehr unter den Lebenden weiß. So viel Gaben des Geistes und des Gemüthes, Wissenschaft und Religion waren in ihm Eins mit dem Patriotismus: alles bildete ein Ganzes; er war ja ein Hesse, ein Deutscher, vor allen Dingen ein Christlich-Germane mit vollem Bewußtsein, wie kaum ein zweiter. Zu meinen besten Genüssen in meinen alten Tagen gehört ein vertrautes Gespräch, wo ein Geist mit dem Geist des anderen, die Seele mit der Seele des anderen sich berührt. Mir hat Arnold noch in den letzten Jahren mehr als einmal dies hohe Vergnügen verschafft. Er erinnerte sich noch der Worte, die ich in der ersten Vorlesung, die er bei mir hörte, gesprochen hatte. Ich habe sie in meine Weltgeschichte wieder aufgenommen. Neben Manteuffel war er, so viel mir bekannt geworden, der beste Leser dieses Werkes. Er verstand es in allen seinen Intentionen. Wenn ich darüber nachdachte, was wohl bei meinem Tode mit meinen Manuscripten geschehen solle, die ich hinterlassen werde, so dachte ich an seinen, in anderem Bezuge auch an Deinen Beistand. Als er das letzte mal hier war, erschien er mir noch sehr kräftig. Ich begegnete ihm, als ich über die neue schöne Brücke gehen wollte, die wir jetzt haben, um dann meinen Spaziergang in den Thiergarten zu machen; er war eben im Begriff gewesen, mich aufzusuchen; aber begleiten wollte er mich nicht: denn es war windig, und er wußte, daß ich im Freien nicht viel sprechen soll. So schied er von mir — und

diesen Mann soll ich nicht wiedersehen! Nenne meinen Namen bei seiner Leiche still und geheimnißvoll, rufe ihm mein Lebewohl nach! Wäre ich dort, so würde ich kommen und die kalte Stirne küssen. Eine Linderung in meinem Schmerze liegt darin, daß er doch zuletzt auch in der Literatur zu der Anerkennung gelangt ist, die er verdiente: seine letzten Schriften wurden gelesen und fanden Beifall. Auch seine Theilnahme am Reichstag hat ihm große Anerkennung und eine nicht geringe Wirksamkeit verschafft; die Mitglieder seiner Fraktion werden ihn schmerzlich vermissen. Wir aber wollen weiter leben, so lange Gott will.

Dein L. R.

319. An Heinrich Helferich.

Berlin, 27. October 1883.

Ich wüßte mir keinen lieberen Platz, mein theurer Heinrich, als das Thal von Wildbad mit seinen Quellen, nicht allein der Heilquelle, auch mit seinen Spaziergängen in der Mitte prächtiger Höhen. Von da aus habe ich Euch einmal in Tübingen besucht. Deine Mutter trug Dich noch in ihren Armen. Man hatte mir damit noch einmal bange gemacht, daß man mir von einer Reise, die Du dorthin unternommen hättest, erzählte; denn Du müßtest wohl nicht recht gesund sein. Nun sehe ich, welchen Zweck und welchen Erfolg diese Reise hatte. Durch Deinen Brief geht ein echt schwäbischer Athemzug, der zugleich ein echt deutscher ist. Deine Mama hat mir schon Deine Braut geschildert. Ich höre den Klang ihrer Stimme und sehe sie in Eurem Kreise, der auch seines Gleichen nicht leicht hat, still und emsig „beten und arbeiten". Ich denke, Du gehst einem glücklichen häuslichen Leben entgegen. Empfange meinen herzlichen Glückwunsch und komme bald einmal her. Sprich Deiner Mama meinen Dank für ihren Brief, richte ihr und Deinem verehrten Vater, Deinen beiden Schwestern und vor allen Deiner Braut meine wärmsten Grüße aus.

Dein Großonkel

L. Ranke.

320. An Ernst Ranke.

Berlin, 24. November 1883.

Lieber Bruder

Sehr angenehm berührten mich schon die früheren Deiner letzten Briefe, aus denen ich den Succeß abnahm, den Deine Vorlesungen im Winter haben (spät, aber wohlverdient), und Deine Fürsorge für meine winterlichen Spaziergänge. Möchten mir nur deren mehr zutheil werden, als mir im Sommer beschieden waren! Was ließe sich aber mit dem dritten vergleichen, in welchem Du mit Enthusiasmus der Ehre gedenkst, welche mir Deine Collegen und besonders Euer Dekan am Lutherfeste erwiesen haben. Das hat mich wahrhaft gerührt. Ich habe mir immer eingebildet, daß ich zur Würdigung Luther's unter den Deutschen etwas beigetragen habe. Brieger erkennt das in so herzlichen, ehrlichen Worten an, daß ich darüber betroffen wurde. Ich habe ihm bereits geschrieben, doch ist dabei zufällig ein Satz ausgefallen, in welchem ich sagte, daß ich ihn für einverstanden mit mir in den Hauptsachen halte. Sprich ihm nochmals meinen Dank aus und nimm auch Du den Deinen für Deine freundliche Bewillkommnung der mir erwiesenen Ehre an. Heute wünschte ich Dich an dem kleinen Tisch zu sehen, den Du ja kennst. Ich würde Dich dann fragen, ob Du nicht auch den Brunhildenstein bei Frankfurt bestiegen, und ob Du etwas dagegen einzuwenden hast, wenn ich den Namen auf die alte austrasische Brunhilde zurückführe. Ich kann darüber keine sichere Notiz finden. Gehab Dich wohl, lieber Bruder, und grüße die Deinen. Unwandelbar der Deine

L. R.

Ich bitte Dich, antworte mir umgehend.

321. An Carl Geibel.

Berlin, 28. December 1883.

Hochgeehrter Herr!

Mein Billet wird Sie mit den Obsequien Noorden's beschäftigt oder doch daran betheiligt finden; mir ist der Verlust des trefflichen Mannes sehr leid. Er hatte in seinem Leben eine immer ernstere und zugleich umfassendere Richtung auf die Studien genommen, überdies nahm er darauf Bedacht, gut zu schreiben. In seinem Nachlaß wer-

den sich noch einige Excerpte aus den Pariser Archiven finden, die eine Publikation verdienen.

Ich danke Ihnen für Ihren Glückwunsch zu meinem Geburtstag, der sehr glücklich verlaufen ist. Am Tage nach demselben haben wir auch Ihren Bordeaux versucht, der nun zunächst zu meinem Frühstück dienen soll.

Die von Ihnen angekündigten Correcturexemplare meines ersten Geschichtswerkes und der Geschichte der Päpste sind angekommen, aber einige andere, ebenfalls auf das erste Werk bezügliche Schriften, die Sie erwarten ließen, fehlen uns noch. Nur die allernothwendigsten Ergänzungen können bei der neuen Ausgabe erwartet werden, da wir mit dem 7. Jahrhundert vollauf beschäftigt sind. Ich muß noch um ein paar Exemplare des 4. Theiles bitten, darunter müßte dann wenigstens ein gebundenes sein. Haben Sie des Dr. Peiser nicht vergessen?

Zum bevorstehenden Jahreswechsel bringe ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin, ebenso auch Ihrer Frau Mutter meinen besondern Glückwunsch dar. Besonders Ihrer Beihülfe bedarf ich, so lange ich lebe.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Ranke.

322. An Lilly Ranke.

Berlin, 29. September 1884.

Meine liebe Lilly

Es gab eine Zeit in meinem Leben, in der mir niemand näher stand, als Dein seliger Großpapa. Die Verschiedenheit unseres Naturells verstärkte unsere Verbrüderung. Mehr als ein Menschenalter später brachte ich einige Monate in Fitzroy Square in London bei Deinen kurz vorher mit einander verheiratheten Eltern zu; ich sah das Glück ihrer jungen Ehe und genoß ihre Gastfreundschaft. Deine treffliche Mutter stellte mir einen weiblichen Charakter vor die Augen voll Ernst, Ruhe und Tiefe, verbunden mit einem liebenswürdigen Affekt für den Heißgeliebten, wie mir noch keiner vorgekommen war. Dann hast Du mich selbst besucht. Ich habe nie den Eindruck vergessen, den Du mir machtest; ich kann denselben nur dadurch bezeichnen, daß ich zweifelhaft wurde, ob Du einen Mann finden würdest, der Deinem Sinn entspräche, mit dem Du glücklich sein könntest. Daß ich selbst bei einer solchen Verbindung mitwirken

könnte, fiel mir garnicht einmal ein. Besonders schwebte mir das Vorurtheil vor der Seele, daß eine Verbindung zwischen nahen Verwandten doch nicht allezeit die erwünschtesten Folgen habe. Ich hatte das nicht vergessen, als mir Friedhelm seine Absicht, sich mit Dir zu verloben, mittheilte; aber ich bedachte, daß die Blutsverwandtschaft, namentlich wenn sie nicht allzunah ist, doch gegen die Verwandtschaft der Seelen, von der ich unbezweifelte Beweise vor Augen sah, nicht in Betracht kommen könne. Ich hätte gefürchtet, das Lebensglück meines Sohnes zu beeinträchtigen, wenn ich ihm bei seinem Vorhaben hätte entgegentreten wollen. Und da nun auch in Eurer Familie, namentlich bei Deinem durch andere gute Eigenschaften ausgezeichneten Vater ähnliche Ansichten vorgewaltet haben, so ist es geschehen, daß Du mich nicht allein als meine Großnichte, sondern auch als Braut oder vielmehr als Gattin meines Sohnes, als meine Tochter mich wiedersehen wirst. Segne Dich Gott, liebes Kind, in Dir aber meinen vielgeliebten Sohn! Möge aus Eurer Verbindung ein Lichtstrahl auf den Abend meines Lebens fallen! Du wirst mir ja wohl einmal die Augen zudrücken. Mit herzlichem Gruß an Vater und Mutter auf immer der Deine

Leop. v. Ranke.

323. An Carl Geibel.

Berlin, 1. November 1884.

Hochgeehrter Herr!

Indem ich Ihnen den vierten Artikel der Analekten schicke, bemerke ich, daß ich auf die Aufnahme der Abhandlung über Eginhard aus dem von Ihnen bemerkten Grunde und einem andern, den Sie am Schluß des vierten Artikels ausgesprochen finden werden, Verzicht leiste. Ich finde aber noch eine andere Abkürzung nothwendig, der Sie hoffentlich beistimmen werden. Ich denke den 5. Band mit Karl dem Großen, von dem Sie das revidirte Manuscript in Händen haben, zu schließen, hauptsächlich aus einem historiographischen Grunde. Der Inhalt des fünften Bandes ist damit in der That erschöpft, jeder weitere Schritt führt in eine Welt, die eine besondere Behandlung erfordert. Ich wollte bis 888 gehen, später wenigstens bis zum Tode Kaiser Ludwigs II. (875). Ich finde aber, daß auch dieser Abschnitt den Blick in eine neue welthistorische Region eröffnet, ohne den Leser zu befriedigen. Ich füge hinzu, daß er noch viele Nach-

träge und Correcturen nöthig machen würde, die jetzt schwer zu bewältigen wären. Ich denke, man könnte dem neuen Band den Titel geben (wenn er nicht zu feuilletonistisch klänge): Mohammed und Karl der Große. Unserm Publikum, denke ich, wird es genügen, diese beiden heterogenen Gestalten in einem, sozusagen, idealen Zusammenhange zu erblicken. Freilich fällt mir dabei aufs Herz, daß der Satz einiger Bogen fürs erste zurückbleiben muß. Dagegen sollte ich es für möglich halten nach Abschluß des fünften Theiles den 49. der Sämmtlichen Werke in Angriff zu nehmen. Ein längeres Verschieben verändert die literarische Zeitgenossenschaft. Dr. Peiser, denke ich, wird Ihnen schon davon gesprochen haben. Wenn Sie hierher kommen, was doch wohl gegen Ende November erfolgen wird, läßt sich das alles definitiv festsetzen, und wie vieles andere wird unser Gespräch zu berühren haben. Mit bestem Gruß

Hochachtungsvoll

der Ihre

Ranke.

324. An Ernst Ranke.

Berlin, 27. Februar 1885.

Lieber Bruder!

Soeben vernehme ich, daß Du meinethalben noch einmal in Anspruch genommen werden wirst. Die Gartenlaube will mir bei Gelegenheit der Vollendung der 60 Jahre, die ich nun in Berlin verweile, einen Artikel widmen, zu dessen Bearbeitung Dein und mein Freund Prof. Lenz sich anheischig gemacht hat. Hoffentlich hast Du noch einen Aufsatz über meinen Lebensgang, der einst in der Wochenschrift „der Bär“ gestanden hat, in Deinem Besitz. Das würde eine Grundlage geben, besonders, wenn Du die darin vorkommenden Irrthümer verbessern wolltest. Denn Söhne eines Pastors sind wir doch in der That nicht. Wir würden beide schwerlich aus einem Pfarrhause hervorgegangen sein, ich am allerwenigsten. Solche Fehler also möchtest Du tilgen. Der äußere Lebensgang würde aber doch nur die Grundlage bilden, um meine historischen Arbeiten zu charakterisiren und ihren Erfolg wenigstens im allgemeinen zu bezeichnen. Du weißt, ich lege Werth auf das Edinburger Diplom, von dem ich Dir einmal eine Copie zugeschickt habe. Es dürfte wohl nicht fehlen. Ich

bitte Dich, kein anmaßendes oder lobhudelndes Wort zu dulden. Ich denke aber, Professor Lenz, der meine Arbeiten so genau kennt, wird garnicht in den Fall kommen, ein solches niederzuschreiben. Otto sagt mir, Du hättest ihn gebeten, Dir den Tag des angeblich beabsichtigten Jubiläums anzugeben. Ich selbst weiß nichts, als was in der Zeitung stand. Gott erhalte Dich und führe Dich mal wieder zu uns her. Der Deine

L.

325. An Wilhelm v. Giesebrecht.

Berlin, 28. September 1885.

Hochverehrter Freund

Wie leid that es mir, als Sie an jenem Ehrenbürgerbrieftage sich so bald wieder entfernten, ehe ich recht mit Ihnen gesprochen hatte. Seitdem habe ich mich oft mit Ihnen beschäftigt. Bei der Bearbeitung des VI. Theiles der Weltgeschichte schwebten mir die Anfänge unserer historischen Verbindung, die über 50 Jahre zählt, in lebhaftem Gedächtniß. Es kam mir oft vor, als wäre ich inmitten der damaligen Freunde.

Mehrere derselben werden sich am 30. September wieder um Sie versammeln. Ich bringe Ihnen selbst und den übrigen Studiengenossen, inbegriffen die, welche sich später angeschlossen haben, meinen Dank für die vorbereitende Arbeit, durch welche die Epoche des neunten und zehnten Jahrhunderts im Einzelnen so wesentliche Erläuterungen erfahren hat, wie keine andere der deutschen Geschichte. Es versteht sich, daß ich, indem ich Sie benutze, doch nicht selten von Ihnen abweiche. Das liegt nun in der Natur der Dinge und kann unser gegenseitiges Wohlwollen, wie ich denke, nicht beeinträchtigen.

Diese besonderen Beziehungen verhindern mich nicht, die allgemeinen Arbeiten der historischen Commission mit lebendiger Aufmerksamkeit zu begleiten. Hat uns doch ein Mitglied derselben[1]) soeben mit einer Geschichte der Historiographie beschenkt, welche das ganze Gebiet umfaßt und für die ich an meinem Theile besonders dankbar sein muß. Die palaeographischen Arbeiten eines andern[2]) haben mir viel zu denken gegeben. Die deutsche Biographie dehnt

1) F. X. v. Wegele.
2) Th. Sickel.

sich zwar weiter aus, als wir vermutheten, aber sie wird ein unschätzbarer Besitz für die Nation, namentlich in literarischer Hinsicht.

Lieber Freund, ich brauche Ihnen nicht die unübersteiglichen Hindernisse zu entwickeln, die mich verhindern, der Versammlung persönlich beizuwohnen. Aber Sie sehen wohl, ich bin mitten unter Ihnen, und ich bitte Sie, der Gesellschaft meinen freundschaftlichen und ehrerbietigen Gruß darzubringen. Mögen die Arbeiten der Commission glücklichen Fortgang haben!

Treu ergeben

L. Ranke.

326. An Carl Geibel.

Berlin, 15. October 1885.

Hochgeehrter Herr!

Auf Ihre Anfrage kann ich leider nicht genügend antworten. Herrn Eyssenhardt kenne ich nicht; von einer historischen Arbeit desselben ist mir nie etwas bekannt geworden. Die alten Lebensnachrichten über Niebuhr sind unschätzbar durch die Fülle der Nachrichten, die sie darbieten, und auch die zweite kleine Arbeit, die ebenfalls aus der Familie stammt, hat mir einen guten Eindruck gemacht. Dabei kann sich aber doch niemand verbergen, daß dem Andenken Niebuhr's noch nicht völlige Gerechtigkeit widerfährt. Und da nun Herr E. als Philolog guten Ruf hat, so will ich Ihnen keineswegs abrathen, sein Anerbieten anzunehmen. Er wird doch selbst wohl am besten wissen, was er unternimmt.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Ranke.

327. An Carl Geibel.

Berlin, 15. November 1885.

Hochgeehrter Herr!

Das Datum selbst, an dem ich schreibe, der 15. November, in der Mitte unvollendeter Correcturen und mit der Aussicht auf eine große Reihe von anderen, die noch folgen sollen, macht mich aufmerksam, wie wenig sich hoffen läßt, bis zu dem von Ihnen sonst eingehaltenen Termin den VI. Band im Drucke zu vollenden. Ich mache Ihnen daher wieder, wie schon im vorigen Jahre, den Vorschlag, mit einem großen Capitel, „Die Zeiten Ottos II. und Ottos III.“

zurückzuhalten, und allen Fleiß auf die correcte Vollendung der zunächst vorangegangenen Capitel zu verwenden. Der zweite Halbband müßte also mit dem 11. Capitel (Fatimiden und Ommaijaden) beginnen und bis auf den Tod Ottos I. reichen, was ungefähr 20 Bogen geben wird. Der innere Zusammenhang der Gedankenwelt, in der sich der Band bewegt, wird damit nicht unterbrochen; obwohl es mir unangenehm ist, daß ich nicht sogleich mit der weitern Entwickelung hervortreten kann, so wird es doch unumgänglich nothwendig sein. Auch Analekten denke ich diesmal nicht hinzuzufügen, sondern auf eine spätere Mittheilung zu verschieben, was Einigen unangenehm, den Meisten aber lieb sein wird.

Was sagen Sie zu dem eben erschienenen Büchlein: „Lichtstrahlen aus Leopold von Ranke's Werken"? Wenigstens auf fremde Veranlassung ist es nicht abgefaßt worden; es verräth überall eine selbständige Aneignung. Nur schade, daß es nicht bei Ihnen erschienen ist.

Vier Wochen wird es wohl wenigstens dauern, bis ich Sie wiedersehe! Gott mit uns.

Hochachtungsvollst ergebenst

Ranke.

328. An Ernst Ranke.

Berlin am 1. Ostertag [25. April] 1886.

Heil Dir, der Du den Bestien entgangen bist und ruhig Deines Amtes wartest! Vor kurzem sah ich recht heiter und glücklich auf meine drei Familien hier, die alle blühend und gut meinen Wünschen entsprachen. Seit einigen Tagen aber muß ich erleben, daß meine Tochter, die ich wohl als das Juwel der Familie bezeichnen darf, von einem Unwohlsein heimgesucht ist, das sie noch ein paar Wochen in Berlin festzuhalten droht. Ich wüßte sie lieber gesund in Lodersleben, als krank in Berlin.

Ich selbst habe strenge Ordre von dem Haus- und Leibarzte erhalten, mich aller Nachtarbeit zu entschlagen, was sich wohl heben wird, sobald wirkliches Frühjahr eintritt. Vor kurzem habe ich in Abwesenheit meines Amanuensis meiner Enkelin Lilly ein paar Sätze in die Feder dictirt, was sie sehr glücklich zu machen schien: sie hat es recht gut vollzogen. Ich schreibe hier mal als Hausvater. Gott befohlen, theurer Bruder! Du magst kommen oder nicht, so bin ich der Deine

L. R.

329. An Carl Geibel.

[Berlin, 12. Mai 1886.]

Hochgeehrter Herr!

Ich werde über den Anblick einer vierten Auflage der beiden ersten Bände der Weltgeschichte sehr erfreut sein. Mit dem Honorar bitte ich es zu halten, wie ehedem.

Mein Arzt hatte mir die Nachtarbeit verboten. Gerade so mochte es wohl auch richtig sein. Eben in dieser Intermission aber trat ein starker Anfall von innerer Erkältung ein, der mich mit noch anderen dazukommenden Folgen ziemlich unbrauchbar gemacht hat.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Ranke.

III.

Tagebuchblätter.

Allgemeine Bemerkungen 1831—49.

Die Historie wird immer umgeschrieben, was schon bemerkt worden. Jede Zeit und ihre hauptsächliche Richtung macht sie sich zu eigen und trägt ihre Gedanken darauf über. Danach wird Lob und Tadel ausgetheilt. Das schleppt sich dann alles so fort, bis man die Sache selbst gar nicht mehr erkennt. Es kann dann nichts helfen, als Rückkehr zu der ursprünglichsten Mittheilung. Würde man sie aber ohne den Impuls der Gegenwart überhaupt studieren? Wie dem auch sei, es bleibt immer die Aufgabe, sich zu reiner Anschauung zu erheben. Diesen erhabenen Zweck theilen dann Philosophie und Menschenhistorie. — Sollte man sie nicht lieber gar nicht lehren? Man weiß sie doch einmal nicht. Nur in der reinsten Darstellung kann sie erscheinen. —

Überhaupt: historische Forschung.

Man muß von der Erzählung gleichsam ihre Phraseologie abstreifen; man muß sie auf ihren Kern und Inhalt zurückbringen. Ob eine völlig wahre Geschichte möglich ist? 1. Exacte Kenntniß der einzelnen Momente; 2. ihrer persönlichen Motive; 3. ihres Zusammenwirkens, des ganzen Getriebes der Persönlichkeiten und wechselseitigen Einwirkungen; 4. des universalen Zusammenhanges. — Das letzte Resultat ist Mitgefühl, Mitwissenschaft des Alls.

Philosophie der Geschichte.

Die Forderung ist unabweisbar, natürlich, menschlich; erhaben, schwer. Wer die inneren Fäden des Getriebes der Menschheit, diesen

in ihr selber sich entwickelnden und zum Vorschein kommenden Geist zu erkennen vermöchte, würde einen Theil der göttlichen Wissenschaft besitzen. Allein ist das so geschwind möglich? Aus der Tiefe der eingehendsten Kenntniß allein ist es möglich, seine geheimen Spuren zu entnehmen. Der Unterschied der philosophischen und historischen Schule ist ganz allein, daß jene aus einer geringfügigen, oberflächlichen Kenntniß, die alles vermengt, mit keckem Finger erzwungene Resultate ableitet, diese dagegen die Dinge in ihrer Wesenheit zu begreifen sucht, ihrem Zuge nachgeht und, eingedenk der Unvollkommenheit der Überlieferungen, die höchsten Ergebnisse ahnen läßt. Das ganze Vergnügen ihres Studiums ist, die geistige Ader der Dinge zu verfolgen. Wenn Plato die höchsten Resultate seines Nachdenkens darstellen wollte, so verhüllte er sie in den Mythus. Mit dem distinguirenden, sozusagen dickhäutigen Worte angepackt, gehen sie der inneren Wahrnehmung zugrunde. Eben dies ist der Grund, warum Musik und Kunst erfunden sind. Ließe sich alles durch das Wort in reiner Prosa wiedergeben, so bedürfte man keiner anderen Art des Ausdrucks. —

Jedes Jahrhundert hat die Tendenz, sich als das fortgeschrittene zu betrachten und alle anderen nur nach seiner Idee abzumessen. —

Die Dinge der Welt gehen langsam. Ginge die Entwicklung zu rasch, so würde das Individuum gar keinen Raum haben, zu leben. —

Man glaubt an die Menschen. In den Menschen ist die Manifestation Gottes. Das Sein ist an dem Menschen alles; aus diesem quillt die Lehre. Die Wahrheit, die ein anderer ausgesprochen, ergreift uns um so tiefer, je origineller sie in diesem selber war. Sie redet uns an wie Liebe. Das ist unsere Conviction. Keine Lehre bekehrt die Welt, sondern eine große Persönlichkeit. Es treten Zeiten ein, wo nur die Lehren übrig bleiben und man sich mit den Schlacken der vergangenen Menschen — erbaut oder bekämpft.

Wie rührt uns oft ein Wort, das an sich keinen Werth hätte, weil es ein Mensch sagt, der dahintersteht, der es belebt! —

Der Welt der Wahrheit steht eine Welt des Scheins gegenüber, die auch in die Tiefe geht und immer tieferen Schein entwickelt, bis sie in die Wesenlosigkeit ausgeht; jene endet in dem Wesen. —

Die Wahrheit ist nie trostlos.

Der allgemeine Consensus: das ist die Wahrheit.

An die Wahrheit der geistigen Welt glauben: das ist Religion.

O höchstes Glück: Liebe, Studien! Sie sind beide Selbstvergessenheit der Persönlichkeit. —

Das Gewissen ist nicht allein moralisch. Ein Schriftsteller z. B. weiß es, wo er die Wahrheit sagt und wo noch nicht, obwohl er hier die Wahrheit noch nicht sieht. Es ist die Gewißheit des Ewigen, Bewußtsein der Regel. Wie sollte die Kunst ausgeübt werden können ohne diesen inneren Kanon? Wer sagt uns, was wahr und schön ist? Aber dann, dürfte man sagen, müßte es ein jeder besitzen. Es giebt nur den Unterschied zwischen Gesundheit und Krankheit, Stärke und Schwäche, welcher eine ursprüngliche Produktion der Natur ist. Hier entspringt die Idealität des Moralischen und Geistigen. Es ist eine Art von Gewissenhaftigkeit, welche die vortrefflichen Werke hervorbringt; es gehört dazu moralische Anstrengung. —

Etwas zu machen, dazu gehört dreierlei: gesunder Menschenverstand, Muth und Redlichkeit. Der erste, um eine Sache einzusehen; der zweite, um vor den Resultaten nicht zu erschrecken; die dritte, um sich nicht selber etwas vorzumachen. Sodaß die einfachsten moralischen Eigenschaften auch die Wissenschaft und Kunst beherrschen. —

Beifall.

In wiefern ist deine Zeit in dir, oder bist du selber? Ist die Produktion so recht eine Produktion des Allgemeinen, so wird die Beistimmung ungeheuer, unermeßlich sein; je weniger jenes, desto minder kann dies der Fall sein. Ich meine nun, daß der Geist der Zeit, dem man sich unterwirft, wie das Fatum, wie das Schicksal ist; es ist die Gewalt der Universalität. Er würde aber immer derselbe bleiben, wenn keine neue Spontaneität in ihn einträte. Auch ist er nie universal; es giebt immer Gegensätze in ihm, die er nicht überwunden hat. Er ist daher die Conviction der Majorität, der Macht. Aus dem Boden müssen sich neue Triebe entwickeln. Auf dem Leben der Gemeinschaft und dem Verhältniß des Einzelnen zu ihm beruht das Geheimniß der jedesmaligen Welt. —

Die Gedanken gehen auf, wie die Saat, wie die Blumen. Viele gehen vorüber; man muß sich nicht beklagen. Wie so viele Blüthen keine Frucht bringen; wie so viele Kinder im ersten Jahr sterben. Andere wachsen, werden Ideen, Werke; Entschlüsse, Thaten.

In der Welt befindet sich immer ein idealer Schwung der Mehrzahl, der Mittelmäßigkeit, wenn man will, der sich zuweilen literarisch, zuweilen politisch äußert. Für den Staat kommt außerordentlich viel darauf an, daß diese Macht ihm angehöre, wenigstens nicht wider ihn sei: die beschränkte Idealität der Mittelmäßigen. Sie hat zugleich häufig durch ihren moralischen Inhalt etwas Respektables. —

Die Einsamkeit ist zugleich der Genuß des Allgemeinen.

Divina commedia.

Man sollte den ganzen Gesichtskreis des Poeten auffassen, der sich von Toskana und Mittelitalien her, die er eigentlich umfaßt, nach der Lombardei und Neapel erstreckt, alles übrige nur berührt. Seine Hölle ist eine eigentlich toskanische, florentinische. Seine Erinnerungen gelten nur der nächsten Epoche; alte Historie und Mythologie und Erlebtes fallen in einander.

Was mir auffällt, das ist die Geringfügigkeit der Beziehungen zu dem Orient; daß der Mohammedanismus, der doch die Welt beherrschte oder mit dem Christenthum theilte, hier nicht als der vornehmste Gegenstand der Weltbewegung erscheint noch auch der poetischen Betrachtung; der Gesichtspunkt ist auf die inneren Angelegenheiten der Christenheit gerichtet, bei denen er fast ausschließend verweilt. Der Umkreis ihrer philosophisch-religiösen Vorstellungen wird von italienisch-toskanischem Standpunkt aus umschrieben, aber zugleich durchbrochen.

In diesem grotesken Poem, in dem das Wildeste und Unschönste durcheinander wirrt, wird doch die Aufmerksamkeit unaufhörlich durch echte Poesie, wiewohl sie zuweilen nur in kleinen Zügen erscheint, und durch ein moralisches Gefühl angezogen, das in eine erhabene Stimmung versetzt und weit über den Stoff hinausträgt. Klassisch ist nur wenig. Reinheit, Größe und Fülle der Gedanken erscheint hie und da, aber selten und zerstreut. In den Alten spricht die Menschheit selbst, ein Moment des Bewußtseins, das ihr da und nur da zutheil wurde. Hier aber ist nur Scholastik, Kirche, kirchliche Mythe, beschränkter Horizont.

Doch ist auch ein hohes weltgeschichtliches Moment vorhanden. Ich finde es vor allem in dem 26. und 27. Gesang der Hölle. Dort ist eine Vorstellung, welche zum Entdeckungseifer führen mußte: die

Ermahnung des Ulysses hätte Columbus an seine Gefährten richten können. Hier ist die stärkste Opposition gegen die Absolution durch das Papstthum, die man erwarten kann. Assolver non si può chi non si pente, wie einer der schwarzen Cherubim sagt, sind die Worte, die den Kern des Protestantismus enthalten.

Goethe.

Goethe's spätere Sachen leiden, wie mir scheint, sämmtlich daran, daß sie die Literatur als Literatur, als selbständig, gemacht, zu machen, ins Auge fassen. Eine gewisse Beschränktheit entsteht durch das früher Geleistete; es ist niemals eine Überzeugung da, die sich erst bildet, sondern immer eine schon erzeugte, vielleicht zurückgehaltene, die denn erst jetzt hervortritt. Frischen Genius, der erfrischt, auffaßt, nicht wiederholt, finde ich doch so recht nicht; aber alles große Gedanken. — Es ist, als gäbe es in der Welt weiter nichts als Literatur und ein wenig Kunst. Selbst die Spaziergänge werden nur in der Intuition gemacht. —

Von Goethe ließe sich nicht sagen, daß er prägnant klassisch-heidnisch sei. Winckelmann ist darin weiter. Goethe hat eine Abweichung von dem protestantischen Element, von dem er auf seine Weise ausgegangen ist, nach dem Allgemeingültigen und Klassischen; aber es ist immer mit lauter Modernem und Modernstem vermengt. —

An unseren Arbeiten macht es, wie in unseren Briefen, oft mehr aus, wie etwas gesagt wird. Man kann z. B. die Wahlverwandtschaften ihrem positiven Inhalt nach am Ende rechtfertigen; aber in der Schonung, mit der die Dinge umkleidet sind, die soviel Zauber ausübt, liegt etwas, was unbefangene Gemüther ewig zurückstoßen wird. „Denn es schwebt ein Geist über den Wassern." Mein Einwurf gegen diese Art der Auffassung, gegen diese Anwendung der Naturgesetze auf die geistige Liebe bleibt, daß diese wieder ihre eigenen Gesetze im Reiche des Geistes habe. Das Verletzende liegt in der reinen Anwendung der einen auf die anderen. — —

Was den heutigen Zustand der Literatur unterscheidet, ist, daß sie so wenig auf dem allgemeinen Interesse für Wahrheit und Einsicht beruht. Früher waren große Überzeugungen allgemein; auf deren Grund strebte man weiter. Jetzt ist alles sozusagen Pronunciamento, und damit gut. Kommt das von der allgemeinen religiösen Toleranz? Involvirt sie politische Gleichgültigkeit? Nichts bringt mehr durch, alles verhallt. Wer es weit bringt, der spricht die Stimmung einer

Partei aus und findet Anklang bei ihr. So wird selbst nicht mehr gestritten, wie es sein sollte. Historische Urtheile schwanken herüber und hinüber. —

Das deutsche Parlament erscheint wie ein literarischer Versuch; — sie kamen alle zusammen, brachten nichts zustande und zerfleischten sich nur; — das Talent der gegenseitigen Kritik, das sich nur an den Büchern übte, hat sich nun auf die Personen geworfen; doch ist es dasselbe Cotteriewesen. —

Der Hof zu Weimar, September 1837.

Das Haus Wettin, dessen Besitzungen sich schon im 15. Jahrhundert von der Pflege Coburg bis in die böhmischen Gebirge erstreckten, würde die große Rolle in Norddeutschland haben spielen können, hätte es sich nicht gleich damals und dann ferner unaufhörlich getrennt; und zwar dergestalt, daß die großen Direktionen der Weltgeschichte unmittelbare Entgegensetzungen hervorbrachten.

Das albertinische Haus hielt sich immer an die präponderirenden Gewalten: das Papstthum früher wie zuletzt, oder wenigstens den Kaiser; an das strenge Lutherthum; — zuletzt an Bonaparte. Das ernestinische Haus war immer in der Opposition: wie gegen das Papstthum, so gegen den Kaiser; es hat die Reformation geführt, seinen Helden an Gustav Adolfs Seite gesetzt, sich später an Preußen gehalten.

Dadurch daß Preußen unter die großen Mächte eingetreten ist und seine opponirende Stellung aufgegeben hat, ist der Gegensatz zwischen den beiden Linien verwischt worden; jedoch in der ernestinischen haben sich dann weiter verschiedene Richtungen hervorgethan.

Das Haus Coburg sucht sein Glück, das Fortkommen seiner Mitglieder in der Verbindung mit dem constitutionellen, auch dem durch die Revolution gebildeten oder modificirten Königthum. Das Haus Weimar steht in den engsten Banden der Verwandtschaft mit den großen Continentalmächten. Die Großherzogin ist die Schwester des Kaisers von Rußland; eine weimarische Prinzessin hat den für einstmals präsumtiven Thronerben in Preußen geboren. Der jetzige Bestand des Landes schreibt sich von den Erfolgen des letzten Befreiungskrieges ausschließend her, so daß an eine Trennung von diesen Inter-

essen nicht mehr zu denken ist. Coburg hat den Belgiern einen König gegeben; ein weimarischer Prinz ist Generallieutenant in Diensten des Königs von Holland.

Die politische Stellung von Weimar, sowie dessen ganzer innerer Zustand ist von dem vorigen Großherzog gegründet, der sich in dem Lande trotz der mancherlei Lasten, welche sich von seiner Zeit herschreiben, doch ein sehr gesegnetes Andenken gestiftet hat. In allen Geschäften zeigte er Wohlwollen und gesunden Menschenverstand. Er war großartig nnd gutmüthig, unternehmend, witzig und populär. Sein Verhältniß mit der Jagemann entschuldigte man damit, daß er eines Umganges außerhalb der Grenzen der Etikette bedurfte, der ihn wieder dem Volke näher brachte. Die Kräfte seines Landes waren bei weitem zu schwach, als daß er eine Rolle unter den Mächten von Europa hätte spielen können. Aus dieser Unterordnung aber erhob er sich gewissermaßen durch die Begünstigung der Literatur, durch das Glück, welches durch sein Genie gleichsam forcirt ward, die ausgezeichnetsten Geister um sich zu versammeln und festzuhalten, sodaß er sogar auf ihre Ausbildung einen persönlichen Einfluß hatte. Er erhob das kleine, dorfartige, schlechtgebaute und in mancherlei Hinsicht gar nicht einmal besonders bildungsfähige Weimar zu einer literarischen Hauptstadt der Welt. Wenigstens insofern wirkt das noch heute nach, daß alle Jahr im Winter eine Anzahl junger Engländer nach Weimar kommen, um daselbst Deutsch zu lernen, wozu dies sonst, schon der Aussprache und des Dialekts halber, nicht der Platz wäre.

Der jetzige Großherzog hat, wie alle Söhne berühmter Männer, das Unglück, durch das Andenken seines Vaters in Schatten gestellt zu werden. Auch ist seine Conversation nicht geeignet, von seinem Geist einen besonderen Begriff zu erwecken. Alles, was er hört, berührt ihn gleichsam persönlich und weckt in ihm Erinnerungen, Sympathien, Antipathien auf, welche er sogleich ausspricht. Er macht den Eindruck eines Instruments, von dem man immer nur eine Taste berühren könnte, sodaß die Saite, welche dadurch angeschlagen wird, so lange tönt, bis man eine andere berührt, mit einem Wort: eines Instruments, das man stimmt. Seine ganze Conversation hat daher etwas Flüchtiges, Zerfahrendes, von dem Augenblick Beherrschtes, Unstätes. Näher betrachtet, dürfte man jedoch nicht sagen, daß er ohne Geist, Inhalt oder Willen wäre. Während meiner Anwesenheit hatten die ehrsamen Bürger von Weimar den Einfall, ihre garstigen Straßen und Gassen dadurch zu nobilitiren, daß sie ihnen die Namen der literarischen Heroen beilegten. Z. B. sollte die Esplanade, die durch einige ganz

unförmliche Gebäude verunstaltet wird, Schillerstraße heißen, weil Schiller da gewohnt. Ich sah, wie das bei einigen hochgestellten Leuten doch Eindruck machte; der Großherzog hatte den Takt, dies auf immer zurückzuweisen: tant que je vive, sagte er. Er ist kein Freund der Reformation; denn die, meint er, und besonders Luther habe den Ruin seines Hauses herbeigeführt. Dabei hat er aber doch eine sehr feste, protestantisch-christliche und positive Überzeugung. Den Meinungen seines Generalsuperintendenten Röhr hängt er keineswegs an. Wir sprachen von dem Buche von Strauß: es indignirte ihn, daß man auf diese Weise die Gottheit Christi bestreite. Sie wollen nur zugeben, sagte er, daß es ein höchst vollkommener, göttlicher Mensch gewesen — das ist ja aber gar kein Unterschied! Er ist ein Mann von Gesinnung und Gedanken, aber ohne alle Form und Stetigkeit.

Das Formelle und Nachhaltige besitzt dagegen die Frau Großherzogin in hohem Grade. Wenn sie größere Gesellschaft hat und reicher gekleidet darin erscheint, muß man sagen, daß sie Kaiserin sein könnte. Ihre Haltung ist majestätisch und von einer ihr sehr wohlstehenden fürstlichen Herablassung, die der Entferntere beobachten kann, derjenige aber niemals fühlen wird, mit dem sie spricht. Gewöhnlich aber erscheint sie ganz einfach, hausmütterlich, auch bei Tafel. Das erste, was an ihr auffällt, ist, daß sich eine russische Prinzessin so ganz zu dem Begriff einer deutschen Landesmutter erhoben hat. Eben ihrer Herkunft aber verdankt sie die Möglichkeit, daß sie das sei, wenigstens insofern, als sie noch von Rußland eine nicht unbedeutende Revenue bezieht, welche dem Lande zugute kommt. Die Weinstöcke, die man an den Häusern in den Dörfern sieht, hat sie großentheils den Besitzern geschickt; sie schenkt junge Stämme, um zu Anpflanzungen zu ermuntern; auf dem Ettersberg hat sie weitläufigere Baumpflanzungen veranlaßt. Wir wollen, sagte sie mir, das ganze Land zu einem Park machen. Auch diejenigen werden unterstützt, welche in Weimar auf eine ihr gefällige Weise, z. B. mit einem Erker, bauen wollen. Aber am meisten wendet sich ihre Fürsorge den Kranken und Dürftigen zu. Die Pfarrer schreiben ihr, wenn ein Gemeindeglied krank ist, oder wenn sie glauben, daß ihm mit zehn Thalern geholfen wäre. Sie ist die große Almosenspenderin des Landes, die gütige Madame auf dem Schloß, wie eine Bauersfrau sie mir nannte.

Hierdurch bekommt das ganze Wesen etwas sehr Patriarchalisches, das immer auch in die Staatsinstitute eingreift. Wenn die Bibliothek ein Buch braucht, zu dem ihr Fonds nicht hinreicht, so wendet man sich an sie, und sie verfehlt nicht es anzuschaffen. Wenn die

Kunstschule Büsten oder Vorlegeblätter braucht, so wird erst angefragt, ob der Großherzog bei Geld ist, und wo nicht, wendet man sich persönlich an sie. Während meiner Anwesenheit ward ein kleines Museum eröffnet, das immer eine Zierde für Weimar sein wird, zu welchem sie die Zimmer eingeräumt und auf ihre Kosten hat einrichten lassen. So sehr sie einsieht, daß sich Männer, wie sie Weimar früher berühmt machten, jetzt nicht daselbst finden — sie tröstet sich damit, daß sie sich auch nicht finden lassen würden —, so sucht sie doch den literarischen Ruf von Weimar aufrecht zu erhalten. Im Winter halten bald die Notabilitäten von Weimar, bald auch die Professoren von Jena Vorlesungen, die denn oft sehr gelehrt ausfallen. Dem Großherzog machen sie eher Langeweile; die Großherzogin, welche schwer hört, versteht sie wohl nicht immer. Es ist nicht literarischer Enthusiasmus, aber man wünscht etwas dem alten Ruhm Entsprechendes zu haben, man will den Credit aufrechterhalten.

Für die Fremden ist das nun höchst erwünscht. Man wünscht, daß es ihnen dort gefalle, daß man gut davon rede — wie man das auch nicht anders kann —; man thut alles, um dazu beizutragen. Die Fürstin ist davon voll, daß sie ein historisches Land habe, mit Denkmälern und Erinnerungen; diese wünscht sie vor allem aufrechterhalten zu sehen, zu erfrischen: sie ist gerührt, wenn man ihr einen schönen Zug von einem der alten Fürsten erzählt. Die Katastrophe des Hauses im schmalkaldischen Krieg hat sie vollkommen gegenwärtig. Auch für die Erinnerung an die letztverflossene Periode des Glanzes wünscht sie viel zu thun. Große Marmordenkmäler zu errichten, trägt sie doch der bedeutenden Kosten halber, die auch außer Landes aufzuwenden sein würden, Bedenken; aber soeben läßt sie in dem Schloß vier Säle al fresco ausmalen, zum Andenken an Goethe, Schiller, Herder und Wieland. Die Entwürfe sind großentheils gemacht, die Cartons zu dem Schillerzimmer fertig; sie besucht häufig die in demselben bereits angefangene und fortgehende Arbeit; an jeder Figur, die zum Vorschein kommt, nimmt sie Antheil. Das ist ein leidlicherer Aufwand, der einige Jahre wenig merkbar fortgeht und einen talentvollen Maler, den sie zu besitzen sich freut, bei ihr festhält.

Zu diesem Charakter gehört es, daß sie offizielle Theilnahme an den Staatsgeschäften eigentlich ablehnt. Aber zugleich liegt es in der Natur der Sache und dem Übergewicht ihrer Stetigkeit, daß nichts ohne sie geschieht. Als die Rede vom Zollverein war, war sie eine Zeit lang dagegen, weil man ihr gesagt hatte, das Übergewicht von

Preußen werde am Ende die Souveränetät gefährden. Ein Geheimerath machte ihr . . . . [1])

Friedrich Wilhelm III., 19. Januar 1840.

Ich sah den König eigentlich zum erstenmal genau. Sehr gebeugt, dahinschleifend auf der Erde, von höchst ehrenwerthem Ausdruck. Er ist klug — mehr negativ, sodaß er in allem, was ihm vorgetragen, das Falsche erkennt, als positiv, sodaß er selbst das Richtige ergriffe. Es macht einen guten Eindruck: dieser sitzende Hof, der König in der Mitte. —

Als i. J. 1799 Duroc zum erstenmal nach Berlin kam, nahmen einige preußische Offiziere Anstoß an der Einfachheit des hiesigen Hofes. Rüchel faßte das Herz, dem König eines Tages davon zu sagen, nach dem Diner, in einer Fensterembrasure. Der König antwortete langezeit nicht, stocherte in den Zähnen, und Rüchel, der sich schmeichelte, er mache Eindruck, ward immer eifriger. Endlich antwortete F. W., er habe noch immer gesehen, daß es mit den Theaterkönigen ein schlechtes Ende nehme. —

Fr. W.'s III. Werth leuchtet ein, wenn man betrachtet, daß er 1811 sich nicht für Rußland erklärte, wohl aber 1813. Damals ward alles gerettet, früher wäre alles zugrunde gegangen. Dieselben Leute empfahlen beides. —

Unterhaltung mit Thiers, 1841.

17. August 1841 war Herr Thiers bei Brisson. — Er schien die Absicht zu haben, den Eindruck, den seine schlechten Rodomontaden vom vorigen Jahre gemacht hatten, wieder zu verwischen. Er behauptete, daß zwischen Frankreich und Deutschland, namentlich dem nördlichen, Allianz sein müsse — wie das auch immer gewesen: der Krieg mit

1) Hier bricht das gleichzeitige Mskpt. leider mitten im Satze ab. In der Handschrift seiner letzten Jahre hat Ranke die Note beigefügt: „Die allgemeine Idee würde sein, indem der Faden der Studien immer die Hauptsache bleibt, doch zugleich den einzelnen Kreisen gerecht zu werden, in welche das Leben mich geführt hat; sie sondern sich immer von einander ab.“

Friedrich sei nur die Sache einer Cabale; der Krieg mit Napoleon hätte vermieden werden können. Er meinte, davon datire das preußische und das französische Unglück. Preußen habe sich wieder ermannt und sei siegreich hervorgegangen; daher datire aber das Unglück Napoleons: seine Absicht, Herr der Welt zu werden, sei ihm eben damals gekommen, als er Preußen betrat. Nichts sei populärer, als die Erinnerung an Napoleon. Gloire heureuse hafte in den Gemüthern, aber noch viel mehr la gloire malheureuse! Besonders scheint er England zu fürchten. Man glaube in Frankreich, das übrige Europa wolle es nicht anerkennen, wodurch orgueil national beleidigt werde. Doch habe Frankreich die größte Sympathie für Deutschland; seine Kammer gebe immer die Gesinnung des Landes zu erkennen: man fühle das auf der Tribüne, wenn man sie vor sich habe. Als in der Kammer von der Allianz mit England die Rede gewesen, habe sich eher Widerstand gezeigt; als aber jetzt von einer Allianz mit Deutschland, habe sich Sympathie kundgegeben.

19. August machte ich Herrn Thiers im Hotel de Russie einen Gegenbesuch. Er hatte den König gesehen, der ihn freundlich empfangen hat, wie alle Könige zu thun wissen: „besonders auch der seine, der ein Mann von Geist ist". Wir kamen sehr bald auf die große Politik zu sprechen. Er fing wieder damit an, daß man Frankreich von dem europäischen Rath habe ausschließen wollen, daß aber Frankreich das nicht zu dulden gemeint sei. „Neunzehn Zwanzigstel der Nation denken, wie ich." Einige haben sich abgesondert, wie Herr Guizot, „der doch gegen Molé in der Coalition ebendasselbe gesagt hat, wie ich". Und warum hat man Frankreich ausschließen wollen? Unsere Vorschläge waren die besten. Mehemet war viel geeigneter, Syrien zu regieren, als die Türken u. s. w. Der einzige Grund ist, weil wir eine Revolution gemacht. Man hat auf den Augenblick gewartet, wo wir uns mit England entzweiten: dann hat man alle Formen verletzt und uns ausgeschlossen. „Ich bin überzeugt, daß die Coalition noch existirt; nicht geschrieben, aber sie existirt noch!" In der Feindseligkeit giebt es Grade: obenan stehen England und Rußland, dann Österreich, dann Preußen. Preußen hat das Schicksal des Continents in den Händen. Die Traktate von 1815 sind zur Zeit unseres Unglücks geschlossen; aber wir werden sie halten, so lange der Status quo gehalten wird. Aber sollte man Reiche vertheilen, sollte England davon nehmen, Rußland etwas, Österreich etwas, das übrige Deutschland aber (d. i. Preußen) sagen: die Sache kümmert mich nicht, wir sind zu weit davon entfernt — dann stehe ich für nichts.

Deutschland und Frankreich sollten sich verbünden gegen die Seeherrschaft von England, die erdrückende Übermacht von Rußland zu Lande.

Ich sagte ihm: Deutschland fürchtet nur immer, daß ihr an den Rhein wollt. Sei es etwa nicht wahr, daß die Julirevolution aus einem Gedanken über die auswärtigen Angelegenheiten entsprungen? Eure Absicht ist gleichsam noch nicht erfüllt, wofern ihr nicht auch die Traktate brecht. — Haben wir, antwortete er, nicht einen Beweis gegeben, daß wir den Frieden wollen, im Jahre 31, als wir die stärkeren waren? Keine Regierung wäre stark genug gewesen, uns zu widerstehen. Wir werden die Traktate halten, so lange alles beim Alten bleibt. Aber das türkische Reich kann nicht bestehen: wir werden nicht dulden, daß es ohne uns getheilt wird. Der Theilungsvertrag ist schon gemacht. Wahrhaftig, der große Friedrich hätte nicht gelitten, daß es getheilt worden wäre ohne ihn! —

Kleiner Mann, aber nicht unansehnlich; nicht so beweglich, wie man ihn schildert; in allem, was er sagt, von großer Präcision. Einige Gemeinplätze, aber im ganzen doch immer präsente Wahrheit. Es ist das Unglück der Revolution, daß sie nicht zugleich legitim ist. Sie ist doch nicht gleich ebenbürtig; so wird sie angesehen, so sieht sie sich auch selbst an. Darin ist sie unterschieden von der englischen, einer Umwälzung, die größtentheils von Europa ausgeführt ward. Ich bezweifle garnicht, daß die Zeit kommen wird, wo man noch einmal die Waffen versucht. —

Zum Schluß Protestation, daß er nur „mit mir" Politik geredet. —

Paris, 1843.

Schon längst war hier der Sitz der guten Lebensart; sie ist durch den Begriff der Gleichheit erweitert, verfeinert worden. Früher gab es Klassen, die sie untereinander ausbildeten; dadurch aber, daß der Unterschied der Klassen weggefallen ist, ist sie allgemein geworden.

Doch ist mir unter ihnen zumuthe wie bei bedecktem Himmel. Die geistige Atmosphäre ist durch eine Menge conventioneller Meinungen eingenommen. Die Politik kann nicht anders gefaßt werden, als unter dem Begriff des constitutionellen Regiments, oder einer mehr oder minder centralisirten Administration. Die Religion zerrinnt so-

gleich in die Gegensätze zwischen Katholicismus und Protestantismus; die Frage über die kirchliche Freiheit erdrückt die wesentlicheren unbeengten Beziehungen zwischen Gott und Mensch; (Philosophie: Cartesius und Jesuiten). Was ist das für eine Poesie in den Theatern! Sie erhebt sich kaum zum echten Dialog; Sinnenreiz, matte Anspielung ist alles.

Und doch sind es nicht starke Meinungen, die sich sammeln, aus denen Blitze hervorgehen könnten. — sie bedecken den Horizont, wie an einem kühlen Sommertag.

Das Ursprünglichste, Echteste ist vielleicht eine gewisse Liebenswürdigkeit, welche etwas rein Menschliches in sich enthält. Halte dich aber hübsch im Zaum! Gingest du einen Schritt weiter, so würden alle möglichen Interessen daraus hervorbrechen.

Der Mensch soll nie leben in den abgemachten Gedanken, die er hinnimmt wie etwas Fertiges. Das Edelste, Beste verdirbt ihm unter der Hand. Mich widert schon der nationale Enthusiasmus an, der so nobel war.

Audienz in Laeken, 23. September 1853.

König Leopold war nicht übel der Meinung, daß er, wenn er Griechenland angenommen hätte, jetzt in Constantinopel sein würde. Denn er sei der russische Candidat gewesen; Rußland würde ihn geduldet, England befördert haben. Alles sei an dem Widerstande Metternich's, seinen kleinlichen Rücksichten, der elenden Aufstellung, die man dem Königreich gegeben, gescheitert. Denn damals würden sich alle Griechen demselben angeschlossen haben. Er stimmte ein, daß die Einsetzung des Königs Otto besonders auch durch seine Minderjährigkeit nicht habe zu demselben Ziele führen können, und gab zu verstehen, daß sein protestantisches Bekenntniß ihm bei den Griechen nützlich gewesen sein würde.

Was aber nun? Rußland könne nicht wünschen, Constantinopel zu erobern; denn es würde seine Einheit dadurch zerreißen. Der Kaiser könne auch keine Secundogenitur wünschen, weil das neue Reich für Rußland gefährlich sein würde; es würde das schwarze Meer beherrschen. Jetzt durch die Annahme der Vorschläge, die ihm Europa gemacht habe, sei er in den größten Vortheil gekommen: jeder müsse mit ihm und gegen die Türken sein.

Es ward nicht geleugnet, daß sich der türkische Fanatismus regen könne. Der König bemerkt, daß Omer Pascha's Absicht sei, den Rüstungen Raum zu machen, Lärm in Europa zu erregen. Aber wie wollten die Türken den Russen widerstehen, sie, die den Ägyptern unterlegen, welche von den europäischen Kanonen im ersten Augenblick zugrunde gerichtet worden seien?

Er gab zu, daß eine weitere Ablösung der verschiedenen Theile nach und nach erfolgen werde: man müsse die Türkei wie einen alten Baum von außen her absterben lassen.

Die Schwierigkeit ist Constantinopel. Zunächst wird da wohl niemand sonst geduldet werden, als der Sultan selbst unter der Obhut der europäischen Mächte. Englands Pflicht wäre, ihn auf eine vernünftige Weise zu erhalten. —

Von Frankreich: er stimmte gleich ein, daß Napoleon eine Dynastie, ein Weltreich gründen wollte, daß er alles, was gegen ihn war, vernichtet haben würde, wenn es so fortgegangen wäre. Er fand einen großen Moment darin, daß Napoleon Polen nicht erneuert, organisirt habe; Rußland sei damals sehr schwach gewesen. Ich vergaß nicht zu bemerken, daß Napoleon dies wohl nicht thun konnte, um nicht mit Österreich zu brechen.

Dasselbe sei der Fall mit Louis Napoleon. Er meinte doch nicht, daß es hinreichen werde, ihn nur in enge Schranken einzuschließen, damit er stürze.

Die Hauptsache sei, sich in Deutschland nicht wieder zu entzweien wie 1805 und 1806. Er verdammte die Gegner der Politik von Radowitz, weiter ebenso die jetzige Haltung von Prokesch; er stimmte ganz überein, daß die Rechthaberei der Diplomaten die Sachen in Deutschland verderbe, daß man sie sämmtlich und auf Einen Tag entfernen müsse, um andere einzusetzen.

Besonders war er von der großen militärischen Stellung durchdrungen, welche Antwerpen in einem großen Kriege von Frankreich einnehmen werde. In den deutschen Bund könne er nicht treten, da es Frankreich nicht dulden würde. Die garantirte Neutralität sei die Stellung von Belgien. —

In allen Zweigen, woran der Mensch arbeite, sei dies Land seit zwanzig Jahren im besten Fortschritt. Ganz einverstanden mit dem Communalwesen war er übrigens nicht; die Macht der Regierung setzt er in die Kontrolle.

Die Geistlichkeit sei durch und durch national. Ihr jetziges Mißvergnügen sei daher entstanden, daß einer der Minister das von

Nothomb eingerichtete Primärunterrichtsgesetz, das ganz gut sei, habe ändern wollen. Lieber unter Louis Napoleon, als unter diesem Minister! sei ihr Geschrei gewesen. —

Er kam auf Proudhon zu reden, der doch nie angebe, wie die von ihm gepredigten Lehren zu realisiren seien. —

Ein sehr gebildeter, sehr verständiger Mann voll von Umsicht, mit einem gewissen Bedürfniß von Gründlichkeit; denn er nahm die Fragen ordentlich vor. In einem Congreß europäischer Fürsten würde er durch Erfahrung und Umsicht eine große Wirksamkeit ausüben. —

Hätte er, so meint er, der Republik 1848 nicht widerstanden, so würde Preußen vielleicht noch tiefer gefallen sein. —

Alexander von Humboldt.

10. Mai 1859. Wir begruben Humboldt. Ein Mensch, der sich so recht vollkommen ausgelebt hat. Er folgte der Natur, er war ein Kind der Natur, er studierte nichts als die Natur: sie hat ihn dankbarlich begünstigt. Alle geistigen und physischen Fähigkeiten hat sie ihm gelassen und ihn ohne Schmerz dahingenommen. Ist nicht auch in diesem Dienst der Natur eine Art von Religion? Es ist der Deismus des 18. Jahrhunderts. Es war das Leben seines Lebens, dieses Erkennen, dieser Trieb der Umfassung des Naturganzen.

Sein Leben ging in der sichtbaren Welt auf. Dieser Richtung entsprach sein Talent: Festhaltung aller großen Probleme und ein Gedächtniß von unvergleichlicher Präcision und Umfassung. Wie da ihm das große Objektive der unsichtbaren Welt fern lag, so war er durch und durch liberal — mit den Anschauungen des 18. Jahrhunderts. An einem antirevolutionären, durchaus geistlichen Hofe lebte er in liberalen und deistischen Tendenzen.

Der Geistliche, der ihm die Leichenrede hielt, pries seine Liebe. Sie war wie die der Natur, die das Emporkommende pflegt, dann aber die Dinge sich selbst überläßt.

Vollkommen ausgelebt hat er sich. Er hat seinen Papagei, welchem man auch viele Jahrzehnte nachrechnet, zuletzt einmal gefragt, wer von ihnen beiden am längsten leben werde. —

März 1860. Briefe von Humboldt. „Der Mann zweier Welten, der Sklave seines Bedienten, seinem König eine Schlange am Busen.“

Er beging einen posthumen Selbstmord. Denn daß er so ganz in den Ideen von 89 lebte, hätte doch niemand geahnt.

Aber so ist's am preußischen Hofe herkömmlich. So schrieb Voltaire gegen Friedrich; so schleuderte Cölln die „Feuerbrände" in die damalige Gesellschaft. Das beschäftigt dann die Menschen eine Weile und scheint ihnen Wahrheit. —

Audienz beim Prinzregenten, 1860.

13. Juni 1860 ließ mich der Prinzregent rufen. Er hatte sich das Memoire vorlesen lassen und wünschte zu hören, ob ich nicht etwas hinzuzufügen hätte. Ich befand mich eine halbe Stunde in der Region historisch-politischer Anschauungen, einem Manne gegenüber, welcher versteht und vermag.

Einer meiner Sätze: es gebe drei Stadien in revolutionärer Bewegung: 1) die Fürsten werden gestürzt, wenn sie keine Armee haben oder sie vernachlässigen — 2) darauf die Wildheit revolutionärer Wirren — 3) dann ein Usurpator, der die Waffen zu führen weiß. — Der Fürst glaubte, daß er sehr wahr und consequent gebildet sei.

Die Summe seiner Entschlüsse war: 1) jede, auch die leiseste Contestation mit Frankreich zu vermeiden, aber um kein Haarbreit nachzugeben in politischen Fragen; 2) die deutschen Fürsten in ihrer Souveränetät zu schonen, aber in militärischen Dingen eine Einheit hervorzubringen, welche eine große gemeinschaftliche Wirksamkeit ermögliche.

Einen vollkommenen Begriff hatte er davon, daß die militärische Macht die Souveränetät in sich schließe.

Unsere Lage beruht eben darauf, daß die Militärgewalt des Fürsten und eine liberale Tendenz der Regierung combinirt werden sollen.

Begegnung mit Thiers in Wien, 1870.

1. Zum Ereigniß von 1870; geschrieben 8. November.

Als Louis Napoleon zum Präsidenten der Republik erhoben worden war, erklärte sich Kaiser Nicolaus damit einverstanden; er

warnte ihn jedoch davor, sich zum Kaiser zu erklären, denn dadurch werde er alle imperialistischen Erinnerungen der Armee wachrufen. Louis Napoleon wies das unbedingt zurück; denn in ihm sei die Unabhängigkeit Frankreichs repräsentirt, er könne und werde sich nicht einreden lassen.

Jedermann weiß, wie nun ein Kriegsereigniß nach dem andern gefolgt und nicht allein in der Armee der imperialistische Geist erwachte und genährt worden ist, sondern auch die Nation, was freilich sehr leicht war, wieder ergriffen hat. Nachdem nun Rußland und Österreich gedemüthigt waren, empfand man es in Frankreich umsomehr, daß dagegen Preußen Siege errang und selbst in den allgemeinen europäischen Angelegenheiten neben Frankreich auftreten wollte. Die imperialistische Faktion war mit ihrem Führer, der das nicht verhindert hatte, nicht mehr vollkommen einverstanden. Diese Faktion aber bekam durch die Ereignisse des Jahres 1869, in welchem es ihr gelang, das Corps législatif, dem größere Freiheiten gestattet waren, mit einer Mehrheit, die unbedingt herrschte, zu erfüllen, auch in den wichtigsten Angelegenheiten eine selbständige Haltung. Der Kaiser ließ das einerseits mit Vergnügen geschehen, anderseits wurde aber doch seine imperialistische Machtvollkommenheit dadurch beschränkt; er hat wohl gesagt: er könne nicht Kaiser sein, wenn er nicht führen solle. Diese Führung aber hing nicht mehr geradezu von ihm ab; denn eine starke Partei pflegt ihren Führer selbst zu führen.

Die Geister waren schon bis zu hohem Grad der Feindseligkeit erregt, einer Feindseligkeit, die doch noch mehr von Eifersucht in sich trug, als von wirklich begründeten Interessen, als das Gerücht entstand, daß ein Hohenzoller zur spanischen Krone bestimmt wäre. Im preußischen Staate als solchem war man nicht dafür. Der König, der zu diesem Zweige des Hohenzollernschen Hauses nur die Stellung eines Oberhauptes der Familie hat', war nur nicht geradezu dagegen. Er sagte, er rathe nicht dazu, wolle es aber auch nicht verbieten.

Indem trat nun ein neuer Minister, der Popularität bedürftig und nichts mehr wünschend, als in der Kammer festen Fuß zu gewinnen, in das französische Ministerium; er kam eben von Wien. Hier hatte er unter den Eindrücken gelebt, welche die starke Animosität gegen Preußen hervorrief. Er hatte besonders den Lärm ultramontaner oder republikanischer Tendenz, der sich in den Kammern deutscher Mittelstaaten erhob, vernommen. Er langte mit der Überzeugung an, daß er in der einen seiner „Hosentaschen" Österreich, in der anderen den Süden habe und ihrer Beihülfe gewiß sei. Zugleich

hielt er dafür, daß die französische Armee zu einem Unternehmen gegen Preußen vollkommen vorbereitet sei. Unter diesen Umständen trat er in der französischen Kammer mit einer Erklärung auf, die den Krieg in Aussicht stellte. Es gelang ihm dadurch, die beinahe einmüthige Zustimmung der Versammlung davonzutragen. Die Eifersucht setzte in entschiedene Kriegslust über.

Noch zögerten beide, der Kaiser und der König. Der König war sehr zufrieden damit, daß die Hohenzollern ihren Anspruch zurückzogen; der Kaiser ebenfalls: er hat wenigstens vernehmen lassen, er sei glücklich, daß die widrige Sache beigelegt sei; aber entschieden trat er doch nicht mit dieser Meinung hervor. Auch in seiner Umgebung gab es Personen, welche Preußen bei dieser Gelegenheit zu demüthigen wünschten; man hätte dasselbe in Wien gern gesehen, und die imperialistische Partei im Lande wünschte nichts mehr. Aber der König selbst, ohne Minister, nur in seinem natürlichen gesunden Menschenverstand, weist den Antrag, den man ihm machte, auch für künftige Zeiten ähnliche Eventualitäten in Bezug auf die Hohenzollern zu verhindern, in dem Gefühl, daß er damit zugleich sein Recht in der Familie überschreiten und sich fast eine Beleidigung gefallen lassen würde, mit Entrüstung und Stolz in Formen, die auch ihrerseits etwas Verletzendes hatten, von sich. Hierauf war der Krieg so gut wie erklärt. Aber soweit wollte Österreich nicht folgen. In Süddeutschland erwachten alle antifranzösischen Gefühle von ehedem. Ohne viele politische Erwägungen stellte sich der junge König von Bayern auf diese Seite.

2. Erste Unterredung mit Thiers; 9. November.

Indem das Vorstehende geschrieben wurde, hörte ich, daß Mr. Thiers von Petersburg kommend in dem Hôtel Österreichischer Hof eingetroffen sei. Abends nach vollbrachter Tagesarbeit in dem Archiv und der Spazierfahrt nach Schönbrunn mit Johannes Ranke und Professor Lorenz, bei welcher viel vom Verhalten Österreichs die Rede war, dessen Partei ich einigermaßen nahm, besuchte ich Thiers, den ich mit Mad. Thiers in der altgewohnten persönlich freundlichen Stimmung fand. Ich bekenne, es war mir angenehm, „mein lieber Mr. Ranke" mit der gewohnten, etwas gedämpften, halbheiseren Stimme aus seinem Munde zu vernehmen. „Wohin aber sind wir gekommen", sagte er, „wir sind sehr unglücklich!" Er entwickelte dann die Vorfälle, die zum Krieg geführt haben, insofern abweichend von dem gestern Geschriebenen, als er die imperialistische Partei schwächer vorstellte und

die Kriegserklärung noch mehr von Zufälligkeiten ableitete. Auch die Minister hielt er nicht für so schuldig; er legte noch mehr Werth auf den Einfluß der Kaiserin. Ihm zufolge würde jedermann zufrieden gewesen sein, wenn es bei der ersten Ablehnung der Hohenzollerschen Ansprüche geblieben wäre. Daß er dann in der Kammer überstimmt worden war, schrieb er einer zufälligen Aufwallung zu; den andern Tag hätte sich jedermann zu seiner Meinung bekannt. Sollte es sich nun auch so verhalten, so würde es doch der obigen Auffassung keinen wesentlichen Eintrag thun. Denn woher kam diese Aufwallung? Es war doch immer der Imperialismus in constitutioneller Form. Thiers scheint eine Vereinbarung des Unvereinbaren für möglich gehalten zu haben, wie das seine Stellung mit sich brachte. Mir sagte er öfter: „Sie sind ein Philosoph“, was ich mir so ausdeutete, daß der momentane Impuls noch eine besondere Meinung jenseits der obwaltenden Zerwürfnisse wenigstens für den Abwesenden nicht ausschließt; eine Meinung, die jetzt vielleicht auch die seine ist. Das Kriegsunglück schrieb er den persönlichen Fehlern des Kaisers zu, der immer etwas Chimärisches in sich gehabt habe. Darauf wollte er weniger eingehen, wenn ich ihm sagte, daß eine moralische Schwäche, wenn nicht Verworfenheit den Widerstand gelähmt habe. Was ich ihm von dem Verhältniß des Königs zu Bismarck und Moltke sagte, war ihm doch großentheils neu. Von Moltke und dessen Stellung — ich erklärte ihn für eine Personification des Generalstabes — hatte er keinen Begriff. In Bismarck sieht er den Staatsmann von größtem Geist, von größter Begabung. Er bewundert ihn vollständig, er sagte kein Wort des Tadels. Er dachte nicht daran, ihm oder uns überhaupt die Schuld an dem Kriege beizumessen.

Nun aber, was ist nun zu thun? Ich gewann sein Herz aufs neue — so schien es wenigstens —, wenn ich ihm sagte: Paris habe bei allen deutschen Literaten die größte Sympathie. Das Wort, das mir in den Sinn kam: wir hätten da Gastfreundschaft des Geistes genossen, that ihm wohl. — Von dem, was er auf seinen Missionen erfahren und ausgerichtet hatte, sagte er kein Wort, und ich vermied, ihn danach zu fragen. Ich suchte nur, ihn zu überzeugen, daß auf unserer Seite keine Nationalfeindschaft obwalte, wenn sie nur nicht etwa bei den jetzt in Paris bevorstehenden Ereignissen aufgeweckt werde: um Gotteswillen bequemt Euch zum Frieden, so lange Ihr Paris habt und wir davorstehen! .. Die Meinung Bismarck's, als werde man in der französischen Hauptstadt selbst Entzweiungen und den Bürgerkrieg ausbrechen sehen, muß nach diesem Gespräch aufgegeben werden.

Thiers nahm es an, wenn ich ihm die Versöhnung der Partei des Bürgerthums und der Republik zuschrieb. Seine Umgebung bestätigte das ausdrücklich. Ich sagte ihm, man könne nicht anders, als in ihm den Repräsentanten von Frankreich sehen, soweit es noch Widerstand leisten könne. Er erwiderte das mit einigen freundlichen Worten, sah aber alle Zeit die imperialistische Partei als vernichtet an, was ich doch nicht zugeben konnte. Sie ist vernichtet, sagte er, durch Eure Waffen. — Gut, sagte ich, laßt uns nun Frieden mit einander machen; denn wir denken nicht daran, Frankreich herabzuwürdigen. Wir wollen Euch Euren Einfluß auf Italien und die südliche Welt überhaupt nicht nehmen; aber Ihr müßt Euch immer erinnern, daß Frankreich und Deutschland als Theile des alten Karolingischen Weltreiches emporgekommen sind. Ein mittleres Reich zwischen ihnen wurde beabsichtigt, ist aber nie zu Stande gekommen. Über diese Gebiete sind die beiden Nationen mit einander handgemein geworden, hatten sich aber aus einander gesetzt. Als wir sehr schwach waren, habt Ihr uns eine und die andere unserer westlichen Provinzen entrissen, und Ihr könnt Euch nicht wundern, wenn wir sie, nachdem wir Euch von dem vermeintlichen Kaiserthum befreit haben, zurückfordern.

Diese Auseinandersetzung suchte einer der Begleiter hauptsächlich dadurch zu entkräften, daß alsdann ein ewiger Krieg zwischen beiden Nationen entstehen würde. Ich sagte ihm, anders sei es doch einmal nicht. Das Ereigniß von Sedan werde man uns in Frankreich niemals vergeben, und bei ihrem dortigen unzuverlässigen Zustand verlange die deutsche Nation, die dafür geblutet habe, eine Sicherheit für die Zukunft. Derselbe Mr. Rémusat behauptete, das republikanische Gouvernement werde sich halten. Ich stellte es in Abrede und blieb bei meinem Satze. „Wenn aber der Krieg Euch so viele Opfer auferlegt hat, so solltet Ihr Frieden machen. Ihr habt 200 000 Mann vernichtet, nicht die Nation.“ — Aber, sagte ich, die 200 000 Mann waren die bewaffnete Nation, nicht in dem deutschen Sinn, aber in dem französischen. Die deutsche Nation wird es unerträglich finden, ihre alten Provinzen in französischen Händen zu lassen. Wenn der König auch wollte, Euer ganzes altes Territorium kann er Euch nicht wieder zurückgeben. Straßburg und Metz müssen wir haben.

Er antwortete: „verlangt Ihr Metz als Festung zu behalten, oder wollt Ihr es schleifen?“ Ich sagte ihm: ich kann darüber nicht urtheilen, ob eine Modification angenommen werden könnte; ich für mich würde aber dann Luxemburg fordern, was wir niemals hätten aufgeben sollen.

So verliefen diese Gespräche, bei denen noch tausend andere persönliche Erinnerungen und Mittheilungen zur Sprache kamen und das Gefühl herrschend wurde, man könne zugleich Freund und Feind sein. Mein Eindruck im allgemeinen war, daß die beiden vereinigten französischen Parteien, Bürgerthum und Republik, um sich zu behaupten, doch wohl zu einer ansehnlichen Abtretung in dem angedeuteten Sinne zu bringen wären. Etwas weiteres wird das nächste Gespräch mit Mr. Thiers ergeben. Wollte Gott, ich wäre glücklich genug, zu dem Frieden etwas beizutragen, so wenig es auch immer sein mag.

Zweites und drittes Gespräch mit Thiers und Genossen; 11. November.

Das zweite Gespräch mit Thiers am folgenden Tag stimmte meine Hoffnungen sehr herab. Er lebt und webt in der Idee, daß es nur eben eine Erhebung von Preußen sei, welche Frankreich bekämpfe. Vor einem Jahrhundert habe Preußen 10 Millionen gezählt; durch Annexionen und durch den Nordbund, den er auch als eine Annexion betrachtet, sei es bis auf 30 Millionen angewachsen; durch die Überschreitung der Mainlinie werde es über eine Population von 40 Millionen gebieten. Eine Vergrößerung dieser Art sei unerhört; dennoch wolle man Garantien von Frankreich: „es ist absurd!" rief er aus; denn seine Idee ist immer die des alten europäischen Gleichgewichts. Die preußische Macht werde furchtbar gegen jede andere; sie müsse ganz Europa gegen sich haben.

Das werden, scheint mir, die Argumente sein, die er an den europäischen Höfen zur Geltung zu bringen sucht; und noch immer besteht er darauf, daß Frankreich widerstandsfähig sei: „In Kurzem wird ein Heer von ein paar mal hunderttausend Mann versammelt sein." Ich fragte: „Disciplinirte Truppen?" „Ah", sagte er, „Ihr kennt am besten die Macht des Patriotismus. Auch Ihr stelltet 1813 undisciplinirte Truppen ins Feld und behieltet doch die Oberhand."

Wenn ich dann berührte, daß die Garantien nicht gegen Frankreich an sich gefordert würden, sondern gegen eventuelle Revolutionen, die abermals einen Eroberer an die Spitze bringen könnten, so erklärte er das für undenkbar: die republikanische Regierung sei der Friede. Ich sagte ihm, das sei immer behauptet worden und habe sich nie bewährt; die deutsche Nation werde sich damit nicht begnügen. Frankreich bekämpfe nicht allein Preußen als Macht, die große Combination liege in der Verbindung der preußischen Waffen und der deutschen

Idee; im Laufe der Jahrhunderte habe sich das Verhältniß endlich einmal zu Gunsten Deutschlands ohne fremde Mitwirkung geändert Die Differenz ist immer, daß nach unserer Ansicht die Abtretung den Frieden bedinge, nach französischer den Krieg verewigt. Gegen all und jede Abtretung war nun auch Thiers nicht, obwohl er dabei erklärte, er könne nichts versprechen; er deutete nur an, daß man auf eine Schleifung der Festungen, z. B. auch Straßburgs, wenn es französisch bliebe, eingehen würde und überdies auf die Zahlung der Kriegskosten; weiter aber war er nicht zu bringen. Er wünschte, daß ich das dem König schreiben möchte. Ich bemerkte ihm, daß davon wenig Erfolg zu erwarten sei; denn über ihm liege ebenfalls die Nothwendigkeit der Thatsachen. Wir seien provocirt, der unerwartete Sieg habe die alten Ansprüche der deutschen Nation erweckt: denen müsse er Rechnung tragen. —

Thiers erweckte meine ganze Sympathie selbst auch darum, weil er an der Erhebung Napoleons und an der Bildung des chauvinistischen Geistes offenbar nicht ohne Schuld ist. Denn dahin wirkte seine Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs, bei der jene Tendenzen jedoch nur Mittel sind, um den nationalen Geist der Gloire lebendig zu erhalten, während er nun von den factischen Folgen seiner Doktrin unendlich schwer betroffen wird, zumal da sie der vermeinten Gloire den größten Abbruch thun. Durch und durch ein Franzos, mir einer der liebsten von allen, einer der geistreichsten gewiß; „aber ich könnte, sagte er, meine grauen Haare nicht mehr entehren, als wenn ich mich zu Concessionen verstünde im Namen Frankreichs, welche alle dem widersprächen, was ich mein ganzes Leben hindurch gesagt habe." Davon war auch seine Gesellschaft erfüllt, daß kein Minister zu finden sein würde, der die Abtretung des Elsaß unterschriebe. „In dieser Lage aber", sagte ich, „wo der Friede zweier so großer Nationen auf dem Spiele steht und die Existenz von Paris, welches zugleich eine Weltcapitale ist, sollte doch jemand den Muth haben, die rettenden Bedingungen zu unterzeichnen und den Haß auf sich zu nehmen." Man antwortete mir: „Einer von Euch sollte den Muth haben, den deutschen Anforderungen gegenüber den Franzosen einen Frieden zu geben, den sie ertragen können."

Ich komme hiebei schon auf das dritte Gespräch, das ich gestern Abend (den 10.) nicht sowohl mit Thiers — der von seinem Rothschildschen Diner etwas ermüdet war und nach seiner Gewohnheit auf dem Sopha in Schlummer verfiel — als mit der Gesellschaft hatte, die sich des Abends bei ihm einfand, um ihm Lebewohl zu sagen.

Alles war eben wie in seinem Salon zu Paris. Mdme. Thiers erhielt das Gespräch mit größerer Lebendigkeit, als ich dort an ihr bemerkt hatte. Von den Herren, welche kamen, kannte ich eigentlich nur einen; doch knüpfte sich bald ein allgemeines Gespräch an. Besonders der italienische Minister, der sich aber erst später zu erkennen gab, fand den Unterschied zwischen den Ansprüchen Preußens und den Ansprüchen Deutschlands gerechtfertigt. Das Gespräch bewegte sich um die früher erwähnten Punkte. Einen gewissen Eindruck brachte jedoch die Bemerkung hervor, die ich machte — ein Historiker unter den vielen Politikern —: daß der Krieg nicht mehr gegen Napoleon gerichtet sei, der sich ja in Gefangenschaft befinde, noch auch gegen Frankreich an und für sich, das wir in einer gewissen Größe zu sehen wünschten, als gegen die Politik Ludwigs XIV., der einst einen Zeitmoment der Schwäche des deutschen Reiches benutzte, um nicht allein ohne Recht, sondern selbst ohne Anspruch Straßburg unseren Händen zu entwinden. „Und ist nicht Ludwig XIV. der, welcher in der zweiten Hälfte seiner Regierung Euch die absolute Monarchie aufgelegt hat, die Ihr bekämpft?"

Man erwiderte: wolle man auf Ansprüche dieser Art zurückkommen, was werde übrig bleiben? „Der Moment", sagte ich, „ist dringend. Ihr müßt wissen, daß dieses Unrecht nie vergessen worden ist, das es die deutsche Nation noch heute, wenn nicht zur Rache, denn das liegt uns fern, doch zu einer Gegenwirkung entflammt. Laßt uns das alte Unrecht gut machen und dann Freunde bleiben."

Es versteht sich, daß niemand davon überzeugt, noch von seiner Meinung zurückgebracht wurde.

Thiers forderte mich beim Abschied auf, dem König zu schreiben, er möge den Franzosen den Frieden geben. Über die Erfolge seiner Mission hat er kein Wort gesagt. Welche aber können sie sein? Er begiebt sich nach Florenz, wo man doch gewiß an der Entstehung einer französischen Republik kein Gefallen haben kann, noch auch an dem Sturze Napoleons, des Mannes, dem man alles verdankt. Was kann da herauskommen? —

Soll ich meinen Gesammteindruck zusammenfassen, so ist es doch der, daß die Abtretung des Elsaß vielleicht möglich wäre, nicht aber die von Metz. Denn für das erste kann die Nationalität ein Motiv abgeben. Metz dagegen war immer französisch von Nationalität und Zunge. Die Wunde, die man schlüge, würde eine doppelte sein[1]). —

1) Wenige Wochen vor seiner Begegnung mit Thiers hatte Ranke in einer Unterhaltung mit dem Herausgeber gerade die Abtretung von Metz als eine For-

Noch ein Moment kam öfter zur Sprache, der nämlich: daß die Erwerbung einer feindselig gesinnten Provinz wie das Elsaß eher eine Schwächung, als eine Stärkung von Deutschland wie von Preußen werden würde. Man kann das aber nicht zugeben. Wie bald ist Landau unter bayerischem Einfluß regermanisirt worden! Ein anderer Moment liegt in der Förderung der Industrie.

Bunsen, März 1871[1]).

Bunsen war ein Idealist, der durchaus praktisch sein wollte. Er hatte Lebensklugheit genug, um die ihm entsprechenden Elemente zu ergreifen und in denselben sich geltend zu machen, den weitesten Horizont für seine Studien und für seine Phantasie, unvergleichlich ausgebreitete Kenntnisse und die Gabe, sie mitzutheilen, dafür anzuregen, Impulse zu geben. Die ihm eigene theologische Ader hatte einen universalhistorischen und doch zugleich kirchlichen Charakter. Er war zu Hause in Alterthum und Kunst. Lege ich noch einmal Hand an, mein eigenes Leben zu schreiben, so würde ich ihn schildern, wie er in Rom war: von einer gewinnenden Persönlichkeit, bei jedermann angesehen; immer auf einer gewissen Höhe, wo sich Studium und Leben, Politik und Religion, persönliche Beziehungen und allgemeine Tendenzen durchdringen und wechselseitig bestimmen; dem Fortschritt zugewandt, aber auch sehr positiv. Nur das ließe sich an ihm vermissen, daß er die objectiven Mächte, die dem, was man will, und was doch immer etwas persönliches bleibt, entgegenstehen, nicht hoch genug anschlug und würdigte. Darüber gerieth er zuvörderst mit dem römischen Stuhl in Conflict; er übernahm da zugleich in Rom die Sache des preußischen Staates zu führen, und, nach Berlin eilend, auch hier Einfluß auf die Entschlüsse, die man faßte, zu erwerben — eine unmöglich zu behauptende Stellung. Denn eben ihm schrieb man dann in Rom die Maßregeln zu, die man mißbilligte. Indem er sich entschuldigen wollte, gerieth er in Conflicte, in denen er unterlag.

Eine unendliche Aussicht eröffnete ihm sein Verhältniß zu Friedrich Wilhem IV., der ihn hochhielt, bewunderte und liebte. Solange

derung der historischen Gerechtigkeit lebhaft befürwortet. Hierauf bezieht sich die in der Allg. Deutschen Biographie XXVII 265 gemachte Bemerkung.

1) Nach der Lektüre des Schlußbandes der Nippoldschen Biographie Bunsen's.

dieser Fürst noch Kronprinz war, bestand das innigste Verhältniß; in der Durchführung einiger großer Ideen waren sie beide gleichsam Bundesgenossen. Anders mußte sich das nach der Thronbesteigung des Königs gestalten. Denn dann traten auch für diesen selbst objective Verhältnisse ein, die sich dem Ideal nicht fügten und seine Entschlüsse bestimmten. Bunsen und Humboldt waren vereinigt, den König auf einer Bahn zu halten, die ihren Wünschen entsprach: Förderung der freien Wissenschaft, der Erforschung der Natur und des Alterthums, — politisch abweichend von der Anerkennung des ständischen, aristokratischen und provinzialen Wesens, welche der König in sich nährte. Der König arbeitete nur, die Ergebnisse der Revolution zu bekämpfen. Bunsen faßte das anders auf. Seinem Geiste gebrach es an dem Scharfsinn, die Elemente in ihrer Besonderheit zu sehen und von einander zu scheiden. Erst da kam es aber zwischen ihnen zu einem Bewußtsein ihrer Differenz, als im Jahre 1848 Revolutionen ausgebrochen waren, die nicht mehr als geistige Entwickelungen betrachtet werden konnten; — wenigstens war der König nicht mehr dahin zu bringen: er schrieb sie der Bosheit und der Berechnung zu, die ihn in die größte Bedrängniß setzten. Seitdem trennten sich ihre Wege, obwohl persönlich ein gutes Verhältniß blieb. Bunsen warf sich in die Bewegung dieser Epoche und sah den Beruf Preußens darin, ihr gerecht zu werden und zu der obersten Stufe der Macht zu gelangen.

In dem Buche zeigt sich, wie er alles, was dem widerstrebte, mit Haß und Verachtung verfolgte; nur in seiner eigenen Idee sah er das Heil. Er verfolgte dies Ziel selbst in seiner amtlichen Stellung. Sehr merkwürdig sind für seinen Standpunkt seine Äußerungen, Rathschläge, Freundschaften und Abneigungen. Endlich begegnete ihm, daß er ein Protokoll unterzeichnen mußte, gegen das seine ganze persönliche Überzeugung anstrebte. Er hätte ohne Zweifel eher abdanken sollen, als sich fügen. Es ist doch kein Zweifel, daß ihn persönliche Rücksichten davon zurückhielten; aber der einmal ausgesprochene Zwiespalt wurde dadurch um so stärker und führte dann nach ein paar Jahren doch zu seinem nun unvermeidlichen Abschied. In seiner Sinnesweise ward dadurch nichts geändert. Was kann auffallender sein, als daß er Garibaldi Washington zur Seite stellt? Mit der unverwüstlichen Arbeitskraft, die ihm eigen war, suchte er dann besonders seinen kirchlichen Begriff literarisch zur Geltung zu bringen. Er fand dafür eine ihm entgegenkommende Tendenz in der theologischen Welt, die auch sein Andenken sichert. Er starb in lebendiger Vergegenwärtigung

seiner kirchlichen und politischen Ideale, die er noch alle für erreichbar hielt. Denn an der Richtigkeit seiner Meinungen stiegen ihm keine Zweifel auf. Die Nachricht von seinen letzten Augenblicken kann man nicht ohne Rührung lesen.

Besuch der Heimath, Juli und August 1872.

Der 12. Juli wurde noch dadurch ein wichtiger Tag, daß das Manuscript für die neue Ausgabe der preußischen Geschichte geordnet und eingepackt wurde, um demnächst zum Druck nach Leipzig abzugehen. Am 13. früh trat ich die Reise an, unterstützt von einem gewandten Bedienten. Gegen Mittag empfing mich Professor Dümmler am Bahnhof zu Halle. Ich hatte ein angenehmes Gespräch mit ihm über alle Dinge der Literatur und des Tages, angenehm, weil es auf innerem Einverständniß beruht. Seine Frau, eine geborene Oberösterreicherin, wetteiferte mit ihm in verständigem, wohlwollendem Wesen. Ich bemerkte, daß eine Berufung nach Berlin für das Fach der historischen Hülfswissenschaften weder ihm genügen, noch auch ihr angenehm sein werde; und das wären doch ein paar Menschen, die ich hier zu haben wünschen müßte, wenn nicht absolute Einsamkeit nach und nach mein Loos werden soll.

Fürs erste schien es nicht so. In Lodersleben fand ich eine ziemlich mannigfaltige und belebte Gesellschaft. Noch am Abend besuchten wir die Steinbrüche, von denen einer ganz neu überwachsen ist, in heiterster Stimmung. Den Tag darauf die Kirche. Das Evangelium, die Speisung der 4000, giebt viel zu denken. Es ist eben das Wunder, welches immer geschieht, in sehr prägnanter und kindlicher Fassung.

15. Juli. Fahrt nach Wiehe. Das Land gewährt den reichsten Anblick, da überall reifendes Korn, nahe der Ernte, die Felder bedeckt. Wir besuchten wie vor alters Garten und Berg. Die Anlagen in dem letzteren sind noch nicht im genügenden Zustand. Ich freute mich besonders des hochragenden Birnbaums, der eine Art von Wahrzeichen ist. Die alten Fußsteige zu beschreiten, zwischen den hohen sich abwärts neigenden Ähren einherzugehen, gewährt mir ein ausnehmendes Vergnügen, in welchem sich Lebenslust und Erinnerung mit dem Gefühl des eigenen Besitzes und Freude an der blühenden und reichen Landschaft vermischen. Das Thal hat überhaupt etwas, was mit lokalem Patriotismus erfüllen kann und muß. Der Pächter zeigte sich

eifrig und gab die besten Versicherungen. Das Denkmal für meinen Vater, von dem so oft die Rede gewesen ist, aufzurichten bleibe ich entschlossen; doch muß auch der Großvater, der eigentliche Erwerber genannt werden. Ich würde ganz unten, als der dritte, der das Erbtheil erhalten hat, erwähnt werden können. Nicht jedoch zugleich, denn es wird allemal halbwegs als ein Denkmal für mich selbst erscheinen. Später mag ein Denkmal der Familie auf der Höhe, am besten doch wohl aus Nebraer Sandstein, errichtet werden. Das Städtchen erfreut mich, wie von jeher; der Name an den Straßenecken ist fast zu viel Aufmerksamkeit. Aus allen Gesprächen aber geht nichts hervor, was ich zum Dank dafür thun könnte. Man ging in dem Augenblick mit der Gründung einer Zuckerfabrik um, was doch dem Orte einen ganz anderen Charakter geben wird. Die Anlagen am Schloß und besonders die mannigfaltigen Aussichten aus dem Fenster desselben entzückten mich aufs neue. Der Wunsch stieg in mir auf, den ganzen Sommer da zuzubringen, würde ich nur nicht hier vollkommen einsam sein. Damals begleiteten mich Wilhelm Kotze und Anna Itzenplitz.

Jedoch ich will kein Tagebuch abfassen, ich will nur die Eindrücke, die ich empfing, mit einem Worte festhalten. Die hohe Ebene, zu der Lodersleben gehört, zwischen den salzigen Seen und der Unstrut meilenweit ausgedehnt, wird da angenehm, wo sie sich nach dem Unstrutthale heruntersenkt. Noch sind die Höhen über dem Fluß mit Schlössern oder Ruinen geschmückt, die einen prächtigen Anblick gewähren und, indem sie noch heut bewohnt sind, an die entfernte Vergangenheit erinnern.

Burg-Scheidungen, Sitz der alten thüringischen Könige, im 18. Jahrhundert von einem Schulenburg neu aufgebaut. Der Schloßhof zeigt noch einen mittelalterlichen Thurm; dagegen ist die Front in modernem Stil, wenngleich nicht vollständig, aufgebaut. Man konnte nicht sagen, ob der Feldmarschall oder ein anderer Schulenburg in venetianischen Diensten mit dem dort erworbenen Geld und italienischen Baumeistern die Anlage gemacht hat. Ein prächtiges Treppenhaus, mit Stufen von ungewöhnlicher Breite, macht einen großen Eindruck beim Eintritt. Große Säle folgen, von denen wohl mancher neu ausgebaut ist. Eine Freitreppe, die doch für die Façade mir ein wenig schwer vorkam, führte nach dem Park; ein wahrhaft fürstliches Bauwerk, zu dessen Erhaltung das Vermögen eines reichen Fürsten erforderlich wäre. Der Park senkt sich terrassenartig nach der Unstrut; die schönsten Taxusbäume nach der Tiefe. Wahrscheinlich ist auch diese Anlage die Schöpfung dessen, der das Schloß eingerichtet hat;

beides zusammen bildet einen reizenden Aufenthalt, doch war niemand anwesend. Sehr schön ist das Mausoleum, eine Grabkammer ohne allen Modergeruch, ernst, nicht abschreckend. Die Bibliothek in den oberen Gemächern war leider verschlossen.

Nebra, wie aus dem Felsen herausgewachsen; man restaurirt die Ruinen nach alterthümlichem Sinn. Ein prächtiger Burgwall mit naturwüchsigen Bäumen von ernstem Charakter. Tief unten die helle Zeile der Unstrut von Grün umgeben, weiter Blick in die Bergschlucht, in welcher der Sandstein gebrochen wird. In demselben Stile, aber in alter Schönheit, das Städtchen. Lange suchte ich das Haus des weiland Bürgermeister Rhode; endlich fand ich es, doch kannte es niemand. Wie ist doch diese Welt so von Grund aus verändert, wie leicht erlischt die Erinnerung bis auf die letzte Spur!

Gegenüber auf der andern Seite die Vitzenburg, wobei wir einen der heißesten Nachmittage erlebten: von einem intelligenten Schulenburg bewohnt, durch und durch wohnliches Schloß, und auch da ein großes kühles Treppenhaus, sorgfältig gehaltene kühle Räume, schöne neue, anmuthige Anlagen. Unten die Unstrut in mehreren Armen; aber gegenüber eine kahle Höhe; alles würdig und reich.

Wendelstein. In den alten Ruinen Wirthschaftsgebäude; die Abhänge nach der Unstrut romantisch unb mannigfaltig. Da ist eine Linde mit beschränkter, aber reizender Aussicht auf das Thal von Memleben. Von der alten Reitschule aus, die jedoch nur mit Mühe zu erklimmen ist, schweift der Blick in die weiteste Ferne. An der Fahrt dahin nahmen Herr und Frau von Beulwitz theil; sie führte durch einen prächtigen Wald und reiche Gefilde.

Memleben sah ich diesmal nicht, wohl aber Roßleben. Ein zur Schule umgestaltetes Kloster, Bauwerk aus dem 18. Jahrhundert in einem Stil, ähnlich wie Lodersleben. Der Erbadministrator war zugegen und führte uns durch alle Räume der Zöglinge, bis in die oberste Zelle, die des Heptomadars, d. h. dessen, der die Aufsicht über die Zöglinge führt; sie bietet wohl die schönste Aussicht über das ganze Thal dar. Witzleben erzählte mir, König Friedrich Wilhelm IV., der das oberste Geschoß ebenfalls besucht hat, habe dann unten, nochmals das Thal anschauend, gesagt: es erfülle das Herz mit Frieden und Ruhe. So ist es in der That, besonders im Schein der Abendsonne. Die Schule ist einzig in ihrer Art dadurch, daß sie noch in den Händen eines Privatmannes ist.

Sylvesterbetrachtung, 1872.

Die allgemeine Impression bei meinen Freunden ist schmerzlicher Natur; denn eigentlich alles, worauf wir beruhen, gehe zu Grunde: die Religion wird angefochten; man werde bald nicht mehr taufen, nicht mehr trauen lassen; Heiligkeit des Eides gelte nicht mehr. Associationsrecht und Freizügigkeit lösen alle Bande auf; schon finde man keine Schullehrer mehr, selbst nicht die nöthigen Beamten, weil sie besser bezahlt sein wollten — alles Industrie, Geld 2c. Die mit dem Herrenhaus vorgenommene gewaltsame Maßregel der Kreisordnung, die bevorstehenden Gesetze über Civilehe u. s. w., alles bedrückt die Gemüther, beugt sie tief, sie sehen kein Heil.

Weit entfernt, dem zu widersprechen, gehe ich auf den Ursprung der Wendung der Dinge nach der liberalen Seite zurück. Er ist ohne Zweifel in unserem Verhältniß zum Deutschen Reiche zu suchen; denn nur durch die liberalen Elemente können wir den Partikularismus schwächen und niederhalten. Um aber diese Elemente zu gewinnen, muß man selbst liberal sein. Man ist dem Herrenhaus zu Leibe gegangen, weil es verhaßt ist, dort noch mehr als hier, wo man es kennt. Aus dieser Verbindung entspringt der Kanzelparagraph, das Schulaufsichtsgesetz 2c.

Wozu aber ist das Reich nothwendig? Ich denke doch: es war nothwendig; im Kampfe gegen Frankreich hat es sich ohne unser Zuthun gebildet, so muß es behalten werden. Kein Zweifel ist doch: wenn das südliche Deutschland sich auf die französische Seite gestellt hätte, so würde unsere Lage, da noch Österreich und Italien gegen uns gewesen wären, sehr schwierig, vielleicht unhaltbar geworden sein. Einer ähnlichen Gefahr muß man unter allen Umständen zuvorkommen. Man sagt mir: Frankreich sei nicht mehr zu fürchten, es werde sich in einem Bürgerkrieg zernichten. Ich glaube das nicht; denn über all ihren Zerwürfnissen schwebt doch der Wunsch, die Leidenschaft, sich zu rächen. Davor wird alles andere zurückweichen. Man rüstet mit Macht, denn darin wieder liegt ein Moment der Rettung, daß wir einen Feind immer gegen uns haben, den wir zu bekämpfen nicht stark genug sein können.

Soweit also, das ist mein historischer Schluß, kann die Auflösung nicht gehen, um die Gesellschaft zu gefährden; diese aber braucht die Religion, der Staat selbst kann sie nicht entbehren. Es wird also nicht so weit kommen können, wie man fürchtet, die falschen Intentionen werden ein Correctiv in sich selbst finden.

Friedrich Wilhelm IV. und Napoleon III., 15. April 1873.

Früh den Aufsatz Alfred Dove's [1]) über den Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen, Abends die kleine Schrift Sybel's über Napoleon III. gelesen.

Dem ersten (Dove) fehlt es doch an eindringendem Verständniß. Er wiederholt nicht mehr geradezu seine früheren abschätzenden Urtheile; er zeigt selbst einige Empfänglichkeit für die kirchliche Lehre Friedrich Wilhelms IV. und nimmt selbst die politische Begründung seines Thuns und Lassens aus der Nachschrift des Buches an. Aber dabei übergeht er die Hauptsache, namentlich die große Frage über Liberalismus und Radikalismus, das Prinzip der Volkssouveränität im historischen Staat, die Ablehnung der Krone u. s. w. Ich sehe wohl, wie schwer, ja kaum möglich es sein wird, die Meinung der Liberalen zu rectificiren.

Vorgestern trat mich auf einem Spaziergange ein hochgewachsener Militär mit weißen Haaren an; er sagte selbst: General Moltke! Er hatte die ganze Bedeutung der Publikation erfaßt und bezeugte, daß man Friedrich Wilhelm IV., den er doch selbst viel gekannt hatte, nun erst kennen lerne. Im Gespräch sagte ich: „Olmütz war eine Rettung." Er wiederholte das Wort; denn in schwerer Vernachlässigung habe sich die Landwehr befunden. Der große Strateg meinte doch, daß er damals keinen Krieg hätte führen können. Er war erstaunt über den Gedanken Friedrich Wilhelms IV., Ernst gegen die Schweiz zu machen. Der König hatte Moltke gesagt: er werde thun, was er thun müsse; folge daraus, was da wolle! Sehr unberechtigt ist also der Vorwurf, den auch Dove macht: Friedrich Wilhelm habe nur mit Worten helfen wollen, nicht mit Handlungen. Der General mißbilligte diesen Schluß als unzeitig. Er zeigte ein lebendiges Gefühl für die Schwierigkeiten der Lage Friedrich Wilhelms IV. Wäre er nur zehn Jahre früher auf den Thron gekommen; er würde dann vielleicht mit seiner ständischen Verfassung durchgedrungen sein.

Sybel bringt über das Jahr 1854 eine Notiz bei, die ich unmöglich annehmen kann: daß nämlich der Kaiser dem Prinzen Albert alles Ernstes die Eroberung Belgiens und der Rheinlande als sein Projekt bezeichnet habe. Über Ollivier und Rouher ist er besser unterrichtet und bringt manches Gute bei. Die diplomatischen Verhandlungen, namentlich über Italien, bleiben ziemlich unverständlich. Was

1) Im neuen Reich 1873 I 521 ff.

der Präsidentenwahl voranging, wird ganz übergangen. Ich vermisse den Connex mit den allgemeinen Verhältnissen, die aus diesen entspringende Nothwendigkeit, die in den Dingen lag. Mit Evidenz geht aber hervor, daß die persönlichen Eigenschaften der großen Lage nicht entsprachen, besonders nicht in den späteren Jahren. Eine schöne Aufgabe wäre, dies Leben, das einige tragische Momente hat, ausführlicher und durch grundumfassende Studien darzustellen. Die ganze Geschichte der Epoche umfaßt es jedoch nicht.

Besuch von Minghetti, 26. September 1873.

Er hat in seinem Gesichte eine Ähnlichkeit von Bismarck; mehr intelligent jedoch, als genial. Im vollen Besitz der europäischen Bildung; einer von den Italienern, wie sie Friedrich der Große liebte. Er begann mit alten Erinnerungen an Wien und der Bemerkung, daß die Anwesenheit seines Königs in Berlin ein großes Ereigniß sei. Jawohl; und ein mit den letzten Ereignissen sehr zusammenhängendes. Im Jahre 1862, einer Zeit, wo wir noch wenig italienisch waren, sagte mir Bismarck: aber wir haben dasselbe Interesse mit Italien. Jawohl, sagte Minghetti, wir haben gemeinschaftliche Feinde. Die Schwierigkeit der italienischen Regierungen sieht er in zwei Punkten: dem Papstthum und den Finanzen. Was die letzten betrifft, so tadelt er das System der Eisenbahnen, die auf öffentliche Kosten in Gegenden geführt sind, welche keinen Handel noch Verkehr haben. Das Papstthum fürchte er nicht gerade sehr, denn es gebe in Italien keine fanatischen Papisten. In dem Volk viel Superstition; aber die höheren und mittleren Stände sehen die Sache mit Ruhe an. In dem Parlament giebt es noch keine klerikale Partei: der Papst hat, indem er alle Gewalt zu centralisiren suchte, sowohl das Bisthum, als selbst den niedrigen Clerus sich entfremdet. Der gegenwärtige Papst ist alt, er wird einen Nachfolger von keiner besonderen Bedeutung haben. Gäbe es einen Papst wie Benedict XIV., so würde er zu einer Transaction die Hand bieten. Nach allem, was vorgefallen, lasse sich keine weitere Freundschaft erwarten. Minghetti meint, die Gefahr der heutigen Staaten liege in den beiden Strömungen, die zu den Extremen tendiren: der religiösen zur Infallibilität, der liberalen zu einem radikalen Umsturz. In der Mitte zwischen den beiden bewegt sich die Welt. Ich hatte das Vergnügen in diesen allgemeinsten Beziehungen

mich in einem vollkommenen Verständniß mit ihm zu befinden. Ich machte mir auch das Vergnügen, ihm aus meinem Fenster die beiden Siegesdenkmale zu zeigen. Er nahm vielen Antheil an der Doppelbüste von Herodot und Thucydides. Er schied mit einer Einladung nach Rom.

Neujahr 1874.

2. Januar: zum Thee im Palais; nicht bei dem König, welcher durch seine Krankheit abgehalten war, sondern in den Räumen der Großherzogin von Baden, die mich empfing. Sie gab ein recht tochterliches Gefühl für ihren Vater kund; ohne Besorgniß jedoch, vielmehr eher mit der sicheren Erwartung der Genesung. Ich sprach noch mit ihr, als der Großherzog erschien, der eine ziemlich gute Bekanntschaft mit meinen Schriften darlegte; besonders schien ihm der Ursprung des siebenjährigen Krieges imponirt zu haben. Ich saß neben ihm; er versäumte nichts von den kleinen Pflichten, die ein Wirth gegen den Gast hat. Wir sprachen viel von den Heidelberger Professoren, er schilderte den Eindruck Treitschke's. Dann erschien die Kaiserin, noch ein wenig benommen von der überstandenen Last des Tages. Das Gespräch wandte sich auf den Aufenthalt in Coblenz, wo sie, wie sie sagte, an die Zeiten der Emigration erinnert worden war. Sie habe sich mit der Frage beschäftigt, wie das damalige Verständniß von Preußen und Österreich aufgelöst worden sei. Ich kam nun ganz in mein Fahrwasser. Ich entwickelte meine historische Theorie von dem Zusammenhang des Jahres 1792 mit dem Jahre 1871. Ich referirte manches, und zwar auf Befragen, was ich vor kurzem in Wien erst gelernt hatte. Aber die Hauptsache war die Anschauung des Wechsels der Zeiten. Ich sprach viel, denn ich war in guter Laune und recht in meinem Element; fast zu viel, fürchtete ich; doch schien das nicht der Fall gewesen zu sein. Die Kaiserin sagte mir wohl, sie sehe mich vor sich, wie ich eine Entdeckung in den Archiven mache, und hatte die Güte, mich zu versichern, mein Gespräch habe sie recht erfrischt. Von dem Verlust, den wir alle in der Königinwittwe erlitten, war viel die Rede. So leitete sich das Jahr genugthuend ein. —

Kirchenstreit.

18. August 1874. Ich halte es für einen Irrthum, in dem kirchlichen Streite auf die Infallibilität des Papstes und irgend eine den katholischen Lehrbegriff berührende Frage einzugehen. Es scheint mir selbst irrig, das absolute Recht des Staates diesen Begriffen entgegenzusetzen. Ich weiß nicht, ob das Vorhaben, die Kirche der juridischen Praxis zu unterwerfen, zum Ziele führen kann. Nicht von dem absoluten Staat, sondern von den verschiedenen konkreten Staaten, wie sie existiren, ist die Rede.

Man hat die Tradition des Verhältnisses verloren, in welchem sich das Papstthum von jeher zu den Staaten befand, namentlich auch zu den Institutionen des deutschen Reiches. Das Reich hat unter den alten Kaisern, sowie nach Erhebung des Protestantismus unter der Autorität der Reichstage immer das Recht behauptet, auch über die kirchlichen Einrichtungen zu verfügen; mochte der Papst einwilligen oder nicht. Die Grundlage von allem später Bestehenden ist der Religionsfriede von 1555. Fragen wir, wodurch er zu stande gekommen ist, so war es die Einwilligung der deutschen Bischöfe und Erzbischöfe in den Bestand des Protestantismus. Kaiser Karl V., der die neue Kirchenform in der einen oder andern Art der alten unterordnen wollte, war eliminirt. Von den Protestanten, die mit einem Schlage die Oberhand gewonnen, wollten die Entschiedensten, unter andern jener Albrecht Alcibiades, die ganze kirchliche Verfassung zertrümmern. Um ihrem Ruin zu entgehn, schlossen sich die katholischen Bischöfe an die andre Partei an, damals die mächtigere, welche nichts wünschte, als daß durch einen Vertrag der Bestand der neuen Kirchenform anerkannt würde. Wir haben es hier nicht mit Dissidenzen des Bekenntnisses zu thun; nur damit, daß die Kirchenfürsten mit den Protestanten einen Vertrag schlossen, der ihre Existenz sicherte; das Reich als solches behauptete das Recht, in kirchlichen Dingen Maß zu geben, den Protestationen des Papstes zum Trotz. Diese waren überaus wirksam. Sie führten zu dem blutigsten aller Kriege. Es war dann abermals die Reichsgenossenschaft, welche den westfälischen Frieden zustande brachte, unter dessen Schutz alsdann Deutschland nicht allein seine Ruhe bewahrte, sondern die großartigste Entwicklung nahm. Ich will nur sagen: der Gewalt des Papstthums trat in Deutschland eine andre gegenüber, die auf den Nothwendigkeiten des gemeinschaftlichen Lebens beruhte und sich um die Protestationen des römischen Stuhles nicht kümmerte.

Durch die Ereignisse der Revolution, den Sturz der weltlichen Gewalt der Bischöfe und all die Conflicte der spätern Zeit ist diese traditionelle Selbständigkeit des Reiches abhanden gekommen, aber niemals aufgegeben worden. Das Papstthum hat sich in den Besitz der unbedingten Autorität über den Klerus gesetzt, aber mit welchem Recht? Es befindet sich in dieser Hinsicht in der Lage einer occupirenden Macht. Die Occupation hat in dem vaticanischen Concil gleichsam ihr Ziel erreicht. Das Concil ist weit davon entfernt geblieben, zu Ende geführt zu werden. Es hat es nur zu einer einzigen Satzung gebracht, die nicht ohne die schwersten Kämpfe zustande kam und dann mit aller möglichen Feierlichkeit proklamirt wurde. Aber ist sie darum gültig? Muß sie anerkannt werden? Nach den alten Begriffen und ihrer Tradition gewiß nicht. Nachdem das tridentinische Concilium seine Beschlüsse gefaßt hatte, wurde in allen Reichen erst die Frage vorgelegt, ob diese von denselben acceptirt werden sollten oder nicht; was sich trotz des Antheils, den die Staatsgewalten der verschiedenen Länder an dem Concil genommen hatten, keineswegs von selbst verstand. Denn daran hat überhaupt niemals die Welt gedacht, die Selbständigkeit des Staates den kirchlichen Beschlüssen unterzuordnen; in dem Begriffe des christlichen Staates läge das nicht.

Wenn man auf die Grundfrage zurückgeht, so läßt sich doch die Priorität der bürgerlichen Gewalt vor der kirchlichen nicht in Abrede stellen. Die bürgerliche Ordnung bestand, als die kirchliche eintrat. Die Kirche wurde von dem Kaiserthum regiert. Unmöglich kann das Kaiserthum oder die bürgerliche Gewalt gemeint sein, der Kirche eine Autorität zu gewähren, durch welche die weltliche Gewalt absorbirt würde. Die weltliche Gewalt nimmt auch ihrerseits die göttliche Autorität in Anspruch. Es muß ihr überlassen bleiben, ob sie neue kirchliche Satzungen annehmen will oder nicht. Dadurch, daß die Infallibilität des Papstes in Rom proklamirt wurde, ist sie noch nicht eine für den deutschen, oder irgend einen andern Staat gültige Regel geworden. Ihre Annahme muß nach den Bedürfnissen der verschiedenen Reiche modificirt werden.

In dem vorliegenden Fall ist es um so nothwendiger, da die Staaten von der Beschlußnahme auf dem Concil, von dessen Berathungen absichtlich ausgeschlossen sind. Es hängt mit dem politischen Antagonismus jener Jahre zusammen, daß das geschah. Napoleon III. wagte nichts dagegen zu thun, weil er den ultramontanen Klerus nicht beleidigen konnte. Wenn sich nun aber auch die Staaten ihre Ausschließung factisch gefallen ließen, so sind sie doch nicht an

die Folgen derselben gebunden. Die unbedingte Unterordnung aller Geistlichkeiten unter den Willen des Pontifex Maximus widerspricht ihrem Begriff und ihrer Tradition. Wenn die Geistlichkeit sich dem päpstlichen Gebot unterwirft, so kann man sie darüber so sehr nicht schelten. Die Staaten hätten Einspruch gegen die Dekrete erheben müssen, ohne Zweifel, noch ehe sie gefaßt waren. Aber auch jetzt ist dazu noch Zeit; aber sie müssen das auf eine großartige und zugleich energische Weise thun.

Nicht vielleicht darin liegt die Aufgabe, die Geistlichkeit durch das eine oder andre Gesetz einzuschränken, sondern darin, ihr überhaupt zum Bewußtsein zu bringen, daß sie einer andern Autorität, die ebenfalls göttlichen Ursprungs ist, Rücksicht und Gehorsam schuldet. In den früheren Jahrhunderten des Mittelalters haben die deutschen Kaiser den Anspruch gemacht, ihrerseits Concile zu berufen. Diese Versuche sind auch deshalb gescheitert, weil schon damals die Kaiser nicht ganz die Idee der allgemeinen Staatsgewalten repräsentirten; wieviel weniger wäre das jetzt der Fall! Der Kaiser muß die übrigen Staaten aufrufen und gemeinschaftlich mit ihnen das Recht der europäischen Staatsgewalt vertheidigen. Die weltlichen Gewalten waren von dem vatikanischen Concil ausgeschlossen. Sie müssen womöglich sich vereinigen und demselben gegenüber ihre alten Rechte behaupten. Sie haben sämmtlich dazu eine natürliche Aufforderung. England hat im Anglikanismus sein Motiv, Österreich in den constitutionellen Anforderungen, die es nicht mehr beseitigen könnte, Rußland in seinem Verhältniß zu Polen, Frankreich in den alten gallikanischen Grundsätzen, die es niemals aufgegeben hat, unter deren Vorbehalt die Kirche wiederhergestellt worden ist, Italien durch die Idee seiner Einheit. Man weiß, daß auch die amerikanischen Staatsgewalten sich von dem Übergewicht der Kirche bedrängt sehen. Sie würden nicht außer Acht zu lassen sein und später gewiß accediren.

Der Kampf, der in Preußen einseitig und nicht ohne den Beigeschmack von Härte geführt wird, müßte in die allgemeinen Regionen gehoben werden, in die er gehört. Nicht den Begriff des Staates, wie er in den juridischen Schulen gefaßt wird, müßte man der römischen Kurie entgegensetzen, sondern die verschiedenen Staaten müßten ihre besondern historischen Rechte wahren und auf diesem Grund eine Beschränkung der absoluten kirchlichen Gewalt zu erreichen versuchen. —

7. März 1875. Der Kirchenstreit nimmt immer größere Dimensionen an. Wie er heute angegriffen wird, so erinnert er fast an den

Streit Heinrichs V. und Paschalis II. Denn auf eine Trennung der weltlichen Begabungen und der Hierarchie käme es an. Aber Heinrich V. wollte das nicht; er hielt das kaiserliche Princip für zu schwach dazu. Jetzt wird es unternommen, ohne daß man dieser geistlichen Macht hinreichend Rechnung trüge. Aber unter den Vorlagen giebt es eine, die doch noch größere Beziehung auf den Moment hat. Es ist die, welche einen Testeid vorschlägt, d. i. eine Unterwerfung unter die bereits gefaßten Beschlüsse, welche die Bedingung aller weiteren Theilnahme am Staate wäre. Denn auch die Abgeordneten müßten ihn schwören: der größte Widerspruch gegen das allgemeine Stimmrecht, gegen den Liberalismus überhaupt, der sich denken läßt. Würde man damit zum Ziele kommen, so würde dem Liberalismus selbst Einhalt gethan werden; die kirchliche Idee würde mit der radikalen in noch nähere Verbindung treten. Aber die Verfassung von 1850 wäre das nicht mehr. Dieser Widerstreit der kirchlichen Tendenz und der constitutionellen ist die wichtigste Erscheinung, die der Kirchenstreit hervorgebracht hat. —

Betrachtung, Sommer 1875.

Alter ist an und für sich Einsamkeit.

Denn der alternde Körper verliert an sinnlicher Reactionsfähigkeit, die Seele wird auf sich selbst angewiesen. Das Leben der Gemeinschaft zieht sich von uns zurück, so wie wir uns von derselben zurückziehen. Wenn nun die Gebrechlichkeiten des Leibes zunehmen, kann dann wohl die Lebenskraft des Geistes bestehen? Ich finde, daß der Geist einen großen Einfluß auf das allgemeine, selbst das leibliche Leben ausübt. Nichts ist dafür wichtiger, als die Gedanken in den Studien, die zugleich productiv oder regenerativ sein müssen, zu fixiren. In der Welt der Gedanken wird man selbst durch Einsamkeit gefördert; man wird auch weniger durch die Zufälligkeiten der Lage und des Umgangs gestört. Ich erschrecke fast, wie wenig ich dafür empfänglich bleibe.

Ist das nicht Egoismus? — Doch wohl ein erlaubter, selbst ein gebotener; denn das eigene innere Dasein beruht darauf. —

Erinnerung an den Schwager Schmidt, November 1875.

1. Ein ziemlich geräumiges Zimmer in Erfurt, im Zwielicht des Abends; darin eine Mutter mit zwei Söhnen und einer Tochter. Sie schienen sich wohl zu befinden. Die Mutter strömte von Güte über. Ich besinne mich wohl auf die Tochter, die mir nach Landessitte ein Glas Bier brachte; sie machte einen angenehmen Eindruck, ist aber früh verstorben.

2. In Berlin, Hinter der katholischen Kirche Nr. 2., ich denke: im Jahre 1826. Der ältere jener beiden Söhne suchte mich in meiner Studierstube auf, er kam von Rügen, wo er eine Hauslehrerstelle bekleidet hatte. Wir hatten ein sehr angenehmes Gespräch. Doch mußte ich ablehnen, wie er wünschte, nach dem Theater zu gehen. Er erkundigte sich viel nach meiner Schwester Rosalie, die er indeß kennen gelernt hatte.

3. Es war in Rom 1829, als ich hörte, der junge Schmidt sei in Wiehe gewesen, und zwar mehr als einmal. Rosalie war durch die zunehmende Schwäche des Vaters und der Mutter erschreckt; ihre Brüder waren entfernt. Da bot ihr ein junger Prediger, der den Eindruck eines braven Mannes machte, was er war, seine Hand an. Ohne weiter davon geredet zu haben, traten sie Hand in Hand ins Wohnzimmer ein. Vater und Mutter waren zufrieden damit. Ich muß ein Wort von meiner Schwester sagen. Ihr ganzes Wesen hatte einen Reiz der Anmuth und der Unschuld. Von Kindheit auf war sie der Liebling des Hauses gewesen, hatte der Mutter auch in den häuslichen Geschäften zur Seite gestanden Sie genoß die Theilnahme aller ihrer Bekannten. Die Liebe, die man ihr widmete, war mit Bewunderung ihrer blühenden Gestalt, ihres kindlichen und doch würdigen Wesens verbunden. Ich hörte nicht gerade gern von dieser Verlobung; zögerte aber nicht, ein kleines Geschenk aus römischen Perlen für sie herrichten zu lassen, das ich dann einem Freunde, der nach der Heimath reiste, anvertraute. Der Zufall, der zuweilen gute Anwandlungen hat, wollte, daß mein Geschenk am Tage vor der Hochzeit ankam, als zwar alles Nöthige herbeigeschafft war, aber zum Schmuck doch noch etwas fehlte. Das kleine Geschenk erregte doppelte Freude, besonders bei der jungen Braut. Die, welche sie sahen — sie haben es mir oft versichert — fanden, sie sei an diesem Tage von engelgleicher Schönheit gewesen.

4. Nach meiner Rückkunft, 1831, besuchte ich das väterliche Haus, das mir doch ohne die Schwester ziemlich einsam vorkam, und

wir eilten dann, sie aufzusuchen. Sie hatte schon ein Kind an ihrer Brust. Ich verglich sie mit einem jungen Stamm, der an einer Stütze angebunden ist und bereits eine Frucht trägt; nie hatte ich eine jugendlichere Mutter gesehen.

5. Unser Freund Schmidt hatte eine Pfarrstelle bei St. Thomas zu Erfurt außerhalb der Stadt, allein an einem vorbeifließenden Bach, und besorgte zugleich die Schule der Parochie. Die Stelle war mühselig und wenig einträglich; aber sie konnten leben und waren ganz gut eingerichtet. Schmidt war ein conservativer Theologe, dem es Ernst mit seinem Amte war. Er war nicht ohne literarische Tendenz und hatte wenigstens alle Jahre eine nicht unansehnliche Rechnung des Buchhändlers zu bezahlen. Bei allem, was er that und sagte, zeigte er sich ehrenhaft. Die Poesie seines täglichen Lebens bestand darin, daß er Blumen zog. Er war kein schlechter Kenner dieses Theiles der Botanik. Er behandelte seine Frau sehr gut und liebreich. Der ganzen Familie zeigte er sich herzlich zugethan.

6. In Wiehe, wo ich von Zeit zu Zeit einsprach — ebenso wie meine Brüder, deren jüngster jetzt die Universität bezog — war es immer einsamer geworden, der Vater immer schwächer; aber was noch mehr in Besorgniß setzte, auch die Mutter. Der Vater, der sonst zu Thränen nicht geneigt war, weinte zuweilen an ihrem Bette. Man fürchtete für das Leben des Vaters, aber fast noch bedenklicher war der Zustand der Mutter, zumal auch er ohne sie nicht länger hätte leben können. Sie faßten den Gedanken, nach Erfurt zu ziehen zur geliebten Tochter. Wir haben dort wohl Wohnungen besehen, welche tauglich erschienen. Der Vater fand sich in den eventuellen Verkauf unseres Hauses; aber der Entschluß, es zu verlassen, wurde ihm unendlich schwer. Es geschah eigentlich mehr durch Veranstaltung der Mutter und des jüngsten Bruders, der eben zugegen war, daß unter dem Vorwand einer Spazierfahrt der Weg nach Erfurt eingeschlagen wurde. Man nahm dann zunächst Wohnung in dem kleinen Pfarrhaus. Allein damit sollte es nicht lange dauern. Gleich nach seiner Ankunft war der Vater nach seiner Weise nicht eben wohl, aber auch nicht krank. Es war am Himmelfahrtstage 1836. Man brachte ihm ein Glas Wein, das er im Bette genoß. Wenige Minuten darauf ist er gestorben. Die Vorlesungen machten es mir leider unmöglich, dem Begräbniß beizuwohnen. Ich habe das Grab erst später besucht und dafür gesorgt, daß es einigermaßen instand gehalten wurde.

7. Da nun die Mutter immer noch lebendig und thätig im Hause blieb, so schlug sie ihrer Tochter vor, ihr die Sorge für die

Kinder zu überlassen und mit ihrem Manne, welcher immer davon gesprochen, eine Reise nach Rügen zu unternehmen; denn, sagte sie, später werde sie schwerlich dazu im stande sein. Schmidt und seine Frau nahmen den Weg über Berlin. Sie besuchten mich in der Jägerstraße; nachdem ich eine Art von Führer in der Hauptstadt und den nahen Gärten abgegeben hatte, setzten sie ihre Reise fort. Sie selbst waren glücklich. Schmidt lebte und webte in den Erinnerungen an Rügen, in denen sich etwas Geheimnißvolles und Düsteres mit freudigem Andenken mischte. Aber indessen zeigte sich in Erfurt, daß die gute Mutter ihre Kräfte überschätzt hatte. Hier ereilte sie gegen alles Vermuthen ein plötzlicher Tod. Die beiden Reisenden kamen zurück, ohne eine Ahnung davon zu haben. Ich hatte die traurige Pflicht, sie von dem Ereigniß in Kenntniß zu setzen. Es war das schmerzlichste, das die Familie treffen konnte; denn die Mutter lebte trotz der Entfernung in dem innigsten Verkehr mit uns allen. Ich hatte die Absicht gehabt, ein paar Wochen bei ihr zuzubringen, und mir bereits die beiden ersten Bände der Monumenta Germaniae zurecht gelegt, um sie dort zu studieren. Jetzt begab ich mich mit den Geschwistern dahin; aber ich hielt mich nicht länger auf, sondern begab mich nach Frankfurt am Main, wo die Reichstagsakten im Archiv meiner warteten.

8. In Erfurt wuchs die Familie an, und die Mittel wollten nicht mehr recht ausreichen. Zur größten Genugthuung meines Lebens gehört es, daß ich dazu beitragen konnte, daß mein Schwager die Oberpfarre zu Weißensee erhielt, womit die Superintendentur verknüpft war. Es konnte niemand geben, der dazu geeigneter gewesen wäre. Denn unser Schmidt war auch ein guter Geschäftsmann.

9. Im Jahr 1849 besuchte ich ihn mit meinem Bruder Ferdinand. Wir hatten uns dem Gewirr von Berlin entzogen und zu Fuß eine Reise durch den Harz gemacht. In Sangerhausen schickten wir unser Gepäck nach Weißensee, ohne alle weitere Notiz. Es wurde aber sogleich erkannt, und man erwartete, daß wir ankämen. Wir nahmen unseren Weg über Wiehe. Sie hatten ein wohnliches Pfarrhaus; der Hof war zur Blumenpflege eingerichtet. Außerhalb hatten sie auch einen stattlichen Garten nach der Sitte des Landes. In dem Städtchen fiel mir die unendliche Stille auf, die man daher leitete, daß der Ort kein lebendiges Wasser hat. Ich weiß nicht, ob mit Recht. Denn er hat doch Männer voll von Leben, wie den Philologen Reisig, hervorgebracht. Schon wenn man in der Hauptstraße des Abends einherging, hörte man keinen Tritt noch Laut, es wäre

denn der geistliche Gesang, der von einer gottesfürchtigen Gesellschaft in der Wohnung des Diaconus angestimmt wurde. Von Zeit zu Zeit bin ich dann wieder gekommen. Das größte Vergnügen boten uns dann kleine Fahrten nach der Wachsenburg dar, wo wir, mit den Kindern wetteifernd, auf den Höhen umherkletterten.

10. Das letzte mal besuchte ich sie im Jahre 1866. Ich kam von Reinhardsbrunn und Friedrichroda und hatte bei Dreyse in Sömmerda einen Besuch gemacht. Meine Schwester begleitete mich nach Wiehe. Wir wohnten in dem alten Vaterhaus und besahen alle Stätten der alten Erinnerung. Es waren ein paar schöne Tage des Andenkens an das Vergangene und des Genusses der Gegenwart. Meine Schwester war noch sehr rüstig und voll von Energie. Ich begab mich dann nach Lodersleben; nach mir trat auch sie ihre Rückreise an; ich habe sie niemals wiedergesehen. Einige Krankheitsanfälle hatte sie glücklich überstanden; aber eine Winterreise zu einer ihrer Töchter, die sie bei ihrer Niederkunft zu unterstützen für ihre Pflicht hielt, zog ihr eine Erkältung zu, an der sie plötzlich starb. Auch Schmidt war bereits hinfällig geworden; auf der Kanzel empfand er, daß sein Gedächtniß ihn verlasse. Noch bei Lebzeiten seiner Frau und mit ihr unternahm er eine Reise nach München und fand sich dadurch sehr gestärkt. Aber alsdann ist doch eine erneuerte Schwächung eingetreten, die ihn nöthigte, abzudanken. In den letzten Jahren war unsere Verbindung nur locker, doch ohne das geringste Mißverständniß. So ehrenwerth, wie von Anfang an, hat er sich bis zu seinem Ende gezeigt. Er hatte sein Amt aufgegeben und starb den 5. November 1875.

Tod des Bruders Ferdinand.

Den 1. April 1876. Heute morgen ist mein Bruder Ferdinand begraben worden. Den Abend zuvor hatten wir eine stille Feier in seinem Hause. Otto verlas manche passende Sprüche aus der Heiligen Schrift und sprach ein Gebet; alles weinte. „Kinder, ich will Euch etwas sagen", sagte ich darauf. „Ihr weint alle über den Verlust, den Ihr erleidet. Keiner von Euch hat mehr verloren, als ich. Aber ich bedenke soeben, daß das doch hier so sehr nicht in Betracht kommt. Ich schäme mich fast, daß ich so schmerzlich empfinde, ohne mir den Augenblick, in dem wir sind, ganz zu vergegenwärtigen.

In diesem Todten hat sich ein Leben vollendet, das sozusagen in Einem Zuge gelebt worden ist und nun abschließt. Ich habe seine ersten Regungen in den Elementen der Studien beobachtet; er hat bei mir die Elemente des Griechischen gelernt, die er wissen mußte, wenn er nach Pforta kommen sollte. Ich war damals schon auf die Universität gegangen; er begleitete mich viel auf meinen Spaziergängen; er athmete eine mit Hingebung gepaarte Wißbegierde. In Pforta hatte er gleichwohl bei der Mangelhaftigkeit seiner Vorbereitung einen schweren Stand. Denn aller Pennalismus war noch nicht vertrieben. Aber, nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, entwickelte er sich rasch und sicher. Er brachte es zum Primus Omnium; denn er blieb sechs Jahre auf der Schule und erwarb sich eine gründliche Kenntniß der alten Sprachen. Ich muß wohl noch ein oder das andere Gedicht besitzen von den Nachahmungen des Horaz, die er mit Kraft und Anmuth schuf. Er kam dann nach Halle, wo der junge Reisig einen großen Einfluß auf ihn ausübte. Er lebte dort in den Resultaten und weiteren Fragen der Philologie. Ich war schon nach Frankfurt gekommen, wo er mich besuchte. Er wanderte, wie sich versteht, zu Fuß. Wir hatten ein paar schöne Wochen des Zusammenlebens. Er studierte viel, namentlich Tacitus; ein Excerpt über die Regierung des Tiberius, das wir damals verfaßten, wird wenigstens stückweise noch vorhanden sein. Aber nichts ging über die frische Empfänglichkeit seines Wesens. Noch sehr jung nahm er dann eine Stelle als Collaborator in Quedlinburg an. In dem Leben von Schubert ist geschildert, wie wir damals waren, als wir uns bei der Hochzeit des Bruders Heinrich einstellten. Dann aber eilten wir in unsere Stellungen zurück; ich war bereits nach Berlin gekommen. In Quedlinburg faßte nun mein Bruder Fuß in dem Berufe, den er sich ausgewählt hatte, und höchlich kam ihm die in Halle durchgemachte Schule zu statten; sie gab ihm eine Überlegenheit über alle die älteren Lehrer. Es begegnete ihm das Unerwartete, vielleicht Einzige, daß bei der Erledigung des Direktorats, welche eintrat, die übrigen Lehrer zurücktraten und der Behörde den Vorschlag machten, den jüngsten von ihnen zum Direktor der Schule zu setzen. Die mancherlei Ausflüge in den benachbarten Harz und die Fürsorge für eine früh gegründete und wachsende Familie hinderten ihn nicht, auch noch andere Studien, z. B. die sehr gelehrte und gelungene über Hesychius zu versuchen; aber die tiefe Gelehrsamkeit war immer mit Jugendmuth und selbst Kindlichkeit verbunden. Ein großes Ereigniß in seinem Leben war, daß er nach Göttingen berufen wurde. In dem

Kreis der Gelehrten der Universität entwickelten sich seine Anlagen nach den verschiedensten Seiten hin, aber immer lebte er in der Schule und dem Unterricht. Als nun die Rede davon war, ihn an Spilleke's Stelle nach Berlin zu berufen, bat ich ihn, nochmals zu überlegen, auf welcher Seite er seinen eigentlichen Beruf finde: ob in wissenschaftlichen Studien, oder in dem Fache der Didaktik. Er wählte ohne Schwanken das letztere und kam hierher. Aber auch in der neuen Stellung, die mit den mannigfachsten Schwierigkeiten verbunden war, bewährte er sich, wie zuvor. Man konnte ihm vorwerfen, daß er seinem Berufe zu ausschließend lebe. Aber er war keineswegs ein Pedant. Mit seiner Gelehrsamkeit vereinigte er den lebendigsten Sinn für die Jugend; er nahm sich eines jeden an. So hat er nun hier mehr als ein Menschenalter gewirkt; in tausend und abertausend jungen Seelen hat er die Keime des moralischen und intellektuellen Lebens geweckt. Sein funfzigjähriges Jubiläum, das er vor einem Jahre — 11. April 1875 — feierte, brachte ihm unzählige Beweise der Dankbarkeit, Anhänglichkeit und Liebe. Aber dem Menschen ist es nicht verliehen, ohne Bedrängniß und Qual zu existiren. Auch er hat davon in den letzten Monaten seines Lebens viel zu dulden gehabt. Seine Krankheit war durch Herzeleid erschwert und verdunkelt. Jetzt sehen wir ihn hier mit Zügen des inneren Friedens und allen Merkmalen einer hohen Begabung entschlafen vor uns. Er hat vollendet. Es ist ein vollendetes Leben, das sich mit diesem Momente beschließt."

Pertz, October 1876.

In diesem Jahre habe ich meine beiden Brüder, Ferdinand und Heinrich, und zwei meiner ältesten Freunde, Pertz und Ehrenberg, verloren. Ehrenberg habe ich eigentlich geliebt; aber Pertz sah ich immer als Freund und Mitarbeiter an. Bei all den Umtrieben, die seine letzten Tage trübten, habe ich mich gehütet, in das allgemeine Geschrei einzustimmen, welches über seinen Mängeln seine Tugenden übersah. Seine Wirksamkeit ist doch eine sehr bedeutende gewesen. Sie hat insofern eine gewisse Einheit, als sie auf seiner Bekanntschaft mit Stein beruhte. In dessen Kopfe war die Idee der Monumenta Germaniae entsprungen, in deren Herausgabe das große Verdienst unseres Pertz bestand. Ich erinnere mich sehr wohl, welches angenehme Aufsehen das Erscheinen der beiden ersten Bände hervorrief. Denn sie entsprachen einem na-

tionalen Wunsche; jedermann hieß die Arbeit gut. Gar manches läßt sie heutzutage vermissen; für jene Jahre und den damaligen Stand der Wissenschaft war sie vortrefflich. Pertz war in Hannover angestellt, aber wurde durch die Vorarbeiten zu diesem Werke in die Bibliotheken der drei großen Nachbarländer, Italien, Frankreich und England, geführt. Ich finde nicht, daß italienisches oder französisches Wesen auf ihn Einfluß gehabt hätte; er war viel zu sehr abgeschlossen, als daß es hätte der Fall sein können. Eine größere Verwandtschaft hatte der Niederdeutsche mit den Engländern. Seine erste Frau war eine Engländerin, seine zweite eine Schottin.

Mein erstes Verhältniß zu Pertz bildete sich daraus, daß ich bei dem Abgang von Waitz von der Universität diesen jungen Mann als einen solchen empfahl, der ihm bei der Herausgabe der Monumenta nützlich werden könne. Waitz erwarb so sehr seinen Beifall, daß er ihn sogleich zu dem angegebenen Zweck bei sich behielt. Persönlich lernte ich Pertz 1839 bei dem Aufenthalt in Paris kennen. Er suchte mich auf, und wir brachten dann manche Stunde mit einander zu. Zuweilen trafen wir in einem Kaffee mit Stuhr zusammen, der, übrigens verständig und wohlgesittet, plötzlich in eine Art von Raptus gerieth, wenn von seinen Beziehungen zum königlichen Hofe die Rede war. Er hatte wirklich den tollen Gedanken, daß man ihn mit einer Prinzessin habe verheirathen und dann dem König Friedrich Wilhelm IV. als Adlatus beigeben wollen. Pertz erschien gediegen und ruhig und machte mir einen so guten persönlichen Eindruck, daß ich, nach dem Tode Wilken's nicht selten über die Wahl eines Bibliothekars zu Rathe gezogen, die Aufmerksamkeit Eichhorn's auf Pertz richtete. Auf einem Spaziergange nach Schöneberg habe ich den guten Eichhorn mit meinen Gründen dafür sehr ernstlich behelligt. Der vornehmste war ein nebensächlicher, der mir aber die Hauptsache zu enthalten schien: die Direktion der Monumenta Germaniae, für welche Berlin ein besserer Platz sei als Hannover. Kluge Freunde fanden es auffallend, daß ich mir einen Nebenbuhler nach Berlin ziehen wolle.

Erst in Berlin machte nun Pertz ernstlich Anstalt zu seinem zweiten bedeutenden Werke, dem Leben Stein's. Man war im Archiv, wo ich damals aus- und einging, vertrauensvoll gegen ihn. Das Buch hat durch die Mittheilung unbekannter Thatsachen und Aktenstücke viel Verdienst. Der erste Band schien mir auch ein gewisses biographisches Verdienst zu verrathen. Ich empfahl Pertz 1853 für

den historischen Preis, den er auch erwartete, fand aber keinen Beifall und bestand nicht darauf, da meine Freunde Giesebrecht vorschlugen. Überhaupt hatte ich kein Glück, wenn ich Pertz empfahl. Auch den Orden pour le mérite konnte ich ihm nicht bringen. Ich erfuhr erst dabei, daß sein persönliches Auftreten, namentlich auch in der Akademie, ihm nicht in so hohem Grade, wie es nöthig gewesen wäre, die allgemeine Hochschätzung erworben hatte.

So ging es ihm auch bei der Bibliothek, für welche er insofern eine nicht geringe Befähigung hatte, als er Ordnung zu halten verstand und durch seine auswärtigen Verbindungen in stand gesetzt wurde, bedeutende Ankäufe zu vermitteln. Aber er war zugleich zurückstoßend und herrisch. Ein gutes Verhältniß zu den jungen Beamten wurde dadurch unmöglich, daß er seinem ältesten Sohne die Achtung, die ihm seine Gelehrsamkeit versprach, doch im persönlichen Verkehr nicht zu sichern wußte. Da bildeten sich Animositäten, die dann wieder auf die Monumenta zurückwirkten. Daher kam denn sein Zwist mit Jaffé, wobei ich ihm aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, nicht zu verschweigen, daß seine Briefe sehr gemäßigt waren, die von Jaffé eiskalt, wie Pertz selbst sagte. Jaffé hatte zu viel persönliches Talent und zugleich Selbstgefühl, als daß er sich dem Direktor, dem er überlegen zu sein meinte, hätte unterwerfen wollen. Jaffé ist dabei früh untergegangen; aber auch der Lebensabend von Pertz wurde dadurch getrübt. Die Monumenta und alsdann die Bibliothek wurden ihm aus den Händen gerissen; nicht ohne Grund, weil er nach und nach schwach wurde, aber doch sehr hart für ihn.

Faßt man das ganze Leben zusammen, so ist es durch die beiden großen literarischen Leistungen, die Edition der Monumenta und das Leben von Stein, von größter Bedeutung. Durch die erste kam er der germanischen Idee, die sich eben so gewaltig erhoben, und der daran sich knüpfenden Geschichtsforschung mächtig zu Hülfe. Seine Zähigkeit und Unverdrossenheit, selbst der Ehrgeiz, der ihm eigen war, gehörte dazu, um es zu vollführen. Das zweite bildet eine Art von Grundlage für die Auffassung der preußischen Geschichte von dem Standpunkt aus, welchen Stein verfocht. Das Werk hat zur Popularisirung dieses großen Staatsmannes wesentlich beigetragen. Besonders die moralische Seite seines Helden hat Pertz glücklich hervorgehoben. Auch an Niebuhr, den er in Italien kennen gelernt hatte, schloß er sich mit großer Hingebung an. In Berlin trat er besonders mit Eichhorn in eine enge und vertraute Verbindung. Zuletzt ist er,

wie man sagt, stumpf geworden. Das kann aber nicht hindern, die große Bedeutung seines Lebens anzuerkennen. Er war nicht genial, aber gediegen.

Betrachtung, Januar 1877.

Poeten werden, wie das Sprüchwort sagt, geboren. Nicht allein Künste, sondern auch einige Wissenschaften pflegen in den Jahren der ersten männlichen Entwicklung, jene in voller Blüthe, diese in originaler Energie zu erscheinen. Musiker und Mathematiker haben das Vorrecht, in frühen Jahren etwas Vollendetes leisten zu können. Der Historiker muß alt werden, nicht allein wegen des unermeßlichen Umfangs der Studien, welche die Erkenntniß der historischen Entwicklung erforderlich macht, sondern auch wegen des Wechsels der Zeitumstände, die in einem langen Leben eintreten. Die großen Alten lebten in der Bewegung republikanischer Verfassungen; der gelesenste und vielleicht wirksamste aller Historiker auf der Schwelle der Republik und der Monarchie, genährt von den Produktionen der ersten, nicht gehindert von der zweiten, die eben in das Stadium getreten war, in welchem sie die allgemeine Kultur in sich aufnahm. Für einen modernen Historiker ist es nun ein Glück, wenn er, einem monarchischen Staate angehörig, eben in eine solche Zeit trifft, die seinen Genius nicht beengt. Aber es würde ihm doch nicht zuträglich sein, wenn ihm dabei nur eine kurze Spanne Zeit zugemessen wäre. Zu seiner Entwicklung gehört es, daß große Begebenheiten sich vor seinen Augen vollziehen, Erschütterungen eintreten, Neugestaltungen versucht werden. Was man oft gesagt, der Historiker müsse thätig in den Geschäften sein, das mag wahr sein, wenn von einer Darstellung der Staatsverwaltung im Einzelnen die Rede ist. Aber eine Universalentwicklung des Historikers wird dadurch nicht bedingt. Nothwendig ist nur eine lebendige Theilnahme an den Begebenheiten und wo möglich genaue Bekanntschaft mit den in denselben thätigen Persönlichkeiten, sodaß ihm der Wechsel der Ereignisse, indem sie geschehen, vor die Augen tritt. Meine Sympathien gehörten von jeher der Monarchie an, welche der Kultur eine sichere Grundlage giebt und in die Weltangelegenheiten selbständig eingreift. Aber einer bestimmt und eng begrenzten Form derselben gehörte ich doch niemals an. —

Thiers, September 1877.

Am 3. September ist Thiers in St. Germain, wo er sich in Angelegenheiten der bevorstehenden Wahlen aufhielt, plötzlich von einem Schlaganfall betroffen worden und verstorben. Sein Tod erinnert mich an den Tod Hardenberg's, der ebenfalls mitten in den Geschäften von einem Schlaganfall betroffen wurde, dem er erlag. Thiers bildet ein Moment in meiner eigenen Lebensgeschichte. Hier will ich nur im allgemeinen andeuten, wie er mir erschienen ist. Ich habe ihn immer für den größten aller Liberalen in Europa gehalten. Für das Emporkommen des Liberalismus zum Antheil an der öffentlichen Gewalt, im erklärten Gegensatz gegen die radikalen Bestrebungen, hat er mehr geleistet als ein anderer Mensch.

Dahin zielte schon der Anfang seiner Geschichte der Revolution. Sie war ein Versuch, die Berechtigung der liberalen Tendenzen den Ideen der Restauration entgegenzusetzen, welche die Welt noch dominirten. Der große Kampf konnte nirgends geführt werden, als eben in Frankreich, wo diese Ideen von außen importirt waren und zu keiner haltbaren Position gelangen konnten. Die vornehmste Opposition dagegen erschien in dem National, welchen Thiers redigirte. Aus dem Redaktionsbureau ist mir von höchst glaubwürdiger Seite folgende Anekdote mitgetheilt worden. Man sprach davon, daß nichts zu erreichen sein werde, wenn die Regierung nicht die Verfassung verletze. Thiers sagte: nous les y pousserons. Man wird nicht glauben, daß der National die Regierung Karls X. zu den Ordonnanzen getrieben habe. Sie hat sich über die zu ergreifenden Maßregeln vorher mit England und Österreich zu verständigen gesucht; aber man war von Seiten der Presse auf diesen Schritt vorbereitet und benutzte die allgemeine Effervescenz zu ihrem Umsturz. Hierauf war es Thiers, der den Herzog von Orleans zur Annahme des Thrones bewog; ein großes und unendlich wichtiges Ereigniß, da darin die Absetzung der legitimen Dynastie lag, und der Liberalismus, der den Schritt hervorgebracht hatte, dadurch zur Herrschaft gelangte. An dieser Grundlage ist dann in den folgenden Zeiten eigentlich niemals wieder gerüttelt worden; denn die Nation, welche die Dynastie als eine ihr von Europa auferlegte Regierung ansah, hat dieser niemals wieder eigentliche Theilnahme gezeigt. Die Frage war nur, ob der Liberalismus die Regierung werde behaupten können. Auf das gewaltigste regten sich die radikalen Factionen; allein Thiers, der gar bald in das Ministerium trat, trug durch die Septembergesetze dazu bei, daß ihnen

Schranken gezogen wurden. Er dachte aber auch der Quasilegitimität, wie man sie nannte, keine unabhängigen Befugnisse zuzugestehen. Damals erst stellte er den Satz auf: der König möge herrschen, aber regieren solle er nicht; und durch die Konflikte der orientalischen Frage gelangte er zu einer Position, welche ihm das Ziel erreichbar erscheinen ließ. Unrecht hatte er nun nicht, da er die Sache des Vicekönigs von Ägypten ergriff; denn für den Fortgang der europäischen Ideen in der Levante konnte es kein besseres Werkzeug geben, als Mehemet Ali. Allein man hatte dabei den Gegensatz der europäischen Mächte zu bekämpfen. Louis Philipp war aber nicht geneigt, zugleich einen großen Kampf zu wagen und dabei doch seiner Regierung den Boden, auf dem sie beruhte, erschüttern zu lassen. Innere und äußere Verhältnisse wirkten bei ihm zusammen, sich von Thiers zu trennen.

Thiers verlor das Ministerium und kehrte zur Historiographie zurück. Er fügte seinem früheren Werke die Geschichte Napoleons hinzu, in der sich sein ganzes Talent entwickelt hat. Die Erzählung könnte nicht angenehmer, fortreißender sein. Man liest lange Abschnitte mit ununterbrochenem Vergnügen; doch möchte ich nicht sagen, daß er dem Gegenstande vollkommen gerecht geworden sei. Denn daß Napoleon eine neue Dynastie gründen wollte, war für den Liberalen ein Gedanke, für welchen er keine Sympathie hegen konnte. Er sah die großen Ereignisse immer von dem Gesichtspunkt der reellen Macht an; man hört immer den Ministerpräsidenten von Frankreich sprechen, der sich mit der militärischen Größe des empire identificirt. Doch hat er Sinn dafür, daß es Grenzen haben mußte. Seine volle Sympathie gehörte aber den gouvernementalen Einrichtungen, auf welchen die innere Macht des empire beruhte. Sie sind eben liberaler Natur.

Aber Louis Philipp war nicht fähig, den radikalen Bewegungen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen, da er sich mit den constitutionell Gesinnten, die ihn auf den Thron gehoben, doch nicht vollständig verständigen konnte. Der Unterschied zwischen Guizot und Thiers liegt darin, daß der erste ein wirkliches Königthum, wenngleich nur quasilegitim mit der Constitution vereinigen oder vereinbar machen wollte, der zweite in der Herrschaft der liberalen Ideen auch über das Königthum selbst das Heil erblickte. Im letzten Augenblick rief der König Thiers zu Hülfe, und dieser strengte sich an, die tumultuarische Bewegung, die sich erhob, zu dämpfen; aber es war vergeblich. Der Umsturz des Julikönigthums erfolgte, und eine Republik trat ein, von der man nicht wußte, welche Elemente, die liberalen oder die radikalen, die Oberhand behalten würden. Die Junitage des Jahres 1848 ver-

schafften dem Liberalismus den Sieg, und Thiers begann dann wieder eine große Rolle zu spielen, in Verbindung mit Grévy. Die Republik wurde auf liberale Grundlage basirt; aber sie vermochte die unteren Volksklassen doch nicht zu befriedigen, noch zu sichern. Eine allgemeine Kundgebung rief den Repräsentanten des napoleonischen Systems, Louis Napoleon, herbei. Die Liberalen schmeichelten sich, ihm gesetzlichen Widerstand leisten zu können; das führte aber nur zu einem neuen Staatsstreich, durch welchen er die Gewalt vollständig in seine Hände nahm.

Man hätte meinen sollen, Thiers würde nicht so ganz hiegegen gewesen sein, da niemand die Erinnerung an das empire lebendiger aufgefrischt hatte, als er. „Wissen Sie", sagte ich ihm einmal, „was man von Ihnen sagt?" „Nun, was denn?" „Man sagt, Sie hätten durch Ihr Buch die Herstellung der Napoleoniden bewirkt." „Gewiß nicht", erwiderte er; „denn die Volksklassen, welche Louis Napoleon zurückberufen haben, haben mein Buch nicht gelesen." „Vielleicht doch", fiel einer der Anwesenden ein, „man hat sich in den Dörfern abonnirt, um es in die Hände zu bekommen." Dabei bleibt es aber wohl, daß die Klassen, welche das Buch mit Eifer gelesen, bewundert und populär gemacht hatten, an der Zurückberufung der Napoleoniden wenig theilnahmen.

Thiers, der viel von dem Eintritt der neuen Regierung zu leiden hatte und eine Zeit lang exilirt war, spielte nach seiner Rückkehr keine hervorstechende Rolle. Aber fortwährend war er doch in Opposition mit dem neuen Kaiserthum; weniger, als dasselbe siegreich gegen Rußland focht, aber schon, als es die italienischen Verhältnisse durchgreifend umwandelte — er gehörte zu denen, welche ein unabhängiges Italien für unvereinbar mit der großen europäischen Rolle, welche Frankreich zu spielen berufen sei, erachteten —; auf das entschiedenste aber bei dem Unternehmen gegen Mexico. Ich sehe ihn noch eines Abends, später als er pflegte, in seinen Salon eintreten, sichtlich niedergebeugt, weil er glaubte, die Kraft von Frankreich werde einer unausführbaren Chimäre geopfert. Er war damals wieder in den legislativen Körper getreten, welchen der neue Herrscher der schwersten Beschränkungen, die er ihm anfangs auferlegte, entledigt hatte; Thiers hatte bereits wieder die öffentliche Stimme für sich.

An sich wäre er nun nicht gegen einen deutschen Krieg gewesen, wiewohl er für Preußen mehr Sympathie hatte, als so leicht ein anderer Franzose. Aber in dem Momente, als der Krieg unternommen wurde, verdammte er ihn. Er war der einzige in dem

corps législatif, der sich den kriegerischen Tendenzen entgegensetzte. Eben das aber verschaffte ihm, als nun die Katastrophe erfolgt war, als dem Manne, der allein die Dinge durchschaut habe, das größte Ansehen. Er machte sich auf, einverstanden mit Männern der défense nationale, um die Sympathie einer oder der anderen Großmacht für Frankreich aufzurufen; ein an sich nothwendig vergebliches Bestreben. Er begab sich selbst zu der neuen italienischen Regierung, die doch ihn als einen ihrer größten Gegner kannte. Ich habe ihn damals in Wien gesehen; er machte den Eindruck eines Mannes, der sich mitten im tiefsten Unglück durch das Vertrauen einer ganzen Nation gehoben fühlt. Noch hoffte er damals einen Umschlag des Glückes bei den Rüstungen jenseit der Loire, und einen Verlust von Frankreich anzuerkennen, lag außerhalb seiner Berechnung. Er sagte, es könne keinen französischen Minister geben, der einen solchen Frieden unterzeichne. Dahin kam es nun aber doch durch die erneuerten Erfolge der deutschen und preußischen Waffen, und er selbst wurde von seiner Nation bestimmt, einen Frieden, wie er und sie selbst ihn nicht wünschten, zu schließen.

Nachdem aber dieser Entschluß einmal gefaßt war, hat ihn Thiers mit einer Loyalität gegen Preußen sowohl wie gegen Frankreich vollzogen, die sein Ansehen nach beiden Seiten hin verdoppelte. Von den Franzosen ist er sogar als Befreier der Nation betrachtet worden; die preußische Regierung hat ihm das größte Vertrauen bewiesen. Seine Gedanken waren auf Herstellung der Republik, wie sie vor dem Wiedereintritt der Napoleoniden bestanden hatte, gerichtet. Er ist dann an die Spitze derselben getreten. Die socialdemokratische Faktion, welche die Hauptstadt eine Zeit lang beherrschte, ist hauptsächlich durch ihn zu Paaren getrieben und zu Grunde gerichtet worden. Der Liberalismus blieb noch einmal siegreich; alle untergeordneten Elemente wurden unterworfen. Dann aber erhoben sich ihm andere Feindseligkeiten. In der Nationalversammlung, die in dem Momente der größten Verluste gewählt worden, gab es auch Elemente, welche dem Liberalismus abhold waren und eine andere, eng mit den religiösen Ideen verbundene Regierung gewünscht hätten. Im Mai 1873 mußte Thiers denselben weichen, weil die Versammlung ein von ihm eingesetztes Ministerium mißbilligte. Dennoch kam die verworfene und augenblicklich in die Minderheit herabgedrückte Partei nach und nach wieder empor.

Auch von dem Amte ausgeschlossen, blieb Thiers immer der mächtigste Mann in Frankreich; ihn besuchten die fremden Ambassa-

deure; sein Wort war eins der maßgebenden in Europa. Endlich drang auch seine Partei wieder in das Ministerium ein; gegen diese, also indirekt gegen Thiers selbst, richteten sich die Schritte des nunmehrigen Präsidenten der Republik, Mac Mahon, unter dem Einfluß derselben Parteien, durch welche Thiers vier Jahre früher verdrängt worden war. Er erhob sich nun wieder, trotz seines hohen Alters, um den Kampf aufzunehmen, über dessen glücklichen Erfolg, d. h. den definitiven Sieg des Liberalismus, er keinen Zweifel hegte. Dahin ging, so weit man aus den öffentlichen Blättern abnehmen kann, die Meinung von Europa. Da ist nun Thiers, indem er für die neuen Wahlen agitirte, von dem Schicksal der Sterblichen betroffen worden; wie ein commandirender General bei einem Vorpostengefecht vor der Schlacht. Welches von den beiden Heeren wird nun den Sieg erfechten? Daß auch auf der anderen Seite Ideen von innerer Bedeutung verfochten werden, ist nicht zu leugnen; aber wird die Partei, in sich gespalten, wenn sie noch siegen sollte, nach der Hand fähig sein, sich zu behaupten, ohne die entgegengesetzten radikalen Faktionen zu Hülfe zu rufen? Thiers ist gestorben, wie Mirabeau.

Ich könnte noch vieles hinzufügen, besonders um die persönliche Autorität zu erklären, welche aus seiner Art und Weise, zu leben und sich auszudrücken, hervorging. Das gehört aber, wie angedeutet, in die eigene Lebensgeschichte. —

Nach dem Nobiling'schen Mordversuch.

2. Juni 1878. Im Thiergarten begegnet uns gegen 3 Uhr ein Mann aus den mittleren Klassen, ziemlich erschrocken, der uns fragte, ob wir nicht von Unter den Linden kämen; soeben sage man ihm, daß auf den Kaiser vom Hause Nr. 18 aus geschossen und derselbe verwundet worden sei. Man konnte sich noch mit der Hoffnung schmeicheln, daß das ebenso ein ausgesprengtes Gerücht sei wie vor kurzem das Gerücht von der Verwundung des Kronprinzen in London. Allein in der Stadt hörten wir bald, es sei ganz wahr; zwei Extrablätter erschienen mit einigem Detail; Friedhelm brachte die Nachricht aus dem Palais, daß dem Kaiser 30 Schroten aus der linken Seite seines Körpers herausgezogen; daß er viel Blut verloren, sich aber im ganzen nicht schlecht befinde und eine gewisse Ruhe zeige. Ein junger Mann, dessen Name wahrscheinlich falsch angegeben worden,

habe aus der zweiten Etage des Hauses Nr. 18 eine doppelläufige Jagdflinte auf den König abgeschossen, deren eine Ladung den alten Herrn wirklich streifte. Man war dann in das Zimmer, das er erst vor wenigen Tagen gemiethet haben soll, und in dem er sich eingeschlossen hatte, eingedrungen; er hat sich zur Wehr gesetzt, sich dann aber selbst eine Kugel vor den Kopf geschossen; doch hat er sich noch nicht getödtet.

Dies das schreckliche Ereigniß, das zweite binnen drei Wochen von derselben Tendenz, nur noch bedachter und gefährlicher, als das erste. Wollte man unter allen Deutschen, die leben, einen Mann aufsuchen, der sich am meisten eignete, Kaiser zu sein, so würde der alte Held und König wohl allen andern vorangehen. Und die ganze Nation schien nichts mehr zu wünschen, als eben das Kaiserthum. Eigentlich ist niemals Glück bei dem deutschen Kaiserthum gewesen. Die großen Häuser — das sächsische, das salische, staufische — sind darüber zu Grunde gegangen. Der erste Österreicher, der es zur Geltung zu bringen dachte, ist darüber getödtet worden. Ludwig der Bayer ist mitten im Abfall gestorben; für die Luxemburger war der Besitz des Kaiserthums der Anlaß zur Auflösung der großartigen Landesherrschaft, die sie sich gründeten. Karl V., dem es noch einmal gelang, die Macht des Fürstenthums zu brechen, ist demselben doch zuletzt erlegen. Die späteren besaßen die Macht nicht, sie suchten sie neu zu erwerben oder sich ihrer zu den Zwecken ihres Hauses zu bedienen. Glücklich ist eigentlich keiner gewesen; die Sympathie der Nation hat in der That keiner von allen gehabt; eine solche hat sich immer bloß an das territoriale Fürstenthum angeschlossen.

Daß nun der König von Preußen, der Fürst der Militärmacht, die doch eigentlich im Gegensatz mit dem Inhaber des Kaiserthums gebildet worden, dies selbst in die Hand nahm, lag eigentlich nicht auf seinem Weg. Der nächste Erfolg ist gewesen, daß die kräftige Organisation der Monarchie durch die Rücksicht auf die anderen Territorialmächte, welche sie nehmen mußte, mehr gelockert als gekräftigt worden ist. Bei der ersten Begründung des Norddeutschen Bundes hörte ich Gesandte der kleineren und mittleren Mächte sagen: man werde von ihrer Seite mehr Einfluß ausüben, als erfahren; sie wollten Borussien germanisiren, nicht Germanien borussificiren. Dem Kaiser Wilhelm muß man nachrühmen, daß er nach seinem Kaiserthum niemals getrachtet, sondern es nur gerade angenommen hat, gleichsam als Preis für den Sieg. Er wurde aber dabei noch in einen andern Widerspruch verwickelt. Zwar war bei seiner Erhebung zum Kaiser-

thum kein populäres Parlament wirksam, wie das, dessen Anerbietungen Friedrich Wilhelm IV. ablehnte; es ward von den Fürsten und Freien Städten dargeboten. Aber die Ideen jenes Parlamentes beherrschten dennoch die Geister. Sie mußten berücksichtigt werden, da in den verschiedenen Territorien fast überall zwei Parteien einander gegenüberstanden, von denen die eine, mehr conservative, für das eingeborene Fürstenthum, die andere, mehr liberale, für das Reich Partei nahm. Dieser aber mußte man durch die Reichsgesetzgebung gerecht werden. Man meinte, sie nur festhalten zu können, indem man die liberalen Ideen in populärem Sinne pflegte. Dabei aber ging man über den bisherigen Liberalismus weit hinaus; das allgemeine Stimmrecht wurde proclamirt und dadurch der socialdemokratischen Faction der Eintritt in den Reichstag und viele untergeordnete Ämter, die durch Wahl besetzt werden, geöffnet. Bei den Wahlen der Hauptstadt hat diese Partei offenbar die Oberhand gewonnen, an Anhang nicht allein, sondern auch in anderer Bedeutung dadurch, daß sie die religiöse Opposition in sich aufnahm, nicht allein, um die Kirche liberaler zu machen und das öffentliche Leben z. B. die Ehegesetze noch mehr zu säcularisiren; sie negirte die Religion überhaupt und gab auch dadurch der liberalen Tendenz innerhalb der Kirche einen weiteren Rückhalt. Alle die Riegel wurden weggeschoben, welche bisher das Zudrängen einer besitzlosen Menge nach den Hauptstädten verhindert hatten; und zugleich wuchsen die Preise der ersten Lebensbedürfnisse auf eine früher nie gekannte Höhe.

Aus allen diesen Elementen ist eine Gährung hervorgegangen, wie wir sie noch nie gekannt haben. Ein Symptom derselben sind die Attentate auf den Kaiser. Er war einst an der Spitze der Conservativen und des preußischen Particularismus. Von dieser Position hat ihn der Gang der Dinge hinweggedrängt. Die Tragödie seines Lebens ist, daß sich nun die allgemeine Verwirrung gerade über ihn ergießt. Bin ich dazu aufgespart, um alles dies und was noch kommen wird, zu erleben?. —

16. Juni. Ich machte meinen gewöhnlichen Spaziergang. Als ich in die Nähe des Bellevuegartens kam, sagte mir der Diener: da gehe die Kaiserin; und gleich darauf: sie wende sich nach uns zu. Nur noch das Gitter des Gartens war zwischen uns; sie hatte mehr als je das Ansehen einer Matrone. Ich bemerkte nur, daß ihr eine einfache Kopfbedeckung bis auf die Mitte der Stirne ging; sie reichte mir die Hand. Eine Dame, ihr zur Seite, begrüßte mich ebenfalls;

es war die Großherzogin. Von dem Befinden ihres Gemahls sprach die Kaiserin nicht ohne Besorgniß. Meine Frage, ob er bald wieder werde unterzeichnen können, verneinte sie, nicht ohne Schmerz. Ich sagte ihr, daß es mir Anstrengung koste, mich aus dem dumpfen Druck der Tage zu den Studien zu erheben. „Glücklich, daß Sie Studien haben, zu denen Sie sich erheben zum Nutzen der Welt. Sie werden auch über dies Ereigniß einmal das Wort ergreifen!" Niemals war sie hingebender und herzlicher gewesen; denn das Unglück bringt die Menschen näher. Beim Abschied fragte die Großherzogin, ob sie den Kaiser von mir grüßen dürfe. Ein Herr, der Kaiserin zunächst, bot mir die Hand, um eine Bekanntschaft zu erneuern; er sagte: „Großherzog von Baden". Auf der andern Seite neben der Großherzogin stand deren noch junge Tochter; sie hatte sich nicht in das Gespräch gemischt. Sie waren ohne Diener; in der Nähe war auch kein Wagen zu sehen. Man sagt mir: bei dem Herausfahren werde der Weg Unter den Linden, der so gefährlich geworden ist, vermieden.

Berliner Congreß, 1878.

28. Juni 1878. Es ist eben fünfzig Jahre, daß ich täglich den unvergeßlichen Freund Wuk in Wien meine Treppe heraufsteigen hörte, — er hatte einen Stelzfuß —, um mir serbische Geschichten zu erzählen. Heute besuchte mich ein Mann von kräftigem Aussehen, rabenschwarzem Barte, der mir erzählte, er habe im Jahr 1851 Geschichte des Mittelalters bei mir gehört. Es war der serbische Minister Ristitsch und nicht von alten Vorlesungen war die Rede, sondern von der Gegenwart Serbiens. Seiner Erzählung nach war die Bewegung, die von der Herzegowina ausging, nicht ein Werk von Rußland. Die von Urquhart publicirten Depeschen, durch welche dies bewiesen werden soll, schien er nicht zu kennen. Er behauptete, die Bewegung sei durchaus nationalen Ursprungs; junge Leute, die in Wien ihr Studium gemacht, hätten sie angeregt, zunächst bei einer Anwesenheit des Kaisers Franz Joseph in der Nachbarschaft. Sie hätten die Unterstützung eines christlichen Fürsten gegen die Gewaltthaten der Türken in Anspruch genommen, ohne gerade einen Anschluß an Österreich zu wünschen. Von den Bocchesen bei Cattaro seien die lebhaftesten Äußerungen gefallen. Inmitten der steten Unruhen, die durch die

türkische Mißwirthschaft in der Nachbarschaft hervorgerufen worden, durch welche alle Nachbarländer lebhaft berührt worden, sei es auch für Serbien unmöglich gewesen, unbetheiligt zu bleiben.

Der erste Krieg habe sich schlechterdings nicht vermeiden lassen; die öffentliche Stimme trieb mit unwiderstehlichem Impuls vorwärts. Man hoffte auf den Anschluß aller Theile im Orient, namentlich der Bulgaren. Aber niemand regte sich: die Serben mit den stammverwandten Bosniern allein stellten sich gegen die Türken auf. Die nationale Bewegung wurde aber durch das Zuströmen der Russen mehr verfälscht, als unterstützt. Die Russen waren meistens Abenteurer; Tschernajew, auf welchen die Serben ihr Vertrauen richteten, weil er in Rußland in hohem Ansehen stand, war doch nicht besser als die anderen, vielleicht ein guter Oberst, aber unfähig, Oberfeldherr einer complicirten militärischen Bewegung zu sein. Den Serben fehlte es an Offizieren für die nunmehr weiter entwickelte Kriegsweise. Sie hielten dennoch die überlegene Macht der Türken lange Zeit in Schach, endlich wurden sie geschlagen und mußten Frieden schließen. Die Äußerungen des Zaren Alexander in Moskau leitete er von einem Telegramm Tschernajew's her, das der Kaiser in dem Augenblick erhalten habe, als er sich zu der großen Versammlung auf dem Rathhause habe begeben wollen; er habe die Hinwürgung russischer Truppen der Herzlosigkeit der Serben zugeschrieben, während sie doch lediglich der Trunkenheit der Russen, denen der serbische Slibowitz zu Kopfe gestiegen, zuzuschreiben sei.

Die zweite serbische Bewegung unterschied sich dadurch von der ersten, daß man dabei von aller russischen Beihülfe abstrahirte; früher sei jede tapfere Handlung den Russen, jeder Fehler den Serben zugeschrieben; jetzt sei ihre Absicht gewesen, Lob und Tadel allein für sich zu haben und die Sache allein zu führen, das sei denn auch wohl gelungen. Der junge Fürst zeige viel Intelligenz, selbst mehr, als Michael; doch flöße er nicht dasselbe Vertrauen ein. Er zähle erst 22 Jahre und sei deshalb nicht von befestigtem Charakter. Daß die Karageorgjewitsch noch Anhänger in Serbien besitzen, stellt er nicht in Abrede; er führt eine Stelle aus einer meiner Schriften an, aus der sich ergebe, daß es ganz natürlich sei; denn Unzufriedene mache jede Regierung, und diesen sei dann nichts erwünschter, als sich an einen Prätendenten lehnen zu können. Er sprach die Hoffnung aus, daß die hier anwesende Gesandtschaft bei dem Congreß in den Angelegenheiten, welche die ihren seien, Gehör finden werde, ebenso

wie die Griechen. Er macht mir den Eindruck eines weltklugen, patriotischen und gebildeten Mannes.

2. Juli. Das größte neue Verhältniß, das der Congreß gebracht hat, ist die einstweilige Occupation Bosniens durch Österreich. Schon vor mehreren Jahren hatte Kaiser Alexander dem österreichischen Hofe die Erwerbung Bosniens angeboten; man war aber nicht darauf eingegangen. Das slavische Element in Österreich war dafür, das ungarische dagegen; beide jedoch weniger aus Rücksicht auf die Gesammtlage Österreichs, als aus ihrer besonderen Parteistellung. Die Ungarn wollen die Slaven nicht noch mächtiger werden lassen; die Slaven dagegen so mächtig werden, daß sie Ungarn nicht zu fürchten brauchen. Andrassy scheint lange geschwankt zu haben; man glaubt, daß die Sache hauptsächlich durch das, was man die Militärpartei am Hofe nennt, durchgesetzt worden sei. Für Gesammt-Österreich müssen daraus mancherlei Schwierigkeiten erwachsen, denn Bosnien ist durchaus verödet und wird mehr kosten, als es einbringt. Die griechisch gläubige Bevölkerung ist principiell gegen Österreich. Welche Stellung werden endlich die Mohammedaner einnehmen? Wie wird man sich mit Italien ausgleichen? Allein auf der anderen Seite war es dringend geboten, den bosnischen Unruhen, die eine Quelle von Unruhen für alle Nachbarländer waren, durch eine geordnete Verwaltung ein Ziel zu setzen. Diese Mission zu übernehmen, hat Österreich sich entschlossen. Einverstanden mit Andrassy hat sie Lord Beaconsfield bei dem Congreß in Vorschlag gebracht und alle Mitglieder haben sie angenommen, endlich auch die Türken nach langem Sträuben sie nicht geradezu zurückgewiesen. Historisch ist das nun eine großere Neuerung. Denn die Bewegungen der Nationalitäten im Gegensatze gegen die Pforte waren in Österreich niemals angenehm noch gutgeheißen. Jetzt aber muß Österreich sich ihrer annehmen und sie vertheidigen. Serbien geräth dadurch in eine durchaus veränderte Lage; nicht allein, weil die Absichten der Serben auch auf Bosnien als altserbisches Gebiet gerichtet waren, sondern auch weil es nunmehr auf drei Seiten von Österreich umklammert wird. Wird Österreich nicht auch noch Serbien annectiren? Man glaubt nicht, weil sonst das slavische Element in Österreich allzu stark werden würde.

Politischer Rückblick, Anfang Juli 1878.

In alle dem, was wir erleben, läßt sich eine historische, ich sage nicht Nothwendigkeit, aber Folgerichtigkeit wahrnehmen. Auf das lebendigste erinnert man sich einer Rede, mit welcher der verstorbene König, der ebensoviel Geist wie Gemüth hatte, den vereinigten Landtag eröffnete. Sein Sinn war, durch eine auf die alten ständischen Elemente gegründete Verfassung die Religion und den Thron zu sichern. Denn niemand sah die Gefahr der socialen Bewegungen, die damals in der Schweiz die Oberhand bekommen hatten und von diesem Mittelpunkt des europäischen Continents vordrangen, deutlicher und bestimmter voraus; er schaute sie mit seinen Augen an, die Rede hatte keinen andern Sinn, als eben das Ziel der neuen Verfassungsedikte, welches darin lag, Provinzen und Bevölkerungen einer alles negirenden Faktion gegenüber um seinen Thron zu sammeln. Fragt man aber nach dem Erfolg dieser Kundgebung, so ward sie auch von sonst verständigen Männern eher verlacht, als verstanden. Die Versammlung selbst hatte nur ihr eigenes Interesse im Auge, das constitutionelle System mit enger Beschränkung des Königthums zu gründen; sie sah in der Rede des Königs eine phantastische Vertheidigung des göttlichen Rechtes, das sie zu bekämpfen für ihr Recht und beinahe für ihre Pflicht hielt. Mit vieler Mühe wurden noch die Bestimmungen über die Verfassung soweit gebracht, daß sie lebensfähig erschien. Aber in diesem Momente brach der Sturm schon aus, den der König vorausgesehen hatte. Die neue Einrichtung war viel zu schwach, um dem allgemeinen Sturm widerstehen zu können. Aber vollkommen gelangte die revolutionär-sociale Bewegung doch auch nicht zum Ziele. Die Verfassung, welche endlich zu Stande kam, weit entfernt, den ursprünglichen Ideen zu entsprechen, nahm nun doch auf liberaler Basis einen Anlauf zum Widerstande, der jedoch bei weitem schwächer war, als der früher beabsichtigte, und unter den folgenden inneren Streitigkeiten noch viel schwächer wurde.

Schon in der sogenannten neuen Ära unter dem Prinz-Regenten in welcher der Liberalismus dominirte, wurde derselbe doch inne, daß neben ihm noch andere Mächte, die weiter hinaus wollten, vorhanden waren. Jene Zeiten des sogenannten Conflikts stellen dann bloß die Verlegenheiten dar, in die man gerieth, sodaß sogar ein großer Krieg unternommen wurde ohne Beistimmung der Versammlung der Abgeordneten. Wären die Kriegsunternehmungen mißlungen, so würden die Inhaber der Regierung vielleicht mit dem Leben dafür haben büßen

müssen. Aber sie gelangen — unerwartet rasch und entscheidend. Alles staunte, als dann doch die Regierung, statt ihres Vortheils sich zu bedienen, die Stände nur um Indemnität anging und das liberale System, das offenbar in Nachtheil gerathen war, wieder adoptirte. Dabei mögen persönliche Gründe mitgewirkt haben, der vornehmste aber war doch ein anderer.

Nach dem errungenen Sieg boten sich zwei verschiedene Systeme dar. Das eine war mit einem Wort: Groß-Preußen. Die Absicht lag vor, die deutschen Staaten noch schwächer zu machen, als bisher, z. B. die fränkischen Fürstenthümer von Bayern zurückzufordern, zugleich auch Hannover bestehen zu lassen, aber durch Beschränkungen unschädlich zu machen — genug, ein faktisches Übergewicht des alten preußischen Systems zu gründen. Dieser Gedanke stimmte doch aber nicht mit der herrschend gewordenen liberalen Tendenz. Und man ergriff einen anderen, welcher in Bezug auf die auswärtige Politik dahin ging, Hannover und Hessen einzuziehen und mit den übrigen Mittelstaaten eine enge Verbindung zu schließen, wie es dann mit dem norddeutschen Bunde geschah. Dieser Bund enthielt eigentlich die Idee von Klein-Deutschland, ohne daß man sie gerade ausgesprochen hätte. Er war wesentlich liberal, inwiefern auch das welfische Königthum von Gottes Gnaden aufgehoben wurde und in den süddeutschen Staaten das liberale Prinzip begünstigt werden mußte, um dem Particularismus entgegenzutreten.

Man mißverstehe mich nicht; der Untergang Georgs V. war mir unendlich schmerzlich, peinlich auch die Mißgriffe, die bei den ersten Einrichtungen in Hessen vorkamen; aber dabei hätte man sich doch auch die Augen verschließen müssen, wenn man das große Interesse mißkannte, das eine consolidirte Bundesverfassung dem mächtigen französischen Reiche gegenüber für den deutschen Namen hatte. Daß Napoleon III., nachdem er Österreich und und Rußland besiegt hatte, auch Preußen angreifen würde, um die Machtsphäre der alten französischen Politik wiederherzustellen, darüber konnte kein Zweifel sein. Als es 1870 zu diesem Bruche kam, war doch eine allgemeine Erregung über den Ausgang, den die Sache nehmen könne, erkennbar. Allein die Einziehung von Hessen und Hannover und das Bundesverhältniß zu den süddeutschen Staaten wirkten dahin zusammen, daß man Frankreich glücklich bestehen konnte und bestand. Das Napoleonische Regiment stürzte vollkommen zusammen; von dieser Gefahr wurde Europa befreit.

Das Ereigniß aber hatte noch eine andere Seite. Die revo-

lutionären und communistischen Elemente, welche das Kaiserthum gebändigt hatte, gewannen eine freie Bahn; sie gelangten in der großen Commune eine Zeit lang zu dominirender Gewalt. Es waren dieselben, welche 1848 die Welt in Bewegung gesetzt hatten, und allenthalben traten sie mächtig hervor. Die Niederlage, die sie in Frankreich erlitten, war doch noch weit entfernt, eine vollständige zu sein; überall erhoben sich analoge Bestrebungen. Sie haben zwei hiervon unabhängige Ursachen. Die eine: das übermäßige Gewicht, das man auf Industrie und Fabriken legte; und eine Vermehrung der Menschenzahl in starken Proportionen, die ihre Ernährung eben in diesem Fabrikwesen fanden, in der untergeordneten Rolle, die ihnen darin angewiesen war, unzufrieden, unaufhörlich gegen die Besitzer ankämpften, Arbeitnehmer gegen Arbeitgeber und dann auch gegen den Staat, der diese beschützte. Indessen war auch eine Partei aufgekommen, welche nicht allein die Religion leugnete, sondern auch alle Moral und dies als Fortschritt der Welt betrachtete. Diese Richtung bekam jetzt dadurch eine wirkliche Macht, daß das allgemeine Stimmrecht eingeführt wurde. Wie kam es, daß man auch diese Erfindung der Franzosen in Deutschland annahm? Es beruhte auf der schon angedeuteten Nothwendigkeit, den Paticularismus in den verschiedenen Staaten niederzuhalten, was nur dadurch möglich wurde, daß man den liberalen Ideen das Übergewicht verschaffte. Dabei konnte aber zwischen Liberalismus und Socialismus ein Unterschied gemacht werden und manchem mag der Gegensatz, welchen der Liberalismus in dem Socialismus fand, erwünscht gewesen sein.

Genug; diese Direktionen der arbeitenden Klassen, die sich zuerst in all den Strikes, die jahrelang an der Tagesordnung waren, manifestirten und gegen die Herrschaft des großen Kapitals über die kleine Arbeit reagirten, wurden allgemein, wie in der übrigen civilisirten Welt, so namentlich in Deutschland. Die Freiheit der Presse, der Vereine, welche gesetzlich unantastbar bestand, gab der Agitation ein weites Feld. Das Gegentheil der Religion wurde auf den Dörfern gepredigt. Und da nun alle diese Aufregung doch keine Erleichterung hervorbringt, so erfolgte, daß sie in immer heftigeren Schwingungen pulsirte und zuletzt zu gräßlichen Attentaten geführt hat. Ich glaube bei denselben nicht an ein Complott, aber an ein Miasma, das eben durch die Presse fortgeleitet wird und besonders da, wo eine Prädisposition des Geistes besteht, die abscheulichsten Gewaltthaten hervorruft. Die liberalen Gesetze: Freizügigkeit, Civilehe u. s. w. haben die Bewegung nicht hervorgebracht, aber sie haben die Gesellschaft der Mittel

beraubt, ihr zu widerstehen. Gesetzlich zu widerrufen, was gesetzlich eingeführt ist, das Organ des Fortschrittes zum Organ des Rückschrittes zu machen — wenn wir uns dieser Worte ohne Lob oder Tadel bedienen dürfen — ist unendlich schwer. Soll man aber darum verzweifeln? Ich denke nicht. In der Gesellschaft liegt doch ein Selbsterhaltungstrieb, welcher unvermeidlich wirken muß. Wir haben noch immer erlebt, daß der Verkehrtheit, der Immoralität und Gewaltsamkeit auch ein Ziel gesetzt ist. Ormuzd und Ahriman kämpfen immer. Ahriman arbeitet immer an der Erschütterung der Welt, aber sie gelingt ihm nicht. So denkt ein alter Mann.

Roon, 26. Februar 1879.

Roon beerdigt. Ich werde den Moment nie vergessen — es war im Anfange des Jahres 1866 — als ich nach einem Diner an die beiden großen Gestalten, Roon und Bismarck, herantrat und die Gerüchte zur Sprache brachte, die über ein beginnendes Mißverständniß mit Österreich umliefen. „Österreich beträgt sich schlecht", sagte mir Bismarck. Die beiden Männer, von denen der eine die Hand auf die Schulter des anderen legte, waren geeignet, Eindruck zu machen. Kurz vorher hatte sie ein conservativer Freund als die einzigen bezeichnet, auf denen der Staat beruhe. Doch will ich Roon nicht mit Bismarck vergleichen. Roon war ein Gelehrter, ein Schüler Ritter's, Verfasser geographischer Handbücher, welche brauchbar waren, Begleiter eines Prinzen auf der Universität; zugleich war er im Dienst, dem er doch nicht völlig angehörte, emporgekommen. Sein Verdienst bei der Militärreorganisation war das der Ausführung, nicht der Erfindung; diese rührte von dem Könige selbst her. Roon trat als Kriegsminister ein, als Bonin abging, welcher darüber stürzte, daß er den Forderungen des Landtages in Bezug auf Dienstzeit und Unterordnung des Ministers unter die Beschlüsse des Landtages nachgab. Roon hatte die Mission, die entgegengesetzten Grundsätze zu verfolgen, und that dies mit einer großen Energie, nicht ohne eine gewisse Tapferkeit. Ihm ist die Behauptung der dreijährigen Dienstzeit vornehmlich zu verdanken. Er war eine Zeitlang Ministerpräsident, doch schrieb er sich die Gaben, die für diesen gehören, wohl selbst nicht zu. Er zog Bismarck in das Ministerium und beförderte ihn zu seiner Stelle. In manchen Angelegenheiten befriedigte er das öffentliche Urtheil nicht.

Als ein großer Mann kann er überhaupt nicht gelten. Aber er war brauchbar und dem Könige sehr hülfreich, um seine Ideen durchzuführen; wacker im Streit, in der Conversation nicht ohne Geist. Er gehört zu denen, welche sich durch die Ereignisse von 1866 und 1870 für die Historie unvergeßlich gemacht haben.

Nihilismus, 28. April 1879.

Täglich werden die Nachrichten aus Rußland aufregender und schrecklicher. Wie kann es sein, daß in der orthodoxen Monarchie, die auf uralter Überlieferung ruht, gleichsam eine Gegenregierung entsteht, die nur auf Mord sinnt und die Doktrin predigt, die man den Nihilismus genannt hat?

Ich besinne mich, daß ich von dieser Lehre zuerst — ich denke es war im Jahre 1839 — in Paris gehört habe als von der Philosophie der Polen. „Vergangenheit ist nichts, Zukunft ist nichts; die Gegenwart ist alles. In dieser hat nur die Revolution die Empfindung der Wahrheit.“ Dort war damals Tobiacky als Prophet berühmt; er wurde selbst als Wunderthäter betrachtet. In diesen Gedanken sehe ich die Wurzel des Nihilismus, der also von den Polen auf die Russen übergegangen sein würde. Die Einwirkung der polnischen Emigrirten, nachdem Polen in den napoleonischen Kämpfen zum zweiten mal erlegen war, ist ungeheuer. Sie erfüllten gleich nach der Thronbesteigung von Louis Philipp Europa mit Drohungen und regten die Empörung an. Louis Philipp konnte sich nicht behaupten; aber schon waren andere Doktrinen entstanden, die noch tiefer griffen, als die eigentlich revolutionären, welche nun auf Europa zerrüttend zurückwirkten. Im Jahre 1848 haben die Polen an den Unruhen in Wien und in Berlin den stärksten Antheil gehabt. Wenn die Unterwerfung Polens eine Gewaltsamkeit gewesen ist, so ist sie durch die Attentate gegen die Mächte gerächt worden. Damals blieb Rußland unerschüttert; schon im Jahre 1863 aber nahmen die revolutionären Bewegungen in Polen einen überaus widerwärtigen und verbrecherischen Charakter an. Es ward schon damals eine Gegenregierung eingerichtet. Der Mord ward organisirt. Man behauptet, die Gebundenen hätten eine Probe bestehen müssen, etwa durch die Ermordung eines russischen Soldaten: dann erst wären die vornehmsten Oberhäupter zum Tode bestimmt und mit persönlichen Attentaten heimgesucht worden. Die

Bewegung ist damals durch den Statthalter, General Berg, unterdrückt worden. Aber hat es nicht in der That den Anschein, als sei Rußland von diesen polnischen Ideen und Versuchen selbst angesteckt worden? Die Unzuverlässigkeit, die in der russischen Beamtenwelt herrschen soll, hat dazu die Mittel, und die Maßregeln der Repression, höchst gewaltsam in ihrer Art, den Anlaß dazu gegeben. Indem die russische Regierung nun, um die Bewegung zu vertilgen, den Belagerungszustand gleichsam über das ganze Land verhängt, tritt sie in die Fußtapfen Berg's in Warschau. Man muß nun erwarten, ob sie eben auch so viel Erfolg haben wird.

Schon bei jener ersten Begegnung mit dem Nihilismus wurde mir gesagt, daß die slavischen Nationalitäten dazu bestimmt seien, diese Doktrin in der Welt zu behaupten und durchzuführen. Wenn man an der eben aufgestellten Combination festhalten darf, so ist man diesem Ziele doch nicht so ganz fern geblieben, als es damals den Anschein hatte.

Es versteht sich ja, daß Polen, Emigration und Nation, immer auf Seiten der Opposition gegen die drei großen Theilungsmächte standen. Zu dem Siege Napoleons über das continentale Europa haben sie durch ihren Abfall von Preußen im Spätjahr 1806 wesentlich beigetragen. Auf die Polen gestützt, unternahm Napoleon seine Expedition gegen Rußland. Österreich fühlte sich schon seit dem Kriege von 1809 eben durch das Emporkommen von Polen höchlichst beeinträchtigt. Man muß nun freilich hinzufügen, daß Napoleon das eigentlich polnische Interesse nicht ergriff, sondern nur das französische Interesse mit polnischer Hülfe zur Geltung zu bringen bemüht war. Daraus folgte dann aber auch wieder, daß die drei Mächte gegen Napoleon und die Polen gemeinschaftliche Sache machten. Über die Zerwürfnisse, die auf dem Wiener Congreß darüber zu entstehen drohten, kamen sie endlich hinweg, und ein neues Königreich Polen, das jedoch in Abhängigkeit von Rußland bleiben sollte, wurde gegründet. Sowie nun aber durch die Revolution von 1830 das alte System erschüttert wurde, erhob sich Polen, zunächst zu dem Versuche, seine nationale Unabhängigkeit selbst unter einem Fürsten aus der russischen Herrscherfamilie wieder zu erobern. Das mißlang nun vollkommen, und seitdem war ihr Bestreben auf Feindseligkeiten anderer Art gegen die beiden anderen Mächte und auf Erhebung gegen Rußland gerichtet. In diesem Conflict sind die erwähnten Theorien entstanden, wahrscheinlich zusammenhängend mit einem Mißverständniß der deutschen Philosophie, und dann jene Associationen mit der inneren Opposition

der beiden deutschen Mächte gebildet worden, die im Jahre 1848 plötzlich emporkamen. Die eigentliche Empörung wurde auch diesmal niedergekämpft; die polnische Agitation aber warf sich besonders auf die türkischen Angelegenheiten. Schon Fürst Metternich glaubte ihren Einfluß in Serbien wahrzunehmen; dann aber übten sie in Constantinopel unzweifelhaft einen großen Einfluß aus: sie haben dazu beigetragen, die Westmächte mit der Türkei in ein engeres Verhältniß zu bringen. In Napoleon III. haben sich wohl die polnischen Sympathien mit den Antipathien gegen Rußland und zuletzt auch gegen Preußen vereinigt. Er hatte wenigstens die Absicht, den Krieg gegen Preußen durch eine Insurrection der Polen zu unterstützen. Doch war er eben nicht der Mann, Dinge dieser Art vorzubereiten und ins Werk zu setzen. —

Die Bonapartes, Juni 1879.

Nachricht von dem Tode des jungen Louis Napoleon bei einem Recognoscirungsritte im Kriege gegen die Zulus.

Wenn man sich überlegt, was man Großes erlebt hat, vielleicht nur als Zuschauer vor der Bühne, so tritt Napoleon und sein Geschlecht als alles andere überragend in den Vordergrund. Ich besinne mich noch auf die Höhe seiner Macht. Auf der Schule im Kloster Donndorf als 13jähriger Knabe las ich seine Bulletins aus dem Feldzuge in Spanien, die dann den größten Eindruck machten, durch Form wie durch Inhalt. Alles, was wir auch bei uns geschehen sahen, war das Werk seiner Hände. In Schulpforta wurde der Cötus zusammengerufen, um von der Einziehung der großen Commenden, die er verfügt hatte, zugunsten des Schulwesens unterrichtet zu werden. Sachsen, dem wir angehörten, erfreute sich seiner besonderen Protektion. Wir lasen jetzt seine Bulletins in einer französischen Zeitung, obwohl nicht ohne Schwierigkeit. Wir begleiteten ihn auf seinem Feldzuge nach Rußland; der Mathematikus Schmidt, der ihm eine höhere, gleichsam göttliche Mission zuschrieb, dessen Famulus ich damals war, hielt sich von allem auf das genaueste unterrichtet — bis zum Brande von Moskau. Napoleon war der größte Sterbliche, vor dessen Namen sich die Völker in Ehrfurcht beugten. Nach dem Falle von Moskau war der Mathematikus nur schlecht unterrichtet. Auf unseren Schulbänken durchzuckte uns die Nachricht von der Capitulation York's wie ein

Blitzstrahl. Man raunte sich in das Ohr, daß es anders werden würde. Die Völkerbewegung, die dann folgte, erlebten wir mit vollbewußtem Antheile. Napoleon zog an der Schule vorüber, als er seine Kräfte zur Schlacht bei Lützen sammelte. Wir glaubten ihn mitten in seinem Gefolge zu unterscheiden; doch nahmen wir nicht eben Partei für ihn. Ich studierte eben Tacitus, als wir die Proclamation der Verbündeten zu lesen bekamen. Sie machte mir den Eindruck, als wenn es ungefähr dieselben Gedanken wären, wie sie im Agricola der Boadicea in den Mund gelegt werden. Endlich, allzuspät für unsere Erwartung, geschah die Schlacht bei Leipzig. Ich höre noch die Stimme Thielmann's, der vor dem Thore der Pforta, wo alles zusammenströmte, hoch zu Roß den Sieg der Verbündeten verkündigte. Bald darauf sahen wir die Überreste der geschlagenen napoleonischen Armee auf der anderen Seite der Saale, an den Bergen entlang, auf dem Rückzuge.

Aber diese großen Vorkommenheiten, welche die Jugend gleichsam mit einem allgemeinen Leben erfüllten, vergessen sich nicht. Wer hätte nicht den Fall dieser Größe mit einer Theilnahme, die freudige Bewunderung war, bis zum Ende begleitet? Er verschwand also, aber sein Wort schien sich zu bewähren, daß nach ihm die Revolution die Runde durch die Welt machen würde. Aus den Fluctuationen der Geschicke sahen wir dann einen zweiten Napoleon auffsteigen, der den Ruhm des Kaiserthums wiederherzustellen die Bestimmung zu haben schien. Von den continentalen Feinden, denen der Oheim unterlegen war, überwand der Neffe die beiden mächtigsten, Rußland und Österreich. Bei dem Kampfe mit dem dritten erlag er selbst. Seine Stellung war nicht eigentlich die alte des ersten Napoleon; denn den Kampf gegen England, welcher fast das wesentlichste Moment in dem Leben des Oheims gewesen war, gab der Neffe, der dort ein Asyl gefunden hatte, vollkommen auf. Aber auf dem Continent war er doch eine Zeit lang der mächtigste aller Fürsten. Ihm verdankt Italien seine Regeneration. Frankreich nahm unter ihm eine Zeit lang die erste Stelle unter den Mächten ein. Ich beschreibe wohl noch einmal, wie ich ihn auf dem Gipfel seiner Macht in den Tuilerien gesehen und gesprochen habe. Aber seiner Größe war ein baldiges Ziel gesetzt. Er erlag dem ersten Ansturm der sich wieder fühlenden deutschen Nation.

Eine Restauration seiner Macht schien noch immer vorbehalten zu sein. In England hat man in seinem Sohne, wenn er zur Regierung komme, einen befreundeten Nachbarn zu bekommen gehofft. Da ist nun

auch der, und zwar durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit der Engländer, denen er sich anschloß, dem Schicksale verfallen. Die Napoleoniden leben noch als Prätendenten, wie einst die verjagten Stuarts. Ein großes tragisches Geschick hat sich in dieser Familie vor unseren Augen vollzogen. Kann sie aber nicht nochmals aufleben? Mein Gefühl beschränkt sich nur eben auf Vergangenheit und Gegenwart. —

Politischer Umschwung, 3. Juli 1879.

Unmittelbar vor unseren Augen vollzieht sich im Inneren ein großes politisches Ereigniß. Bismarck ist eine Herrschernatur, vielleicht die erste durch Natur, Eigenschaften und Ehrgeiz dazu befähigte seit Napoleon I. Bisher war er mit der Fraktion der Nationalliberalen gegangen. Ich denke: mehr aus Politik, als aus Überzeugung; denn ihm kam es vor allem darauf an, die Idee der Einheit des deutschen Reiches durchzuführen, was auf eine andere Weise nicht hätte geschehen können. Er nahm den Gedanken der Allgewalt des Staates mit dieser Partei in Verbindung stärker auf, als es seit dem ersten Napoleon irgendwo geschehen ist, um alle reichsfeindlichen Elemente auszustoßen. Dabei aber war man auf den Punkt gekommen, wo alles alte Herkommen in Religion, Sitte und Zucht gefährdet wurde. Man wird den Liberalismus nicht mit dem Socialismus identificiren; aber die ungehinderte Bewegung der liberalen Ideen hatte doch diese Ausartung in ihrem Gefolge und brachte einen Rückschlag in den Gedanken hervor. Das liberale System zeigte sich wirthschaftlich ungenügend. Mißstände traten ein, die als Folge desselben angesehen werden mußten. Die unteren Behörden ließen wohl vernehmen, daß sie mit den neuen Gesetzen die Verwaltung nicht zu führen vermöchten. Da hat nun Bismarck den Muth gehabt, mit der bisherigen Politik zu brechen und eine andere einzuschlagen, welche sich dem Altherkömmlichen wieder mehr zuwendet. Und was man nicht hätte erwarten sollen, scheint ihm zu gelingen. Die ministerielle Autonomie spaltet und beherrscht den Reichstag.

Hertha v. Manteuffel, 15. November 1879 Mittags.

In diesen Stunden wird die Freundin Hertha von Manteuffel, dort in Topper, wo ich sie im August 1877 und August 1878 besucht habe, bestattet. Ich widme ihr aus der Ferne her ein paar Augenblicke eines bei allem Schmerze doch wieder unbenommenen, herzlichen Andenkens.

Sie war die Tochter eines Mannes, der als der bedeutendste vertraute Gehülfe Friedrich Wilhelms III. in seinen späteren Jahren betrachtet werden kann. Militär von Fach; Politiker in einer Richtung, die damals als die liberale galt; nicht nur in Beziehung zu dem Theater, das der König besuchte; hauptsächlich sein Rathgeber in Sachen der Agende, mit der Absicht, dem Gottesdienst eine würdige Gestalt zu geben. Er galt zuweilen für allmächtig, und genoß allgemeine Verehrung. In seiner Familie war er jedoch nicht so vollkommen Meister, wie vielleicht zu wünschen gewesen wäre. Die aufwachsende Tochter wurde von der Mutter vernachlässigt und selbst mißhandelt. Der Erfolg war, daß die Tochter ihr Gemüth von der Mutter abwandte und mit einer unbedingten Hingebung sich an den Vater anschloß, dessen Andenken ihr nach seinem unerwartet frühen Tode heilig war.

Bei der Vermählung des Prinzen Albrecht mit der Prinzessin Marianne der Niederlande trat die trotz jener Vernachlässigungen wohl unterrichtete und aufblühende junge Dame als Hofdame bei der Prinzessin ein. Alle Jahre wurden Reisen nach den Niederlanden gemacht; der Vater selbst, der König, kam nach Berlin; sodaß der Hofhalt zugleich eine niederländische Färbung bekam. Man sprach nur französisch. Wie sehr Fräulein von Witzleben in diese Beziehungen einging, konnte man später aus ihren Gesprächen sehen; man lernte die Begabung ihres Geistes erst recht kennen, wenn sie französisch sprach. Alle die eigenthümlichen Scenen, die aus dem Contakt der beiden Höfe entsprangen, hatte sie in lebendigem Gedächtniß und wurde unterhaltend, wenn sie davon erzählte. Der stramme Oranier, der dort zum Königthum aufgestiegen, das er dann als absoluter Herrscher und finanziell zu seinem Vortheil verwaltete, damit aber Gährungen in seinem Lande und in Europa hervorbrachte, die ihn zur Abdankung nöthigten — und die prinzliche Hofhaltung in der Wilhelmstraße mit ihren Mängeln, trat in ihrem Gedächtniß und Gespräch auf das lebendigste hervor. Das nicht korrekte Verhältniß, das sich nach einigen Jahren einer glücklichen Ehe zwischen Prinz und Prinzessin herausstellte, war weit

entfernt, sie zu verführen, es stieß sie ab. Sie schloß sich um so mehr den sittlichen und religiösen Begriffen an, auf die allein ein Hauswesen gebaut werden kann.

In diesem Zustand lernte sie den Rittmeister Edwin von Manteuffel, der damals als Adjutant bei dem Prinzen fungirte, kennen. Ich besinne mich noch, daß es in den höheren Kreisen Aufsehen machte, als von der Verlobung der blühenden jungen Dame mit dem noch unbekannten Rittmeister, dessen Verdienste niemand ahnte, die Rede war. Niemals aber war eine Ehe glücklicher. Die beiden Persönlichkeiten paßten ganz zueinander, sie bildeten, wenn sie allein waren, eine Welt für sich, ohne fremdartige oder entgegengesetzte Elemente; zu ihrem Glück hatten sie niemand weiter nöthig.

In der Zeit hatte ich Manteuffel kennen gelernt. Er hörte meine Vorlesungen über die neueste Geschichte und bewies mir sogleich den Beifall, wie ihn nur ein junger Mann fühlen konnte, der mitten im Leben stand und bereits die Vorboten revolutionärer Bewegungen um sich erscheinen sah. Er vermittelte meine Bekanntschaft mit dem Prinzen Albrecht, die ein paar Jahre eine sehr intime war. Der Prinz hat mich oft besucht; denn er war zwar recht fest in seinen Grundsätzen und seiner Haltung, aber doch von der geistigen Empfänglichkeit, die den Hohenzollern überhaupt eigen ist.

In sich selbst glücklich, hatte doch die Manteuffelsche Ehe manches Ungemach namentlich durch die körperliche Schwäche der Kinder, die viele Sorge machten; alles Mißliebige, was in den öffentlichen Angelegenheiten vorkam, fand natürlich dort eine Resonanz. Ich hatte Frau von Manteuffel auf Veranlassung ihres Mannes kennen gelernt, beide widmeten meinem eigenen Hauswesen alle mögliche Theilnahme. Die beiden Familien mit Ausschluß der Väter haben manche Badereise zusammen gemacht oder sind im Bade zusammengetroffen.

Es folgten die Tage von 1848; der zweite Sohn Manteuffel's ist am 18. März 1848 geboren worden und zwar beim Vernehmen der ersten Kugel, die an diesem Tage abgefeuert worden ist. Das Zusammenleben bekam nun einen ganz anderen Charakter, da Manteuffel Adjutant König Friedrich Wilhelms IV. wurde. Also an der Bewegung jener Tage nahmen wir alle den Antheil von unmittelbar Betheiligten. Die Handlungen Friedrich Wilhelms IV. wurden nicht gerade mit vollem Beifall, aber doch mit eigenthümlichem Verständniß für das Wesen des Königs begleitet. Ich habe manchen kleinen Aufsatz geschrieben, oder vielmehr diktirt, den Manteuffel dem Könige

vorlegte. Vom ersten derselben (Mai 1848) [1]) hat mein Freund immer behauptet, daß er den größten Eindruck auf den König gemacht habe und die Zuversicht, die er in sich trug, dem Beschluß der damaligen Nationalversammlung Widerstand zu leisten, belebt hat.

Ich will jedoch hier nicht von meinem Freund, sondern von der Freundin reden, die wir oftmals sahen, und die immer eine unvergleichlich feste Gesinnung bewährte. Die Unordnungen und die Immoralitäten jener Tage erweckten ihre natürlichen Antipathien. Manteuffel stieg von Stelle zu Stelle; seine Frau theilte den Eindruck der großen und kleinen Ereignisse, sie kannte jedermann und bildete sich ein Urtheil über ihn. Unerbittlich war sie besonders gegen jede Verletzung der Religion. Sie hatte, so weit es einem weiblichen Geiste möglich, großes Interesse und dabei eine feine, tiefe Capacität. Es machte mich glücklich, daß die Freundschaft sowohl für meine selige Frau, als für mich fortwährend zunahm. Ereignisse in ihrer Familie verfehlte sie nicht mir freundlichst und motivirt mitzutheilen; einmal, im Jahre 1866, habe ich den Herbst mit ihnen im Thüringer Walde zugebracht: alle Tage sahen wir uns; ich fand sie oft durch neue Schriften angeregt. Leider konnte ich nicht nach Nancy kommen, als Manteuffel daselbst die Occupationsarmee commandirte. Wie ich aber von allen andern vernahm, füllte sie dort die Stellung, die ihr zufiel, vollkommen aus. Das würde ohne Zweifel in Straßburg wieder der Fall gewesen sein, wäre es ihr vergönnt gewesen.

In Topper hatte ich schon einmal selbst erlebt, daß ihre Gesundheit sehr erschüttert war. Beim Aussteigen aus dem Wagen verlor sie plötzlich die Besinnung. Als sie Anfang 1879 nach Berlin kam, fing ihre Kranheit an Besorgnisse zu erregen. Sie folgte wohl noch dem Gespräch, leitete es aber nicht mehr, wie sie sonst wohl im Stande war. Der Arzt sprach sich über ihren Zustand sehr bedenklich aus. Da trat die Ernennung Manteuffel's zum Statthalter im Elsaß ein. Sie hatte immer gemeint, daß ihrem Manne die Achtung nicht gewährt wurde, die er verdiente; und der Ankauf von Topper, eines Gutes, dessen Ertrag hinter den gehegten Erwartungen weit zurückblieb, trug nicht dazu bei, sie heiter zu stimmen. Topper gewährte ihr trotzdem viel Vergnügen, sie fuhr mit Behagen die weiten Strecken dahin, welche ihr gehörten. Die Kirche des Ortes haben sie mit einem neuen Thurm geschmückt, das Haus wohnlich eingerichtet; der eben

1) S. W. XLIX/L 587 ff.

angelegte Park fing an Schatten zu geben. Auf einer der Bänke saß sie dann wohl neben mir nieder, um mir einen interessanten Artikel einer französischen Zeitung vorzulesen. Ein Schirm mußte uns dabei vor den herabfallenden Tropfen schützen. Aber der hohe Preis, den man für Topper gezahlt, machte ihr doch Kummer, oder wenigstens Besorgniß für ihre Familie.

Genug, sie war von den mancherlei Unannehmlichkeiten, welche das Leben begleiten, gedrückt, als jene Erhebung ihr wieder größere Zuversicht gab und ihre Seele erheiterte. Die Krankheit wurde nicht gehoben, aber man konnte sich schmeicheln, daß sie dieselbe überwinden würde. In den Abendgesellschaften, die sie auf den Rath ihres Arztes eingerichtet, bildete sie wieder den Mittelpunkt. Ich habe sie dann ein paar mal gesehen, zuletzt acht Tage, bevor sie nach Straßburg abreiste. Diesen Abend werde ich nie vergessen. Sie lag auf der Chaiselongue, ihr Gesicht vollkommen blaß, ihr Ausdruck geistig und wohlwollend; wie gewöhnlich, erkundigte sie sich nach meinen Studien, sodaß ich Anlaß hatte, ihr eben von dem, was mich in den letzten Stunden beschäftigt hatte, Mittheilung zu machen: es war der Zug des Kaisers Constantin gegen Rom; ich hatte eben Eusebius gelesen und konnte ihr mit voller Wahrhaftigkeit versichern, daß der Kaiser dem Bischof von der Erscheinung, die er vor dem Aufbruch gehabt hat, ohne allen Zweifel selbst berichtet hat und zwar mit den theuersten Versicherungen. Sie hatte vor kurzem irgend ein Buch über die religiösen Gesinnungen Constantins gelesen und nahm vollkommen Antheil. Einige Einwendungen wurden erörtert; aber nach einer halben Stunde war es Zeit, daß ich ging. Ich habe sie nicht wiedergesehen! Schon am 10. November ist sie in Straßburg gestorben, unmittelbar, nachdem sie die Hauptsätze des Christenglaubens gläubig ausgesprochen hatte. In diesem Moment wird sie dort in Topper beerdigt; ich habe meinem Sohn Otto, der dahin gegangen ist, aufgetragen, ihr in meinem Namen einen Scheidegruß auszusprechen: auf Wiedersehen!

Gottes Gnade über uns!

Elsaß, 2. December 1879.

Besuch Sybel's, jüngeren Bruders des Historikers, der aus Straßburg kam: der Feldmarschall habe nach fünf Tagen tiefster Betrübniß sich wieder zu voller Arbeit aufgerafft. Die Sache im Elsaß scheint

mir nun so zu stehen: die frühere Verwaltung war eben durchaus Administration; sie schloß sich der eben dort eingeführten und unter Napoleon III. noch besonders ausgebildeten Departementalverfassung an. Sich von derselben zu entfernen, war um so weniger möglich, da die Idee der Selbstverwaltung dabei ziemlich berücksichtigt war. Zwischen den Eingeborenen und den Deutschen findet noch immer keine Annäherung statt; die Elsässer Damen vermeiden die deutschen Herren. Die französischen Zeitungen, welche durch die polizeiliche Aufsicht und die daran sich knüpfende Furcht, Abonnenten zu verlieren, einigermaßen in Zaum gehalten worden waren, scheinen durch die Aufhebung der bisherigen Aufsicht eher noch ermuthigt worden zu sein und üben den alten Einfluß aus. Der Feldmarschall gewinnt durch sein persönliches Auftreten, seine Leutseligkeit und selbst seinen Aufwand. Die mittlere Klasse faßt eine gewisse Vorliebe für ihn; aber in der nächsten Landesversammlung, in die jetzt auch Winterer eingetreten ist, läßt sich doch nicht anderes, als Opposition erwarten. Selbst die neue Anleihe wird schwerlich ihren Beifall finden. Man glaubt, ihrer nicht zu bedürfen, und fürchtet, sie werde die Wiedervereinigung mit Frankreich erschweren: denn diese hat man noch immer im Sinne. Ich meinte, es würde darauf ankommen, daß das Provinzialinteresse erweckt und in diesem Sinne die Überreste der alten deutschen Einrichtungen gepflegt würden. Denn darauf käme es doch wohl an; einer Einheit, wie die französische Macht sie bildet, läßt sich nichts gleichartiges entgegenstellen. Der Gedanke ist gewesen, das Land noch unbedingter an den Kaiser zu knüpfen, als das bei der jetzigen Verfassung möglich ist. Dazu aber müßte das Land erst preußisch werden. Denn in dem heutigen Reiche ist der Partikularismus gleichsam vorbehalten. Allein ein solches Vorhaben würde in den Bundesrathe auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Es bleibt nichts übrig, als das germanische Element hervorzuheben und zu fördern; die einzige greifbare Handhabe bietet dazu die augsburgische Confession dar. Ihre Bekenner waren bei dem Ausbruch des letzten Krieges mit einem Verderben bedroht, das unabwendbar gewesen wäre, hätten die preußischen Waffen nicht den Sieg davon getragen. Ich wiederholte meine Ansicht von dem unbedingten Recht, den Wirkungen der gewaltsamen französischen Besitznahme nach zwei Jahrhunderten entgegenzutreten, von dem natürlichen Zuge der Dinge, der dahin führt, seitdem die verschiedenen abgerissenen Provinzen wieder herbeigebracht worden sind; von der natürlichen Zugehörigkeit des erwähnten Bekenntnisses zur deutschen Reichsgenossenschaft. Aber das sind alles

Ideen, die für das gegenwärtige Geschlecht keine rechte Bedeutung haben. Näheres wird mir der Freund erzählen, wenn er wiederkommt. —

Gentz, 17. März 1880.

In lebhafter Erinnerung an Gentz las ich die Schrift von Fournier „Gentz und Cobenzl", die einiges Verdienst hat. Der Übergang bei Gentz von der Hinneigung zu den revolutionären Grundsätzen zu der Bekämpfung derselben, der in das Frühjahr 1792 fällt, wird nur ungenügend motivirt. Der Hauptgrund lag ohne Zweifel in der Abweichung der legislativen Versammlung von all den Interessen, welche Frankreich mit Europa verbinden. Von den aus dem Briefwechsel herausgehobenen Stellen ist die bedeutendste aus einem Briefe an Johann v. Müller über Bewegung der Cultur und Widerstand. Er erkennt den Gegensatz der Parteien, von denen die eine, wenn sie die Oberhand erhielte, alles vernichten, die andere, wenn sie herrschen würde, alles versteinern würde, so daß ein Gleichgewicht zwischen beiden das erwünschteste ist. Der Fortschritt der revolutionären Macht ist immer stärker. Man muß sich ihm widersetzen; auf diese Seite stellt sich Gentz. Es ist begreiflich, daß er ursprünglich für das System der preußischen Neutralität war; dann aber, je gewaltiger das entgegengesetzte System sich entwickelte, von demselben unbefriedigt sich erst an England, das in offenem Kriege mit Frankreich war, und dann an Österreich anschloß. Bei Fournier lernt man die Verhandlungen über seinen Übertritt in österreichische Dienste kennen. Das Motiv für Österreich, Gentz in seinen Dienst zu nehmen, lag in seinem Gegensatze gegen Frankreich nicht allein, sondern gegen Preußen. In dieser schroffen Weise ist der Vertrag nicht zu Stande gekommen. Gentz konnte, zumal da von dem österreichischen Ministerium andere Wege eingeschlagen wurden, seinen eigenen Gedanken folgen. Ihm lag an der Aussöhnung zwischen Österreich und Preußen, denen, wenn sie verbündet seien, die andern Mächte sich anschließen würden, und an der Gründung einer allgemeinen Coalition. In diesen Ideen hat er fortan immer gelebt. Doch hat er sich dann, nachdem das Ziel erreicht worden, in dem Kampf der Ideen auf die Seite des Widerstandes geworfen. Ich habe ihn kennen gelernt, als davon nicht mehr die Rede war. Seine Thätigkeit galt allein der Aufrechterhal-

tung des politischen Gleichgewichts, das durch den russisch-türkischen Krieg erschüttert war. Mir hat er immer den Eindruck des Ernstes, der Tiefe, der vollkommenen Hingebung an seinen Beruf und seine Pflicht gemacht. Von Frivolität habe ich nie eine Spur erblickt. —

Bekenntniß.

11. August 1880; bei Gelegenheit der anthropologischen Versammlung, deren Verhandlungen eine minder materielle Tendenz aufweisen, als die bisher vorherrschende. Aber ich kann nicht leiden, daß man die Gräber der Verstorbenen aufstört, um aus den Gebeinen die Identität des Menschen zu erkennen. Es hat etwas Wahres, wenn man sagt: laßt die Todten ihre Todten begraben.

Ich nehme vor allen Dingen ein individuelles Leben des Geistes an. Der Grad der Verwandtschaft mit der animalischen Natur, die doch unleugbar ist, hat doch ein so großes Interesse nicht für mich. Ich bleibe einfach bei dem Worte, daß Gott dem Erdkloß seinen Geist einhauchte. Das Individuum hat nun sein eigenes geistiges Leben, welches zwar nicht ohne den Körper sein kann, aber doch aus unabhängigen Kräften erwächst. Dieses Leben hat seinen Keim, seine aus dem Inneren emporstrebende Entwickelung, seine Jugendblüthe und seine früchtetragende Manneskraft. Es strebt unaufhörlich empor. Es hat Krankheiten, die es zurückhalten, und Förderungen, die ihm zu gute kommen. Man kann wohl von einer Zeit der Reife reden. Minder deutlich ist es, ob auch von einer Zeit der Abnahme, da die eine Kraft und Richtung immer durch eine andere ersetzt wird. Daß es zum Tode führt, ist doch nicht unbedingt gesagt: ebenso wohl zur Unsterblichkeit, wenn die körperlichen Kräfte zu Ende gehen. Aber das ist hier nicht die Frage. Die Behauptung ist nur, daß der Geist einen lebendigen Organismus bildet, der ihm selber angehört.

Ich gehe nun weiter und nehme ein geistiges Leben in der Menschheit überhaupt an, welches sich in nationalen Anfängen manifestirt, durch deren Vereinigung aber zu einem Ganzen wird, so daß die gesammte Kultur darauf beruht. Wir leben mitten in der expansiven Tendenz dieser großen Bewegung, welche nicht allein die verschiedenen Theile der Welt ergreift, sondern auch in dem Inneren alle Klassen. Die sociale Bewegung scheint im Widerspruch damit zu stehen, indem sie alle positiven Hervorbringungen negirt; aber insofern

hat sie doch eine Analogie, als sie die bisher von dem geistigen Leben Ausgeschlossenen mit demselben in Verbindung bringt. Die positiven Hervorbringungen, welche sie ansicht, werden schon die Kraft haben, zu bestehen; indessen wird der Kreis der Theilnahme an dem geistigen Leben selbst erweitert.

Aussicht, Februar 1881.

Am 26. Einzug der Prinzessin Victoria Auguste; an dem vorhergehenden und folgenden Tage heftige Expectorationen Bismarck's gegen Camphausen, Richter, Lasker, die städtische Verwaltung. Ich fühle mich trotz der Agitationen ruhig und arbeitskräftig — wie so? Der Empfang der Gemahlin des künftigen Thronerben zeugt von einem lebendigen monarchischen Gefühl, das durch die ganze Nation geht. Eine Anknüpfung an die Vergangenheit trotz aller Stürme, die etwas ähnliches für die Zukunft hoffen läßt. Die preußische Reichspolitik von glücklichem Succeſſe begleitet; das Verhalten in dem Parlament dadurch außerordentlich, daß es Einem Manne gelingt, die constitutionellen Versammlungen zu dominiren, jedoch nicht ohne Widerstand zu finden. Die Frage scheint zu sein, ob die Formen der Constitution und Administration sich, wie sie sind, behaupten, oder ob sie von einem dominirenden Geiste, der große Ziele verfolgt, modificirt und fortgerissen werden sollen. Das bewegt sich alles auf Bahnen, welche von der Vergangenheit nicht geradezu abweichen, sondern eine Connexion mit der weltgeschichtlichen Erfahrung gestatten. Die europäische Menschheit beruht noch auf der alten Grundlage. —

Giraud.

12. September 1881. Wir waren so eben mit dem Aufsatz von Charles Giraud in der Revue historique über die römischen Centuriatcomitien beschäftigt, als ich aus dem heute eingegangenen Heft der Académie des sciences morales mit Schrecken erfuhr, daß Giraud plötzlich gestorben sei. Ich erinnerte mich lebhaft und innig der Beweise von Freundschaft, die er mir, seitdem ich ihn im Jahre 1843 kennen gelernt hatte, gegeben hat. Zuerst damals, in einer

Gesellschaft, die alle Woche einmal zusammen speiste. Er kam eben im öffentlichen Dienst empor und präsentirte sich als ein Anhänger der historischen Rechtsgelehrsamkeit; er kannte Savigny's Schriften und stand in Opposition mit der rechtswissenschaftlichen Methode in Frankreich. Er ist nach und nach dort eine große Autorität geworden; an der Spitze der Rechtsschule selbst, an deren Prüfungen er entscheidenden Antheil nahm. Damals besuchte er mit mir und Laboulaye Villemain, welcher derzeit Minister war. Dieser empfing uns mit großer Liebenswürdigkeit und ich erfuhr von ihm etwas mehr von der Regierung Louis Philipps, als sonst verlautete. Auch bei dem alten Kanzler Pasquier gehörte Giraud zu der auserwählten Gesellschaft; ich hatte es ihm wahrscheinlich zu verdanken, daß ich daselbst aufgenommen wurde; denn sonst nahm man keine Fremden auf. Er führte mich eines Abends in das Palais der Tuilerien, wo Napoleon III., dessen Minister er eine kurze Zeit gewesen war, mich mit vieler Güte bewillkommnete. Giraud hat mich auch hier besucht; und wir sind miteinander nach Tegel gefahren. Er gehörte zu den Geistern von eminenter Capacität, die in Frankreich nicht selten sind. Zugleich hatte er lebendigen Sinn für Deutschland; er hat selbst einmal die Idee gehabt, ein Leben des Kaisers Rudolf von Habsburg zu schreiben, und bei einem Aufenthalt am Rhein mancherlei Materialien gesammelt. So wollte er auch einmal meine französische Geschichte ins Französische übersetzen. Aber größere Werke auszuführen, lag doch nicht in seiner Natur. Er war mehr ein Mann für das Journal des Savants, das er, wie ich hörte, zuletzt redigirte; für die Sitzungen der Akademie, die er fleißig besuchte, und wo er dann auch häufig sprach. Die Sitzungsberichte haben überall Artikel von ihm. Für mich war er der beste Gefährte und Führer, den ich finden konnte; immer gleich wohlwollend, zu guten Diensten bereit und voll von Freundschaft. Er ist 79 Jahr alt geworden. Daß er lebensgefährlich erkrankt sei, erkannte man daran, daß er vier Sitzungen hintereinander die Akademie nicht besuchte. Eine politische Rolle spielte er nicht, so daß sein Tod fast unbemerkt vorübergegangen ist. Bei mir hat er sich ein unvergängliches Andenken gestiftet.

Senfft v. Pilsach

starb am 2. November 1882 auf seinem Landgute Sandow. — Wie er oft erzählte, von Herkunft ein Süddeutscher — in der That aber

das Ideal eines märkischen Junkers. Mit seinem Bruder zugleich in Pension bei dem Vater Hengstenberg, noch ehe der Sohn desselben herangereift war, war er doch durch und durch von den Grundsätzen des evangelischen Protestantismus durchdrungen. Früh nahm er Dienste und erwarb sich dabei in den Freiheitskriegen das eiserne Kreuz. Dann lebte er zum Theil auf seinem Landgut, das er sehr wohl bewirthschaftete, zum Theil in der Hauptstadt, wo er jedoch nicht höher als bis zum Hauptmann stieg. Er meinte oft, er sei nichts, als „ein Landsknecht Seiner Majestät". Die zunehmenden Jahre aber vermochten ihn, den Dienst zu verlassen. In dieser Zeit habe ich ihn oft gesehen und manchen Abend, meistens in Gesellschaft von Heinrich Arnim, bei ihm zugebracht. Seine Gattin war einsichtsvoll und theilnehmend; sie starb ihm früh: und seine Wehmuth erwachte, so oft die Rede zufällig auf sie kam. Auch die andere Seite der Ehrfurcht, die einen echten märkischen Junker auszeichnet, nämlich vor dem königlichen Hause, dem er in tiefster Seele zugethan war, war ihm eigen. Über die öffentlichen Angelegenheiten sprach er, wie damals alle, mit Voraussetzung der fortwährenden Dauer der bestehenden Zustände. Er war herzlich und ehrlich. Geraume Zeit sah ich ihn dann nicht wieder. Seine Frau war gestorben; er hatte sich nochmals verheirathet und eine blühende Familie. Aber zugleich war die Welt eine andere geworden, und er selbst stand in hohem Ansehen. Jetzt sah man bei ihm die fungirenden Minister, einen nach dem anderen, mehrere zusammen bei opulenten, aber doch nicht lucullischen Gastmahlen — er in der Mitte, zu seinen beiden Seiten einer oder der andere der vornehmen Herren. Er zeigte sich stattlich und wohlgesinnt. In den Versammlungen, welche die Junker in ihren eigenen Angelegenheiten hielten, ist er zuweilen erschienen — wie eine Art Oheim von allen, in langem, anschließendem, grünem Rock, ohne Prätention, um ihnen ihre Pflicht zu Gemüthe zu führen. Er soll nicht grade viel Bedeutendes gesagt haben; aber seine Erscheinung war von Bedeutung. Mir bewies er fortwährend viele Freundlichkeit; er war der erste, der — aus freien Stücken, eben aus Magdeburg kommend, wo er davon gehört hatte — mir zur Verlobung meiner Tochter Glück wünschte. Mich freute es, weil ich daraus sah, daß die Heirath in diesen Kreisen keinen Widerspruch fand. Bei seinen Diners hatte ich das Vergnügen, zu wiederholten malen Bismarck zu sehen, dem dann treffende Gedanken aufstiegen, wie die Perlen im Champagnerglas. Ich erinnere mich noch, daß ist einst — ich denke, im Frühjahr 1866, mich den beiden großen Gestalten, Bismarck und

Roon, näherte, um den ersten über das Verhältniß mit Österreich zu befragen. „Österreich beträgt sich schlecht“, war seine Antwort. Nicht lange aber dauerte dies Verhältniß: die Wendung nach links, welche Bismarck machte, brachte nicht Entzweiung hervor, aber doch Entfremdung. Dann traten wieder Pausen meines Verkehrs mit Senfft ein, der eine von der meinen entfernte Wohnung beziehen mußte; mußte — denn wäre es auf ihn angekommen, so wäre er dort geblieben; sie lag in der heutigen Roonstraße, dem Königsplatze gegenüber. Mehr jedoch wirkte die entschiedene Haltung, welche der nunmehr alte Herr in dem Herrenhause einnahm, dabei mit. Es begegnete mir wohl, daß ich von dem Tischgespräch, das sogar lebhaft wurde, nichts mehr verstand — naiverweise rief ich aus: die Herren seien wohl zur Fraktionssitzung zusammengekommen. Genug, ein natürliches Einverständniß, wie es sich in der zweiten Periode unserer Bekanntschaft gebildet hatte, konnte sich nicht wieder bilden. Doch hat er mich noch immer von Zeit zu Zeit besucht. Seine Verhältnisse waren wohlgeordnet. Auch in dieser Beziehung war er musterhaft. Noch bei einem seiner letzten Besuche hat er mir auseinandergesetzt, welche Anordnungen er in Bezug auf sein recht ansehnliches Vermögen zwischen seinen Kindern getroffen habe. Noch im vorigen Frühjahr stieg er, nicht ohne große Beschwerde, zu mir herauf; er war dann nur zu sehr mit den laufenden Angelegenheiten beschäftigt; ich hätte gewünscht, er hätte unbesorgt um die Judenfrage ruhig mit sich selbst leben können. Jetzt ist er seiner leiblichen Beschwerden und auch dieser Selbstquälerei überhoben. Selig — wir vertrauen darauf — über das Irdische erhaben, und dennoch er selbst, lebt er nun bei Gott.

Geburtstagsfeier, 21. December 1882.

Dem Geburtstage vorauf gingen zwei Schreiben: von der Kaiserin Augusta, liebenswürdiger als jemals, und von dem Kaiser, der doch einen Begriff von meiner neuesten Publikation (drittem Band der Weltgeschichte), die ich ihm zugesandt hatte, kundgab. Das Verhältniß also der Unterordnung unter eine höchste Gewalt — oder das, was die Älteren die Obrigkeit nannten — besteht, freilich mit lebendigem persönlichen Gefühl durchwoben. Ein Brief aus Portugal

brachte die Beziehungen zu den Deutschen im Ausland in Erinnerung; keine anderen könnten zugleich angenehmer sein als diese.

Bald nach zehn waren die Kinder nach einander eingetroffen. Eine wahre Befriedigung meiner Seele, sie alle in so erwünschtem Wohlsein, der vollen Entwicklung ihrer geistigen Kräfte zu sehen — zugleich mit zwei Enkeln aus Potsdam, die viel Gutes versprechen. Die Familienscene wurde durch den Sanitätsrath unterbrochen, und ich bekannte, daß ich seiner Zurückhaltung, da er mir in dem ganzen Jahre nicht eine einzige Medizin verschrieben, die Erhaltung meiner Gesundheit, soweit ich mich einer solchen erfreue, zu verdanken habe. Gegen zwölf kamen die Nichten, nicht so blühend wie die Kinder; der Entfernten, namentlich der Münchener, wurde doch nicht ohne Besorgniß gedacht; wir erfuhren, daß der junge Heinrich Helferich, der der Stolz der folgenden Generation zu werden verspricht, doch sehr krank ist und sich einer Operation hat unterwerfen müssen, deren Sinn und Zweck der Sanitätsrath näher erörterte, ohne jedoch die Besorgniß zu beschwichtigen.

Nach zwölf erschienen die Freunde: Waitz, Wattenbach, zum ersten mal Weizsäcker, Zeller, Rößler, der junge Delbrück und noch mehrere andere — die eigentlich literarische Familie; alle im Studium der neuen Publikation begriffen, niemand davon mehr durchdrungen als Rößler. Andere Freunde schlossen sich an: Thile, Meyer, Gräfin Hacke; Frau Drake; wir beschäftigten uns zugleich mit den eingehenden Zuschriften, von denen die eine von dem Rektor in Schulpforta herrührte, in lateinischen Distichen, welche per Telegramm überliefert waren, was dann einige Schwierigkeit der Interpretation verursachte; bei weitem die vornehmste aber eine Visitenkarte des Reichskanzlers, mit ein paar eigenhändigen Zeilen, welche durch die Theilnahme, die er der Weltgeschichte widmet, sehr bezeichnend werden. Es gab also den lebendigsten Austausch von literarischen und historischen Ideen, bei denen die momentane Politik kaum mit einem Worte berührt wurde.

Sehr angenehm war, daß sich das Wetter gegen zwei Uhr besserte; ich konnte ausgehen, was mir dann zu großer Erfrischung gereichte; doch kam ich früher als gewöhnlich nach Haus. Ich hatte mich noch nicht der Stiefeln entledigt, als der Kronprinz erschien. Er setzte sich zu mir, er auf das Sopha, ich auf den Rohrstuhl, und es erfolgte ein längeres Zwiegespräch, nicht so desultorisch wie die früheren, sondern ausführlich in Rede und Antwort über sein epithaphisches Unternehmen, und zwar sein Vorhaben, dabei Friedrichs des Großen so

gut wie nicht zu gedenken — weil sich davon in wenig Worten nichts sagen lasse. Ich blieb bei meiner Meinung, daß sich das Wesentliche doch auch in kurze Worte fassen lasse und der bedeutendste Mann der Dynastie nicht fehlen dürfe, wo von den Vorfahren, die ihn vorbereiteten, und den Nachkommen, die ihm folgten und sich ihm zum Theil anschlossen, zum Theil aber auch nicht, soviel die Rede sein müsse. Ich sprach überhaupt etwas viel, unter anderem über die allgemeine Lage der heutigen Politik, die Vereinigung der drei Kaiser, die aber nach meinem Dafürhalten nicht soweit gehen müsse, um eine Vereinigung zwischen Frankreich und England aus Gründen, wie sie Lord Derby vor kurzem entwickelt hat, hervorzurufen. Und bei der Vereinigung selbst dürfe man nicht außer Acht lassen, daß der deutsche Kaiser doch die Unterdrückung, welche die Deutschen in Lievland von den Russen und in Siebenbürgen von den mit Österreich verbündeten Ungarn erleiden, nicht ganz gleichmüthig mit ansehen könne. Ich erwähne das nur, weil Gespräche dieser Art zugleich veranlassen, die Dinge unter einem allgemeinen Horizont anzuschauen. Der Kronprinz zeigte sich einsichtsvoll und cordial.

Jedoch genug. Spät am Abend erschien auch Lepsius, von dem ich die besonderen Schwierigkeiten der Verlegung der Bibliothek erfuhr. Der Tag schloß mit einem Abschiedskuß meiner Tochter. So fortan! —

Graf Chambord.

24. August 1883. Tod des Grafen Chambord, Heinrichs V. Einen großen Augenblick hat der Prätendent in seinem Leben gehabt. Es war der, in welchem nach der Schlacht von Sedan keine anerkannte Regierung mehr bestand. Man könnte wohl sagen: wäre Heinrich V. damals in der Mitte einer Versammlung erschienen, welche eine starke Hinneigung zur Herstellung einer monarchischen Regierung gehabt hätte, so würde er Aussicht gehabt haben, den Thron zu besteigen. Er soll in Paris gewesen, aber durch den Anblick der Lokalitäten, die alle von dem Unglück seines Urgroßvaters ihren Namen empfangen hatten, erschreckt zurückgegangen sein. Es giebt zweierlei Arten von Muth: Muth zu Widerstand und Muth zu Unternehmungen. Nur den ersten hat Henry cinq gezeigt; er wollte die Tricolore nicht annehmen, unter keiner Bedingung, auch nicht der der Krone. Wenn

er den Entschluß nicht faßte, etwas Großes zu unternehmen, so rührt das wohl auch daher, daß er keine Nachkommen hatte. Hätte er das Königthum wiederhergestellt, so würde das doch nur zum Vortheil der lebensvollen Linie, die der seinen und der Dynastie zunächst stand, geschehen sein. Ihm fehlte nichts mehr, als ein lebenskräftiger Sohn an seiner Seite. So zog er sich zurück; der Enkel und rechtmäßige Erbe der großen Könige, vor denen Europa gezittert hatte, starb isolirt von aller Welt auf einem erkauften Landsitz. Er ist doch eigentlich an Hunger gestorben oder Atrophie. Nur seine Agonie und sein Tod beschäftigen die Aufmerksamkeit der Welt.

Was aber nun? Können Ansprüche, wie er sie machte, auf eben diese jüngere Linie, den Grafen von Paris übergehen? Sie würden ohne Wirkung bleiben, wenn nur die Republik Frankreich so organisirt wäre, daß sie bestehen könnte. Das aber muß man doch bezweifeln. Ich rede nicht von den Prinzipien, die einander ewig widerstreben, sondern von der aktuellen Lage der Dinge. Für diese aber ist der Streit, der soeben nicht allein durch die Zeitungen geht, sondern Eindruck in Europa macht, sehr bezeichnend. Die deutsche Regierung hat der französischen Vorstellungen über die unerträglichen und unerhörten Schmähungen gemacht, die in den französischen Blättern, besonders seit der Erscheinung des sogenannten Anti-Prussien, gehäuft und in den Straßen von Paris colportirt werden. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten hat darauf, so viel man hört, geantwortet: er könne das nicht verhindern, da die Presse nicht unter dem Ministerium, sondern unter der Municipalität stehe. Mag sich das so verhalten oder nicht, so ist doch die Thatsache unbestreitbar: die Regierung ist der Presse nicht mächtig. Wie kann aber eine Regierung, welche Frieden mit den Nachbarn zu behaupten die Aufgabe hat und zu haben erklärt, diese erfüllen, wenn sie die Aufwallungen nicht zu zügeln vermag, welche nach dem Kriege hintreiben? Nicht aber allein eine Sache des guten Willens ist das; es hat einen tieferen Grund. Die Republik könnte bestehen, wenn sie sich allein auf die Bourgeoisie gründete, wie Thiers es wollte. Aber sie hat die Partei, welche Thiers verbannte, wieder aufgenommen, und diese übt nun einen großen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten aus. Soviel man weiß, hat der Präsident mit den Socialisten bis auf einen gewissen Grad gemeinschaftliche Sache gemacht. Während Gambetta, der in die Amnestie gewilligt hatte, sie durch das Übergewicht seiner Partei niederhielt, ist der Präsident selbst mit einigen seiner Freunde in ein näheres Verhältniß zu ihnen getreten. Man bedarf ihrer

Stimmen und diese beherrschen die Municipalität. Das jetzige Ministerium kann sie nicht im Zaum halten. Eben diese nun agitiren die Population im Sinne der Revanche, des Krieges gegen Deutschland. Sie finden damit bei der öffentlichen Meinung die lebendigste Theilnahme. Sie sind es, durch welche der allgemeine Friede besonders bedroht wird. Die inneren und äußeren Angelegenheiten fallen zusammen. Die Socialisten, das sind doch die alten Jakobiner in moderner Gestalt, bedrohen zugleich die Ruhe von Frankreich und den Frieden von Europa. Die Regierung von Frankreich, wie sie jetzt beschaffen ist, unterliegt einem fremden Einfluß. Wäre nun eben dies nicht der Moment, wo der Graf von Paris, der jetzt keinen Legitimisten und keinen Bonapartisten zu fürchten hat, sich dieser unhaltbaren Lage der Republik entgegensetzen sollte? Ich erwarte das nicht. Eine Möglichkeit liegt dazu vor; aber immer unter einer Bedingung, die schwer zu erfüllen ist: er müßte der Revanche entgegenwirken. Und nicht, meine ich, aus Friedensliebe allein, sondern um den Radikalen und Socialisten den Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten im Innern und Äußern, den sie ausüben, abzuschneiden. Das könnte aber wieder nicht geschehen, ohne daß noch einmal ein Waffengang versucht würde. Dann könnte man auch von der anderen Seite Bedingungen eingehen, welche populären Beifall haben und den Frieden sichern würden. Vor allem muß die Gereiztheit der beiden großen Nationen, der Deutschen und Franzosen, aufhören.

Niederwalddenkmal, 28. September 1883.

Das den Erinnerungen an die Kriege von 1870 und 1871 gewidmete Denkmal, zu dem sechs Jahre früher der Grundstein gelegt worden war, ist vollendet und ward enthüllt. Graf Eulenburg sprach dabei in volltönenden Worten des Jubels die allgemeinen Gefühle aus. Man kann sich aber dabei doch nicht verhehlen, daß es etwas Gewagtes ist, so nahe der fremden Grenze ein Denkmal des Sieges aufzurichten, welches unfehlbar provociren muß. Der Kaiser sprach demüthiger, mit echtem religiösen Gefühl; er bezeichnet das Geschehene als ein Werk der Vorsehung, die Nation selbst als ihr Werkzeug und wiederholt die Worte, die sein Vater nach den Jahren 1813—15 ausgesprochen hatte. Ich denke: diese Auffassung ist auch, wohlverstanden, die wahrhaft historische. Denn nicht auf einen Kampf der

beiden Nationen kommt es an, von denen der Vorsehung die eine so lieb ist, als die andere, sondern auf den Gang der weltgeschichtlichen Begebenheiten überhaupt. Welches aber war eben dieser? Die für die eine unerträgliche Herrschaft der anderen, die französische Übermacht war zugleich die Übermacht über den Continent. Eine allgemeine Coalition gehörte dazu, um ihr ein Ende zu machen. Die Deutschen thaten doch nur ihre Pflicht, wenn sie sich vereinigten, was doch nur nach und nach geschah, dieser Herrschaft ein Ende zu machen. Der große Mann, der die Unterdrückung mit populären Ideen belebte, wurde verjagt; aber die Elemente, die er in Frankreich zurückließ, unaufhörlich mit einander ringend, bewirkten doch, daß er einen Nachfolger hatte, mehr als ein Menschenalter nach seinem Abgange. Und der nun nahm die Erinnerung an seinen Oheim auf. Er war nicht allein Fürst der Franzosen: als er den Kaisertitel annahm, machte ihm Kaiser Nicolaus die gegründete Erinnerung, daß dadurch die imperialistischen Ideen der Armee erweckt werden würden. Er antwortete, daß man sich darum nicht zu bekümmern habe. Aber, was vorauszusehen war, geschah. Es war nicht gerade die Wiederherstellung der alten imperialistischen Herrschaft, was man anstrebte. Aber wo die Waffen entscheiden, wer kann da für die Erfolge gut sagen? Napoleon III. kam in den Stand, zuerst Rußland anzugreifen, was wenigstens soviel bewirkte, daß Rußland die Autorität verlor, die es bisher behauptet hatte, und vor den Türken zurücktreten mußte. Dann wandten sich die Waffen gegen Österreich. Der Kaiser selbst erschien in Waffen und hatte den Triumph, Italien dem Hause Habsburg-Lothringen zu entreißen. Nach manchem Zwischenfall, in welchem Frankreich eine sehr eingreifende Rolle spielte, wandte er sein Augenmerk gegen Preußen — mit verdoppelter Feindseligkeit, da es eben in einem inneren Kriege der alten Coalition den Sieg über Österreich davongetragen hatte. Er wollte keinen Nebenbuhler in der obersten Gewalt dulden. Wer will da alle die Beweggründe aufzählen, die den feindlichen Zusammenstoß hervorgebracht haben? Wenn es dann aber geschah, so liegt am Tage, daß Preußen sich eine die äußere Politik betreffende, obwohl auf eine sehr eventuelle Vermuthung begründete Anmaßung über seine Entschlüsse nicht gefallen lassen konnte. Der Krieg mußte unternommen werden. Daß es damit glücklich ging, war auf der einen Seite durch die Vernachlässigung der imperatorischen Pflichten, auf der andern durch die innere Zunahme der Bewaffnung bedingt. Dadurch aber wurde nicht allein das Geschick von Preußen und Deutschland, sondern das der Welt

überhaupt erfüllt. Die schwächste Macht der Coalition gewann den Sieg über den Mann, der die stärkeren besiegt hatte. Es war sehr in der Ordnung, daß die Deutschen den vorkämpfenden König zu ihrem Kaiser erhoben. Dieser Erhebung dient das Denkmal. Aber die große Combination ist doch, daß die eigentliche Vollendung der Siege über den ersten Napoleon darin lag. Das Denkmal ist ebenso ein Denkmal der früheren Conflikte und Siege.

Ich meine nicht, daß der Kaiser diese Ideen hatte; aber seine Ansprache entspricht denselben. Sie bringt die erwünschte Mäßigung in den Jubelruf. —

Die alten Schüler, 6. April 1884.

Ich erinnere mich bei Anwesenheit der einst jungen, jetzt ergrauten Mitglieder, die an den historischen Übungen theilnahmen, der damals begonnenen Studien zur deutschen Geschichte. Eine lange Reihe der Jahrbücher des deutschen Reiches habe ich jetzt wieder durchgesehen; aber eine noch bei weitem größere Aussicht gewähren die auf allen anderen Seiten fortgeführten historisch-diplomatischen Studien. Was wir damals im Stillen begannen, wozu wir die Keime legten, das ist jetzt zum großen Baume geworden, unter dem die Vögel des Himmels nisten. Ich knüpfte bei meinen historischen Übungen an die älteren Studien an, die ich schon in Frankfurt getrieben hatte. Die alten Sammlungen verschiedener Art mit nicht vollständig korrekten Texten hatte ich schon damals durchzulesen begonnen. Noch weiter aber geht die Erinnerung zurück zu Stenzel, der Hauslehrer bei einem Prediger an der Nicolaikirche in Leipzig war, aber geschulter Historiker von Beruf. Bei ihm habe ich die erste Sammlung von Scriptores gesehen und auf seiner Stube ein Stück davon zu lesen begonnen, unter seiner Anweisung. Das setzte ich in Frankfurt fort, wo ich eine Arbeit über die alten Kaiser behufs meiner Lektionen versuchte. Seitdem waren die ersten Bände von Pertz erschienen. Sie reichten aber nur in die karolingische Zeit, nicht eigentlich in die der deutschen Geschichte. Wir mußten also die alten Editionen wieder hervorholen. Ich bin noch erstaunt über das Talent und die Applikation der jungen Leute, die sich um mich versammelten. Da waren: Giesebrecht, der mich heute besuchte, Köpke Wilmanns, und auch Waitz trat ein, dem ich damals gesagt habe —

denn diesen Eindruck machte er mir —: er sei bestimmt, der Muratori der deutschen Geschichte zu werden. Giesebrecht war poetisch angelegt; er verstand schon damals zu schreiben; Köpke sinnvoll, mit den Gaben eines Gelehrten; Dönniges unternehmend, voll von praktischen Intentionen. In diesem Kreise gedieh die Arbeit. Wir kamen auf das Chronicon Corbejense, dessen Unechtheit ich zuerst erkannte, ohne sie beweisen zu können. Die Mitglieder der Gesellschaft machten die Untersuchung, durch welche die Unechtheit nachgewiesen wurde. Waitz war damals nicht zugegen; er war nach Kopenhagen gegangen und sträubte sich, als er zurückkehrte, unsere These anzunehmen, überzeugte sich aber dann. Mit Hirsch, einem unserer fleißigsten Mitglieder, arbeitete er dann die Schrift aus, die uns alle überzeugte. Hirsch war der jüngste von allen, sehr wohl vorbereitet und eifrig. Da haben wir uns nun vereinigt, die Jahrbücher des sächsischen Hauses auszuarbeiten. Was mich dazu bestimmte, war zunächst das Beispiel von Raumer's Hohenstaufen und Stenzel's Salischen Kaisern. Auf einer Reise durch den Harz und einem Aufenthalt in Quedlinburg waren mir die Reliquien dieser Zeit zu Gesicht gekommen und hatten großen Eindruck auf mich gemacht. Es mochten mich wohl die ältesten Jugenderinnerungen an Kloster Memleben und das Unstrutthal, das wir bewohnten, bestimmen. Mit den beiden genannten Werken konnten wir nicht rivalisiren, da so viele und verschiedene Geister zusammenarbeiten sollten. Wir entschlossen uns zu partiellen Ausarbeitungen in Publikationen, für die jedoch keinerlei buchhändlerische Remunerationen zu erwarten waren. Meine Vorrede läßt die Stimmung erkennen, in der wir arbeiteten. Ich sollte sie in die Sämmtlichen Werke aufnehmen, wie sie war. Über diesen Anfängen hat nun der Segen des Himmels gewaltet. Die genannten Männer haben sich in der Welt Bahn gemacht; doch halten sie noch in alter Freundschaft zusammen — soviel ihrer noch leben — und mit mir. Es ist eine Art von Familienverbindung in der Literatur. Möge kein Mißhauch diese Freundschaft trüben!

Manteuffel's Tod, 17. Juni 1885 in Karlsbad.

Nimmermehr hätte ich gemeint, daß ich noch in den Fall kommen würde, eine Notiz dieser Art zu diktiren. Manteuffel war in den letzten Jahren nicht selten von einer krankhaften Schwäche heimgesucht,

aber er wußte dieselbe durch eine aufmerksame Schonung seiner Kräfte unschädlich zu machen; er flößte Vertrauen zu seiner Zukunft ein und hatte ein solches selbst. Wie die Katastrophe plötzlich ihn überfiel und fortriß, wird aus den verschiedenen Berichten doch nicht recht deutlich. Die Tochter, die dem Vater die Augen geschlossen hat, ist einfach der Meinung, Gott habe ihn zu sich berufen; sie hielt ihn also bis zu seinem Tod für wohlerhalten und findet ihren Trost nur in der religiösen Idee. Etwas näher wird man durch den Sekretär unterrichtet. Auch dieser weiß nichts von vorangegangenen Leiden; wenn angenommen werden könnte, daß der Tod des Prinzen Friedrich Karl Einfluß auf Manteuffel gehabt hätte, so stellt er das in Abrede. Den nächsten Anlaß des verhängnißvollen Unwohlseins sieht er in dem Besuch einer dem Andenken Friedrich Wilhelms III. gewidmeten, ziemlich steilen Anhöhe, die Manteuffel nicht einmal, wie früher, sondern zweimal hinangestiegen sei und zwar in drückender Hitze. Das Überspringen des Wetters von Kälte zu Hitze, von Hitze zu Kälte auszuhalten, war er nicht mehr stark genug. Seine Kräfte waren erschöpft; bei dem ersten Anfall der Krankheit fühlte er, daß er sterben werde. Da er einige Anordnungen für diesen Fall traf, namentlich, um seine Tochter nicht in Geldverlegenheiten gerathen zu lassen, hat ihm der Sekretär gesagt, er brauche daran nicht zu denken; er möge sich an seinen Freund Ranke erinnern, der um vieles älter sei. Aber, hat er gesagt, Ranke hat eine bessere Gesundheit, der kann noch lange leben; mit mir geht es zu Ende. Daß das eine feste Überzeugung bei ihm war, möchte ich nicht glauben; er würde sonst der religiösen Gesinnung gemäß, die ihm innewohnte, das Sakrament verlangt haben. Alles Nachtwachen in seiner Nähe hat er sich verbeten. Am Morgen stand er auf, um sich seine Hände zu waschen. Das Wasser ist warm, sagte er; hierbei brach er zusammen und war nicht mehr. Von einem Todeskampfe war nicht die Rede. Insofern mag der Tod als eine Heimberufung Gottes erscheinen; aber wenn man das annimmt, so ist es vollends unbegreiflich, denn welch eine Lücke wird durch seinen Tod gerissen! Er war in einem großen schwierigen Werk, der Pacifikation von Elsaß-Lothringen, begriffen, und es schien ihm damit zu gelingen. Das Werk selbst hat einen idealen Grund; es kam darauf an, die Provinz, die durch die Entscheidung der Waffen, also wie die Alten glaubten und die Neueren versichern, durch den Willen Gottes von Frankreich losgerissen, an Deutschland geknüpft worden war, unter dem Vorbehalt der Unterwerfung unter diese Entscheidung zu regieren. Sein Sinn war, alle Parteilichkeit

dabei zu vermeiden. Zwischen den beiden Reichen wollte er keine neuen Feindseligkeiten veranlassen; er wollte deutsch sein, ohne die Franzosen zu beleidigen. Jede Härte, die sich nicht auf das oberste Prinzip der Unterwerfung bezog, wollte er vermeiden. Er gerieth dadurch mit der bereits eingeführten Beamtenwelt, welche eine strenge Einengung des niedergeworfenen Elementes forderte, in einen gewissen Widerstreit. Ebenso wollte er von dem Zwiste der beiden Confessionen abstrahiren. Es war ihm genug, die augsburgische Confession zu beschützen; auf die Katholiken aber einen unzuträglichen Einfluß sich anzumaßen, war er weit entfernt. Er wollte ein Regiment der Gerechtigkeit aufrichten, frei von allen leidenschaftlichen, politischen und religiösen Voreingenommenheiten. Mancherlei Schwierigkeiten erwuchsen ihm von den beiden Seiten her, in deren Mitte er stand. Der Reichstag versagte, hauptsächlich doch infolge der Reibungen der Factionen, seine Beistimmung zu Maßregeln, die eine stärkere Befestigung der Militärmacht in der Provinz durch deren eigene Mitwirkung bezweckten; von der andern Seite wirkten die Zeitungen, an die man dort gewöhnt war, widerwärtig ein. Zwischen allen diesen Gegenwirkungen behauptete er eine freie Stellung; er meinte sie zugleich durch Fürsorge für die unleugbaren Interessen des Landes zu dominiren. Wir haben oft in Betracht gezogen, daß er mit alledem doch nicht zu seinem Ziele gelangen werde. Warum aber nicht? Es ist ja klar, daß sich das Elsaß solange nicht mit Deutschland vereinigen wird, als noch eine Möglichkeit besteht, daß Frankreich wieder einmal die militärische Oberhand davontragen werde; denn dann würden alle verloren sein, welche sich den Deutschen angeschlossen haben würden. Ein solcher Erfolg aber liegt in einem Umschwung der allgemeinen Combination, die doch niemand berechnen kann. Das Einzige ist, die Dinge zu nehmen, wie sie sind. Und da ist ein Verfahren, wie es Manteuffel einschlug, das einzige, das eingeschlagen werden kann. Es entspricht der Idee der Humanität, in der wir leben und weben. Eben scheint es ihm besser zu gelingen, als bisher, da ist er den menschlichen Dingen entrückt worden.

Unentbehrlich ist er in anderer Weise für seine Familie; immer anderen großen Beschäftigungen hingegeben, hat er für die Erhaltung und Vermehrung seines Vermögens keine Zeit behalten. Zuletzt lag ihm das sehr am Herzen; da ist er aber bei Verwendung einer ansehnlichen Summe, die ihm als öffentliche Belohnung zugewiesen wurde, in ein Kaufgeschäft gerathen, welches die schwersten Unzuträglichkeiten mit sich geführt hat. Er hielt es dennoch für seine Pflicht,

dabei auszuhalten, und hoffte noch alles zu einem guten Ende zu führen. Auch das schien ihm wohl zu gelingen; auch da aber hat ihn auf der Mitte seines Weges der Tod hinweggenommen.

Und was soll ich sagen von seinen Freunden, von mir selbst? Er hatte mehr Verständniß für meine Schriften, eine größere, geistige Sympathie, als mir sonst in der Welt zutheil geworden ist. Bei meinem weltgeschichtlichen Unternehmen glaubte ich, wenn es mir gelänge, es soweit zu führen, für den letzten Theil auf seine Theilnahme rechnen zu können; denn er hatte in den schwierigsten Verwickelungen mitgearbeitet und war mit einem vortrefflichen, sehr präcisen Gedächtniß begabt. Er hätte mir da unendlich nützlich werden können. Aber Gottes Wille war das auch nicht. Wie weit bin ich noch selbst von diesen Regionen entfernt! Schwerlich werde ich sie erreichen. Aber auch für den bisher zurückgelegten Weg war mir seine Theilnahme, sein Beifall von unschätzbarem Werth. —

Überreichung des Ehrenbürgerbriefs, 8. August 1885,

eines Briefs, der von drei Männern die Treppe heraufgetragen wurde, durch seine prachtvoll und sorgsam gearbeitete Außenseite mein Erstaunen erregte, und der dann, umrahmt von einer anmuthigen künstlerischen Ausstattung, viel Eindruck auf mich machte. Das Bild der Geschichte hat die Wage der Gerechtigkeit in der Hand; vor demselben erscheinen dann historische Heroen und Großwürdenträger der Welt in ihrer Pracht, von Cäsar bis auf Napoleon. Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, kann doch wohl nur heißen: sie in ihrem Wesen erkennen.

Der Oberbürgermeister v. Forkenbeck, ein hochgewachsener stattlicher Mann von einigen sechzig Jahren, den ich ja schon kannte, vollzog sein Geschäft mit Einsicht und Würde und verweilte dann beinahe zwei Stunden. Im Gespräch mit ihm gewann ich einen Einblick in den Gedankenkreis eines Mannes, der in der Abgeordnetenkammer, dann in hohen städtischen Ämtern geübt, jetzt einen Wirkungskreis hat inmitten der laufenden Ereignisse. Er hat eine lebendige Vorstellung von dem Verdienst des Königs, von welchem ich wohl sagte: er verstehe sein Metier, d. h. seine Würde und die Erfordernisse seines Amtes. Forkenbeck wußte viel zu erzählen, woraus sich das noch besonders ergab. Er verweilte bei dem ersten Empfang nach dem Attentat des Nobi-

ling: der König wandte sich eben zuerst an ihn als den Vorsteher der Stadt; er sprach sehr gut und fließend. Forkenbeck hat die Worte auf des Königs Wunsch niedergeschrieben und ihm dann wieder vorgelegt. Der König bemerkte eine kleine Veränderung; nämlich wo er gesagt hatte, „mit Schule und Unterricht sei es schlecht bestellt", hatte Forkenbeck geschrieben „nicht gut" oder so etwas, wovon dann der König gesagt habe: „Forkenbeck hat mich verbessert". In mannigfachem Verkehr hat Forkenbeck mit dem Fürsten Bismarck gestanden, der bei ihm fast noch mehr eigensinnig, in dem Moment befangen erschien, als einfach stolz auf seinem Weg daherschreitend. Die Abwechselung des Regimentes erschien in der Färbung persönlicher Stimmung.

Forkenbeck spricht sehr rasch; ich könnte den Inhalt seiner Mittheilungen nicht wiederholen. Im Gedächtniß geblieben sind mir etwa folgende Momente. Die Bauern wünschen vor allem etwas für sich selbst zu sein; sie verwerfen die meisten Eingriffe der Regierung; dem Adel sind sie noch immer innerlich entgegengesetzt. Die Bürgerschaft von Berlin ist regsam und fleißig. Forkenbeck bemerkt den Unterschied zwischen der großen Mehrzahl, die unter 1000 Mark Einkommen hat, und den besser Situirten; auf die letzteren wünscht er die Last der Miethsteuer zu wälzen, um die ersteren zu erleichtern; aber er hat sich selbst die Schwierigkeiten nicht verhehlt, die das im inneren Getriebe veranlassen würde. Die städtische Gesetzgebung erfordert auch die Umsicht des Steuermannes; man muß die Maßregel nach der jedesmaligen Lage abwägen. Die Gesetzgebung des Staates tritt dabei natürlich zurück. Der Gesichtspunkt concentrirt sich in dem städtischen Bedürfniß. In einem Punkte sieht er schwarz. Es ist der Gegensatz der Arbeitgeber und der arbeitenden Klasse. Der Strike der Maurer, der sich in heftigem Haß kundgiebt, bedeutet nicht viel Gutes. Das Unterrichtswesen der Hauptstadt ist überaus umfassend und kostspielig. Würde man aber die Stadt fragen, ob sie desselben entledigt zu sein wünsche, so würde die Antwort verneinend ausfallen. Die Bürger fühlen sich selbständig und wollen es bleiben. Forkenbeck erwähnt die Schwierigkeiten, welche er in den Berathungen des Magistrates findet. Die besoldeten Mitglieder sind in der Opposition nicht nachgiebiger, als die unbesoldeten; er muß oft mit seinem Hammer eingreifen; aber zuletzt, meint er, lasse sich doch alles durchführen, wenn man nur nicht das Selbstgefühl verletze: sie nehmen das, was ihnen vorgeschlagen ist, besonders dann an, wenn sie glauben dürfen, daß der Gedanke von ihnen selbst herrühre. Man

sieht wohl: der Herr Oberbürgermeister denkt nicht gering von seiner Stellung. Auf meine Frage, wie sich die Ergebenheit der Bürger gegen die Dynastie verhalte, versicherte er: der Dynastie hänge man unbedingt und ungetheilt an; selbst die sociale Absonderung neuerer Zeit mache darin keinen Unterschied. Auf meine Frage, ob nicht der eigenthümliche preußische Ehrgeiz die Bürgerschaft besonders belebe, ging er nicht weiter ein; ebenso nahm er meine, selbst von Monsieur Thiers getheilte Ansicht, daß der niedere Adel unentbehrlich sei, weil er die Pepinière der Armee bilde, nur eben an, ohne das eine oder das andere zu bestreiten. Sein Geist war eben mit den städtischen Angelegenheiten vollkommen in sich selbst beschäftigt. Mehrere hundert verschiedene Sachen kommen ihm Tag für Tag vor. Er hält sich aber nur dann für gesund, wenn er abends noch einige Zeit für die Lektüre verwenden kann, ohne durch die Geschäfte gestört zu werden. Mir war das Gespräch deshalb von großem Interesse, weil mir dieser Gedankenkreis so lebendig noch nicht entgegengetreten war: er reicht bis in die allgemeinsten Angelegenheiten. Ich begreife, daß ein Mann in dieser Stellung an der Reichsverwaltung hauptsächlich tadelt, daß der Kaiser kein Veto besitze. —

Und nun zurück zu dem Kaiserthum Ottos III., mit dessen Ende ich eben beschäftigt war, als der Herr Oberbürgermeister kam! 9. August.

Gebet aus den achtziger Jahren.

Wer ist die Kraft,
Die Leben in mir schafft?
Wer giebt Erkenntniß
Und Verständniß?
Wer bewahrt die Seele,
Daß sie nicht fehle?
Allgewaltiger,
Einer und Dreifaltiger,
Du hast mich aus dem Nichts gerufen,
Hier liege ich vor Deines Thrones Stufen!

IV.

Verschiedenes,

zugleich als Nachlese.

1. Erwiderung auf Heinrich Leo's Angriff[1]).

(Frühling 1828.)

In den Ergänzungsblättern der Jenaer Lit. Zeit. 1828. Nr. 17 und 18 hat ein Pseudonymus von meinem Buche: „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535" sehr viel Böses gesagt; er hat über meine Forschung, Darstellung und Gesinnung in einem gleich wegwerfenden Tone geredet. Zwar ist es hart, von sich selber sprechen zu müssen. Jedoch den Freunden, die mich ihres Umgangs würdigen, dem Publicum, das meine Schriften liest, bin ich schuldig, mich zu rechtfertigen. Es geschehe so kurz wie möglich.

I. Ich beginne mit der Forschung, der Grundlage meiner historischen Arbeiten. Mein Widersacher wirft mir untreue Benutzung meiner Quellen vor. Er sagt mit Recht, daß das gegen alle Grundsätze laufe, die ich selbst ausgesprochen; und gewiß, dies verschuldet zu haben würde ich mir niemals verzeihen. Wohlan denn, wir wollen sehen, ob es geschehen ist.

Mein Gegner beschuldigt mich, zu den Nachrichten in Pirkheimer's bellum Helveticum poetische Zusätze gemacht zu haben. Man betrachte, wie die Sache liegt. Nach Darstellung der beiden entscheidenden Tage von Constanz und Dorneck, die im Schweizerkriege von 1499 den Ausschlag wider Maximilian gaben, habe ich weiter erzählt: (S. 149) „Maximilians Hoffnungen waren zu Ende.

1) Gedruckt in der Hallischen Literaturzeitung 1828, Mai; Nr. 131 S. 193—199. — Vgl. o. S. 200, 205, 207.

Anfangs verschloß er sich in seinem Hof zu Lindau und ließ die Fürsten an den Pforten warten, aber bald hatte er sich gefaßt. Am Abend speiste er öffentlich, dann sah er von den Fenstern nach den Sternen und redete von ihrer Natur. Er ward zum Frieden geneigt. Er nahm Galeazzos Vermittelung und einen Tag zu Schaffhausen an". Mein Gegner behauptet, daß er bei Pirkheimer nicht alles finde, was ich sage. „Daß Maximilians Hoffnungen zu Ende waren", schreibt er, „und die Fürsten an der Pforte warteten, sind fürs erste poetische Zusätze des Vfs." Wie? Ein poetischer Zusatz wäre, daß Maximilians Hoffnungen zu Ende waren? Was hatte er noch zu hoffen? Seine Schlachten waren verloren, seine Pläne gescheitert, und er sah sich genöthigt auf den Frieden zu denken. Und ferner hätte ich fingirt, daß die Fürsten an der Pforte warten müssen? Freilich in den Zeilen Pirkheimer's, welche dem Recensenten abdrucken zu lassen gefallen hat, steht es nicht. Aber hätte der Mann, der mich der Leichtfertigkeit anklagt, nur ein wenig zurücklesen wollen, so würde er bald die Worte gefunden haben: orto sole (es ist derselbe Tag) ad Caesaris accessi aulam, verum secretiorem aedium partem ubi Caesar ipse degebat clausam inveni: Magnates autem cuncti foribus oberrabant mussitantes ac capita sermonis gratia conferentes. Darauf bezieht sich in der Stelle, die der Recensent anführt, clausa, ut dictum est, regia. Hätte derselbe doch, statt ut dictum est — ich weiß nicht, ob darum, weil er glaubte, es bedeute nur ein Gerücht — gespreizt drucken zu lassen, um andere darauf aufmerksam zu machen, selber darauf gemerkt und ein wenig rückwärts geschaut. Er klage nicht, daß er das in seiner Ausgabe von 1610 nicht finde. Er schlage in derselben S. 87 nach, eine Seite vor dem, was er abgeschrieben, und auf der 14. und 15. Zeile wird ers auf mein Wort entdecken. Habe ich nun auch nur diesen kleinen Umstand fingirt? Mit nichten. Er ist so gut bewährt wie das wichtigste historische Factum. Aber gleichsam triumphirend ergießt sich der Recensent hierauf in Schmähungen gegen Maximilian und Pirkheimer, die zwar zu den ersten Männern der Nation, aber freilich auch zu jenen guten Leuten gehören, welche mein Widersacher haßt.

Noch trefflicher aber kommen die Thaten dieses Recensenten. Wenn ich S. 144 von der Schweizerschlacht am Schwaderloch erzähle: „Und wie erst Burkhard von Randeck gefallen, wie sich Wolf von Fürstenberg in die Flucht geworfen, verließen die Landsknechte beides, Büchsen und Beute, und flohen nach den Brücken der Stadt, nach den Schiffen im See", so citire ich eine Stelle Pirkheimer's, die ich,

obwohl vielleicht nicht mit vollem Recht, jedoch deshalb benutzte, weil sie durch andere bestätigt war und besonders anschaulich bezeichnete, wie erst die Fuhrleute, dann die Landsknechte sich davon gemacht und die mit Beute beladenen Büchsen im Stich gelassen. Hier erhebt sich mein Gegner und klagt, daß er im Pirkheimer von B. von Randeck, von W. v. Fürstenberg, von den Brücken der Stadt und den Schiffen im See nichts finden könne. Gleich als sagte ich, das stehe darin. Ganz im Gegentheil. In meiner Beilage zur Kritik, Abschnitt: Pirkheimer S. 136, habe ich ausdrücklich erklärt, daß ich die übrige Erzählung desselben von der Schlacht am Schwaderloch für falsch halte. So heißt es daselbst: „Gehen wir auf die Wahrheit, so finden wir die schweizerischen Berichte in den wesentlichsten Dingen mit Pirkheimer in Widerspruch. — — Bei der Schlacht am Schwaderloch schreibt er von den Schwaben: nemo retrospexit, priusquam Constantiam venissent; tametsi nec ibi fuga stetit; quidam enim ob timorem vehementem in lacum se immersere, gleich als wären sie durch die Stadt nach dem See geflohen, und dies wäre dann eine gute Flucht. In der That aber trennten sie sich und einige flohen nach der Stadt, andere nach den Schiffen im See." So habe ich Pirkheimer's Darstellung ausdrücklich verworfen und den Glutz zugleich stillschweigend zu berichtigen gesucht. Jene Stelle aber führte ich darum an, weil ich nicht verheimlichen wollte, daß ich doch etwas aus Pirkheimer genommen. Übrigens folgte ich den hier besser unterrichteten Chronisten der Schweizer, die ich auch auf allen Blättern und Seiten angeführt habe[1]). Ist es nun wohl erhört, daß man angeklagt wird, heimlich von einer Stelle abgewichen zu sein, die man mit ausdrücklichen Gründen verworfen hat? Ist dies Perfidie, Verleumdung, wahre Bosheit, oder was ist es?

Nicht anders aber verhält es sich mit dem übrigen, was dieser

1) Da ich einmal davon rede, so sei für die, welche sich der Citate in meinem Buche bedienen wollen, angemerkt, daß dieselben gleichsam solidarisch für einander verpflichtet sind. Um ihren Haufen nicht noch mehr anzuschwellen, gleich als wollte ich mit ihnen prunken, habe ich nicht bei jedem Satz die kaum erwähnten wiederholen, oder die sofort zu erwähnenden vorausnehmen wollen, jedoch dafür gesorgt, daß jedes Citat immer zu dem Satz käme, für den es am wichtigsten war; jedesmal natürlich mit dem Vorbehalt, daß auch die aus den umstehenden Citaten für denselben hervorgehenden Beweise nicht ausgeschlossen wären. Ich citire für die, welche finden wollen, aber nicht für solche, die da suchen, um nicht zu finden. Bei einer Tasse Kaffee, mit einem einzigen der citirten Autoren in der Hand, läßt sich übrigens dies Buch nicht prüfen.

mein Feind wider mich aufbringt. Gegen meine Worte von Cesar Borgia: „seine Vertrauten sagten: man hat uns mit dem Dolch verwundet und will uns mit Worten heilen. Kinder müssen über solche Capitulationen lachen“, (S. 205) führt er an, daß in dem von mir zunächst citirten Schreiben Macchiavell's doch nur davon die Rede sei, daß ein primo uomo des Borgia gesagt habe: questo traditore ci ha data una costellata et ora crede guarirla con parole; aber nicht von mehreren Vertrauten, noch von einem vagen „man“, noch endlich von den Worten: „Kinder müssen über solche Capitulationen lachen.“ Er ruft über mich aus: „auch Zusätze erlaubte sich Herr R.“ Hiemit verhält es sich so. Jene Stelle habe ich hier angeführt, weil sie für nichts bewies, als für diesen Satz. Hätte aber mein Recensent auch andere Stellen, die ich bei diesen Ereignissen citire, nachgeschlagen, so würde er höchst wahrscheinlich, ganz in deren Nähe, entdeckt haben, daß Messer Agapito, auch ein Vertrauter Cesars, von den nämlichen Capitulationen zu Macchiavelli gesagt hat: ma di tali capitoli infino alli putti se ne debbono ridere. Heißt das nun: Kinder müssen über solche Capitulationen lachen, oder nicht? Ich fand für die gedrängte Darstellung, die ich beabsichtigte, nothwendig, beide Äußerungen zu vereinigen. Dann mußte aus Messer Agapito und dem primo uomo, die ich nicht für identisch zu halten wagte, ein Paar von Vertrauten werden; Schimpfworte aber, wie questo traditore, konnte ich unmöglich beiden Schuld geben und mochte ich ohnehin nach mehr als drei Jahrhunderten nicht wiederholen. Es war genug, die Gesinnung dieser Umgebung Cesars in ihren figürlichen Ausdrücken zu schildern. Wo ist aber der mindeste Zusatz? Das einzige, worüber man vielleicht mit einigem Schein klagen könnte, wäre eine allzu große Sparsamkeit in den Citaten. Man sehe jedoch ihre Menge an (keines, hoffe ich, ist überflüssig) und man wird billig sein. Oder soll man die Citate selbst für angebliche Historiker anrichten wie Brei für die Kinder? Soll man in den Noten mit beschwerlicher Breite ausführen, warum man dies so, jenes anders gemacht? Soll man dem gesunden Verstand der Leser gar nichts überlassen und nur wider den bösen Willen eines Recensenten sich tausendfältig verpanzern?

Ich glaube meine Unschuld deutlich dargethan zu haben. Ich habe vor der Würde unserer Wissenschaft zu viel Ehrfurcht, als daß ich hier öffentlich disceptiren sollte, ob ich mit Recht von einem San Marco gesagt habe, er sei aufgestellt worden, statt ausgestellt, oder ob es mir wirklich begegnet ist, eine Mauleselin mit einem Pferd zu

verwechseln, und was dergleichen Armseligkeiten mehr sind, über welche mein Recensent wider mich zu Felde zieht. Über Macchiavell sprechen wir wohl ein andermal weiter. Für jetzt sei nur wiederholt, daß ich von meinem Grundsatz: „gründliche Erforschung des Einzelnen" wissentlich nirgend um ein Haar breit abgewichen bin, noch jemals abzuweichen gedenke. Nur verbinde man mit dem Ausdruck: nackte Wahrheit, nicht den albernen Begriff eines anatomischen Präparirens und Copirens, wider welchen mein Widersacher nun Jahrelang in die Lüfte ficht. Ich habe ihn nie gehabt. In der Kritik der Historiker habe ich nur geforscht, wo Originalität, eigene Anschauung, Fülle des Lebens sei, und habe mich nicht wollen belügen lassen. Das ist alles.

II. Darstellung. Man wird nicht erwarten, weder daß ich meine Darstellung im Ganzen vertheidige, — ich habe sie immer selbst für mangelhaft erklärt — noch auch, daß ich auf die kleinmeisterischen und gehässigen Wortklaubereien des Recensenten eingehe. Jedoch damit niemand glaube, ich wisse nicht Rechenschaft zu geben, sei auch von mir diejenige Stelle herausgehoben, die dieser Feind und böse Schulmeister als ein Vorbild, wie historische Darstellung nicht sein solle, mittheilt, und ich muß mich schon entschließen, sie zu commentiren, da ein so erleuchteter Philosoph, wie unser Mann, nicht fähig gewesen ist, sie zu verstehen. Sie lautet S. 48 wie folgt. „Zu dieser Zeit hörte und redete man zuerst von Spanien, aus zwei uneinigen und ohnmächtigen Herrschaften Castilien und Aragon einem einzigen und mächtigen Reich. Von Castilien hat die Handschrift Alonso de Palenzia's aufbehalten, daß durch Heinrich von Trastamar ein Gesetz bestand: weder ein Engländer solle nach Castilien, noch ein Castilianer nach England dürfen, ohne die Erlaubniß des Königs von Frankreich, und einen so schimpflichen Vertrag hielten diese schwachen Könige. Johann I. traute selbst in der Schlacht mehr auf die Franzosen, als auf seine Castilianer; der Zweite schien vielen von seinem Günstling, Alvar de Luna, fast bezaubert; die Portugiesen Pacheco und Giron, welche Alvar'n gestürzt, beherrschten Heinrich IV. Heinrich nun, zwar ein Jäger und Feind von Bädern und Wein, aber durch frühe Lüste um den edlen Zorn und die Manneskraft gebracht, wandte sich kaum einmal von ihnen ab, nicht um frei zu sein, sondern zu einem anderen Günstlinge, so empörten sie, empörte sich der ganze Adel: „Joana, seine Tochter, sei unecht." Sie setzten ihm seinen Bruder entgegen, doch starb dieser; seine Schwester Isabella, doch wollte sie nicht Königin heißen und war zufrieden, daß man ihr

die Nachfolge zusicherte." — Hier findet unser Kritikus nichts, als „eine trockene Aufzählung des Personals der Herrscher und eine Zugabe von allerhand unzusammenhängenden Notizen". Er sieht nichts als die Erwähnung „von allerhand Curiositäten, von einem alten Gesetz in einer alten Handschrift, von Günstlingen oder Portugiesen, von Jagdliebhaberei und Abneigung gegen Bäder und Wein da, wo ich die Gründung Spaniens zu erzählen verspreche." Man erweise mir die Gerechtigkeit und lese meine Stelle noch einmal. Nachdem ich in dem ersten Satz angegeben, daß aus zwei ohnmächtigen Reichen Ein mächtiges ward, mußte ich zunächst den Zustand der Ohnmacht schildern, und meine Randanmerkung: Castilien in Verwirrung, zeigt, daß dies zuerst von Castilien geschehen soll. In dem zweiten Satz versuchte ich darzuthun, daß dies Land durch Heinrich von Trastamar ganz von Frankreich abhängig geworden war. Ich fand hiefür keinen schlagenderen Beweis, als das Gesetz, dessen ich gedenke, welches Castilien nach dem Willen französischer Könige für England schloß und öffnete. In dem dritten Satz bemühte ich mich zu zeigen, daß dieser Zustand der Nullität gegen das Ausland dauernd war; darnach, daß sich ihm eine schlechte innere Verwaltung unter der Alleinherrschaft eines Günstlings zugesellte; endlich, daß Cabale und Erhebung anderer Günstlinge den Thron Heinrichs IV. unsicher machten. Die unglückliche Entwickelung dieser Lage der Dinge unter Heinrich IV., der bei anscheinender Rüstigkeit doch an innerer Schlaffheit und moralischer Schwäche zu sehr litt, als daß er hätte widerstehen können, sollte mein vierter Satz andeuten: die Günstlinge hatten den ganzen Adel sich so unterthänig gemacht, daß die erste Ungnade des Königs gegen sie einen Abfall des Landes zur Folge hatte. Wie nun, nachdem des Königs Tochter für unecht erklärt worden, sein Bruder sich wider ihn gebrauchen ließ, aber in der trostlosen Verwirrung des Landes als einzige Hoffnung die Tugend und Selbständigkeit seiner Schwester Isabella hervorleuchtete, von der darnach die Gründung Spaniens vornehmlich ausging, suchte ich in den letzten Zeilen zu bezeichnen. Es ist wahr, ich habe mich vielleicht allzukurz ausgedrückt; doch wenn mein Gegner ausruft: kann es etwas confuseres geben! so frage ich, wo ist die Confusion? In meiner Darstellung oder in seiner Auffassung?

Diese Stelle gehört zu den Versuchen, die ich gemacht habe, das Allgemeine unmittelbar und ohne langen Umschweif durch das Besondere darzustellen. Ich habe mich hier keinem J. Müller und keinem Alten, sondern der Erscheinung selbst anzunähern gesucht, als

welche eben so hervortritt, äußerlich nur Besonderheit, innerlich — und so verstehe ich Leibnitz — ein Allgemeines, Bedeutung, Geist. Wie könnte bei einem solchen Bemühen viel Räsonnement statthaben? In und mit dem Ereigniß habe ich den Gang und Geist desselben darzustellen gesucht und jenem seine bezeichnenden Züge abzugewinnen mich angestrengt. Überzeugt, daß dies das wesentlichste Moment in dem poetischen und künstlerischen Ausdruck sei, hielt ich für erlaubt, auch in der Historie einen solchen Versuch zu machen. Wohl weiß ich, wie wenig vollkommen mir derselbe gelungen ist; doch schelten soll mich der nicht, der nur die allgemeinen Formeln der Schule fortsetzend denken kann: ich table auch ihn nicht. Wir gehen ganz verschiedene Wege.

III. Und so komme ich von selbst auf die Mängel meiner philosophischen Bildung und Gesinnung, die mir mein Widersacher so hämisch vorrückt. Ich sage nichts, als daß ich ihm die Fähigkeit, über mich zu urtheilen, absprechе und daß ich erst will verstanden sein, ehe denn gerichtet. Nie habe ich von einem Gott geredet, der zuweilen seine Hand aufhebe, wohl aber davon, daß ich nur zuweilen von seiner Leitung handeln werde, weil ich sie nur zuweilen deutlich erkenne. Nicht aus der Luft gegriffen habe ich meinen Satz: „In dem entscheidenden Augenblick tritt allemal ein, was wir Zufall oder Geschick nennen und was Gottes Finger ist": sondern es schwebte mir zuerst die Behauptung einer uralten Theologie und Tragödie vor, welche alles dem Fatum unterwarf; sodann die Überzeugung späterer Denker und Weisen, wie sie in der Historie Xenophon's ausgesprochen wird, daß sich in wichtigen Entscheidungen die unmittelbare Einwirkung der Gottheit erblicken lasse; endlich die Meinung der Materialisten, daß alles Zufall sei. Und ich entschied mich, nach meiner Einsicht, für die mittlere Meinung. Doch habe ich auf die der Menschennatur eingeflanzten und anheimgegebenen Principien in anderen Stellen vielleicht zu sehr Rücksicht genommen. Jenem kurzen Satz wirft mein Gegner ein: „ein entscheidender Augenblick sei doch nur dadurch entscheidend, daß darin etwas Entscheidendes vorgehe", und dieser Unterscheidung des Continens und des Contentum stimme ich allerdings bei; wenn er aber auf der Stelle fortfährt: „folglich ist das Geschick und der entscheidende Augenblick und Gottes Finger eins und dasselbe" u. s. w., so bekenne ich, daß ich keine Logik weiß, welche mir zu solchen Folgerungen verhelfen sollte. Die Zeit, in der sich etwas zuträgt, halte ich für unterschieden im Begriffe von der Begebenheit, die in derselben eintritt; wie Vorsehung und Schicksal identische Begriffe seien,

kann ich nicht einsehen. Dieser mein Feind aber stürmt fort und klagt mich irriger Religionsmeinungen, ja fast der Ketzerei an. Auf seine Insinuationen zu antworten, sowie auf lügenhafte Ausstreuungen, die man in ihrem Gefolg verbreitet hat, halte ich noch nicht für nothwendig; für unzulässig aber, Literaturzeitungen zu Inquisitionstribunalen zn machen.

Noch vieles andere hätte ich zu sagen: Rechtfertigung und Anklage, jedoch vornehmlich Anklage meines Gegners und des literarischen Unwesens, aus welchem auch dieser Angriff hervorgegangen ist. Jedoch es unterbleibe nur. Sind Calumnien, wie ich sie hier nachgewiesen, im Interesse der deutschen Literatur und Gelehrsamkeit, so sei es darum. Wo aber nicht, so rede auch ein anderer ein Wort und den Thäter treffe, was er verdient.

2. Gutachten über die politischen Testamente Friedrichs des Großen.

(Ende 1843.)

Ew. Excellenzen [1]) haben mir die beiden Testaments politiques des Königs Friedrich des Zweiten — von denen ich das eine anbei gehorsamst wieder einsende, während das andre von Herrn Alexander von Humboldt Excellenz zurückgegeben sein wird — mit dankbar zu erkennendem Vertrauen mitgetheilt und mich zu einer gutachtlichen Äußerung darüber aufgefordert, ob dieselben vollständig oder doch zum Theil in die Gesammtausgabe der literarischen Werke des großen Königs, welche jetzt vorbereitet wird, aufzunehmen sein möchten oder nicht. Es sei mir erlaubt, nach einer zu Friedrichs II. Zeit üblichen Sitte das Für und Wider kürzlich einander gegenüberzustellen.

Dafür würde vor allem der innere Werth der beiden Schriften sprechen. Es sind historische Documente vom ersten Range, mit denen sich Anweisungen, wie sie etwa von Kaiser Karl V. oder König Ludwig XIV. für ihre Nachfolger aufgezeichnet worden sind, weder an eingehend belehrendem Inhalt, noch an Umfassung, noch besonders an Wahrhaftigkeit vergleichen lassen. Das ganze innere Getriebe des damaligen preußischen Staates wird darin vor die Augen gelegt: seine Kräfte

1) Die Minister Eichhorn, Savigny und Bülow hatten am 14. November 1843 auf Befehl des Königs Ranke (wie gleichzeitig Al. v. Humboldt) zu obstehendem Gutachten aufgefordert. Ihre eigene Erwägung lief, wie schon im Jahre zuvor die der Minister Wittgenstein, Maltzan und Stolberg, auf das nämliche Ergebniß hinaus, zu welchem auch Ranke gelangt ist.

und seine Mängel, die Eigenthümlichkeiten seiner Provinzen und die Gesichtspunkte der allgemeinen Administration; man sieht den Punkt der Machtentwickelung, auf welchen der Staat gekommen, das Ziel, zu dem er geführt werden soll. In der Mitte des Ganzen erscheint der Fürst, der alles bis ins Einzelnste kennt, in seiner Hand hat und nach seinen Begriffen leitet, die zugleich auf innere Wohlfahrt und äußere Macht zielen. Es ist der König Connetable, wie er sich nennt, der sich in jedem Augenblicke zum Kriege rüstet und hauptsächlich zu diesem Behufe den Frieden pflegt. Von seinen Absichten spricht er mit einer Aufrichtigkeit, die nichts verhehlt, von seinen Mitteln mit einer Wissenschaft, die ihren Gegenstand vollkommen besitzt: leicht fließen ihm die Worte, wie im vertraulichen Gespräch.

Es versteht sich, wie es denn auch gar nicht anders erwartet werden kann, daß es der Geist des 18. Jahrhunderts in seiner ausschließend auf die sichtbare Welt gerichteten, alles was ihm nicht gleichartig verwerfenden Thätigkeit ist, der sich hier darstellt. Die Persönlichkeit des gewaltigen Herrschers, durch stolze Pflichterfüllung, bewunderungswürdige Gaben und Erfolge über alles erhaben, was die Zeit sonst auf dem Gebiet der Politik hervorbrachte, ist doch wieder von dem geistigen Horizont befangen, der das Jahrhundert umgiebt. Von den großen Umwandlungen, die unmittelbar nach seinem Tode die europäische Welt erschüttern sollten, zeigt er — wenigstens hier — keine Vorahnung. Die Lehren, die er giebt, sind für den Standpunkt materieller Machtentwickelung, auf welchem er sich befindet, von unschätzbarem Werthe; diejenigen Fragen aber, die uns heutzutage am meisten beschäftigen, berührt er nicht: eine höchst bewunderungswürdige, großartige Erscheinung, die sich aber in sich selbst historisch abschließt.

Würde es rathsam gefunden, die beiden Testaments politiques zu publiciren, so müßte dies nach meinem Dafürhalten vollständig, ohne alle Auslassung geschehen. Friedrich sagt öfter, seine Politik sei so durchdacht, so in sich selbst zusammenhängend, wie irgend ein philosophisches System das sein könne. Wenn man diese Schriften liest, so macht in der That die Idee des Zusammenwirkens aller Kräfte zu einem bestimmten Zweck den größten Eindruck. Würde man sich Weglassungen erlauben, so würde man die Einheit des Gedankens zerstören. Von den Betrachtungen über die auswärtige Politik dürfte man vielleicht am wenigsten etwas auslassen, da sie die Gesichtspunkte angeben und begründen, von welchen die innere Ver-

waltung beherrscht wird. Friedrich vergleicht einmal Administration, Militär und Politik mit den Rossen vor dem Wagen auf der olympischen Rennbahn, die gleich angestrengt den Wagenlenker zum Siege führen.

Auch könnte wohl nicht nur das eine oder das andere, sondern sie müßten beide gedruckt werden. So wahr es auch ist, daß das zweite oft nür als eine neue Ausgabe des ersten erscheint, so ist doch auch ein großer Unterschied zu bemerken. Das Testament vom Jahre 1752 ist jugendlicher, frischer, noch aus den Zeiten, wo dem König alles möglich schien. Das zweite, vom Jahr 1768, ist reifer, ruhiger, das Produkt der Zeiten nach dem großen Kampfe des siebenjährigen Krieges, wo ein unermeßlicher Widerstand hervorgetreten und nur unter den schwersten Gefahren bestanden worden war. Jenes enthält den Keim und so zu sagen den vollen Anlauf der Gedanken; dieses die Ausführung und zuweilen auch die Beschränkung; beide zusammen geben eine Ansicht von der in dem König selbst eingetretenen Veränderung. Es ist schade, daß sich kein drittes aus den letzten Jahren der Regierung findet.

Gewiß wäre hiernach die öffentliche Mittheilung dieser Schriften eine wesentliche Bereicherung der historischen und politischen Literatur. Dennoch denke ich, daß niemand, dem das Glück zutheil wurde, sie zu lesen, es wagen wird, ihre Veröffentlichung schlechthin zu bevorworten: so vieles giebt der erste Blick an die Hand, was dagegen spricht.

Wäre man gewohnt, historische Erscheinungen als solche zu betrachten, die Vergangenheit anzusehen, wie sie war und nicht anders sein konnte in ihren Vorzügen und Mängeln, so würde nichts zu erinnern sein. Aber viel zu wenig befestigt sind noch die öffentlichen Überzeugungen; man ist in der Regel viel zu begierig, einmal gefaßte, einseitige Ansichten um jeden Preis zu vertheidigen, als daß die merkwürdigen und oft schneidenden Äußerungen, die hier vorkommen, nicht sofort in die Streitigkeiten des heutigen Tages gezogen werden sollten. Ich brauche nicht auszuführen, wie die Erklärungen des Königs über Religion und Priesterthum, über das Recht Verträge zu halten oder zu brechen, z. B. auch über die Bestimmung der Gesandten in dem Kapitel des qualités des négociateurs, und so viele andre ausgelegt werden würden. Was dem Geiste des 18. Jahrhunderts an Übertreibung und Mißverständniß eigen ist, würde man hervorheben, das Übrige dahingestellt sein lassen.

Auch ist gar keine Frage, daß die auswärtigen Mächte nicht geringen Anstoß nehmen würden[1]). . . . . Anderes würde bei den nächsten deutschen Nachbarn . . . . . einen Eindruck hervorbringen, der nicht so leicht zu verwinden sein möchte. Die Entwürfe und Hoffnungen, die aus der damaligen Lage des Landes und der Welt hervorgingen, würde man für die fortdauernde Tendenz der preußischen Politik zu halten versucht sein, gegenwärtige und künftige Schritte danach beurtheilen. Denn so weit liegen die Zeiten nicht auseinander, daß sie nicht auch vieles gemein hätten, oder wenigstens auf einander bezogen werden könnten.

Das wichtigste aber ist vielleicht folgendes. Man darf zweifeln, ob selbst König Friedrich II. sich so unumwunden geäußert haben würde, hätte er voraussehen können, daß seine Worte einmal gedruckt werden würden. Allerdings wendet er sich oft an die Nachkommenschaft; aber er meint damit nur die Nachkommen des eigenen Hauses, seine königlichen Nachfolger. Diese sind es allein, für die er schreibt, denen er seine Rathschläge ertheilt. Die Testamente sind als Briefe zu betrachten, an die folgenden Könige von Preußen gerichtet und ausschließend für diese bestimmt: ich weiß nicht, ob es dem Sinne des königlichen Verfassers entsprechen würde, wenn man die ganze Welt in sein Vertrauen zöge.

So erwünscht es also aus den zuerst angeführten Gründen auch wäre, die beiden politischen Testamente gedruckt zu sehen, so wage ich mich dennoch nicht dahin auszusprechen, daß es geschehen möge. Die mancherlei widrigen Folgen, die davon vorherzusehen sind, machen mich zweifelhaft; die Absicht aber, die der König bei Abfassung derselben ohne Zweifel hatte, läßt mir das Dagegen überwiegend erscheinen.

1) Einzelne Punkte, wie sie Ranke an dieser Stelle berührt, müssen hier selbstverständlich übergangen werden; wiewohl von den damals erhobenen sachlichen Bedenken nach alledem, was sich inzwischen ereignet hat, kaum noch die Rede sein kann.

8. Politische Denkschrift aus der Zeit des Krimkrieges[1].

(Mitte December 1854.)

I.

Um die im Augenblick für Preußen vorliegende Frage[2]) in ihrer ganzen Wichtigkeit zu fassen, wird es gut sein, einen Blick auf die durch die Begebenheiten des letzten Vierteljahrhunderts schon an sich sehr veränderte Lage der Dinge werfen. Denn zwar sind im allgemeinen die Grenzen dieselben geblieben, wie sie im Jahr 1815 fest-

1) Reiht sich der S. W. XLIX/L 585 ff. gedruckten Sammlung an; doch ist aus dem vorliegenden Manuskript (eigenhändigem Entwurf und fremder Reinschrift) ein bestimmter Empfänger nicht ersichtlich. — Es sei gestattet, bei dieser Gelegenheit einen Irrthum zu berichtigen. Das S. W. XLIX/L Vorrede S. XIII—XIV erwähnte Memoire, „welches Ranke an Budberg gegeben und von dem Manteuffel für diesen eine Abschrift nehmen lassen", ist nicht, wie dort geschehen, mit dem S. W. XLIII/XLIV 546 ff. gedruckten Gutachten über die orientalische Frage zu identificiren. Der Direktor der kgl. Staatsarchive, H. v. Sybel, belehrte mich darüber aus den Akten gütigst in folgenden Worten: „Der damalige Oberstlieutenant v. Manteuffel wurde im Frühling 1854 mit einer Specialmission nach Petersburg beauftragt, conferirte über den Gegenstand derselben sowohl mit Ranke als mit Budberg, und so entstand Ranke's Memoire, von dem er (Ranke) selbst damals sagte, er habe es nur flüchtig hingeworfen und kein Concept davon behalten. Nachdem Budberg davon Kenntniß genommen, nahm Manteuffel die Denkschrift mit nach Petersburg, wo er sie bei seinen Verhandlungen benutzte. Das Memoire ist lange nicht so interessant und lehrreich, wie das einige Monate später ausgearbeite Gutachten."

2) Ob es dem am 2. December 1854 zu Wien zwischen Österreich und den Westmächten geschlossenen Bündniß beitreten solle.

gesetzt wurden; aber innerhalb derselben ist, wie schon in den östlichen Verhältnissen, z. B. auch durch die vollkommene Unterwerfung Polens durch Rußland, eine nicht geringe, so in den westlichen die größte Veränderung eingetreten.

Von Frankreich liegt es am Tage. Um es mit einem Worte auszusprechen: durch eine zwiefache Revolution sind daselbst die an sich einander entgegenlaufenden Ideen der absoluten Gewalt und der Nationalsouveränität zugleich realisirt worden, was der dortigen Staatsgewalt, die auf die Sympathie des größten Theiles der Nation rechnen kann, ohne durch Kammern, wie die neue, oder durch aristokratisch-juridische und clericale Institutionen, wie die alte bourbonische Dynastie, gehindert zu werden, eine stärkere Macht verleiht, als diese jemals gehabt haben.

In England hat die Reform des Parlaments doch einen größeren Einfluß ausgeübt, als man anfangs vermuthen konnte. Die liberalen Tendenzen sind dadurch in der inneren und äußeren Politik zu überwiegender Macht und Repräsentation gelangt. Die ganze Literatur hat dazu beigetragen, die englische Verfassung als die Summe aller Staatsweisheit in Bezug auf innere politische Institutionen erscheinen zu lassen. Die Nation hat sich mit einem propagandistischen Eifer dafür erfüllt, der ihrem Stolze entspricht: sie glaubt, gleichsam ein gutes Werk zu thun, wenn sie anders constituirte Regierungen angreift und schwächt. In der europäischen Presse findet sie dafür Rückhalt und Unterstützung. Was man einst bei dem Emporkommen von Amerika erwartete, daß die Seeherrschaft Englands dadurch würde beschränkt werden, ist nicht geschehen. England hat die Übermacht in allen Meeren und sucht sie soeben da zu erlangen, wo sie ihm noch fehlt: im Pontus Euxinus und der Ostsee. Sonst fanden die Gegner von England Verbündete in Ostindien oder in Irland. Ostindiens und selbst der persisch-indischen Gebirgsvölker scheint England jetzt so sicher zu sein, wie jemals. Durch die Emigration der irischen Race nach Amerika ist es selbst aller Rücksicht auf die Agitationen auf dieser Insel überhoben. Als es einst sich weigerte, den Abfall Belgiens von Holland zu verhindern, wie die Verträge wohl verlangt hätten, verfocht es nur sein eignes Interesse. Belgien ist völlig von ihm abhängig geworden. Unter anderem geschieht dadurch, daß bei der Vereinigung zwischen Frankreich und England dem Vertheidigungssystem des östlichen Europa alle seine besten Außenwerke entrissen sind.

In Österreich hat die Revolution von 1848 unendlich beigetragen, die durch lokale Verschiedenheiten und Gerechtsame gebundenen Kräfte

zu entwickeln. Die kaiserliche Regierung hat verstanden, alles zu eliminiren, was ihr in den revolutionären Bestrebungen widerwärtig sein konnte, und nur so viel davon behalten, als ihr selber convenirt. Die Ideen Josephs II. sind unter Franz Joseph wieder an der Tagesordnung und gehoben durch die enthusiastische Hingebung, welche die Persönlichkeit des jungen Kaisers bisher erweckte. Seine Idee scheint die tausendmal gepredigte zu sein, die auf einen jungen Fürsten, wenn man sie mit Beispielen über die Vernachlässigung seiner Vorfahren begleitete, einen gewissen Eindruck machen mußte: Österreich über alles, wenn es nur will! Man hält dort für möglich und dahin ist die Politik gerichtet, zugleich die innere Ruhe durch Befriedigung der Forderungen der Westmächte zu befestigen, im Orient die untere Donau zu unterwerfen, in Deutschland die fast verlorene Autorität zu erneuern, nicht in dem Maße, wie sie ihm von Preußen willig zugestanden ward, sondern wie sie in alten Zeiten immer angestrebt, niemals besessen worden ist. Es hat dabei, da es sich auf alte, entgegenkommende Gewohnheiten und Gefühle, und zugleich auf die öffentliche Meinung stützt, einen nicht geringen Vortheil davongetragen. Die Geschichte der jetzigen Regierung läßt sich in folgenden Worten resumiren. Österreich verdankt die Überwältigung der Revolution in Ungarn dem Beistande des Kaisers von Rußland, die Herstellung seiner Autorität in Deutschland der Nachgiebigkeit Preußens und den Sympathien einiger europäischen Höfe. Den Westmächten stand es hierin eher feindselig gegenüber; jetzt aber hat es sich mit diesen vereinigt und eine aggressive Stellung gegen Rußland und eine deprimirende gegen Preußen ergriffen. In der Mitte von Allem meint es ein großes Spiel zu haben.

Diesen kolossalen und immer sich verstärkenden Mächten, welche neue Mittel der Macht und Wege der Politik fanden, gegenüber, welches ist nun die Stellung von Preußen überhaupt? Preußen ist bei dem Frieden von 1815 ohne Zweifel zu schwach constituirt worden, um seine europäische Aufgabe zu erfüllen. Beides mangelt ihm, zugleich Continuität des Gebietes, woraus in dringenden Fällen sehr unangenehme Conflicte sich ergeben haben, und die Abgeschlossenheit der einzelnen Theile. Denn wie sollte es möglich sein, fremde Einflüsse von diesen Territorien abzuwehren? Auch hat die preußische Regierung, sich verlassend auf ihre patriotischen Tendenzen, nicht daran gedacht, sich zu isoliren, sondern ihre Stütze vielmehr in der engen Verbindung mit Deutschland gesucht. Alle Schranken hat Preußen niedergerissen, welche die alte Monarchie von den übrigen deutschen

Staaten trennten, ihnen aber das Meiste von dem mitgetheilt, was es für sich selbst besaß. Man weiß, welche Opfer ihm der Zollverein kostete. Gott verhüte, daß man daran rütteln sollte! Er hat für Industrie, Commerz und allgemeinen Wohlstand die besten Folgen gehabt und die Bevölkerung des übrigen Deutschlands der preußischen genähert; aber einen Zuwachs an politischer Macht hat er, wie der Erfolg zeigt, nicht hervorgebracht. Dann ist die Revolution von 1848 eingetreten. Da hier zu Land die Monarchie schon so weit constituirt war, als es gut angeht, so hat das revolutionäre Treiben auf die Energie derselben eher lähmend wirken müssen. Wohl ging aus der Revolution und der Verbindung mit Deutschland ein Antrag hervor, welcher der preußischen Krone eine große Aussicht eröffnete; aber da er auf Prinzipien beruhte, welche den ererbten Grundsätzen widersprachen, so mußte er zurückgewiesen werden. Er hat nur das Gegentheil von dem, was damit beabsichtigt wurde, zur Folge gehabt. In jedem kleinen Staat ist ein Bewußtsein von Autonomie emporgekommen, das ihnen alle Unterordnung unerträglich macht. Eine Erwerbung in der Ferne ist gemacht worden, aber ein anderer Verlust compensirt dieselbe; auf keinen Fall trägt sie für die Vermehrung der Staatskräfte etwas bei.

II.

Und in dieser Lage nun wird Preußen aufgefordert, dem zwischen den drei Mächten in feindseliger Absicht gegen Rußland geschlossenen Vertrage beizutreten.

Österreich hatte soeben einen anderen Vertrag mit Preußen verabredet [1]). Es ist wahr, daß die Ausdrücke der beiden Verträge einander nicht geradezu widersprechen. Aber ebenso unzweifelhaft ist, daß die Tendenzen derselben einander entgegenlaufen. Der erste war mit der bestimmten Absicht, den Frieden auf bereits gewährten Grundlagen zustande zu bringen, abgeschlossen. Der andere behält sich eine Erklärung derselben vor, die sehr weitaussehend zu werden droht; an deren Nichtgewährung knüpft er die bestimmte Absicht von Feindseligkeiten. Den preußischen Staatsmännern ist die neue Unterhandlung sorgfältig geheimgehalten, der Vertrag wohl noch gar nicht einmal eigentlich mitgetheilt worden [2]). Preußen wird jetzt zur Cooperation aufgefordert, ohne daß ihm die der bewilligten Grundlage zu gebende

1) Zusatzartikel vom 26. November zu dem Schutz- und Trutzbündniß vom 20. April 1854.

2) Geschah am 16. December.

Auslegung auch nur angedeutet wurde. Was soll, was kann es in diesem Falle thun?

Soll es sich im Gefühl seiner beleidigten Ehre darüber mit Rußland alliiren? Gewiß nicht. Es würde dadurch die Fehler von 1806 wiederholen und eine Feindseligkeit auf sich hereinziehen, die es nicht bestehen könnte. Die Küsten würden von England blokirt, vielleicht verwüstet, die Rheinlande, jetzt durch Belgien nicht mehr gedeckt, schwerlich gegen die Franzosen behauptet werden. Auf Verbündete innerhalb Deutschlands würde man kaum rechnen können, noch weniger auf genügende rechtzeitige russische Hülfe. Allein würde Preußen einer unermeßlich größeren Übermacht gegenüberstehen. Die Nation selbst würde an einem Kriege für Rußland nicht mehr, als sie müßte, Theil nehmen: in den Kammern würde er wahrscheinlich Widerspruch finden. Der Bruch würde mitten durch Deutschland gehen, eine Eventualität, welche Friedrich II. mit aller seiner Anthipathie gegen Österreich nach dem siebenjährigen Kriege, im Jahre 1771, 1778, so viel wie nur immer möglich, vermieden hat.

Dürfte man sich aber der von den Mächten angetragenen Cooperation anschließen? Ich denke, das muß, und ich glaube fast, es kann vermieden werden. Es muß vermieden werden, weil es doch eine Art von Zwang in sich einschließt, von dem man zwar nicht sagen kann, daß er nur von einer Macht ausginge; er wird von denen geübt, welche in diesem Falle den Willen von Europa zu repräsentiren behaupten. Aber sich einer auf diese Weise ausgesprochenen fremden Politik wider die eigne zu fügen, im Angesicht der Welt, widerstrebt dem Begriff einer großen Macht. Schon Friedrich Wilhelm I. setzte sich immer mit der ganzen Empfindlichkeit seines Selbstgefühls gegen eine solche Anmuthung; er spottete der Concertanten (was damals freilich eher möglich war, als heutzutage). Ferner: würde man nicht überdies den Bund der drei Mächte dadurch bestätigen? Würden sie nicht in jedem Falle glauben, auf gleiche Weise entscheiden zu dürfen? Wenn also irgend möglich, so muß diese Art von Cooperation vermieden werden.

Inwiefern sie aber vermieden werden kann, darüber läßt sich, wie in die Augen springt, nur dann urtheilen, wenn man die Erklärung kennt, welche die drei Mächte vereinigt den vier Punkten[1]) geben wollen. Daß sie über die natürliche und ursprünglich intendirte Absicht dabei hinauszugehen gedenken, ist höchst wahrscheinlich. Denn

1) Vom 8. August.

ohne einen eclatanten Erfolg scheinen England und Frankreich den Frieden nicht schließen zu wollen. Ihre ganze Politik ist gewesen, in dem Momente, daß Österreich sich mit den vier Punkten, wie sie liegen, einverstanden zeigte, diese Macht für die ihnen genehme Auslegung zu gewinnen. Ich weiß nicht, ob man den Versicherungen, die vom Wiener Hofe verlauten, daß die Auslegung der vier Punkte noch nicht definitiv festgesetzt sei, Glauben schenken darf oder nicht. Verhält es sich wirklich so, so würde man alle Anstrengungen zu machen haben, um auf die Auslegung selbst, noch ehe es zu spät ist, Einfluß zu erlangen. Denn das darf man wohl voraussetzen, daß die Erklärung eines Documents, welche über den ursprünglich damit verknüpften Sinn geradezu hinausgeht, auch in Österreich den Männern, die noch von der alten Diplomatie übrig sind, unannehmbar scheinen wird. Muß nicht Österreich alles daran liegen, die geschehene Bewilligung der vier Punkte fest zu halten? Alle seine früheren Mittheilungen zeigen, welch einen unbeschreiblichen Werth es darauf legte. Unter dem Wort „Revision der Verträge" aber lassen sich unmöglich Forderungen begreifen, die ganz außerhalb derselben liegen. Wäre es nun aber so und nicht anders, daß Österreich sich mit den drei anderen Mächten entweder vereinigt hätte oder noch vereinigte, Forderungen aufzustellen, welche außerhalb der vier Punkte liegen, so müßte Preußen es wenigstens hierüber zu einer förmlichen Unterhandlung bringen. Die Beschlüsse, die es annehmen soll, sich protokollarisch dictiren zu lassen, würde einer Unterwerfung unter die ihm durch den Vertrag vom 2. December angethane Beleidigung gleichkommen. Und hat nicht auch Preußen für das Stehenbleiben bei diesen Forderungen, deren Gewährung man seiner Intervention verdankt, sich gleichsam moralisch verpflichtet? Soll es auf der abschüssigen Bahn, auf der man ist, die Wandlungen der österreichischen Politik mitmachen, wie es sich vor ein paar Jahren von der Revolution, die von daher einbrach, ergreifen ließ? In der That enthalten doch die vier Punkte ungemein umfassende Concessionen, und zwar eben die, welche die Westmächte selbst gefordert haben; auf dem Grunde derselben kann ein haltbarer Zustand im Orient allerdings hergestellt werden.

Würde das besser oder schlechter geschehen, wenn man Rußland zu Dingen nöthigte — wozu jedoch nicht einmal eine Aussicht da ist —, welche es verabscheuen muß? Ich denke: um vieles schlechter. Denn es würde jeden Augenblick versucht sein und es für eine Sache der Ehre halten, die jetzt gewährten Zugeständnisse wieder zurückzunehmen.

Damit ist aber nicht gesagt, daß die entgegengesetzten Anträge gar nicht gehört werden dürften, da ja die Unterhandlung ausdrücklich vorgesehen ist. Man muß sich nur im voraus wegen der zu erwartenden Vorschläge eine Ansicht ausbilden und eine Maxime festsetzen.

Denn davon darf man wohl ausgehen, daß der Kaiser von Rußland in allen Punkten, welche seine Stellung nicht wesentlich verletzen, die während dieser Unterhandlung so oft gezeigte Friedensliebe aufs neue bewähren wird. Das Motiv ist immer das alte, daß ein Weitergreifen der jetzigen Verwickelung in tiefere Kreise, das Heraufttauchen oder vielmehr Hervorbrechen der den ganzen Zustand noch immer bedrohenden revolutionären Elemente auf jeden Fall vermieden werden muß. Alle Regierungen, wenigstens die continentalen, haben dabei das gleiche Interesse.

Sucht man sich eine Vorstellung von den zu erwartenden Vorschlägen im voraus zu bilden, so könnten sie entweder die Offensivkraft Rußlands gegen die Türkei oder dessen eigne defensive Stellung betreffen. Da der zu schließende Vertrag von dem Prinzip ausgehen soll, den europäischen Mächten eine gleiche Berechtigung in Bezug auf die Türkei zu gewähren, so hat es allerdings etwas für sich, daß ein einseitiger Angriff Rußlands auf die Türkei zu verhüten, jeder Anlaß zu einem solchen im voraus zu vernichten ist. Die Schwierigkeit ist nur, dies dergestalt zu bewirken, daß dadurch die Stellung von Rußland nicht selbst gefährdet werde. Es verlautet, daß von einer Schleifung Sebastopols die Rede sei: wahrscheinlich, weil die letzten Seeangriffe von dort ausgegangen sind. Aber unleugbar ist, daß dadurch das südliche Rußland ein für seine Sicherheit unentbehrliches Bollwerk einbüßen würde. Eine solche Forderung gegen Rußland aufgestellt würde den Krieg verewigen. Eher schiene es annehmbar, daß eine Zahl von Schiffen, die von den betheiligten Mächten auf dem schwarzen Meere zu halten wären, fixirt würde. Aber setzt man, daß Rußland nur sechs, die übrigen Mächte 24 Schiffe halten sollen (statt Preußens, von dem hiebei nicht die Rede sein kann, würde wohl die Türkei eintreten), so ist es klar, daß bei der ersten Wiederholung der jetzigen Verhältnisse — und wer könnte für eine türkische Provocation stehen? — Rußland sich im größten Nachtheil befände. Es leuchtet ein, daß selbst eine scheinbare Gleichheit eine faktische Ungleichheit sein würde, da die Marine der Verbündeten, selbst die englische, dem Bosporus so viel näher ist, als die russische. Durch eine solche Limitation würde also die eigene Sicher-

heit von Rußland gefährdet werden. Ebenso unthunlich scheint es mir zu sein, die Durchfahrt durch den Bosporus für Rußland zu beschränken, für die Westmächte zu erlauben. Denn nur auf die Verhinderung einer einseitigen Einwirkung auf die Türkei zielte das ganze Kriegsverfahren.

Dagegen müßte sich Rußland alles das gefallen lassen, was zur Stärkung der Position der Türkei von den Mächten überhaupt angeordnet werden könnte. Die Türkei kann formell als gleichberechtigt in die europäische Gemeinschaft aufgenommen werden; faktisch wird sie immer unter der Protektion der Mächte stehen, welche ihr zunächst zu Hülfe gekommen sind. Diesen muß es überlassen bleiben, ihrerseits auch die Defensivkraft der Türkei durch eine Belebung sowohl der christlichen Elemente, unter der Autorität des Sultans, als durch andere auf die Osmanen berechnete Mittel und durch die Erhaltung des Friedens zwischen beiden Theilen so zu verstärken, daß nichts weiter von Rußland zu fürchten ist.

Überhaupt müssen die europäischen Mächte darauf aufmerksam gemacht werden, daß der Krieg in dieser Weise nicht mehr weiter geführt werden wird. Die Diplomatie ist an dieser Frage gescheitert; der Krieg der Regierungen ebenfalls. Man kann die Völker selbst aufrufen; aber man muß nun wissen, daß auch die andere Seite große Chancen für sich hat. Wer, wenn die Völker gefragt werden, im Orient die Oberhand behalten wird, ist so klar nicht. Will Österreich Polen wiederherstellen? Es muß für Ungarn zittern. Will Frankreich Kossuth nnd Mazzini den Kampf führen lassen, so muß es auch Victor Hugo und Ledru Rollin fürchten. Ist England so ganz frei von emporstrebenden Revolutionsgedanken? Die einmal in Gang gesetzte Consequenz wird ihr äußerstes Ziel erreichen. Man beleidige und drücke den Protestantismus in aller Welt nur weiter, er wird in Norddeutschland wenigstens einen unüberwindlichen Widerstand leisten. Noch aber liegen diese Dinge zu fern, um sie ausführlich in Betracht zu ziehen.

Die Summe der zunächst vorliegenden Erwägungen ist, daß Preußen die durch den Traktat vom 2. December geforderte Cooperation ablehnen, keinen Schritt breit über die durch die früheren Verträge festgesetzten Versprechungen hinausgehen und die zwischen diesen beiden Verträgen liegenden Differenzen durch Unterhandlung auszugleichen suchen muß. Eine solche wird gerade durch die Doppelseitigkeit der von den Westmächten zu erwartenden Forderungen möglich. Alles, was die Defensivstellung von Rußland beeinträchtigen kann, muß ab-

gelehnt und der Einfluß Preußens bei den Westmächten eingesetzt werden, damit sie es fallen lassen. Wenn es dagegen noch etwas giebt, was mit Grund als ein Motiv der Besorgniß für eine unerwartete Aggression der Türkei angesehen werden könnte, so müßte Preußen seinen Einfluß bei Rußland verwenden, um es dahin zu vermögen, auch dies fallen zu lassen.

Überhaupt aber, däucht mich, haben die letzten Wendungen der Dinge diesen beiden Mächten gezeigt, wie nahe sie einander stehen. Rußland fühlt ohne Zweifel, daß die Reprimirung Preußens und dessen Zurückhaltung in gewissen, sehr enggesteckten Grenzen dem österreichischen Interesse eine Überlegenheit in Deutschland giebt, welche für Rußland selbst sehr unangenehm werden kann. Ebenso ist es klar, daß Preußen aus der Unhaltbarkeit seines dermaligen Zustandes niemals herauskommen kann mit dem guten Willen Österreichs. Sollte eine Annäherung und ein besonderes Bündniß zustande kommen, so müßte ein solches auf eine gleichmäßige Berücksichtigung von beiderlei Interessen begründet sein. Preußen ist ein Staat, der bei aller Überlegenheit der dynastischen Prinzipien doch zugleich eine populare Grundlage hat. Soll die Nation sich für eine Sache schlagen und ihre Kräfte, die, wenn sie will, ungeheuer sind, entwickeln, so muß es wenigstens zugleich ihre eigene sein und ihr eine gesicherte Zukunft verheißen.

---

4. Entwurf zu einer Geschichte der Wissenschaft in Deutschland[1]).

(Der Historischen Commission in München vorgelegt im Herbst 1859.)

Bei dem im vorigen Jahre angeregten[2]) und im allgemeinen gebilligten Vorschlag, eine Geschichte der Wissenschaften in Deutschland hervorzurufen, gingen wir von einem zwiefachen Gesichtspunkte aus. Es würde dabei einmal darauf ankommen, den Antheil, welchen die Deutschen an der Ausbildung der Wissenschaft genommen haben, darzulegen; sodann aber, die wissenschaftlichen Bestrebungen der Deutschen als einen Theil des nationalen Lebens und damit auch der nationalen Geschichte zu betrachten.

Diese beiden Gesichtspunkte zu vereinigen, ist nun aber auch eine der vornehmsten Schwierigkeiten bei der Durchführung des Unternehmens. Man müßte dabei vermeiden, in das bloß Literarisch-antiquarische zu verfallen; man müßte dem wissenschaftlichen Interesse des heutigen Tages nahe treten und dabei doch den großen historischen Verlauf der Bildung als den vornehmsten Gegenstand der Arbeit betrachten.

Ohne einer besseren Ansicht vorzugreifen, spreche ich die Meinung

1) Zuerst gedruckt in den Nachrichten von der Historischen Commission, Beilage zur Hist. Zeitschrift Bd. II S. 54—61; durch ein Versehen in den S. W. LI/LII übergangen, würde daselbst einzureihen sein hinter S. 495, zwischen Nr. 2 und 3.

2) Vgl. S. W. LI/LII S. 490.

aus, daß, um diesen Zweck zu erreichen, die Aufgabe in den verschiedenen Epochen auf verschiedene Weise behandelt werden müßte. Ich würde vorschlagen, den unermeßlichen und bedeutungsvollen Stoff in zwei große Abtheilungen zu zerlegen, von denen jede auf eine ihr angemessene, von der anderen abweichende Weise bearbeitet werden müßte. Die Periodologie, die ich vorschlage, wird auffallen und auf den ersten Blick Widerspruch erregen. Ich stelle den Erwägungen anheim, ob sie sich nicht dennoch rechtfertigen wird.

Die erste Abtheilung einer Geschichte der Wissenschaften in Deutschland würde nach meinem Dafürhalten bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts reichen, die zweite das 18. Jahrhundert und die erste Hälfte des 19. umfassen. Denn erst in den späteren Zeiten hat der deutsche Geist an der Ausbildung der einzelnen Wissenschaften einen recht eingreifenden und auf das Wissen an sich gerichteten Antheil genommen. In den früheren verhielt er sich entweder mehr receptiv oder er wurde durch die kirchlich-religiösen Fragen beschäftigt. Anfangs war die Einwirkung des allgemeinen Geistes der abendländischen Hierarchie langehin überwiegend; später beherrschte das Interesse der Abweichung von derselben und der Gegensatz der Confessionen alle geistige Thätigkeit und Produktion. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts und im 18. wurden dem Staatswesen analog die wissenschaftlichen Bestrebungen gleichsam säcularisirt. Der in den religiösen Conflikten zu seiner Selbständigkeit gelangte deutsche Geist trat mit den anderen abendländischen Nationen vereinigt oder wetteifernd an die Lösung der großen wissenschaftlichen Aufgaben aller Jahrhunderte heran. Es scheint mir nun, als ob diese zweite Abtheilung von dem Standpunkt der verschiedenen Wissenschaften aus von ausgezeichneten Männern jeden Faches dergestalt bearbeitet werden könnte, daß das besondere Verdienst, welches die Deutschen um den gegenwärtigen Stand der Wissenschaften haben, zu Tage käme. Den besonderen Studien solcher Männer würde es nicht entsprechen, wenn sie der Pflege ihrer Wissenschaft auch in den vorhergehenden Epochen, wo das Bestreben überhaupt minder wissenschaftlich war, nachgehen und sie ausführlich behandeln sollten. Welche Mühe würde es ihnen machen, die dazu erforderlichen historischen Materialien aus den Denkmalen aller Jahrhunderte zu sammeln und deren oft nicht leichtes Verständniß sich anzueignen! Sie würden dadurch ihrer vorherrschenden Geistesrichtung entfremdet werden. Man darf nicht mißkennen, daß es für einen gelehrten Historiker ebenfalls schwierig sein wird, in jeder Epoche den Umbau der verschiedenen Wissenschaften zu würdigen. Aber ich

halte das eher für möglich, als das Gegentheil. Denn in den früheren Jahrhunderten hat der allgemeine Gang der wissenschaftlichen Studien, welche als ein großes Ganze erscheinen und so encyclopädisch überliefert wurden, das Übergewicht. Hauptsächlich auf die Zusammenfassung und den Charakter des Ganzen wird es ankommen. Dies darf man vielleicht von den Studien eines Historikers erwarten, der diesem Zweige überhaupt seine Aufmerksamkeit widmet.

Ich bitte um die Erlaubniß, den Gedanken, der mir vorschwebt, dadurch zu erläutern, daß ich etwas näher auf den Inhalt und die Anordnung der beiden großen Abtheilungen des Entwurfes eingehe. Die erste würde wieder in einige umfassende Perioden getheilt werden müssen. Im ganzen und großen würden sich nach meinem Dafürhalten die folgenden drei festsetzen lassen. Die erste würde die Epoche des Überganges der wissenschaftlichen Studien, wie sie zur Zeit des Verfalles der klassischen Literatur waren, in das deutsche Mittelalter darstellen. Denn als ein untrennbares Ganze wurden dieselben betrachtet. Sie haben zu dem Aufbau der lateinischen Christenheit in einem über die ausschließlich kirchliche Gemeinschaft noch hinausreichenden Sinne vorzüglich beigetragen. Die Epoche würde bis zur Ausbildung der Karolingischen Schulen reichen, welche ohne Zweifel aufgezählt und charakterisirt werden müßten. Die historischen Werke jener Zeit beweisen, daß die Studien in diesen Schulen zu namhaften und selbst bewunderungswürdigen Erfolgen in Bezug auf die Cultur geführt haben. Für die Bearbeitung dieser Epoche wäre ein Mann erforderlich, welcher, in dem späteren Alterthum zu Hause, mit den philologischen Studien zugleich Kunde der Literatur des Mittelalters und Liebe zu ihr verbände.

Die zweite Epoche dieser Abtheilung würde die Jahrhunderte begreifen, die ich die hierarchischen zu nennen pflege: von der Zeit an, in welcher das Papstthum die Oberhand über das Kaiserthum gewann, gegen Ende des 11., bis zu den Zeiten, in denen die hierarchischen Tendenzen sich gleichsam ausgelebt hatten, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Durch das Aufkommen der großen Mutter-Universitäten in Frankreich und Italien ward die Methode der Klosterschulen in den Hintergrund gedrängt. Die scholastische Philosophie beherrschte die verschiedenen Zweige des wissenschaftlichen Strebens beinahe ausschließend. Das gesammte Abendland wurde durch einen abgeschlossenen Kreis kirchlich-weltlicher Vorstellungen zu einem großen Ganzen verbunden. Das Beispiel von Albertus Magnus allein beweist, welchen Antheil der deutsche Geist an dieser universalen Gestal-

tung hatte. Die Stiftung der Universitäten in Deutschland und zwar nach und nach in den verschiedenen Landschaften verbreitete denselben in der ganzen Nation, gab aber zuletzt doch den auf die universale Gemeinschaft gerichteten Studien ein besonderes nationales Gepräge. Für die Bearbeitung dieser Epoche würde ein Mann zu gewinnen sein, der, in der Geschichte dieser Jahrhunderte bewandert, den Zusammenhang des allgemeinen Lebens mit den Wissenschaften zu würdigen, diese aber doch wieder in ihrer Besonderheit zu begreifen verstünde. Die Geschichte der Universitäten in Deutschland würde er besonders berücksichtigen müssen. Die dritte Epoche der ersten Abtheilung würde sich unmittelbar hier anschließen; sie würde vor allem die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften umfassen, die nun eben in einer Wiederaufnahme der klassischen Studien in unmittelbarer Anknüpfung an die Meisterwerke des Alterthums besteht. Dann würde das 16. Jahrhundert folgen, wo es dann fast noch mehr als früher darauf ankäme, die wissenschaftlichen Studien von der theologischen Controverse zu sondern. Jedermann weiß, wie reich und fruchtbringend diese Studien in den Zeiten der kirchlichen Reform gewesen sind. Aber sie erdrückten den eigenthümlichen, auf das Tiefe und Göttliche gerichteten Geist der deutschen Nation mit nichten. Die Darstellung würde bereits beide Theile des wissenschaftlichen Bestrebens, wie es in der lateinischen und wie es in der deutschen Sprache hervortritt, umfassen. Man darf nur der theosophischen Anschauungen, die von der früheren in diese Epoche herüberreichten und in einigen hochbegabten, wiewohl dem gelehrten Stande nicht angehörenden Männern zur Erscheinung kamen, gedenken, um den allgemeinen Einfluß, den sie ausübten, inne zu werden. Eine herrliche Aufgabe, würdig des Fleißes der trefflichsten Männer, die wir besitzen.

Gewiß wäre zu wünschen, daß für die letzten Epochen die historiographische Bearbeitung, welche über die erste und einen Theil der zweiten ausgeführt worden ist, fortgesetzt werden möchte. Wenn dies zu erreichen wäre, so würde die Geschichtschreibung nicht mit der ganzen Fülle von Gelehrsamkeit und Kenntnißnahme von dem Einzelnen in die allgemeine Bearbeitung eingereiht werden müssen, wie man sonst wünschen sollte. Sie würde ungefähr denselben Platz einnehmen, wie die Theologie oder die nationale Literatur; denn auch diese, da sie schon ausführliche und treffliche Bearbeitungen gefunden hat, würde unser Unternehmen nicht in aller Ausführlichkeit umfassen. Diese Zweige würden keineswegs ausgeschlossen sein, aber sie würden nicht überwiegen dürfen.

Man braucht kaum zu wiederholen, daß auch bei dieser Arbeit, wiewohl sie von mehreren vollzogen würde, doch alles Mechanische ferngehalten werden müßte; nur solche Mitarbeiter würden etwas der Idee Entsprechendes leisten können, die sich zu dem Gegenstand durch eine homogene Ader des Geistes hingezogen fühlen. Denn nicht allein auf eine literarische Zusammenstellung, wiewohl diese und der Besitz der literarischen Gelehrsamkeit zu Grunde liegen müßten, sondern auf innere Aneignung des Stoffes und Begreifen desselben käme es an.

Kommen wir nun auf die zweite große Abtheilung. Sie wird ungefähr in denselben Jahrzehnten beginnen, in welchen Newton und seine Zeitgenossen in England und die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in Frankreich dem rein wissenschaftlichen Bestreben eine besondere Repräsentation gaben. Bald darauf nimmt man auch in Deutschland ein von den noch immer vorwaltenden kirchlichen Zerwürfnissen abstrahirendes, auf die Wissenschaft der Natur und des Geistes in originellem Zuge hinzielendes Bestreben wahr. Man würde etwa mit Leibnitz beginnen müssen, der die Universalität, die man in früheren Zeiten gesucht hatte, mit der Richtung auf das Besondere, welche die späteren beherrscht, am meisten verbindet. Schon in dieser Zeit und immer mehr in dem weiteren Fortgang wird es zur unbedingten Nothwendigkeit, die Geschichten der verschiedenen Wissenschaften zu sondern. Die Geschichte jeder besonderen Wissenschaft wird nur durch Männer des Faches und zwar die ausgezeichnetsten auszuführen sein. Ihre Aufgabe bliebe aber dennoch eine gemeinschaftliche. Sie würden die allgemeine Entwickelung jeder Wissenschaft — denn die Wissenschaft ist ihrer Natur nach ein Allgemeines, allen Nationen angehörendes — vor Augen haben und im Lichte derselben den Antheil, der den Deutschen an der Ausbildung der Wissenschaften zukommt, darstellen. Das erste würde nur in seinen Gründzügen angegeben, das zweite mit eingehender Ausführlichkeit nachgewiesen werden müssen. Denn das Objekt unseres Unternehmens ist das wissenschaftliche Leben in der Nation. Eine besondere Schwierigkeit würden auch hier die theologisch-kirchlichen Controversen bilden; indem man sie wie in den früheren Theilen ausschlösse, wäre es doch nicht rathsam, die wissenschaftlichen Bestrebungen auf dem Gebiet der Theologie in der einen oder der anderen Kirche geradehin zu vernachlässigen. Ein vorzüglicher Platz gebührt der Geschichte der Philosophie; denn an der Fortbildung dieser Wissenschaft im 18. Jahrhundert haben die Deutschen unter allen Nationen ohne Zweifel den größten Antheil gehabt. Von diesem Moment ist ein lebendiger Impuls auf alle anderen Wissenschaften

ausgegangen. Von minderer Bedeutung ist im 18. Jahrhundert die Geschichtschreibung. Aber sehr bemerkenswerth ist es doch, wie sie die Abwandelungen der öffentlichen Dinge in dem 18. Jahrhundert begleitet, bis gegen Ende desselben einige originelle Geister aufgetreten sind, die diesen Studien einen zugleich allgemein gültigen und nationalen Charakter gegeben haben; auch sie umfassen auf ihre Weise die Welt. Am Tage liegt, daß der Geschichte der Poesie eine der obersten Stellen in der Geschichte des geistigen Lebens im 18. Jahrhundert zukommt. Zu keiner Zeit erfreute sich dieselbe einer großartigeren Ausbildung und Wirksamkeit. Schon durch den Einfluß, den die Nachahmung der alten Klassiker in deutscher Sprache auf die Cultur der deutschen Nation ausgeübt hat, wird man auf die Geschichte der klassischen Studien geführt; überdies aber erlangte die Alterthumswissenschaft in dieser Epoche auch an sich eine Ausbildung in allen ihren Zweigen, welche ihre Geschichte zu einem Theil der Geschichte des geistigen Lebens der Nation macht.

Es folgt die Geschichte der exacten Wissenschaften, der Mathematik, bei der vielleicht am leichtesten nachzuholen sein würde, was etwa aus den früheren Jahrhunderten in dem ersten Theile unerörtert geblieben wäre. Die Frage könnte sein, ob die Geschichte der Physik mit der Geschichte der Chemie zu vereinigen wäre. Bei der großen Ausdehnung und Bedeutung dieser Gebiete scheint eine besondere Bearbeitung eines jeden empfehlenswerth. So dürften auch neben der allgemeinen Naturgeschichte Botanik, Mineralogie und Geologie besondere Bearbeiter fordern. Eine andere Erwägung wäre, ob mit der politischen Oekonomie Landwirthschaftslehre, Forstwirthschaftslehre, Handelswissenschaft zu vereinigen sind oder nicht; ob sich Technologie und Gewerbelehre verbinden lassen. Bei der Technologie würde die mechanische und chemische Seite zugleich zu berücksichtigen sein.

Wir würden dafür halten, daß die Staatswissenschaften abgesondert von diesen Zweigen zu bearbeiten wären. Die Geschichte der Rechtswissenschaft und besonders der allgemeinen Gesetzgebung ist mit dem öffentlichen Leben so innig verbunden, daß es von großem Werth wäre, den wissenschaftlichen Inhalt derselben historisch nachzuweisen. Und wäre nicht auch die Kriegswissenschaft, die einen anderen Theil des allgemeinen Lebens beherrscht, und ihre Geschichte zu berücksichtigen? Seit einiger Zeit ist man auf den Antheil der Deutschen an der Weltentdeckung aufmerksam geworden. Die geographische Wissenschaft hat auf deutschem Boden ihre vornehmste Ausbildung

empfangen. Ihre Geschichte würde einer besondern Bearbeitung überaus würdig sein.

Ich will nicht unternehmen, weiter auf das Einzelne zu gehen, und nur noch einige Gesichtspunkte berühren, die aus der Idee des Ganzen entspringen. Der erste ist, daß jede literarische und vollends jede politische Parteistellung vermieden werden müßte; denn nur das allgemein wissenschaftliche Bestreben der deutschen Nation würde zur Anschauung zu bringen sein. Es wäre wohl keine leichte Aufgabe, die verschiedenen Schulen, in denen sich das wissenschaftliche Leben in jedem Zweige repräsentirt, mit voller Unparteilichkeit zu besprechen.

Ferner würde jedes Werk, indem es sich dem Ganzen anschließt, auch selbständig sein; aber da man wünscht, gelesen zu werden und die Nation über sich selbst aufzuklären, so würde der Umfang der einzelnen Arbeiten nach meinem Dafürhalten auf einen Band beschränkt bleiben müssen. Wenn sie aber auch alle geschrieben, so wäre das Unternehmen damit noch nicht ganz vollendet. Nach Ausführung der Geschichte der einzelnen wissenschaftlichen Zweige wäre ein Versuch möglich, die gegenseitige Einwirkung der verschiedenen Studien auf einander zu verstehen. Wer kennt nicht die Beziehungen auf der einen Seite der Philosophie, auf der anderen Seite der Naturwissenschaft zu der Entwickelung unserer Poesie? Die gegenseitigen Einwirkungen der Zeitgenossen auf einander und zwar eben der vornehmsten Persönlichkeiten würden erscheinen. Man würde es vielleicht wagen können, die in den verschiedenen Studien gleichmäßig hervortretenden Abwandlungen und Tendenzen gleichmäßig darzulegen und zur Anschauung zu bringen. Es käme nicht darauf an, eine Lobrede auf unsere Nation zu verfassen; vielmehr würden die Mängel des deutschen Geistes ebenfalls nachgewiesen werden müssen. In der Vergleichung mit den benachbarten und wetteifernden Nationen würden doch die den Deutschen eigenthümlichen Verdienste in hellerem Lichte als bisher hervortreten. Man würde die Direktion des deutschen Geistes in festeren Umrissen wahrnehmen.

Es giebt Epochen, in welchen die öffentlichen Verhältnisse nur ein sehr ungenügendes Bild von der in der Nation waltenden geistigen Thätigkeit geben. Die Dürre dieser Regionen der nationalen Geschichte würde durch die Darstellung ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen befruchtet werden. Das Bewußtsein der Nation würde sich an derselben stärken.

---

5. Über ein Denkmal Friedrich Wilhelms III.

A. Vorschläge.

(Herbst 1859.)

König Friedrich Wilhelm III. zeichnete sich mehr durch moralische Eigenschaften aus, als durch geistige Genialität. Sein Wesen war einfache Würde, gedrungene, selbst knappe Geschlossenheit, wohlwollender Ernst. Diesem Charakter muß ohne Zweifel auch das Monument entsprechen, das ihm errichtet werden soll, sowohl in der Portraitstatue zu Pferd, in der man seine Persönlichkeit darzustellen, als in den Ornamenten, mit denen man das Postament derselben zu schmücken gedenkt. Nur von dem letzten darf hier die Rede sein.

Ohne einer besseren Meinung vorzugreifen, würde ich vorschlagen, an den vier Ecken des Postaments die vornehmsten moralischen Eigenschaften, die den Charakter des Königs bildeten, durch eine symbolische Darstellung derselben zu vergegenwärtigen. Ich meine: strenge Sittlichkeit, Gottesfurcht, Tapferkeit und Gerechtigkeit. Für den Künstler ein in unseren Zeiten nicht verbrauchter und doch großartiger Stoff idealer Gestaltung.

Wenn man die Inschrift auf den Sockel verwiese, so würde man über die vier Flächen des Piedestals und überdies den Fries verfügen können, um die Geschichte dieses Fürsten in Erz zu schreiben.

Die Summe der Geschichte Friedrich Wilhelms III. aber liegt in dem Unglück, das ihn sammt seinem Volke durch überlegene Gewalt betraf, und in der Befreiung aus demselben in einem gigantischen Kampf auf Leben und Tod. Es leuchtet ein, daß in dem Erz nicht

geradezu das Faktische wiedergegeben werden kann, wie das ja auch von dem Geschichtschreiber durch allgemeine Ideen, die sich noch von demselben sondern, verstanden und verständlich gemacht wird. Für ein Kunstwerk wird eine wenigstens theilweise symbolische Darstellung unerläßlich sein.

Doch würde sich empfehlen, dabei noch einen Unterschied zu machen. Die eigentlich politischen und kriegerischen Handlungen und ihre Erfolge müßten den Gegenstand der größeren Formen des Piedestals ausmachen; für den Fries würden kleinere, mehr genreartige, das Faktische unmittelbar bezeichnende Darstellungen vorbehalten bleiben.

Davon, die ersten Jahre des Königs in die monumentale Darstellung aufzunehmen, würde man wohl absehen müssen. Die äußere Politik jener Jahre war eine Fortsetzung der Politik der vorangegangenen Regierung, die innere eine Verbesserung derselben, doch mehr in den Intentionen, als durch durchgreifende Umbildung. Niemand wird die Gestalten von Haugwitz oder von Lombard verewigen wollen.

Dagegen würde nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten das Unglück von 1806 und 7 auch in dem Erz nicht übergangen werden dürfen. Man darf nicht vergessen, daß es eine Zeit gab, wo Napoleon eine Medaille mit der Inschrift: deletis Borussis — „nach der Vernichtung Preußens“ — schlagen lassen konnte. Ich bekenne, es wird für den Künstler schwer sein, diesen Moment des Unglücks bezeichnend und ohne Anstoß auszudrücken. Aber ohne den Fall ist die Erhebung nicht zu verstehen. Nach meinem Dafürhalten müßte beides auf der Rückseite des Piedestals neben einander zur Darstellung kommen: Tapferkeit im Unglück und Regeneration. Es würde sehr erwünscht sein, einen oder den anderen Akt der letzteren, etwa die Ertheilung der Städteordnung oder die Stiftung der Universität, ausdrücklich hervorzuheben; doch weiß ich nicht, ob da nicht anderes ebenso Wesentliche wegbleiben oder eine unangenehme Verwirrung entstehen würde. Vielleicht wäre es gut, für den Entwurf nur den Hauptgedanken festzuhalten: den zum Tode verwundeten niedergeworfenen Kämpfer, der sich aber bald darauf wieder kampffähig ermannt, gleich dem Antäus, nachdem er seinen Boden, die in der Nation schlummernde Kraft, berührt hat.

Auf der ersten längeren Fläche müßte dann der große Kampf selbst dargestellt werden. Als nächsten Gegenstand der Darstellung könnte man wohl an einen großen Schlachttag denken, etwa den Tag bei Culm, an dessen glücklichem Ausgang der König selbst großen Antheil hatte; aber das dürfte sich, namentlich in den gegebenen Dimen-

sionen nach den inneren Gesetzen monumentaler Plastik schwerlich ausführen lassen. Für den Entwurf wird es genügen, die größten Momente zu bezeichnen, die zur Anschauung kommen müßten. Das erste: die enge Vereinigung von Fürst und Volk zu einer gemeinschaftlichen Kraftanstrengung ohne gleichen; das zweite die Flucht des Feindes; das dritte die große Allianz und das wiedererwachende Germanien.

Anschließend hieran würde die zweite vordere, schmalere Fläche die völlige Niederwerfung des Feindes, den entschiedenen Sieg zum Gegenstand haben. Da würde dann die Verbindung mit England zu symbolisiren sein und ein neues Motiv hinzufügen; oder sollte vielleicht die Gesammt-Alliance erst auf diese Fläche verwiesen werden? Der Wahl oder schöpferischen Erfindung des Künstlers bliebe alles Nähere überlassen.

Zwischen diesen beiden Flächen würde die Figur der Tapferkeit erscheinen; zwischen der zweiten schmalen und der zweiten längeren die Gestalt der Gerechtigkeit.

Denn diese vierte Fläche würde nur der Zeit des Friedens gewidmet werden; der Bewegung der früheren Scenen müßte die gesammelte und selbstbewußte Kraft in ihrer Ruhe folgen. Die größte politische Handlung des Königs in dieser Epoche war ohne Zweifel die Erhaltung des Friedens selbst — im Jahr 1830 —, doch läßt sie sich nicht zu verständlicher Anschauung bringen. Vorzuziehen wäre vielleicht die Darstellung der verschiedenen Provinzen in ihrer Besonderheit und nunmehr geschehenen Vereinigung auf immer, in friedlicher und befriedigter Haltung. Man könnte den Moment wählen, wo ihnen der König die Provinzialverfassungen ertheilt. Ich lasse dahingestellt, ob eine Andeutung einer engeren Verbindung mit dem übrigen Deutschland, wie sie in dem Zollverein zustande kam, hiermit verknüpft werden könne.

So würde der Umkreis des historischen Lebens dieses Fürsten bezeichnet sein. Und nur darauf käme es an. Es wäre schon genug, wenn der Übergang von der Niederlage zur Regeneration, der Kampf und der Sieg und der Friede versinnbildet würde, mit mehr oder minder anschließender Bezeichnung des Faktischen, nach der Wahl und dem Genius des Künstlers.

Dagegen müßte nun das Thatsächliche in dem Fries vorwalten. Auch dafür bietet die Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelms III. einen so unermeßlich reichen Stoff dar, daß die Auswahl nicht leicht sein dürfte.

Soll man hier eine oder die andere von den großen Schlachten darstellen? Ich glaube nicht, denn das würde doch in den Gedankenkreis zurückführen, den das Piedestal ausdrückt.

Vielmehr würde nach einem bereits ausgesprochenen Gedanken das Verhältniß des Königs zu den verschiedenen Ständen der Unterthanen und seine Fürsorge für sie als der geeignetste Gegenstand der künstlerischen Arbeit auf dem Fries zu betrachten sein.

Wenn die Stiftung der Universität Berlin nicht auf dem Piedestal vorkäme, so würde sie auf dem Fries erscheinen müssen, doch wohl zugleich mit der Stiftung der rheinischen Universität; dem würde sich die Gründung des Museums anschließen. Aber ich sollte glauben, daß die Fürsorge für das gesammte Unterrichtswesen eine Stelle finden müßte. Gestalten, wie Wilhelm von Humboldt und Altenstein und einer oder der andere der großen Gelehrten der Zeit würden hier angebracht werden können.

Wäre der Union nicht schon anderwärts gedacht, so würde sie an dem Fries nicht fehlen dürfen; denn ohne Zweifel war sie eine der vornehmsten Gedanken des Königs; gegen die Symbolisirung derselben, wie sie angeregt worden, könnten selbst die Andersgesinnten nichts einwenden, da doch nur das innigste Bündniß der beiden protestantischen Kirchen ausgedrückt würde. Wünschenswerth, aber kaum möglich würde es sein, auch die Herstellung der katholischen Bisthümer anzudeuten.

An Kirche und Unterricht würde sich das städtische Leben anschließen: einmal die Verleihung der Städteordnung, wenn sie am Piedestal wegbliebe, gewiß aber die Umgestaltung des Verkehrs. Man würde andeuten, daß die Städte nicht mehr geschlossene Packhöfe blieben, was sie bis dahin waren, sondern freie Vereinigungen: man würde die Schlagbäume fallen und das blühende Gewerbe einziehen sehen. Dann käme die Landeskulturgesetzgebung an die Reihe, die Aufhebung der Gutsunterthänigkeit, die Begründung eines freien Bauernstandes.

Endlich würde auch der Organisation der Armee auf dem Grunde der allgemeinen Dienstpflicht eine Stelle gebühren.

Vielleicht ließe sich hiermit eine Darstellung des Königs in der Mitte seiner vier blühenden Söhne, welche eine gesicherte Zukunft andeuten, in ihrer militärischen Qualität in Verbindung bringen.

Aber auch hier käme es darauf an, die leitenden Ideen zur Entscheidung zu bringen, ohne durch Häufung der Gegenstände die Anschauung und Auffassung zu verwirren. Dem Künstler bliebe die

Auswahl überlassen, wenn er nur die Intention im allgemeinen ausspräche.

Der König würde in dem Fries mehr als Landesvater, in dem Piedestal in seiner politischen Thätigkeit und seinen Schicksalen, in den Eckfiguren des Postaments in seinen Eigenschaften, in der Reiterstatue selbst in seiner Persönlichkeit erscheinen. Wie er war und lebte, so würde sein Bild auf alle Zeiten vor Mit- und Nachwelt dastehen. —

Nachschrift. Ausdrücklich mag noch hinzugefügt werden, daß der vorstehende Entwurf für den Künstler nicht maßgebend sein soll, weder in Bezug auf die Vertheilung der Räumlichkeiten, noch für die einzelnen Darstellungen.

B. Betrachtung.

(Am Tage der Grundsteinlegung, 17. März 1863.)

König Friedrich Wilhelm III. hat seinem Kriegsheer und dessen Führern für ihre herrlichen Waffenthaten im Befreiungskriege seine Dankbarkeit durch mannigfaltige Monumente bezeugt: den Nacherben geziemt es, auch das Andenken des Königs selbst, auf dessen Geheiß, unter dessen Theilnahme die Truppen fochten, durch ein großartiges Denkmal zu feiern. Diese Schuld abzutragen, war schon die Absicht Friedrich Wilhelms IV; nach dessen beweinenswerthem frühen Heimgang hat es König Wilhelm, dessen Regierung gesegnet sei, übernommen. Seine Majestät hat den Tag, an dem vor fünfzig Jahren der Aufruf seines Vaters an das Volk ergangen ist, der die Stelle der Kriegserklärung vertrat, zur Grundsteinlegung für das Denkmal bestimmt.

Die ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms III. fielen in eine Zeit, in welcher sich eine neue, aus der französischen Revolution und ihrem Conflikt mit Europa hervorgegangene Gewalt binnen wenigen Jahren zu einem Übergewicht auf dem Continent erhob, durch welches die Selbständigkeit aller andern Staaten und Mächte bedroht wurde. Durch die beleidigte Ehre des Staates sah sich Friedrich Wilhelm III. nach langem Zaudern doch endlich genöthigt, einen Kampf anzunehmen, in welchem das altpreußische Kriegsherr, auf welchem der Ruhm des großen Friedrich ruhte, der Übermacht und Strategie des neuen Imperators erlag: im Frieden mußte die Hälfte des preußischen

Gebiets der Verfügung des Siegers überlassen werden. Aber der Kampf war darum nicht auf immer aufgegeben. Vergleichbar jenem mythologischen Giganten, der sich zur Erde warf, von der er stammte, um sich dann mit erfrischter Kraft wieder zu erheben, wußte der preußische Staat durch erneuerte Belebung der Elemente, aus denen er ursprünglich hervorgegangen war, seine Macht zu verdoppeln. Der König bot zu einer Umbildung die Hand, welche alle Provinzen und Stände, Landgemeinden und Städte, denen eine Autonomie gestattet ward, die sie früher nicht kannten, Staatsverwaltung und Armee umfaßte und zugleich auf tiefe echte Religion und allgemeine deutsche, wahre Wissenschaft sich stützte: aus seiner geistigen Muttererde, wenn der Ausdruck erlaubt ist, sog der Staat verjüngte Lebenskraft. Noch war nicht alles vollendet, als die Weltmacht, die den Continent umfaßte, bei dem Unternehmen, durch welches der letzte Widerstand erdrückt werden sollte, ihrerseits durch Zusammenwirken der Natur und der Menschen eine Niederlage erlitt, in deren Folge die früher Besiegten wieder aufathmen konnten. Nach einigem Bedenken — denn man hatte einen noch immer unendlich überlegenen, früher allezeit siegreich gebliebenen Feind zu bestehen — entschloß sich der König, den Kampf für die Ehre und Unabhängigkeit des Staates wieder aufzunehmen, auf die Gefahr des Unterganges hin, wenn er nur ruhmvoll sei. Wenn das Emporkommen Preußens bisher auf einsichtsvollem Machtgebot, energischer Führung und unbedingtem Gehorsam beruht hatte, so gesellte sich jetzt dem Willen des Fürsten eine Freiwilligkeit zur Seite, welche in allen Provinzen, Ständen, Berufen, Altern zugleich hervorspringend das Gesammtgefühl eines großen Volkes verkündigte. In diesem Sinne, welchen der Aufruf ausdrückt, erfolgte am heutigen Tage vor fünfzig Jahren die Stiftung der Landwehr. Das Volk erhob sich auf den Ruf seines Königs mit ihm in die Waffen zu einem Kampf auf Leben und Tod. Mit einer Anstrengung aller Kräfte, die ihresgleichen nicht hat, wurde das Heer in Linie und Landwehr ins Feld gebracht, welches mit tapferen und zuverlässigen Bundesgenossen wetteifernd vor allem die preußische Waffenehre wiederherstellte. Die Generale, die es führten, waren männlich gereifte, durch verschiedenartige Gaben zu Rath und That ausgerüstete, von moralischen Antrieben erwärmte, an der Stelle, die einem jeden angewiesen war, zu selbständigem Handeln fähige, scharf ausgeprägte Persönlichkeiten. Ihre Standbilder mit einigen der wirksamsten Minister werden das königliche umgeben. Neben dem glorreichen Feldmarschall wird der gefeierte Staatsmann eine Stelle finden,

der die Geschäfte, denen er sich nach und nach zu widmen in den Fall kam — preußische, deutsche und europäische — durch eingeborene Größe der Gesinnung eigenthümlich belebt und gehoben hat. Denn mit dem Andenken an den König muß sich das Gedächtniß der Männer verschmelzen, die mit ihm und unter ihm für die großen vorgesetzten Zwecke: die Wiederaufrichtung der preußischen Monarchie, die Wiedervereinigung von Deutschland, die Herstellung unabhängiger Reiche und Staaten auf dem Continent, zusammengewirkt und sie, soweit es möglich war, erreicht haben.

Auf die Anstrengungen des Krieges folgten die Sorgen des Friedens. Die vornehmste von allen war, die Provinzen abweichender Landesart und Religion, verschiedenen territorialen und nationalen Herkommens, aus denen sich der wiederhergestellte Staat zusammensetzte, zu einer kräftigen Einheit zu verbinden, ohne doch ihre Besonderheit zu brechen. Die Institute, welche in der Zeit der Erniedrigung begründet waren, individueller und corporativer Freiheit in Stadt und Land, einer einheitlichen Administration, der allgemeinen Wehrpflicht und des damit zusammenhängenden Militärsystems, gaben nun allen einen gemeinschaftlichen Charakter. Wenn es nothwendig war, den Zolllinien, welche die benachbarten Reiche um sich gezogen, eine ähnliche Grenzzolleinrichtung entgegenzusetzen, so wurde man doch in kurzem inne, daß die schroffe Ausschließlichkeit derselben den verbündeten mittleren und kleinen Staaten allzu beschwerlich fiel; der König bahnte einen Verein an und führte ihn durch, welcher als das Beste betrachtet werden muß, was zur Hebung der Nachtheile der in Deutschland obwaltenden staatlichen Absonderungen zustande gekommen ist. Mit den inneren Zollschranken aber fielen eine Menge Einrichtungen weg, die bisher die naturgemäße Entwickelung der industriellen und commerciellen Kräfte gehemmt, eine gesunde Handelspolitik unmöglich gemacht hatten. Alle Städte in Deutschland zeugen von dem Aufschwung, welchen Verkehr und gewerbliche Produktion seitdem genommen haben; die landwirtschaftliche ist nicht zurückgeblieben. Es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, anzuerkennen, daß der Wohlstand, dessen sich Preußen und das gesamte Deutschland erfreuen, großentheils König Friedrich Wilhelm III. und den erleuchteten Männern, die ihm im Frieden wie im Kriege zur Seite standen, zuzuschreiben ist.

So verdankt die Kunst seinem Auftrage herrliche Denkmäler der Architektur und Skulptur, seiner aufmerksamen Fürsorge reiche Sammlungen, treffliche Schulen.

Wie er in den Zeiten der Erniedrigung Mittel fand, in seiner Hauptstadt eine neue Pflanzstätte deutscher Wissenschaft zu gründen, so bezeichnete er die Wiedererhebung mit der Gründung einer gleichen in den eben erworbenen Rheinlanden, wo man sie besonders vermißte. Die hohen Schulen in allen Provinzen sind unter ihm großentheils umgestaltet worden und haben sich seiner kräftigsten Unterstützung erfreut. Wenn den Deutschen die allseitige Pflege, welche sie den Wissenschaften widmen, zur größten Auszeichnung unter den Nationen gereicht, so beruht dieser Ruhm hauptsächlich auf dem Gedeihen und der Blüthe der Universitäten, die Friedrich Wilhelm III. nicht etwa geschaffen, aber mächtig gefördert hat. Ihm lag daran, dem Volke die Wohlthat des Unterrichts zu verschaffen. Auch die vorbereitenden Anstalten der gelehrten, sowie der bürgerlichen und militärischen Bildung gelangten unter ihm auf eine neue, höhere Stufe; die Volksschulen sollten der ganzen Bevölkerung Antheil an der allgemeinen Kultur der Welt verschaffen.

Den kirchlichen Angelegenheiten widmete Friedrich Wilhelm den ganzen Eifer eines einfachen gottgläubigen Gemüthes. Die katholische Kirche hat er mit einer angemessenen Festsetzung und Ausstattung der Bisthümer bedacht; der protestantischen suchte er nicht allein eine größere äußere Würde zu verschaffen: sein Bemühen war dahin gerichtet, die Entzweiung, welche die Confessionen spaltet, durch freie Vereinigung zu heben.

Alles Unternehmungen und Versuche, deren Tragweite aus jener Zeit in die Gegenwart und in eine ferne Zukunft hinausreicht. Noch eine Aufgabe hinterließ er den Nachkommen. Nicht auf eine todte Gleichförmigkeit war es abgesehen: wie denn bei der Durchführung einer alle umfassenden Gerichtseinrichtung eine große Ausnahme, wie sie zeitgemäß erschien, gestattet wurde. Die landschaftlichen Besonderheiten überhaupt wurden durch die Provinzialverfassungen, die der König verlieh, in Schutz genommen. Eine Gesammtverfassung des Staates ward hiedurch angebahnt; sie war durch unumstößliche Gesetze begründet. Die Absicht war, die Rechte aller zu gewährleisten und das preußische Volk auf der Grundlage der Gesetze in freiwilliger Gemeinschaft zu einem großen und nachhaltigen Gesammtbewußtsein zu vereinigen. Möge dies große Ziel noch erreicht werden!

Andere Zeiten werden andere Verdienste hervorrufen: das Verdienst Friedrich Wilhelms III. wird unvergeßlich bleiben. Seine Empfindungen waren einfach und wahr, seine Gedanken schlicht und

gesund; seine Unternehmungen tragen das Gepräge des Nothwendigen; auf seinen Erfolgen beruht der Bestand, das materielle und geistige Gedeihen, die Wehrhaftigkeit und das Ansehen des Staates. Im Unglück und Glück war er Eins mit seinem Volke. Das Denkmal, zu welchem heute der Grundstein gelegt wird, möge seine Eigenschaften und Geschichte, Schicksal und Handlungen den Nachlebenden in steter lebendiger Vergegenwärtigung halten.

---

6. Idee einer Akademie für deutsche Geschichte und Sprache.

A. Eingabe an den Fürsten Bismarck.

(Berlin 1871.)

Ew. Durchlaucht danke ich ehrerbietigst für das Wohlwollen, mit welchen Sie mein auf die Errichtung einer Akademie für deutsche Geschichte und Sprache bezügliches Anschreiben aufgenommen haben. Indem ich nicht verfehle, Hoch Ihrem Wunsche gemäß die aus früheren anderweiten Verhandlungen über den Gegenstand hervorgegangenen Entwürfe zu übersenden — mit der gehorsamsten Bitte, sie seinerzeit mir wieder zuzustellen — erlaube ich mir, zur Erläuterung derselben einige Bemerkungen beizufügen.

Schon bei der Stiftung der historischen Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften in München im Jahre 1858, lag die Idee einer Akademie für deutsche Geschichte zu Grunde. Der Gedanke, die Commission in eine wirkliche Akademie zu verwandeln, wurde niemals aufgegeben. Seine Majestät König Maximilian II. von Bayern hatte, wie er mir sagte, schon einen Fonds gesammelt, um einer solchen gelehrten Gesellschaft eine unabhängige Existenz auf immer zu begründen. Ehe es hiezu kam (das Geld ist später zu einem wohlthätigen Zweck verwandt worden) ward noch ein anderer Gedanke gefaßt: eine Akademie für die Entwicklung der deutschen Schriftsprache zu gründen, die zugleich eine Vereinigung der namhaftesten Schriftsteller bilden sollte. Man verbarg sich nicht, daß eine

solche das Leben unmittelbar berührende Gesellschaft nicht bloß von Bayern ausgehen, noch ausschließlich in München ihren Sitz haben könne. Sie sollte alle deutschen Staaten umfassen und ein gemeinschaftliches Institut aller werden. Auf diesen Gedanken beruht das Aktenstück B. vom Oktober 1861. Der Entwurf wurde im Herbst 1862 nochmals erwogen und erneuert. Ich erhielt bereits damals den Auftrag, das Vorhaben zur Kunde Sr. Majestät des Königs und Sr. königlichen Hoheit des Kronprinzen von Preußen zu bringen, was denn auch geschehen ist. Se. königl. Hoheit der Kronprinz, der mit Freuden darauf einging, hat darüber mit Sr. Maj. dem König gesprochen, welcher ebenfalls seine allerhöchste Beistimmung zu erkennen gab. Die Sache hatte aber eine Schwierigkeit, die kaum zu überwinden war. Wo sollte der Sitz dieser Akademie sein? Die damaligen politischen Zustände bewirkten, daß König Maximilian, voll von der Idee, ein das gesammte Deutschland umfassendes Institut müsse gegründet werden, einen Wechsel der Versammlungen zwischen Berlin, München und Wien einzurichten wünschte. Damit aber war die Unzuständigkeit verbunden, daß auch das bleibende Sekretariat hätte wechseln müssen; und Verhandlungen vertraulicher Art wären nöthig gewesen, zu denen es, soviel ich weiß, nicht gekommen ist.

Der unerwartete Tod des vortrefflichen Königs Maximilian II., der im Jahre 1864 eintrat, machte alledem ein Ende. Es gereicht dem jungen Nachfolger desselben, dem jetzt regierenden König Ludwig II. zu hoher Ehre, daß er die historische Commission, deren Kosten aus der königlichen Chatoulle bestritten wurden, überhaupt bestehen ließ. Aber der Verlust, den die Gesellschaft erlitten hatte, wurde damit nicht völlig ersetzt. Nicht allein hörten die außerordentlichen Zuschüsse auf, mit denen uns König Max bedacht hatte, sondern die Festsetzung der regelmäßigen Zahlungen wurde auf funfzehn fernere Jahre beschränkt, die mit dem Jahre 1879 zu Ende gehen werden. Die Commission wurde ferner ausdrücklich angewiesen, nichts Neues zu unternehmen, sondern die bewilligten Mittel auf die Ausführung und Vollendung des schon Begonnenen zu verwenden. In einem Fall ist man zwar auf Grund gemachter Ersparnisse darüber hinausgegangen. Aber es leuchtet ein, daß weder die anderen größeren Arbeiten, noch diese (die deutsche Biographie) in dem gesetzten Zeitraum vollendet werden können. Nothwendig regte sich der Gedanke, für Vollendung des bereits Unternommenen und für wünschenswürdig erscheinende gelehrte Unternehmungen verwandter Art eine breitere und zuverlässige Grundlage zu gewinnen.

Der Plan wurde gefaßt, zugleich für Geschichte und Sprache durch die Vereinigung mehrerer deutscher Fürsten eine Akademie zustande zu bringen. Bei meinem Aufenthalt in Wilhelmsthal im September 1867 legte ich den Plan Sr. königl. Hoheit dem Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach vor, der denn auch mit großer Lebendigkeit darauf einging. Es schien angemessen, Weimar wegen seines alten literarischen Rufes zum Sitz der Akademie zu machen; der Großherzog war bereit, die für das Secretariat, die Sammlungen und die jährlichen Zusammenkünfte erforderlichen Räume zu gewähren. Aus den Berathungen, zu denen der Staatsrath Stichling gezogen wurde und die unter der persönlichen Theilnahme des Großherzogs stattfanden, ist der unter C beiliegende Entwurf hervorgegangen. Die ursprünglichen Absichten sind darin erweitert und nach den obwaltenden Umständen näher bestimmt worden. Der Grundgedanke bleibt immer, daß eine aus allen deutschen Landschaften genommene und sie gewissermaßen repräsentirende Gesellschaft zu dem doppelten Zweck, die Studien der deutschen Geschichte in ihrem ganzen Umfang und die regelmäßige Fortbildung der deutschen Schriftsprache zu fördern, gebildet werden solle. Die Sache schien besonders dann ausführbar, wenn sie zunächst den beiden benachbarten königlichen Höfen vorgelegt und von diesen genehmigt würde. Die großherzogliche Regierung richtete die bezügliche Anfrage in ihrem eigenen Namen nach Dresden und Berlin. Bei Sr. Majestät dem König von Sachsen fand sie jedoch wenig Anklang. Der gelehrte und wissenschaftlich so eifrige König erklärte, daß ein solches Institut ihm nicht an der Zeit zu sein scheine. Dagegen widmete ihr unser allergnädigster König und Herr viel Aufmerksamkeit. Die Frage, die er bei dem Vortrage im Kabinet, so viel ich gehört habe, einwarf: „warum nach Weimar?“ war zwar ablehnend für die damalige Form des Antrags, aber nicht für die Hauptsache. Der Entwurf ging dem Herrn Minister Mühler zu und ist erwogen und weiteren Berathungen vorbehalten worden.

Alles überlegt waren die Umstände weder in dem ersten, noch in den zweiten Stadium dieser Vorverhandlungen dazu angethan, um zu dem erwünschten Ergebniß zu führen. Man mußte dabei von dem Partikularistischen zu dem Allgemeinen aufstreben; jetzt aber hat dies seine eigene Repräsentation. Die Sache kann unter großen Gesichtspunkten ohne anderweite Rücksicht mit besseren Kräften unternommen werden. Ew. Durchlaucht wird es nicht Wunder nehmen, wenn nunmehr, nachdem die nationale Gemeinschaft durch die großen Ereignisse des

letzten Jahres eine Gestaltung gewonnen hat, wie das nie zu erwarten war, die alten Wünsche erwachen und dabei Ew. Durchlaucht als der Mann betrachtet wird, durch dessen Vermittelung sie ins Leben gerufen werden könnten. Und da nun Hochdieselben in der That sich geneigt erklären, auf die Sache einzugehen, so erlaube ich mir, den vorgelegten Entwürfen noch einige Erwägungen hinzuzufügen, die mir für die ganze Sache wesentlich scheinen. Sie betreffen folgende Punkte:

I. Den Namen. Die erste Frage würde sein, ob man das neue Institut als eine deutsche Akademie im allgemeinen ohne weiteren Zusatz, oder als Akademie für deutsche Geschichte und Sprache bezeichnen soll. Das erste würde besser lauten, und mein verstorbener Freund Jacob Grimm, dem ich von der Sache sprach, war dafür. Aber in früheren Zeiten hat man öfter von einer deutschen Akademie in dem Sinne gesprochen, daß dadurch alle bereits bestehenden Akademien entweder vereinigt oder absorbirt werden — ein Ungedanke: denn die Akademien der Wissenschaften in Berlin, München, Wien haben so viel eigenthümliches Verdienst, daß sie nothwendig erhalten werden müssen. In Göttingen und Leipzig würde man die daselbst bestehenden Gesellschaften der Wissenschaften nicht entbehren können. Sie hängen alle mit den Universitäten zusammen und stellen gleichsam die wissenschaftliche Seite des Professorats dar. Eine allgemeine deutsche Akademie müßte zugleich den besonderen Zweck, zu dem sie bestimmt ist, an der Stirn tragen. Insofern würde die Bezeichnung: Akademie für deutsche Geschichte und Sprache am angemessensten sein.

II. Den allgemeinen Charakter. Wie der Gegenstand die allgemeine deutsche Geschichte ist, so würde die Zusammensetzung der Akademie sich nicht auf Gelehrte innerhalb des heutigen deutschen Reiches zu beschränken haben. Man würde die Schweiz, Deutschösterreich, Lievland und vielleicht auch den ganzen Umkreis des Niederdeutschen in Holland und Belgien, berücksichtigen können, und nothwendig würden die Mitglieder aus verschiedenen deutschen Landschaften zu nehmen sein. Es ließe sich zwar noch an andere Orte für die allgemeinen Versammlungen denken, aber das natürlichste ist doch, daß Berlin als der Sitz des Reiches auch der Sitz der Akademie werde. Diese könnte sich dann nicht wöchentlich oder monatlich versammeln; man würde auf Jahresversammlungen beschränkt sein. Das Sekretariat müßte jedoch seinen permanenten Sitz in Berlin haben.

III. Ausstattung und Kosten. Die zu bewilligenden Mittel würden hauptsächlich zur Ausführung der zu unternehmenden Arbeiten,

deren sogleich gedacht werden soll, bestimmt sein. Den Mitgliedern müßte eine mäßige Remuneration, die namentlich wegen der Reisekosten der Abwesenden unerläßlich wäre, bewilligt werden. Nach einem freilich sehr ungefähren Anschlag würde man 25 000 Thlr. jährlich gebrauchen. Die Frage ist, von wem diese oder die sonst zu normirende Summe der Kosten getragen werden soll. Es könnte rathsam scheinen und würde die Unabhängigkeit der Studien nicht wenig fördern, wenn das Einkommen durch eine einmalige große Bewilligung auf immer gesichert und zugleich von dem Reich ein Curatorium der Stiftung bestimmt würde, welches diese in unmittelbare Beziehung zu der Reichsgemeinschaft erhielte. Sollte eine jährliche Bewilligung vorgezogen werden, so würde der Zweifel entstehen, ob die Kosten von den verbündeten Fürsten zugleich mit dem Kaiser, was dem weimarischen Plane entspräche, getragen, oder ob sie von dem Reiche durch Matricularbeiträge aufgebracht werden sollen. Ich stehe davon ab, diese Frage zu erörtern. Ew. Durchlaucht werden leicht und sicher darüber entscheiden. Ich erlaube mir nur zu bemerken, daß jede particulare Rücksicht ausgeschlossen sein muß und die Ausführung der großen wissenschaftlichen Unternehmungen nicht von zurücknehmbaren jährlichen Bewilligungen abhängig bleiben darf.

IV. Kreis der Arbeiten. A. Vor allem müßte die neue Akademie die von der historischen Commission zu München unternommenen Arbeiten, zu deren Vollendung der ihr zugestandene Zeitraum nicht hinreichen wird, nach vorgängiger Rücksprache mit derselben übernehmen.

Dahin gehört 1. Die Sammlung der Reichstagsakten, mit denen die Commission nur dahin gekommen ist, den Anfang zu machen; sie wird kaum imstande sein, die bereits gesammelten Materialien, die sich nicht über das 15. Jahrhundert hinaus erstrecken, zu verarbeiten. Die Ausführung des Werkes in seiner vollen Ausdehnung kann nur durch eine auf immer gegründete Akademie in die Hand genommen werden.

Dasselbe ist der Fall 2. mit den Jahrbüchern des deutschen Reiches, die schon aus dem Grunde nicht rasch gefördert werden können, weil sie nicht etwa in eine Fabrikarbeit ausarten sollen. Es müssen immer Talente gefunden werden, die sich für jede Epoche besonders eignen.

In dem besten Fortgang ist 3. die Sammlung der Städtechroniken, deren Weiterführung und Vollendung auch darum wünschenswerth ist, weil sie eine neue Grundlage für die Geschichte des bürger-

lichen Lebens, der Industrie und des Handels der deutschen Nation gewähren wird.

4. Auch das neueste Unternehmen, das ich oben bezeichnete, der deutschen Biographie, würde unter die Obhut der Akademie zu nehmen sein. Davon ist eigentlich nur der Entwurf gemacht, der Redacteur gefunden, ein Buchhändler gewonnen, vorläufige Rücksprache mit den Bearbeitern genommen. Dies ist jedoch schon darum nicht genügend, weil der Redakteur möglichst unabhängig von der buchhändlerischen Remuneration gestellt werden muß, um nur die Sache selbst im Auge behalten zu können. Der festgesetzte Plan müßte unter allen Umständen durchgeführt werden. In den allgemeinen biographischen Wörterbüchern werden die Deutschen stiefmütterlich behandelt. Gewiß ist es eine Ehrensache der deutschen Nation, ein Werk herzustellen, in welchem die Deutschen aller Jahrhunderte, die sich der Erinnerung würdig gemacht haben, gefunden werden können.

Diese Unternehmungen, von der Commission herübergenommen, werden der Akademie einen weiten Wirkungskreis auf lange Jahre hinaus eröffnen. Dazu kommt ein anderes höchst verdienstliches, aber durch die hohen Jahre, in denen der Herausgeber steht, einigermaßen unsicher werdendes Werk der historischen Gelehrsamkeit; ich meine:

B. Die Monumenta Germaniae, die, einst unter den Auspicien des Minister Stein entstanden, von dem hochverdienten Pertz bis zu einer stattlichen Zahl von meist starken Foliobänden fortgeführt, aber bei weitem doch noch nicht vollendet worden sind. Es ist ein Werk, das sich der Unterstützung des deutschen Bundes erfreute, durch den großen Umschwung der Dinge aber eher verloren, als gewonnen hat. Der Akademie würde nun die Sorge für diese großartige Sammlung von Quellenschriften für die deutsche Geschichte wenigstens in der Zukunft anheimfallen. Für jetzt wäre vielleicht keine Veränderung vorzunehmen, wenn der Herausgeber nur mit den Zuschüssen, deren er bedarf, ausgestattet würde.

C. Außer diesen bereits in Gang gebrachten gelehrten Unternehmungen giebt es noch manche andere, die für die Nation als solche von größtem Werthe sind und durch Privatmittel und durch die Theilnahme des Publikums nicht ausgeführt werden können.

Eine der vornehmsten würde 1. eine geographisch-historische Darstellung der Gaue des Mittelalters sein. Denn auf denen beruhte die gesammte alte Landesverfassung; aus ihnen ist die Entwickelung der Landschaften und Staaten hervorgegangen. Durch diese Arbeit,

bei der Geographen und Historiker Hand in Hand gehen müßten, würde man allen landschaftlichen Anforderungen gerecht werden.

In unmittelbarer Verbindung hiemit steht 2. die Kriegsverfassung der mittleren Jahrhunderte, in denen das Lehnswesen gleichsam den Staat bildete. Es würde in seinem Ursprung und seiner Ausbildung in Bezug auf das Reich und die einzelnen Landschaften, eine jede besonders, zu entwickeln sein. Die Umwandlung desselben in das moderne Kriegswesen bezeichnet den Unterschied der Jahrhunderte überhaupt. Ich sehe kein Hinderniß, die Geschichte des Krieges auch in seiner technischen, wie strategischen Entwickelung mit der Zeit in den Kreis der Arbeiten der Akademie zu ziehen.

Sehr erwünscht wäre 3. eine allgemeine deutsche Genealogie, vom Standpunkte der Wissenschaft methodisch ausgeführt. Man würde damit eine feste Grundlage für die Geschichte der Fürstenhäuser, des hohen Adels, sowie der angesehensten Geschlechter aus dem niederen Adel und den Patriciern der großen Städte gewinnen. Freilich würde alles als ein Einzelnes erscheinen, aber im Ganzen würde es doch die umfassendsten Aussichten für die innere Entwickelung der Nation darbieten.

4. Eine Geschichte der deutschen Kirche fehlt eigentlich noch ganz. Der bemerkenswertheste Versuch dazu ist durch den Tod des Verfassers in den Anfängen unterbrochen worden. Die Arbeit müßte von neuem aufgenommen werden. Und welchen Stoff bietet nicht die Gründung der Kirchen, Stifter, Klöster, Orden des weiten germanischen Gebietes noch dar! Die Germanisirung der östlichen Provinzen hängt geradezu davon ab. Indem alles particular ist, greift es doch auch wieder zusammen, wie denn die Gründung des Ordenslandes Preußen ein gemeinschaftliches Unternehmen des deutschen Adels in seiner kirchlich-kriegerischen und expansiven Richtung war.

Von der Kirche würde man 5. zu den nationalen Bildungsanstalten, den Klosterschulen, hauptsächlich den Universitäten übergehen. Über den Ursprung und die Ausbildung der Universitäten ist man bisher meist dürftig und fragmentarisch unterrichtet. Ein umfassendes Werk darüber würde von eminentem Werthe für die Nation sein. Auch dabei zeigt sich, daß man bei dem heutigen Umfang des deutschen Reiches nicht stehen bleiben dürfte. Die Universität von Prag, Mutteruniversität von so vielen anderen und lange Zeit Hauptbildungsanstalt für die Deutschen, würde ausführlich zu behandeln sein. Aber auch Löwen dürfte nicht fehlen. Es war die hohe Schule, von wel-

cher das nordwestliche Deutschland einen großen Theil seiner Bildung und seine geistliche Direction empfing.

6. Mit dem allgemeinsten Beifall ist das Unternehmen der historischen Commission, eine Geschichte der Wissenschaften im 18. und 19. Jahrhundert ins Leben zu rufen, begrüßt worden. Diesem Unternehmen galt die besondere Munificenz des Königs Maximilian und seine Vollendung in dem festgesetzten Zeitraum kann als gesichert betrachtet werden. Aber ein noch ausgedehnteres Gebiet ist dabei zunächst unberührt geblieben: die wissenschaftliche Entwickelung der deutschen Nation während des Mittelalters und der ersten Jahrhunderte der neueren Zeit. Die Bearbeitung dieses Feldes dürfte die Akademie nicht außer Acht lassen; obgleich, wenn irgendwo sonst, zu warten ist, bis sich die geeigneten Talente und Kräfte finden. Die Geschichte der Wissenschaft würde in ihren technischen Theilen auch auf die Geschichte der Industrie, der Erfindungen und der materiellen Kultur überhaupt führen.

Bei dem Münchener Unternehmen sind 7. Kunst und Poesie nicht besonders berücksichtigt worden, was sie jedoch im höchsten Grade verdienen. Wie vielfach auch sonst, tritt namentlich bei der Geschichte der Kunst die Schwierigkeit ein, daß die nationalen Bestrebungen mit den universalen coincidiren. Es kommt nur darauf an, die Leistungen der Deutschen an den allgemeinen Gang der Kultur anzuknüpfen und doch wieder als etwas Besonderes zu begreifen. Und wer wüßte nicht, daß die künstlerischen Bestrebungen alle Jahrhunderte hindurch eine bedeutende Seite des deutschen Kulturlebens gebildet haben?

So die Grundzüge der vorgeschlagenen Stiftung. Man könnte einwenden, daß die historischen Studien hiedurch gleichsam centralisirt würden. Die Antwort hierauf ist, daß ja nicht alles auf einmal in Angriff genommen werden soll und daß der freien Bewegung der historischen Wissenschaft nach allen Seiten hin ein unermeßliches Feld offen bleibt.

Noch eine Beziehung dürfte hiebei Erwähnung verdienen. Man darf voraussetzen, daß die Staatsarchive in Deutschland für die von der Akademie angeregten Forschungen offen stehen würden. Allein noch vieles urkundliche Material ist im Privatbesitz, und man müßte Bedacht nehmen, daß es ebenfalls benutzt werden könnte. Dafür würde das germanische Museum in Nürnberg, das bereits von dem Reichstag in Schutz genommen ist, den Mittelpunkt bilden; es würde in enge Verbindung mit der Akademie gesetzt werden können.

Wenn nun aber die Akademie die deutsche Geschichte und zugleich die deutsche Sprache umfassen soll, so hat das insofern keine Schwierigkeit, als die sprachwissenschaftlichen Studien mit den historischen verbunden werden sollen. Denn denen sind sie im allgemeinen vollkommen homogen; sie lassen sich von denselben nicht sondern, noch diese von ihnen. Die Fortsetzung des Wörterbuches der Gebrüder Grimm, dessen sich der Bund bereits angenommen hat, würde recht eigentlich unter die Aufgaben der Akademie gehören. Und wie viele andere Arbeiten würden sich in dieser Richtung noch darbieten!

Nun aber tritt hier noch ein anderer überaus wichtiger Moment ein. Die allgemeine Literatur, die poetische sowohl, als die prosaische, hat den größten Antheil an der Entwickelung des Gesammtbewußtseins der Nation. Sie ist aber bisher ohne alle akademische Repräsentation und Würdigung geblieben. Bei den vorgelegten früheren Entwürfen waltete der Gedanke vor, ihr eine solche zu verschaffen und eine Vereinigung der namhaften Schriftsteller zu einem öffentlich anerkannten Kreise zu bilden. Man würde dabei die verschiedenen Gattungen der Poesie, das Verdienst der Darstellung auch in den wissenschaftlichen Werken der Geschichte und der Naturwissenschaften, das stilistische Talent überhaupt, sowie die oratorische Kunst berücksichtigen. Ursprünglich glücklich zusammengesetzt, würde eine solche Akademie den Ehrgeiz der Jüngeren erwecken, ihr anzugehören.

Auch an Arbeiten für eine solche akademische Vereinigung wurde bereits gedacht. Man ging von der Bemerkung aus, daß eine gewisse Verwilderung in dem deutschen Ausdruck überhandnehme. Man glaubte durch eine Vereinigung solcher Autoren, die sich eines mustergültigen Ausdrucks befleißigen, ein Gegengewicht dagegen zu schaffen. Dann aber wurde auch folgender Gedanke gefaßt, gegen den sich freilich mancher Widerspruch regen wird; der aber doch wohl erwähnt zu werden verdient. Weit entfernt, lehrmeisterhaft Regeln geben und die Freiheit der Produktion beschränken zu wollen, hielt man doch für rathsam, den Sprachgebrauch der Zeiten, welche als die klassischen gelten, festzustellen — gleichsam als Thesaurus für die folgenden Generationen. Gegen das Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts hatte die Sprachbildung der Deutschen die Höhe erreicht, in der sich andere gebildete Nationen bewegen. Die Schriftsprache dieser Epoche sollte man in Bezug auf Grammatik und Lexikon fixiren, als Produkt einer in dieser Beziehung besonders begabten Zeitgenossenschaft und als Grundlage weiterer Fortbildung nach dem inneren Gesetz derselben. Der wahre Charakter des deutschen Ausdrucks war gefunden, und man

muß sich hüten, ihn durch willkürliche Abweichungen zu verderben. Hierdurch würde für diese Sektion der Akademie eine besondere Arbeit gefunden sein. Mit einigen Sprachgelehrten von Fach verstärkt, würde sie ein Wörterbuch des heutigen Schriftgebrauchs und eine damit zusammenstimmende Grammatik aufzustellen haben. Überdies würde ihr die Ertheilung der ausgesetzten Preise z. B. des dramatischen anheimfallen [1]).

Die Akademie für deutsche Geschichte und Sprache würde eine Einheit bilden; aber sie würde aus zwei Sektionen bestehen, von denen die eine geschichtliche Forschung in ihrer weitesten Ausdehnung zur Aufgabe haben, während sich in der anderen die sprachwissenschaftliche Kultur in ihrer heutigen Gestalt darstellen würde.

Sollten Ew. Durchlaucht auf diese Ideen eingehen, die ja freilich mancher näheren Bestimmung bedürfen, so bin ich überzeugt: ihre Durchführung würde der großen Epoche, in der wir leben, einen neuen Glanz verleihen und zu hoher Befriedigung und fortwährendem Nutzen gereichen. Es ist die Eigenthümlichkeit der Fürsten des brandenburgischen Hauses, die Macht in unmittelbare Beziehung zu der fortschreitenden Kultur zu bringen. An die früheren großartigen Stiftungen dieser Art würde sich die neue nicht unwürdig anschließen. Vielleicht würden, wenn ich es wagen darf zu sagen, die bevorstehenden Festlichkeiten den geeigneten Moment darbieten, wenn nicht bereits die Sache ins Leben zu rufen, aber doch sie in ihren Hauptgrundzügen als beschlossen anzukündigen.

B. Entwurf zu einer Akademie für deutsche Sprache und Schrift.

(Berchtesgaden, 18. u. 19. October 1861.)

Artikel 1. Es soll eine Akademie für deutsche Sprache und Schrift unter dem Titel „Deutsche Akademie" gegründet werden.

Artikel 2. Die vornehmste Thätigkeit dieser Akademie soll in der Abfassung eines Wörterbuches der heutigen deutschen Sprache und

1) Anmerkung: Außer dem dramatisch-poetischen Preise müßten auch noch andere seitens der Akademie ausgeschrieben werden. Sehr wünschenswerth wäre dabei die Öffentlichkeit der schließlichen Beurtheilung und Preis-

Schrift bestehen, sowie einer ausführlichen Grammatik des mustergiltigen deutschen Sprachgebrauches. Nach und nach soll sie zu einer Gesellschaft der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller ausgebildet und die Ertheilung neu auszuschreibender literarischer Preise ihr anvertraut werden.

Artikel 3. Preußen und Bayern vereinigen sich zunächst, um eine solche Akademie herzustellen[1]).

Artikel 4. Der Sitz der Akademie, d. h. Präsidium und Geschäftsverwaltung derselben, sollen von drei zu drei Jahren zwischen Berlin und München[2]) wechseln.

Artikel 5. Die Akademie wird zunächst aus zwölf ordentlichen Mitgliedern bestehen, unter denen drei durch ihre Beschäftigung mit der Wissenschaft der deutschen Sprache, namentlich in ihrem heutigen Bestande, ausgezeichnete Gelehrte, die übrigen neun solche Schriftsteller sein sollen, die in ihren Werken sich am meisten einem klassischen und tadellosen Ausdruck nähern. Es bleibt vorbehalten, eine größere Anzahl außerordentlicher Mitglieder zu ernennen.

Artikel 6. Die Versammlungen sollen alle Jahre im Monate April stattfinden und in der Regel abwechselnd in Berlin und in München abgehalten werden.

Artikel 7. Den ordentlichen Mitgliedern, die sich dabei einfinden, wird eine jährliche Remuneration von 400 Fl. zugesichert. Die Remuneration der außerordentlichen Mitglieder, namentlich wenn sie bestimmte Arbeiten auszuführen haben, bleibt weiterer Bestimmung vorbehalten.

Artikel 8. Zu den allgemeinen Kosten, welche auf 10 000 Fl. angeschlagen werden, werden Ihre Majj. die Könige von Preußen und von Bayern jeder ein Drittel bewilligen. Se. Maj. der König von Bayern werden die auf Sie fallende Summe von 3333 1/3 Fl. jährlich, entweder auf Lebenszeit oder, je nachdem es gewünscht wird, auf eine Reihe von Jahren bewilligen, behalten sich aber dagegen

vertheilung. Eine Hauptaufgabe, die außerdem auch noch in den Bereich der Abtheilung für Sprache fallen würde, wäre die regelmäßige Herausgabe einer kritischen Zeitschrift zur Beurtheilung der neuesten Literaturerscheinungen. Hauptgegenstände sprachwissenschaftlicher Arbeit seitens der Akademie wären noch: eine Geschichte des deutschen Stils; eine Geschichte der deutschen poetischen Technik.

1) Durch Schreiben [des Königs Max] vom 18. November geforderter Zusatz, daß Österreich nicht nachträglich, sondern sogleich herbeigezogen werden solle. [Anmerkung Ranke's.]

2) Späterer Zusatz: und Wien. [Desgl.]

vor, vier Mitglieder Allerhöchstselbst zu denominiren. Das gleiche Recht würde auch Sr. Maj. dem Könige von Preußen zustehen.

Artikel 9. Nach geschehener Vereinbarung und weiterer Festsetzung des Statutes werden die übrigen deutschen Fürsten, vor allem Österreich zur Theilnahme und Leistung eines Beitrages unter entsprechenden Bedingungen einzuladen sein. Die Zahl der Mitglieder soll niemals über 15 steigen.

Artikel 10. Die Versammlungen können von Zeit zu Zeit auch in Wien oder nach dem Wunsche der Fürsten in einer andern deutschen Stadt gehalten werden.

Artikel 11. Der Sitz der Akademie würde jedoch immer entweder in München oder in Berlin sein, wofern nicht Se. Maj. der Kaiser von Österreich darauf dringen, daß er eine andere Reihe von drei Jahren in Wien aufgeschlagen werde.

Artikel 12. Zum Präsidenten der Akademie würde keiner der regierenden Herren sich eignen; zunächst werden die das neue Institut begründenden Staaten auf einem namhaften Privatmann Bedacht nehmen. Der Präsident wird später[1]) immer von Seite des Staates ernannt, in dessen Hauptstadt die Akademie ihren Sitz hat. Das Secretariat der Akademie würde möglichst auf eine Weise zu constituiren sein, daß es unbeschadet der fortlaufenden Geschäfte von einer der Hauptstädte nach der andern übersiedeln kann. —

C. Entwurf zu Statuten für eine deutsche Akademie.

(Wilhelmsthal, September 1867.)

§ 1. Die nachbenannten Fürsten deutscher Nation sind übereingekommen, eine Akademie für deutsche Geschichte und Sprache unter dem Namen „Deutsche Akademie“ zu errichten: (folgen die Namen der deutschen Fürsten).

§ 2. Sie gedenken, die deutsche Akademie zunächst aus ihrem Privatvermögen zu dotiren und dafür Sorge zu tragen, daß das Bestehen derselben auf immer gesichert werde.

§ 3. Der Sitz der deutschen Akademie soll in Weimar sein und hat sich Se. Kgl. Hoheit der Großherzog von Weimar bereit erklärt, die Protektion zu übernehmen und außer seinem Beitrage die

1) Bei eintretender Vakanz? [Anm. Ranke's.]

geeigneten Lokalitäten für die Versammlung und Geschäftsführung einzuräumen.

§ 4. Diese Akademie soll nicht akademische Ehrenbezeigungen verleihen, noch auch die allgemeinen Studien durch gelehrte Abhandlungen zu fördern suchen. Ihr Zweck ist ausschließlich Einleitung und Durchführung der für die Geschichte der Nation und die Fortbildung ihrer Sprache erforderlich erscheinenden umfassenden Arbeiten, welche ohne gemeinschaftliche Bemühung nicht zustande kommen würden.

§ 5. Solche Arbeiten sind in Bezug auf die Geschichte:

1. Fortsetzung und Vollendung der Monumenta Germaniae in Übereinstimmung mit dem verdienten Herausgeber derselben und im Falle seines Ablebens Bestimmung seiner Ersetzung durch die Akademie, sodaß das große Werk keinen Augenblick unterbrochen wird.

2. Herausgabe der Reichstagsakten von der Zeit an, wohin sie nach einer von der kgl. bayerischen Akademie einzuholenden Erklärung durch die historische Commission dieser Akademie geführt wird, in weiter fortzusetzenden Abtheilungen, welche auch die späteren Zeiten bis zur Auflösung des Reichs umfassen sollen. (Anmerkung: Die landständischen Verhandlungen zu sammeln würde den einzelnen Staaten und Landschaften überlassen bleiben.)

3. Sammlung der in den Privatarchiven alter Familien auf die allgemeine deutsche Geschichte bezüglichen Urkunden im Original oder in beglaubigten Abschriften. (Anmerkung: Eine Verbindung mit dem germanischen Museum in Nürnberg wird hierfür in Aussicht genommen.)

4. Sammlung der deutschen Stadtrechte.

5. Ausarbeitung einer Geographie und Geschichte der Gaue.

6. Weiterführung aller für die allgemeine deutsche Geschichte wichtigen Arbeiten und Publikationen, deren anderweite Vollendung etwa durch die Umstände unthunlich gemacht werden sollte.

7. eine kritisch zuverlässige Genealogie: a) der regierenden Häuser; b) des übrigen hohen Adels; c) des niederen Adels; d) der namhaftesten bürgerlichen Geschlechter.

8. Geschichte der deutschen Kirche, namentlich der Erzbisthümer und Bisthümer, der Stifter und Kapitel und ihrer Territorien. (Anmerkung: Die Beziehungen zu Rom würden den Reichstagsakten vorbehalten bleiben.)

9. Geschichte der Wissenschaften in Deutschland bis zu der

Grenze, wo die Arbeiten der bayerischen Commission beginnen, und der deutschen wissenschaftlichen Institute überhaupt.

10. Geschichte der Poesie und der Kunst in allen Jahrhunderten.

11. Geschichte des Kriegs und der Kriegsverfassung, namentlich auch des Lehenwesens.

12. Ausarbeitung eines allgemeinen biographischen Lexikons, in welchem zuverlässige und kritisch bewährte Angaben über alle durch besondere Leistungen hervorragende Männer und Frauen deutscher Nation zu finden wären.

§ 6. In Bezug auf die Sprache würde die Akademie nicht auf eigentlich sprachwissenschaftliche Untersuchungen über die frühere Entwickelung der Sprache und ihrer Dialekte eingehen. Ihre vornehmste Aufgabe liegt vielmehr auf einem andern Gebiete und begreift hauptsächlich Folgendes:

1. Ausarbeitung eines Wörterbuchs der heutigen Schriftsprache, insofern auf historischer Grundlage, als dabei der Sprachgebrauch der seit etwa 1750 zu allgemeiner Anerkennung gekommenen Schriftsteller zugrunde gelegt würde, aber andererseits bei Wahrung aller individuellen Freiheit doch auch insofern maßgebend, als sich eine Regel finden läßt oder bei vorkommenden wesentlichen Verschiedenheiten der Vorschlag einer Regel gemacht werden kann.

2. Ebenso eine deutsche Grammatik. Der geltende Gebrauch wäre im allgemeinen an Beispielen nachzuweisen und festzustellen, um dem Schriftsteller, wenn er in Zweifel ist, zur Richtschnur zu dienen. Das Ziel wäre überhaupt, die Sprache auf der Bahn regelmäßiger Ausbildung zu erhalten.

3. Noch besonders wünschenswerth wäre ein Wörterbuch der Synonymen, ebenfalls mit Angabe des bisherigen Gebrauchs und genauer Scheidung der Begriffe.

4. Daran könnte sich eine Metrik schließen, welche die Lehre über den Reim begreifen müßte, auf Grundlage der festzusetzenden Autoritäten und unter Zuziehung bewährter, mit poetischen Arbeiten beschäftigter lebender Autoren. Auch in dieser Hinsicht müßte die Regel gefunden werden, ohne doch die Freiheit der fernern Entwickelung zu beschränken.

§ 7. Endlich würde vielleicht die Ertheilung von Preisen für Arbeiten in beiden Richtungen der Akademie in Aussicht genommen werden können.

§ 8. Die deutsche Akademie wird nicht in Klassen zerfallen, sondern nach ihren verschiedenen Aufgaben Sektionen bilden und deren Vorsteher bestimmen.

§ 9. Zur Erreichung ihrer Zwecke wird sie sich mit Mitarbeitern verbinden, welche sich an den besonderen Arbeiten nach vorgängiger Übereinkunft betheiligen.

§ 10. Die Akademie wird einen Präsidenten und einen Secretär haben, von denen der erstere jedenfalls aus der Mitte der Akademie genommen werden muß. Das erste mal wird der Protektor beide Stellen im Namen der vereinigten Fürsten besetzen. Später, bei entstehenden Vakanzen, wird eine Wahl der Akademie selbst nach Maßgabe der in den §§ 13., 14. und 15. noch folgenden Bestimmungen stattfinden.

§ 11. Dem Präsidenten wird neben dem Vorsitze bei den Verhandlungen die allgemeine Leitung der Arbeiten, dem Secretär die specielle Geschäftsführung zufallen. Letzterer wird dafür besoldet.

§ 12. Die Plenarversammlung der Akademie hat die definitive Entscheidung über alle vorkommenden Fragen, insoweit sie nicht dieselbe dem Secretär durch die ihm zu ertheilende Instruktion überläßt. Die Vorsteher der nach § 8 gebildeten Sektionen referiren über die Arbeiten derselben an das Plenum und sind an dessen Entscheidung gebunden.

§ 13. Die Zahl der Mitglieder der Akademie außer dem Präsidenten und eventuell dem Secretär soll mindestens Zwölf und niemals, mit Einschluß des Präsidenten und Secretärs, über Fünf und zwanzig betragen.

§ 14. Jede eintretende Vakanz soll durch Wahl wieder besetzt werden.

§ 15. Der Protektor wird von den übrigen theilnehmenden Fürsten Vollmacht erhalten, die Wahlen zu bestätigen, die Etats der Akademie, welche sie selbst aufstellt, prüfen zu lassen und zu genehmigen; ebenso die Rechnungen über die Einnahmen und Ausgaben prüfen und justificiren zu lassen.

§ 16. Der Protektor übernimmt die Vertretung der Akademie nach außen.

§ 17. Der Akademie werden die Rechte einer juristischen Persönlichkeit in den Staaten bewilligt, deren Regenten sich an dem Unternehmen betheiligen.

§ 18. Eine Plenarversammlung der Akademie soll alle Jahre in Weimar in der zweiten Hälfte des September stattfinden. Jedes

Mitglied, welches bei derselben erscheint, mit Einschluß des Präsidenten, erhält zweihundert Thaler.

§ 19. Außer dieser Remuneration beziehen die Mitglieder, einschließlich des Präsidenten, keine weiteren Emolumente. Alle nach Bestreitung der Remuneration der Mitglieder, der Besoldung des Secretärs und der sonstigen Kosten der Regie verbleibenden Einnahmen werden zur Ausführung der beschlossenen Arbeiten verwendet.

§ 20. Die erste Versammlung der Akademie soll am 16. September 1868 durch den Protektor eröffnet werden.

A. Verzeichniß der Briefempfänger.

(Die Zahlen bezeichnen die Nummern der in Abtheilung II gedruckten Briefe.)

Unbekannt:

B. Personenverzeichniß.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten; nicht aufgeführt sind die Erwähnungen von Personen in den an diese selbst gerichteten Briefen, weshalb das Verzeichniß A. zur Ergänzung heranzuziehen ist.)

Zu verbessern:

S. 30 Z. 16 v. u. lies Fink statt Finke
„ 82 „ 14 „ „ „ Dambach statt Tambach
„ 94 „ 17 „ „ „ Schönaich statt Schöneich
„ 119 „ 16 „ „ „ Sailer statt Seiler
„ 173 „ 11 „ „ „ Geymüller statt Gehmüller
„ 207 „ 5 „ „ u. s. f. lies Rheinwald statt Reinwald
„ 264 „ 7 „ „ lies Schultz statt Schulz
„ 414 „ 13 v. o. u. s. f. lies Hogendorp statt Hoogendorp.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Zur eigenen Lebensgeschichte.

Von

Leopold von Ranke.

Herausgegeben

von

Alfred Dove.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1890.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.